

Österreichische Zeitschrift für Volkskunde

Herausgegeben vom Verein für Volkskunde in Wien

Unter ständiger Mitarbeit von

Hanns Koren (Graz), **Franz Lipp** (Linz), **Oskar Moser** (Klagenfurt) und **Josef Ringler** (Innsbruck)

geleitet von

Leopold Schmidt

Neue Serie
Band XX

Gesamtserie
Band 69

WIEN 1966

IM SELBSTVERLAG DES VEREINES FÜR VOLKSKUNDE

150
15 V

Gedruckt
mit Unterstützung
des
Bundesministeriums für Unterricht
der
Burgenländischen Landesregierung
der
Niederösterreichischen Landesregierung
der
Steiermärkischen Landesregierung
des
Magistrates der Stadt Wien
und des
Notringes der wissenschaftlichen Verbände Österreichs



Abhandlungen und Mitteilungen

Friedrich Johann Fischer, Masken und rituelle Androgynie in Salzburg im 17. und 18. Jahrhundert	1
Rudolf Petrowitz, Ein Salzkirchl aus Villanders in Südtirol (mit 2 Abb.)	37
Hermann Steininger, Die Kummetskämme im Niederösterreichischen Landesmuseum in Wien. Ein Beitrag zur Volkskunde der Fuhrleute in Niederösterreich. (Mit 2 Abbildungen)	81
Leopold Schmidt, Maskenwesen, Maskenbrauch, Maskenspiel. Neuere Maskenliteratur seit 1960	103
Friedrich Johann Fischer, Masken und rituelle Androgynie in Salzburg im 17. und 18. Jahrhundert. Ein Nachtrag	126
Anni Gameraith, Stöfel, Obstquetsche und Obstmühle. Zur Einführung der Christ'schen Apfelmühle in Steiermark (Mit 2 Abb. im Text)	177
Franz Maresch, Der Anbau von Brandgetreide im oberen Pielachtal, Niederösterreich	188
Hiltraud Ast, Das Museum in der alten Hofmühle zu Gutenstein in Niederösterreich (Mit 2 Abb.)	192
Franz Kollreider, Bäuerliches Gewerbe-Museum in Schloß Bruck, Lienz (Mit 4 Abb.)	197
Dietmar Assmann, Die Wallfahrt zur kleinen hl. Theresia auf der Hungerburg bei Innsbruck (mit 2 Abb. und 1 Karte)	249
Viktor Flieder, Die Hirschgeweihe von St. Stephan in Wien (Mit 1 Abb.)	261
Zsoltán Ujváry, Das Begräbnis parodierende Spiele in der ungarischen Volksüberlieferung (Mit 6 Abb.)	267
Robert Hesse, Jakobs-Segen, Himmelbrief und ein Käfer	276
Alfred Höck, Vornehmer Bandit mit Ohrgehänge	282

Chronik der Volkskunde

Zum XX. Band der Neuen Serie (Schmidt)	39
Weinbaumuseum Krems (Schmidt)	40
Wiedererrichtung des Mödlinger Museums (Schmidt)	40
Heimatstube der Hauptschule Taufkirchen an der Pram (Schmidt)	40
Giuseppe Cocchiara † (Felix Karlinger)	41
Edmund Mudrak † (Schmidt)	41
Der Verein für Volkskunde 1965/1966. (Klaus Beitzl)	127
Erfolgreicher Aufbau im Österreichischen Freilichtmuseum (Viktor Herbert Pöttler)	130
Die „Sammlung Religiöse Volkskunst“ in Wien (Schmidt)	132
Bericht über das I. Seminar für Volksliedforschung an der Akademie für Musik und darstellende Kunst (Walter Deutsch)	133
Stammel-Ausstellung in Graz (Schmidt)	134
Großmährische Ausstellung in Wien (Schmidt)	135
4. Tagung für niederösterreichische Volkskunde	136
Zum Jubiläum des Berliner Museums für Volkskunde (Schmidt)	137
Auszeichnung (Wilhelm Ast)	138

Anton Dörner 80 Jahre (Schmidt)	138
Paul de Keyser † (Schmidt)	139
Erich Seemann † (Schmidt)	140
Hanns Koren 60 Jahre (Schmidt)	201
Volkskunde in der Historischen Landeskommission für Steiermark (Schmidt)	202
Ausstellung „Der steirische Bauer“ (Schmidt)	202
Schloßmuseum Gobelsburg (Schmidt)	203
Volkskundliches aus dem Bezirk Scheibbs (Schdt.)	204
Volkskunde an den österreichischen Hochschulen	
1. Universität: Dissertation Elisabeth Wieser	
2. Montanistische Hochschule Leoben: Lehrauftrag Dr. Franz Kirnbauer	205
Karl Magnus Klier †	205
Volkskundliches aus Niedersachsen. Arbeitstagung zur Vorberei- tung des 4. Bandes der volkskundlichen Buchreihe des Europa- rates (Klaus Beitz)	205
Österreichisches Freilichtmuseum 1966 (Schdt.)	283
2. Seminar für Volksliedforschung an der Akademie für Musik und darstellende Kunst in Wien (Schdt.)	283
Alltag und Festbrauch im Biedermeier (Schdt.)	284
Schloßmuseum Linz (Schdt.)	285
Gottfried Henßen zum Gedenken (K. Haiding)	285
Friedrich von der Leyen † (Felix Karlinger)	288
Don Sebastiao Pessanha † (Ernesto Veiga de Oliveira)	289
Viktor Theiß †	292
Institut für Landeskunde von Oberösterreich	292
S. I. E. F.	293
Ein zweites Brüder Grimm-Museum	293

Literatur der Volkskunde

Le Théâtre populaire Européen, édité par Leopold Schmidt (Leopold Kretzenbacher)	42
Brüder Grimm, Deutsche Sagen. Neuausgabe mit Nachwort von Lutz Röhrich (Schmidt)	44
Karl Haiding, Österreichs Sagenschatz (Schmidt)	45
Österreich-Lexikon, Bd. I (Schmidt)	46
F. H. König, Alt-Gmundner Fayenzen (Adolf Mais)	47
Ernst Burgstaller, Felsbilder und -Inschriften im Toten Gebirge in Oberösterreich	48
Ernst Burgstaller und Ludwig Lauth, Felsgravierungen in den Österreichischen Alpenländern (Schmidt)	48
Salzburger Trachtenmappe, herausgegeben von der Handelskam- mer Salzburg (Maria Kundgraber)	49
Hermann Kuprian, Das Große Schemensspiel (Schmidt)	50
Erich Hupfau, Schönes Zillertal (Schmidt)	50
Die hauptamtlichen Museumsbeamten Österreichs im wissen- schaftlichen Dienst (Schmidt)	51

Will-Erich Peuckert, Sagen. Geburt und Antwort der mythischen Welt (Schmidt)	52
Kurt Schöning, Mit viel Gefühl. Bayern im Spiegel der Gartenlauben-Zeit (Schmidt)	52
Felix Karlinger, Der abenteuerliche Glückstopf. Märchen des Barock (Schmidt)	53
Lutz Röhrich und Rolf Wilhelm Brednich, Deutsche Volkslieder. Bd. I. Erzählende Lieder (Schmidt)	53
Balladen aus mündlicher Überlieferung. Schallplatte von Johannes Künzig und Waltraud Werner (Schmidt)	55
Hartmut Braun, Studien zum pfälzischen Volkslied (Schmidt)	55
Ingeborg Weber-Kellermann, Erntebrauch in der ländlichen Arbeitswelt des 19. Jahrhunderts (Schmidt)	56
Johannes Künzig, Schwarzwald-Sagen (Schmidt)	57
Der Raum Westfalen. Bd. IV: Wesenszüge seiner Kultur. II. Teil: Beiträge zur Volkskunde und Baugeschichte (Schmidt)	57
Irmgard Simon, Die Gemeinschaft der Siebenten-Tages-Adventisten in volkskundlicher Sicht (Schmidt)	59
Sagen und ihre Deutung. Beiträge von Max Lüthi, Lutz Röhrich und Georg Fohrer (Schmidt)	60
Hans Woede, Wimpel der Kurenkähne (Schmidt)	61
Helen Gehnert, Baltische Märchen. II. Teil. Estnische Volksmärchen und Sagen (Schmidt)	62
Beiträge zur Sprachwissenschaft, Volkskunde und Literaturforschung, Wolfgang Steinitz dargebracht (Schmidt)	63
Fritz Meyer-Scharffenberg, Mecklenburg (Schmidt)	64
Christoph Simonett, Die Bauernhäuser des Kantons Graubünden, Bd. I (Oskar Moser)	64
Antaios. Zeitschrift, herausgegeben von Mircea Eliade und Ernst Jünger (Schmidt)	68
Janos Toth, Die Volksbaukunst in Göcsej (Schmidt)	69
Istvan Sándor, A Magyar néprajztudomány bibliográfiája 1945 bis 1954 (Schmidt)	71
Iván Balassa, Ackerbau in Hegyköz (Schmidt)	71
Europa et Hungaria. Congressus ethnographicus in Hungaria 1963 (Schmidt)	71
Studia Musicologica Academiae Scientiarum Hungaricae. Bd. VII: Budapester Kongreß 1964 (Schmidt)	73
Jože Stabéj, Die alten Wallfahrten der Slovenen an den Rhein (Schmidt)	74
Jos Philippen, De Oostbrabantse Bedevaartvaantjes van voor 1850 (Schmidt)	75
Leonardo Sciascia, Feste religiose in Sicilia (Rudolf Schenda)	76
Maria de Andrade, Musica de Feitiçaria no Brasil (Felix Karlinger)	77
Karl M. Klier, Allgemeine Bibliographie des Burgenlandes, Bd. V: Volkskunde (Schmidt)	141
Emil Mück, Die Geschichte von Marchegg, H. 4 (Schmidt)	143
Franz Eppel, Ein Weg zur Kunst (Schmidt)	144
Schatzkammern des Landes: Oberösterreichische Museen und Heimathäuser (Schmidt)	145

Fritz Winkler, Sagen aus dem Mühlviertel	146
Anton Mitmannsgruber, Sagen aus Liebenau (Schmidt)	146
Ligister Heimatbuch (Kundegraber)	148
Anton Anderluh, Kärntens Volksliedschatz, Bd. II/1 (Schmidt)	149
Alois Kieslinger, Kärntner Steinätzungen (Schmidt)	150
Maria Hornung, Mundartkunde Osttirols (Kundegraber)	150
Hans Hochenegg, Heiligenverehrung in Nord- und Osttirol (Schmidt)	151
Weihnachtskrippen aus Österreich, herausgegeben von Nikolaus Grass (Josef Ringler)	152
Wörterbuch der bairischen Mundarten in Österreich. 3. Lieferung (Schmidt)	157
Eberhard Dünninger und Dorothee Kiesselbach, Bayerische Literaturgeschichte, Mittelalter (Schmidt)	157
Votivbilder in Bayerisch Schwaben (Schmidt)	158
Rosemarie Weber, Westfälisches Volkstum in Leben und Werk der Dichterin Annette von Droste-Hülshoff (Schmidt)	159
Rätsel aus aller Welt. Herausgegeben von Karl Rauch (Klier)	160
Wolfgang Jacobeit, Bäuerliche Arbeit und Wirtschaft (Schmidt)	160
Jahrbuch für ostdeutsche Volkskunde, Bd. 9 (Schmidt)	166
Friedrich Lotz, Hodschag (Kundegraber)	167
Josef Kupi, Ulmbach (Kundegraber)	168
Műveltség es Hagymány, Bd. VII (Klier)	168
András Béres, Die Schwarzkeraimik von Nadudvar (Klier)	168
Jósef Szabadfalvi, Die Kunst der Lebzelter von Debrecen (Klier)	169
Albert Kurucz, Weinbau und Weinwirtschaft im nördlichen Teil des Komitates Bihar (Klier)	169
Zoltán Ujváry, Hahnenschlagen und Hahnenschießen in Ungarn (Klier)	169
Laurits Bødker, Folk Literature (Germanic) (Schmidt)	169
Alan Dundes, The Study of Folklore (Schmidt)	170
Österreichischer Volkskundeatlas. 2. Lieferung, herausgegeben von Richard Wolfram (Schmidt)	210
Zwei Institutsveröffentlichungen aus Österreich (Schmidt)	
1. Volkskundliche Studien, Innsbruck	211
2. Volkskundliche Beiträge, Wien	212
Károly Gaál, Angaben zu den abergläubischen Erzählungen aus dem südlichen Burgenland (Schmidt)	214
Franz Schmutz-Höbarchen, Ringelblumen (Schdt.)	215
Historisches Jahrbuch der Stadt Linz 1965 (Schdt.)	215
Georg Stadler, Ein Führer durch den Salzburger Tennengau und das angrenzende Gebiet (Schdt.)	215
Achentaler Heimatbuch. Zusammengestellt von Katharina Staudigl-Jaud (Kundegraber)	216
Norbert Hölzl, Theatergeschichte des östlichen Tirol vom Mittelalter bis zur Gegenwart (Schmidt)	217
Adalbert Krause, Admont und das Gesäuse in Geschichte und Sage (Schdt.)	218

Leopold Kretzenbacher, Ringreiten, Rolandspiel und Kufenstechen (Schmidt)	218
Max Rieple, Der Hochschwarzwald. Heimatbuch (Schdt.)	221
Max Rieple, Sagen und Schwänke vom Schwarzwald (Schdt.) . .	221
Beiträge zur Geschichte und Kultur des Landes zwischen Niederrhein und Maas. Herausgegeben von Arnold Mock und Gilbert de Smet (Schmidt)	222
Hans Szymanski, Schiffsmodelle in niedersächsischen Kirchen (Schdt.)	223
Deutsche Volksmärchen. Neue Folge, herausgegeben von Elfriede Moser-Rath (Schdt.)	223
Märchen der europäischen Völker. Unveröffentlichte Quellen, Bd. 6 (Schdt.)	224
Mathilde Hain, Rätsel (Schmidt)	224
Wolfgang Suppan, Volkslied (Schmidt)	225
Heidemarie Schade, Das Promptuarium Exemplorum des Andreas Hondorf (Schmidt)	227
Spielzeug aus dem Erzgebirge (= Sächsische Heimatblätter Bd. 11, Heft 6) (Schdt.)	228
Greifswald-Stralsunder Jahrbuch, Bd. 5 (Schdt.)	228
Joseph Lefftz, Das Volkslied im Elsaß, Bd. I (Schmidt)	229
Forum alpinum, geleitet von Brosi und Flotron (Schmidt)	230
Rudolf Braun Sozialer und kultureller Wandel in einem ländlichen Industriegebiet (Schmidt)	231
Margarete Möckli-v. Seggern, Arbeiter und Medizin (Elfriede Grabner)	232
Festschrift für Hans Georg Wackernagel (Schmidt)	234
Festschrift Alfred Bühler (Schmidt)	235
Hirtenkulturen in Europa. Führer durch die Sonderausstellung im Schweizerischen Museum für Volkskunde. Text und Bibliographie von Robert Wildhaber (Leopold Kretzenbacher)	236
Richard Horna, Der Pranger in der Tschechoslowakei (Schmidt) .	237
Jiri Uhliř, Die Bethlehemmalerei von Třebíč. Photographien von Josef Stava (Schmidt)	238
Das weiße, das schwarze und das feuerrote Meer. Finnische Volksmärchen. Herausgegeben von Robert Klein (Schdt.)	238
Wolfram Eberhard, Erzählungsgut aus Südost-China (Schmidt) . .	239
Duden-Wörterbuch geographischer Namen. Europa (ohne Sowjetunion) (Schdt.)	239
Festschrift für Alphons A. Barb (Schmidt)	294
Luise Wache, Die Täuflingstrachten im Österreich (Maria Kundegraber)	295
Gertrud Hess-Haberlandt, Zur Krippe her kommt (Maria Kundegraber)	296
Herwig Hans Hornung, Die Inschriften Niederösterreichs. I. Teil (Schmidt)	297
Franz Lipp, Oberösterreichische Stuben. Bäuerliche und bürgerliche Innenräume (Schmidt)	298
Otto Kampmüller, Oberösterreichische Kinderspiele (Karl Haiding)	299

Mathias Altman n, Oberösterreichisches Georgicon. Ein Lehrgedicht (Schmidt)	302
Jahrbuch des Oberösterreichischen Musealvereines. 111. Band, Linz 1966 (Schmidt)	303
Anna Maria Achenrainer, Frauenbildnisse aus Tirol (Maria Kundegraber)	304
Josef Ringler, Tiroler Krippen unserer Zeit (Schmidt)	305
Ingrid Kretschmer, Die thematische Karte als wissenschaftliche Aussageform der Volkskunde (G. Wiegelmann)	305
Matthias Zender, Sagen und Geschichten aus der Westeifel (Schmidt)	305
Almut Amereller, Votivbilder (aus dem Kloster Andechs) (Schmidt)	306
Liselotte Hansmann und Lenz Kriss-Rettenbeck, Amulet und Talisman (Schmidt)	307
Zauberei und Frömmigkeit. Herausgegeben von Hermann Bausinger (Schmidt)	308
Willi Wechs, Bergbubenjahre — wolkig bis heiter (Schmidt)	309
Jahrbuch für musikalische Volks- und Völkerkunde, Band II (Schmidt)	310
Jahrbuch des Deutschen Heimatbundes 1965/66 (Schmidt)	310
Christa Pieske, Das freudige Ereignis (Maria Kundegraber)	311
Louis Dujardin-Troades, Les cartographes Bretons du Conquet (Robert Schindler)	311
Müveltség es Hagymány (Kultur und Tradition) Bd. VIII, Debrecen 1966 (Karl M. Klier †)	312
Edit Fél und Tamás Hofer, Husaren, Hirten, Heilige (Schmidt)	312
Janós Ákos und Ede Solymos, Volkskunst des Komitates Bács-Kiskun (ungarisch) (Schmidt)	313
G. Calinescu, Estetica Basmului (Felix Karlinger)	313
Berichtigungen und Ergänzungen	314
Vorankündigung	314

*

Das „Lexikon für Theologie und Kirche“, ein Nachschlagewerk der Religiösen Volkskunde (Klaus Beitzl)	240

*

Anzeigen / Einlauf 1963—1965: Jahresbrauchtum, Maskenwesen	78

*

Anzeigen / Einlauf 1964—1966: Bildende Volkskunst	172

Masken und rituelle Androgynie in Salzburg im 17. und 18. Jahrhundert

Von Friedrich Johann Fischer

Einführung

Es soll hier nicht ausführlich, in allen Einzelheiten die Salzburger Fastnacht beschrieben werden, sondern nur zwei ihrer Haupterscheinungen, die Maske und die rituelle Androgynie. Es wurden daher Bereiche wie Faschingsbrief, Fastnachtsspiel, Musik, Rügegericht, Spielleute, Tanz usw. bewußt weggelassen, das Thema Maske nicht auf Gebiete ausgedehnt, die bereits in Bearbeitung vorliegen. Wir halten uns sehr knapp, denn der Stoff führt sehr weit.

Dem Titel entsprechend wurden die Quellen in Salzburg gesucht. Diese Quellen sind hier erstmals erschlossen.

*

Der ersten Aufzeichnung über Maskentreiben in Salzburg begegnen wir reichlich spät, erst in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts, in den Protokollen des Salzburger fürsterzbischoflichen Hofrats erst im Jahre 1664; die letzte lesen wir darin 1745. Andere Salzburger Quellen beginnen 1656 mit Aufzeichnungen über den Fasching, so das Pfliegergericht Golling, enden mit 1752, die Pflege Mosham, mit 1765, die Pflege Wartenfels.

Was wir hier vermerkt finden, ist nicht ganz so ergiebig für die Forschung, wie wir erwartet hatten. Es handelt sich im überwiegenden Falle um Verbote. So sind wir gezwungen, aus dem Negativ das Bild, aus dem, was nicht sein darf, zu lesen, was wirklich gewesen: Es sind Zeugnisse „negativer Art“, die uns jedoch das Positivum der Existenz der tadelnswerten Erscheinungen bestätigen. Das kann uns natürlich nicht alles zeigen. Aber was bleibt, was wir daraus zu verstehen vermögen, ist aufschlußreich. Wir können nun zeitlich und örtlich genauere Feststellungen treffen und Aussagen machen. Hier wird der Maske noch der uralte, der ihr eigentliche Sinn unterlegt, hier lebt dieser noch, wie unter anderem die Zaubererprozesse des Landes erweisen,

die zeitweilig reine Lykanthropie-Verfahren sind, die einzigen des Alpenlandes: Der bei allen Völkern verbreitete Glaube, der der Zauberei die Macht zuschreibt, die Gestalt hehlen und wandeln zu können. Zaubererleute pflegen auch in Salzburg in Wölfen sich zu bergen; der Wolf war jedoch ein Jahrtausend früher dem Gotte heilig, der mit Seelen und Geistern umgeht. Dem frühen Kult dient die Maske dazu, den Priester und die Teilnehmer an einer religiösen Feier als Götter oder Geister erscheinen zu lassen. Das Maskenwesen wird vom Jungmännerbunde getragen, es sind Gestalten, die da, als Perchten, Tresterer, „Kühtreiber“, Glöckler, Kaserermandln schwärmen, rumoren und lärmern, „unmenschlich“ gekleidet, „unmenschlich“ sich gebärend, Mitglieder der „maisnie“, der Wilden Jagd, des Totenheeres, dem in altgermanischer Zeit Odin-Wodan wie Holda-Pharaildis-Berchta vorstehen. Der Zauberkundige nahm eine Larve, grima — und grima ist altnordisch Name für eine Zauberin — einen trollsham vor und machte sich damit unkennd und fuhr durch die Lüfte, wie die Geister grímhelme, helidhelme anlegten. Die Begriffe Larve und Zaubergestalt gehen bis ins späte Mittelalter oft ineinander über, die Leges Rothari setzen „striga quod est masca; striga quae dicitur masca“, ¹⁾ Vokabularien des Mittelalters aus bayerischen Klöstern „larva. Item dicitur maleficus, incantator“. ²⁾ Die Magie der Maske, im weitesten Sinne, der Mummung, scheint in diesem Gebiete alpiner Beharrung besonders lange nachzuwirken: Diesen ewigen Kampf der Salzburger Behörde gegen den alten Brauch, den hergebrachten Zauber kennzeichnen die hier vorgelegten Dokumente. Der Brauch konnte, auch das spiegeln diese Urkunden, durch Bestimmungen und Gebote wohl eingedämmt, aber niemals ausgerottet werden, er war archetypisch angelegt gewesen. (Erst eine „neue Zeit“, ein „neuer Glaube“, die Aufklärung, vermochte ihn, in einer Bewegung allgemeiner Entmythisierung, zu „entleeren“.)

Nach diesen amtlichen Verfügungen gibt es, wie allgemein im deutschen Volksbrauch, die Gesichtsmaske und die Ganzverhüllung. In Salzburg wird in dem Zeitraume, den wir hier betrachten, überwiegend der Ausdruck „Mascara“ verwendet. Dieser Ausdruck erscheint ³⁾ 1569 (in den Hofzählamtsrechnungen vom bayerischen Hofe in München) das erste Mal in Bayern,

¹⁾ Vgl. Jacob Grimm, Deutsche Mythologie. 4. Ausgabe, besorgt durch Elard Hugo Meyer. Berlin 1875—1878; 2. Bd., S. 873.

²⁾ Hans Moser, Zur Geschichte der Maske in Bayern. In: Masken in Mitteleuropa. Hgg. von Leopold Schmidt. Wien 1955; S. 105.

³⁾ Ebenda, S. 140.

es gehört dort zu den „momerei kleidungen“. In Salzburg bezeichnet „Mascara“, in verschiedenerlei Schreibung, die Ganzverhüllung, die Verkleidung, aber die typisch fastnächtliche. So steht in der Folge „Mascara“ auch für „Fasching“. Das Salzburger Hofratsprotokoll (vom 5. Feber) 1676⁴⁾ gibt für „Mascara“ die Bedeutung „Fasching“: „Der Fasching, od(er) die Mascara“. Demnach war, das können wir weiterhin erschließen, wir haben aber auch urkundliche Belege dazu, das Hauptkennzeichen des Faschings, in Salzburg zur Mitte des 17. Jahrhunderts, die Ganzverhüllung, die phantastische Verkleidung gewesen. „Mascara“ ist also die Ganzverhüllung. Sie schließt die Verlarvung mit ein, die Bergung des Antlitzes hinter der Gesichtsmaske, denn öfters wird das Verbot „d(er) Mascara mit: Vnd ohne laruen“ ausgesprochen, so 1669, 1673, 1675, 1677, 1681, 1683, 1684, 1685, 1686, 1717, 1719, 1720, 1721, 1723, 1725, 1726, 1728, 1729, 1730, 1732, 1733, 1734, 1736. „Mascara“ ist eine „Kleidverstellung“, also eine Verkleidung, denn 1679 ist „alle Kleyder-Verstellung“ abgesagt worden, nämlich „Maschera Vnd and(er)e Verstellung in Claider“, mit gleichem Wortlaute 1681, 1682, 1683, 1685; 1693 und 1696 „die Mascara, Vnd all and(er)e Cleid(er) Verstellung“; 1706 „sowohl die Mascara, alß auch all andere Verstellung der Cleider“, 1707 „mascara . . . auch and(er)e Verkleidungen“, 1740 „mascra . . . oder derley Verkhlaidungen“. Doch „Mascara“ ist, im allgemeinen, nicht mit der „Kleidverstellung“ wesensgleich, sie wird immer wieder und sehr deutlich von dieser unterschieden, beide werden gesondert aufgezählt, nacheinander aufgeführt; sie ist eine besondere Art, eine „andere“. Das bezeugen 1674, es sind „die Mascara Vnd alle Verstellung der Klaidungen“ unterbunden, mit gleicher Fassung 1677, 1679, 1680, 1684, 1691, 1704, 1705, 1714, 1722, 1726, 1727, 1728, 1729, 1739, 1740, 1745; 1681 werden „die Maschärä, Vnd alle leibes: auch Khleid(er) Verstöllung“ untersagt, deutlich heißt es 1710 „die Kleid(er) Verstöllung Vnd Mascharä“, 1724 die „Mas-cra und alle Verstellung“, 1732 „Mascara Vnd Verclaidungen“. „Mascara“ wird aber auch von der bloßen Verlarvung abgesetzt. 1679 wird verboten, 1680 dieses Verbot wiederholt, „die Maschera od(er) Gesichtsbedeckh(ung)“. Daß dieses nicht als Pleonasmus, sondern Gegenüberstellung zu verstehen ist, erweist 1726; in diesem Jahr ist „die Verlarff: Vnd offentl(iche) Vermaschirung Verbotten“, also beides, Gesichtsmaske wie Ganzverhüllung durch Maskenkleid. „Gesichtsbedeckung“ heißt es nur einmal, sonst wird immer „larva“ oder „larfe“ in Salzburger Urkunden geschrieben; das ist die Gesichtsmaske. Die Larven werden immer

4) f. 91.

besonders erwähnt, die meisten Jahre wird das Fastnachtstreiben nur ohne Gesichtsmaske gestattet, die stetig wiederkehrende Verbotsformel lautet, „daß Vnser g(nä)di(g)ster herr p die maschara durchgehend, iedoch ohne larffen g(nä)di(g)st zugelassen habe“ (1669), „d(a)ß khein larva“ getragen werde (1673). Die „Fasching Kleyder“, erregen, wie wir 1673 erfahren, „öffentliche ärgernuß“. Diese Bemerkung läßt auf eine Verkleidung christlich-untragbarer Art schließen, hier scheint ein Hinweis auf eine (ursprünglich) aus magisch-kultischer Ahnung heraus gegebene Kleidung vorzuliegen. Bei der Verkleidung haben wir auch wohl an die Tiermaske zu denken. Die Kleiderverstellung bezieht wahrscheinlich (zeitweise) auch den Kleidertausch zwischen den Geschlechtern ein, die Geschlechtswechselverkleidung, denn 1673, 1675, 1679, 1680, 1688, 1692, 1697, 1700, 1744 warnen die Erlässe eindringlich davor.

Es stellen sich bestimmte Tage heraus, an denen besonders gerne maskiert gelaufen wird, 1700 gehen in der Rauris die Masken, trotz Verbots, am Fastnachtsonntag und -Erchttag umher, 1743 dem Verbot zuwider in der Residenzstadt, es ist Fastnachtmontag und -dienstag. Das ist die hohe Zeit der Fastnacht. Ort des Fastnachttreibens ist die „offne Straße“ (1679, 1680), das Wirtshaus. Es ist ein „Umgehen“, also wahrscheinlich ein Umzug, ein Umzug; es wird „herumgegangen“, so 1700 in der Rauris, 1743 in der Residenzstadt Salzburg. Man liest von einem „Herumfahren“, auf einem Bauernwagen, „öffentlich“, das geschieht 1680 in Lofer. Es findet ein Umlaufen statt, so hören wir öfter, es sind 1666 „lauffente mascharaden“, 1685 „lauffente Mascara“, ein „Mascara Lauffen“ 1685 wie 1725. 1676 wird „der Fasching, od(er) die mascara mit öffentlichen Umblauffen“ gehalten, das zeigt, daß es sich um Gruppen, um Züge, um Umzüge handeln muß; daß sie in laufender Bewegung ziehen, das ist kultische Bewegung, kultischer Lauf, Tanzen, Tänzeln, Drehen; um eine gewisse Organisation und Durchführungsmethode. Diese Anmerkung von 1676, „der Fasching, od(er) die mascara mit öffentlichen Umblauffen, od(er) in and(er) weeg“, zeigt, daß es verschiedenartige Formen des Faschingstreibens in Salzburg im 17. Jahrhundert gab.

Hier in Salzburg ist Mummerei und Mummung zu Hause. Stetig wiederkehrend, vielfältiger Art sind die Ermahnungen, Einschärfungen, die Beschränkungen und Verbote des Fastnachttrubels, aber sie werden oft kaum beachtet, immer wieder durchbrochen, ständig müssen der Landesherr, die Kirche, die verschiedenen Obrigkeiten dem Drang und Hang zur Mummerei

nachgeben. Es wird niemals möglich, sie ganz abzuschaffen. So wird von obenher wenigstens versucht, das laute und ausgelassene Schwärmen in Schranken zu halten. Es ergehen allerdings sehr selten Verordnungen über die Art der Masken, die getragen werden dürfen, wir ersehen also auch aus diesen Verboten kaum oder nur unzulänglich, welcher Weise die Maskierung gewesen, unter die der Salzburger in zwei Jahrhunderten schlüpfte, was der Träger ihr unterlegte. Klar wird jedoch gesagt, was die Geistlichkeit an Larve und Mummung verpönte. Man fürchtet höheren Orts, und diese Befürchtung ist durchaus berechtigt, daß der Drang zur Orgie zu Zeiten ausbräche, die „Festpromiskuität“, ⁵⁾ das über die Erde hin (und seit Jahrtausenden) anzutreffende Phänomen, daß anläßlich einer bestimmten Feier eine wahllose geschlechtliche Vermischung innerhalb einer Gruppe stattfindet (Isis-Feste der alten Ägypter, Dionysos-Kult der antiken Griechen, Feier der Bona Dea im alten Rom, Deutschland im Mittelalter und bis herauf in unsere Zeit, bei Esels- und Narrenfestlichkeiten, Kirchweihen und Erntetagen). ⁶⁾ Denn die Verbindung beider Geschlechter wirkt magische Kraft und Zauber, der Zeugungsakt ist der Ursprung des Lebens. Daher wird häufig bei Kultfesten der Geschlechtsakt nachgeahmt oder wirklich von Männern und Frauen zeremoniell ausgeübt (so in Australien, beim Caaro-Fest der Watschandies, das um die Mitte des Frühlings gefeiert wird, wenn die Jamsfrüchte reif sind). ⁷⁾ Durch diese Geschlechtszauberei wird alles belebt. Darum wird immer wieder vom Salzburger Landesherrn seinen Bauern die „Ehrbarkeit“ eingeschärft, werden sie zu ehrbarem Betragen gemahnt: 1688 wird die Fastnacht erlaubt, die letzten zwei Wochen des Faschings und ohne Larven, zu „nimandts beschimpfung wie nit weniger im Übrig(en) sich in allweg Ehrberlich Verhalten sollen“. Die Sage meldet von bauerlichen Orgien (in Tirol, es sind Hexenorgien im Heustadl. ⁸⁾ So wird uns klar, warum die Obrigkeit, die Kirche in Salzburg — wie anderswo — so heftig gegen den Kleidertausch ankämpft. Kleidertausch ist, nach J. J. Meyer, nichts

⁵⁾ Adolf Tüllmann, Das Liebesleben der Naturvölker. Stuttgart 1960. XXVIII. Kapitel: Die Festpromiskuität; S. 304 ff.

⁶⁾ Vgl. etwa auch: Anton Wildgans, Kirbisch oder der Gendarm, die Schande und das Glück. Elfter Gesang. (Anton Wildgans, Gesammelte Werke, 2. Bd.) Leipzig 1930; S. 228—236.

⁷⁾ J. P. Winthuis, Das Zweigeschlechterwesen. Leipzig 1928; S. 246.

⁸⁾ Ignaz Vincenz Zingerle, Sagen, Märchen und Gebräuche aus Tirol. Innsbruck 1859.

anderes als abgeschwächte Androgynie.⁹⁾ Eliade erklärt:¹⁰⁾ „Das Ritual des ‚Kleidertausches‘ ist der zeremoniellen ‚Orgie‘ morphologisch analog“, und verweist darauf, daß es häufig vorkommt, daß solche „Verkleidungen“ Gelegenheit und Anlaß eigentlicher Orgien sind.

Der ausbrechenden Energie des biokosmischen Lebens gesellt sich, von ihr entfacht, mit ihr verbunden, die Entfesselung der zeugenden Kräfte der Lebewesen, der erotischen Triebe des Menschen. Es ist Ausdruck der Epiphanie der Lebenskraft, der fruchtbringenden Mächte, Zusammenklang kosmischer und biologischer Energie. So werden auch die Verbote, ihre stete Wiederholung, die Androhung schwerer Strafen auf deren Mißachtung und Übertretung verständlich, uns, Menschen eines Zeitalters kühleren Denkens und gesellschaftlichen An-sich-Haltens. Danach haben wir eine Reihe von Verbotsgründen als für die damalige Zeit selbstverständlich gegeben. Ganz selten also sind die Jahre, in denen kein Verbot ausgesprochen wird. Es handelt sich bei diesen Gesetzen um sachliche und zeitliche Einschränkungen. Man möchte die Fastnacht ganz und ein für allemal verbieten; so 1679. Der Vorschlag des fürsterzbischöflichen Hofrats vom 9. Januar 1739, das Verbot „d(er) Mascara . . . bet(reffend)“, solle dem Landesherrn „mit dem beisaz“ übergeben werden, „d(a)ß Wegen der Mascara ain: für allemahl d(as) Verbott beschehen, V(nd) dahero alle Jahr ohne besonder(es) G(e)n(era)le an denen Landt-g(eric)hten Verueffen werden solle“. ¹¹⁾ Es wird meist nicht ein einfaches Verbot ausgesprochen, sondern Erläuterungen beigefügt. Diese Hinweise im Verbote sind aufschlußreich, sie kennzeichnen Kriterien des Salzburger Faschingstreibens. So ersteht ein Bild des Salzburger Fastnachtgewirres vor uns: Es zeichnet sich das Rügegericht ab (1688), die „Ausgelassenheit“ (1688), die Obszönität, der sexuelle Exzeß (1704), die „Insolenzen“ (1679, 1680, 1697), die zum Teil wahrscheinlich auch in das Rügegericht gehören, das übermäßige „Geschray“ hallt, all das ist dem Kultbrauch eigen. 1688 werden die letzten zwei Wochen des Faschings dem Trubel geöffnet, aber nur ohne Verlarvung „Vnd nimandts beschimpfung“. Die Ausgelassenheit zeigt sich im „muethwillen“ (1679, 1680), in „Rumor handl“ (1679, 1680), in „yppigkheit“ (1679, 1680). All das deutet auf eine gewisse „Enthemmung“. Die unflä-

⁹⁾ J. J. Meyer, Trilogie altindischer Mächte und Feste der Vegetation. Zürich—Leipzig 1937; I, 76, 86 usw.

¹⁰⁾ Mircea Eliade, Die Religionen und das Heilige. Salzburg 1954; S. 481.

¹¹⁾ Salzburger Hofratsprotokoll (SHRP) vom 9. Jan. 1739, f. 14. Landesarchiv Salzburg.

tige Ausgelassenheit kennen wir aus dem Mittelalter und den Fastnachtspielen. 1688 wird bei der Freigabe der Fastnacht die Auflage gemacht, daß sich alles ehrbar abzuspielen habe: „Nit weniger im Übrig(en) sich (alle) in allweg Ehrberlich Verhalten sollen“. Es wird im besonderen 1679 unterstrichen: daß „man sich aller insolenzen und ungebührlichen Geschrays enthalte“. Der Erzbischof ordnet 1677 an, daß man um die Erlaubnis zum Maskentreiben alle Jahre 14 Tage vor heiligen Lichtmeß (2. Februar) anfragen solle, das wäre demnach längstens in der dritten Januarwoche.¹²⁾ Eine amtliche Milderung des Verbots des Fastnachttrubels besteht darin, diesen für eine bestimmte Zeit zu gestatten (der Fasching wird also in seiner Gesamtheit oder für einen Teil der Zeit untersagt). Meist sind es drei Tage, selten mehr, etwa die letzten 14 Tage des Faschings. Die letzten drei Tage werden anscheinend 1675, sicher 1687 freigegeben, die letzten 14 Tage 1688.

Es ergehen aber auch Verbote des Faschingsvergnügens „in ansehung der gefehrlichen Kriegs-Leufften, Vnd auß and(er)en erheblichen Vrsachen“, so 1674. Es gibt die Fastnacht „zu Vnterschidlich sündthaffter Vngebühr gelegenheit“ wird 1730 gesagt, es zeigten sich „ärgerliche Müssbräuch“, es werden „die schrankhen Christlicher Zucht und Ehrbarkeit“ überschritten, hält man 1730 fest. Erlaube man die Maschra, würden „Vnheyl Sündt Vnd Lastern“ entstehen (1737). Mit Gott wird gedroht, seinem gerechten Zorne: „Zu abwendung des gerechten Zornes Gottes“ sei das Verbot ergangen, liest man 1707.¹³⁾ So scheinen (magische) Erotik, phallisch-kultische Bräuche mit der Salzburger Fastnacht verbunden gewesen zu sein, aber der Tadel ist zu allgemein gehalten, auf Einzelheiten wird nicht eingegangen, es fallen so große Sünden vor, daß ein christlicher Mund es nicht wagt, solche überhaupt zu nennen. Bei der Aufhebung der Fastnacht wird oft Bezug genommen auf bereits ergangene Verbote „umbligender Länder“. Das sind Bayern, Tirol, Österreich, Steiermark, und auch in dieser Reihenfolge üben jene ihren Einfluß auf das Erzbistum. Der Landesherr geht aber nicht immer gleich mit einem Verbote vor, er ist oft milder gesinnt als die Regierungen der angrenzenden Länder, die salzburgische Gesetzgebung folgt diesen zuweilen erst, hinkt diesen manchmal nach, meist im guten Sinne, man läßt sich diesbezügliche Verordnungen schicken, man vergleicht, man wartet die Entwicklung ab, um mehr Erfahrung zu gewin-

¹²⁾ SHRP vom 4. Feb. 1677, f. 71.

¹³⁾ Salzburger fürsterzbischöfliches Generale vom 29. Jan. 1707. In: Generalia. Band 12, Nr. 1027, p. 1086 f. Landesarchiv Salzburg.

nen, um aus der Praxis der anderen Staaten zu lernen, man nimmt gelegentlich auch deren einschlägige Erlässe, Gesetzesvorlagen, Gesetze zum Vorbild. Man läßt in Salzburg zeitweise von Amts wegen mehr gewähren, muß es wohl auch, der Lage des Landes, der Art seiner Bewohner gemäß. Es tut dies vor allem die nachgesetzte Behörde,¹⁴⁾ sie muß auch, bei allem Eifer, rasch erkennen, daß es manchmal unmöglich ist, gewisse, von höheren Beamten am Schreibtisch ausgedachte Maßnahmen mit dem wirklichen Leben in Einklang zu bringen, der Erzbischof weiß das und droht auch diesen, dem Pfleger und seinen Beamten schwere Ahndung im Falle des Mißerfolges oder der laxen Durchführung einer Aktion. Der Gebirgsbewohner ist ebenso stark seiner Freiheit wie dem hingegeben, was ihm an Ideengut und Brauch von den Vorfahren überkommen. Er kann auch, im verkehrsmäßig wenig aufgeschlossenen Alpenlande, weniger genau überwacht, weniger eindeutig regiert werden: „Dieweilen man Vernimbt, daß bey disen schwebendt gefährlichen leuffen Vnd Zeiten, in andern umbligenden Ländern die mascharaten abgestellt worden, entgegen selbige sich bereits alhier sehen lassen, alß ist solches Ihren hochfürst(lichen) Gn(aden) Vnd(er)thenigist Zuhinderbring(en), Vnd waß Sie derentwillen g(nä)d(igi)st Verordnen wollen, Zuerwarthen“, wird am 9. Feber 1666 ins Hofratsprotokoll eingeschrieben. Die Untertanen, die Bauern und Handwerker, aber auch die Beamten, kümmern sich oft nicht um das Verbot, sie durchbrechen es häufig, vielleicht ständig: so 1680 gleichzeitig in zwei so weit auseinanderliegenden Orten wie Bischofshofen¹⁵⁾ und Lofer.¹⁶⁾ „Beschehene Übertretung des g(e)n(e)ral Verbottes im fürst(lich) Chiemsee: hoff Marckht Bischoffshouen in p(un)cto d(er) abgeschafften Maschärä, spilleuth, Vnd tanzen betr(effend). H(err) Pfleger zu Werffen berichtet, Wasgestalten in erwehnt Fürst: Chiemsee: hoffmarch zu Bischoffeshouen wid(er) d(a)z ergangene G(e)n(e)ral verpott den Fasching öffentlich auszurueffen, Vnd darauf in des Pflegverwalters wüthsbehauffung daselbst, den gemain Vnd Frey tanz anzufangen passiret worden, auch hernach Verrers Ferdinandt Stainer et Cons(orten) bey Wolfen Redh gastgeben Vmb 2. Vhr in d(er) Nacht, doch ohne gehabte weibespildter herumb gesprungen, Vnd getanzt haben.“ Es ist die sofortige Abstellung dessen anzubefehlen und der Pflegsverwalter zu Bischofshofen dieses Vorgangs wegen „umb seine Verantworthing zuuernemen“, der Stainer aber und dessen Kon-

¹⁴⁾ SHRP vom 8. März 1680, f. 179.

¹⁵⁾ SHRP vom 19. Feb. 1680, f. 140; vom 7. März 1680, f. 179.

¹⁶⁾ SHRP vom 11. März 1680, f. 182.

sorten wegen ihres „Vereyhten Exceß iedwed(er) mit 4:tägiger Keich(en) in geringer atzung abzustraffen“. ¹⁷⁾ Der Pflücksverwalter von Bischofshofen muß von seiner vorgesetzten Behörde einen Rüssel einstecken, daß er dieses Faschingstreiben gestattet habe; er hatte sich sehr verklausuliert entschuldigt, daß er aus dem guten Glauben heraus gehandelt habe, daß die Fastnacht nicht verboten gewesen sei. ¹⁸⁾ Hier liegt kultisches Brauchtum vor: Der Fasching wird — öffentlich — ausgerufen; dann wird getanzt, zuerst in Gemeinschaft. Spät in der Nacht wird ohne Frauen „herumb gesprungen, Vnd getanzt“; das kann wohl nur Kulttanz gewesen sein, dem die Ungeselligkeit, die heftige Bewegung, überhaupt die Kennzeichnung „Springen“ eignet, Tanz des „Burschenbundes“, mit seinem Vortänzer, das wäre vielleicht jener Ferdinand Stainer gewesen. Hier leuchtet von der besonderen Bewandnis auf, die der Tanz im 17. Jahrhundert — und dann noch lange weiterhin — im Leben des Salzburger zeigte.

1700 wird berichtet, ¹⁹⁾ daß dem Verbot zuwider „die Rauriser sich Vnd(er) standen, an fasnacht sontag Vnd Erchttag“ verlarvt und mit vertauschten Kleidern „herumzugehen“. Das Verbot wird auf mehrerlei Art durchbrochen: In der Art der Ausführung, in der Zeit. Die Durchbrechung der Weise der Durchführung eröffnet uns einen Einblick in die Art des Salzburger Fastnachtreibens, die Nichtbeachtung des zeitlichen Gebots hebt bestimmte Tage heraus. Dies sind besondere Tage. So wird 1700 der Fastnachtsonntag und der Faschingdienstag genannt, 1743 Fastnachtmontag und -dienstag. Die Verbote der „Maschara“, der Mummung und des Mummenschanzes, werden unterschiedlich begründet. Meist werden mehrere Gründe angeführt. Die Hauptgründe sind äußerer und „innerer“ Natur, politische Ursache, Kriegsgefahr, Seuche, Teuerung, und moralische Ursache, sie stehen in Zusammenhang miteinander, der (gerechte) Zorn Gottes schickt der sündhaften Bewohnerschaft jene als Strafen zu. 1664 wird gemeldet, ²⁰⁾ daß „der laidig grassirenden infeccion“ zu Amsterdam und Hamburg wegen der Fürsterzbischof anbefohlen habe, „das man in ansechen der obschwöbent khümmerlichen leüffen die nun mehr angehente Faßnachtzeit hinumb die Manscharen totaliter, auch in publico die spülleüth biß auf weitere Verordnung abstölle“. Dieser Wortlaut wird fast stereotyp wie-

¹⁷⁾ SHRP vom 19. Feb. 1680, f. 140.

¹⁸⁾ SHRP vom 8. März 1680, f. 179.

¹⁹⁾ SHRP vom 29. Jan. 1700, f. 158.

²⁰⁾ SHRP vom 29. Jan. 1664, f. 41; vgl. ebenda 7. 2., f. 56; 11. 2., f. 65; 12. 2., f. 68; 14. 2., f. 71; 22. 2., f. 76, f. 80; 28. 2., f. 88; 29. 2., f. 92; 4. 3., f. 101.

derholt. 1674 hat Ihre Hochfürstliche Gnaden „in ansehung der gefehrlichen Kriegs-Leufften, Vnd auß and(er)en erheblichen Vrsachen die Mascara Vnd alle Verstellung der Klaidungen genzlichen G(nä)digist abgestölt: Vnd Verbothen“. ²¹⁾ 1675 haben „S(ein)e Hochfürst(liche) Gn(aden) pp . . . g(nä)d(ig)ist anbefolchen“, daß „die Mascara durchgehents, wie Vor einem Jahr“ verboten seien, „weillen die Krieghs Leüff noch gefehrlicher“ ²²⁾. 1676 werden „der Fasching, od(er) die mascara . . . ganz eingestölt“, wegen der „Beuorstehent: gefährlichen Kriegs leuff, Vngesunden wetters, Vnd theürer Zeit“. ²³⁾ 1677 werden „wegen der vor Augen stehend gefährlichen Zeit, Vnd Leüffen die Mascara, Vnd Cleider Verstöllungen mit oder ohne Larfen für Heyriges Jahr in der Erzstüfft durchgehents abgestölt“, ²⁴⁾ 1720, 1721, 1723 wegen des „gefährlichen aussechens“. ²⁵⁾ 1678 lesen wir von der „Verbietung der Mascara“. ²⁶⁾ 1679 ergeht ein Generalmandat, das sich (dessen spätere, nochmalige Protokollierung nämlich) auf die Erlässe vom 6. Feber 1679 und 8. Januar 1680 bezieht und unter anderem ein „Verbott der Maschera“ enthält: Der Landesherr hat „die Maschera od(er) Gesichts bedeckh: oder Vorstellung . . .“ für „sowohl ietzens alß ins Konfftig, nit allein in d(er)o Residenz Statt, sond(ern) auch im ganzen Erzstüfft durchgehents abgestölt Vnd abgeschafft“. ²⁷⁾ 1680 werden „Mässgärä“ und Verkleidung verboten, ²⁸⁾ desgleichen 1681, ²⁹⁾ 1682, ³⁰⁾ 1683, ³¹⁾ 1684. ³²⁾ 1685 werden, „weillen die iezige Khriegs Coniuncturen noch nit allerdings zum bösten“, „wegen d(er) annoch Vor augen stehenden gefährlichen Zeiten Vnd lauffen d(ie) Mascara od(er) Claid Verstöllungen, mit od(er) ohne larfen ohne Vnd(er)schidt“ im ganzen

²¹⁾ Salzburger fürsterzbischöfliche Generale vom 1. Feb. 1674. In: Generalia. Band 12, Nr. 532, p. 228; SHRP vom 8. Feb. 1674, f. 96.

²²⁾ SHRP vom 4. Feb. 1675, f. 111.

²³⁾ SHRP vom 5. Feb. 1676, f. 91.

²⁴⁾ SHRP vom 4. Feb. 1677, f. 70.

²⁵⁾ Pfleggericht Mosham, Pfleggerichtsakten. Repertorium. „Hochlobl. Hofraths Mandata und Generalien“; p. 257, Nr. 154. Landesarchiv Salzburg.

²⁶⁾ SHRP vom 24. Jan. 1678, f. 62; vgl. ebenda f. 88, 106, 115, 118, 121, 138, 145, 205.

²⁷⁾ In: Generalia. Band 12, Nr. 631, p. 556 f.

²⁸⁾ SHRP vom 18. Jan. 1680, f. 11.

²⁹⁾ SHRP vom 23. Jan. 1681, f. 63; vom 24. Jan. 1681, f. 71.

³⁰⁾ SHRP vom 7. Jan. 1682, f. 1; vgl. ebenda f. 15, 30, 42, 53, 60, 79, 101, 262.

³¹⁾ SHRP vom 5. Jan. 1683, f. 1; vom 10. März 1683, f. 150; Salzburger fürsterzbischöflicher Generalbefehl vom 31. Jan. 1683. In: Generalia. Band 12, Nr. 726, p. 717.

³²⁾ SHRP vom 22. Nov. 1683, f. 711; vom 26. Jan. 1684, f. 57.

Landе untersagt.³³⁾ Auf gleiche Weise wurde die Fastnacht 1686 unterbunden,³⁴⁾ auch 1687, mit Ausnahme der letzten drei Faschingstage.³⁵⁾ 1689³⁶⁾ wird die Fastnacht nicht zugelassen, 1691 „bey iezig(en) gefährlich(en) coniuncturen Völlig abgestöllet“,³⁷⁾ aufgehoben 1693,³⁸⁾ 1694,³⁹⁾ 1695,⁴⁰⁾ 1696,⁴¹⁾ 1698,⁴²⁾ 1699,⁴³⁾ 1700,⁴⁴⁾ 1701,⁴⁵⁾ 1702, — da wird darauf verwiesen, daß der Papst zu Rom gleiches Verbot erlassen habe, außerdem herrschten „betrübte Zeiten“,⁴⁶⁾ 1703,⁴⁷⁾ 1704, wegen der „gefährlichen Zeit“ wird jede Art von Verkleidung und Mascara untersagt,⁴⁸⁾ 1705,⁴⁹⁾ 1706,⁵⁰⁾ 1707,⁵¹⁾ 1708⁵²⁾ die Hofratsaufzeichnungen von 1709 sind nicht mehr vorhanden, aber das Pfliegergericht Golling verzeichnet das Verbot.⁵³⁾ „Bey iezig gefährlicher coniunctur“ sind 1710 „die Maschara Vnd alle Verkleidung in d(er) fasnacht... abgestellt“,⁵⁴⁾ desgleichen 1711.⁵⁵⁾ Die Jahrgänge 1712 und 1713 der Berichte der Hofratssitzungen fehlen, die „Maschra“ ist in beiden Jahren verboten, wie (u. a.) das Pfliegergericht Golling festhält,⁵⁶⁾ von 1714 und 1715 sind nur mehr die zweiten Bände verfügbar, die für uns zu spät einsetzen, jeweils am ersten Juli des betreffenden Jahres, aber für 1714 und 1715 finden sich noch andere Quellen:

³³⁾ Salzburger fürsterzbischöfliches Generale vom 23. Jan. 1685. In: Generalia. Band 12, Nr. 719, p. 702 f.; SHRP vom 18. Jan. 1685, f. 28.

³⁴⁾ SHRP vom 31. Jan. 1686, f. 62.

³⁵⁾ SHRP vom 16. Jan. 1687, f. 40.

³⁶⁾ SHRP vom 4. Feb. 1689, f. 90.

³⁷⁾ SHRP vom 29. Jan. 1691, f. 76.

³⁸⁾ SHRP vom 3. Feb. 1693, f. 193.

³⁹⁾ SHRP vom 5. Feb. 1694, f. 88.

⁴⁰⁾ SHRP vom 31. Jan. 1695, f. 82.

⁴¹⁾ SHRP vom 3. Feb. 1696, f. 193 f.

⁴²⁾ SHRP vom 24. Jan. 1698, f. 99.

⁴³⁾ SHRP vom 30. Jan. 1699, f. 95.

⁴⁴⁾ SHRP vom 29. Jan. 1700, f. 158.

⁴⁵⁾ SHRP vom 22. Jan. 1701, f. 129.

⁴⁶⁾ SHRP vom 28. Jan. 1702, f. 177.

⁴⁷⁾ SHRP vom 11. Jan. 1703, f. 49.

⁴⁸⁾ SHRP vom 19. Jan. 1704, f. 99.

⁴⁹⁾ SHRP vom 3. Feb. 1705, f. 142.

⁵⁰⁾ SHRP vom 26. Jan. 1706, f. 100.

⁵¹⁾ Salzburger fürsterzbischöfliches Generale vom 29. Jan. 1707. In: Generalia. Band 12, Nr. 1027, p. 1086 f.

⁵²⁾ Wie 25) Mosham; p. 250, Nr. 140.

⁵³⁾ Pfliegergericht Golling, Pfliegergerichtsakten. Repertorium. Band 4. „Hofraths ex offio: Acta.“ S. 349, Nr. 3; vom 16. Jan. 1709. LA. Sbg.

⁵⁴⁾ Salzburger fürsterzbischöfliches Generale vom 22. Jan. 1710. In: Generalia. Band 12, Nr. 977, p. 1054.

⁵⁵⁾ SHRP vom 31. Jan. 1711, f. 161.

⁵⁶⁾ Wie 53) S. 361, Nr. 3; vom 23. Jan. 1712; S. 364, Nr. 10; vom 14. Jan. 1713.

1714 ist der Fasching verboten; ⁵⁷⁾ ebenso 1715, ⁵⁸⁾ 1716, ⁵⁹⁾ 1717, ⁶⁰⁾ 1718, ⁶¹⁾ 1719, ⁶²⁾ 1720, ⁶³⁾ 1721, ⁶⁴⁾ 1723, ⁶⁵⁾ 1724, ⁶⁶⁾ 1725, ⁶⁷⁾ 1726, ⁶⁸⁾ 1727, ⁶⁹⁾ 1728, ⁷⁰⁾ 1729, ⁷¹⁾ 1730, ⁷²⁾ 1731, ⁷³⁾ 1732, ⁷⁴⁾ 1733, ⁷⁵⁾ 1735, ⁷⁶⁾ 1735, ⁷⁷⁾ 1736, ⁷⁸⁾ 1737, ⁷⁹⁾ 1738, ⁸⁰⁾ 1739, — bey gegen Werthig gefähr(lich) anssedhenden Kriegs: Vnd Contagions: Zeiten“ ⁸¹⁾ — 1740, ⁸²⁾ 1741, ⁸³⁾ 1742, ⁸⁴⁾ 1743, ⁸⁵⁾ 1744 ⁸⁶⁾ — mit einigen Ausnahmen für die Residenzstadt — 1745. ⁸⁷⁾ 1750 sind „masquierte Tänz“

⁵⁷⁾ Salzburger fürsterzbischöfliches Generale vom 22. Jan. 1714. In: Generalia. Band 12, Nr. 1151, p. 1181.

⁵⁸⁾ Wie 53) S. 375, Nr. 34; vom 19. Jan. 1715.

⁵⁹⁾ SHRP vom 21. Jan. 1716, f. 82; 3. Feb. 1716, f. 138.

⁶⁰⁾ Pfleggericht Mittersill, Pfleggerichtsakten; Repertorium. 1. Band. „Hofgericht Sachen Ex offio“, Nr. 734. Landesarchiv Salzburg.

⁶¹⁾ SHRP vom 15. Jan. 1718, f. 49.

⁶²⁾ SHRP vom 27. Jan. 1719, f. 107.

⁶³⁾ Wie 53) S. 385, Nr. 20; vom 15. Jan. 1720.

⁶⁴⁾ SHRP vom 24. Jan. 1721, f. 80.

⁶⁵⁾ Wie 53) S. 388, Nr. 2; vom 22. Jan. 1723.

⁶⁶⁾ SHRP vom 1. Feb. 1724, f. 91.

⁶⁷⁾ Wie 53) S. 393, Nr. 1; vom 8. Jan. 1725.

⁶⁸⁾ SHRP vom 26. Jan. 1726, f. 76; „Ausschreiben an alle Städte und Gerichte die verbotenen Mascara betreffend“. In: Salzburger Hofrats-Katenichl 1726—1728, vom 26. Jan. 1726, f. 4. Landesarchiv Salzburg.

⁶⁹⁾ SHRP vom 21. Jan. 1727, f. 70; Fürsterzbischöflicher Generalbefehl vom 21. Jan. 1727 an die Städte aufs Land. In: Salzburger Hofrats-Katenichl 1726—1728, f. 78.

⁷⁰⁾ Fürsterzbischöflicher Generalbefehl vom 10. Jan. 1728. In: Salzburger Hofrats-Katenichl 1726—1728, f. 145.

⁷¹⁾ Fürsterzbischöflicher Generalbefehl vom 24. Jan. 1729. In: Salzburger Hofrats-Katenichl 1729—1731, f. 6.

⁷²⁾ Wie 53) Band 5; „Hofraths ex offio: Acta“, S. 380, Nr. 3; vom 4. Feb. 1730.

⁷³⁾ Ebda., S. 386, Nr. 27; vom 27. Jan. 1731.

⁷⁴⁾ SHRP vom 19. Jan. 1732, f. 28.

⁷⁵⁾ SHRP vom 10. Jan. 1733, f. 28.

⁷⁶⁾ Wie 72) S. 394, Nr. 32; vom 15. Jan. 1734.

⁷⁷⁾ Ebenda, S. 395, Nr. 39; vom 24. Jan. 1735.

⁷⁸⁾ SHRP vom 18. Jan. 1737, f. 64.

⁷⁹⁾ Ebenda.

⁸⁰⁾ Vgl. SHRP vom 21. Feb. 1738, f. 285.

⁸¹⁾ SHRP vom 9. Jan. 1739, f. 14.

⁸²⁾ SHRP vom 1. Feb. 1740, f. 129.

⁸³⁾ SHRP vom 7. Jan. 1741, f. 15.

⁸⁴⁾ Pfleggericht Wartenfels, Pfleggerichtsakten. Repertorium. „Hofgerichts Sachen. Generalia.“ Landesarchiv Salzburg.

⁸⁵⁾ Vgl. SHRP vom 1. März 1743, f. 243; f. 311; vom 22. März 1743, f. 345; vom 1. Okt. 1743, f. 2050; vom 4. Feb. 1744, f. 164 f.; vgl. ebenda f. 141, 148, 198, 307, 575.

⁸⁶⁾ SHRP vom 31. Jan. 1744, f. 141; vgl. ebenda f. 148, 164.

⁸⁷⁾ SHRP vom 5. Feb. 1745, f. 88.

im Fasching erlaubt.⁸⁸⁾ Verbote der Mascara für die Jahre 1742 bis einschließlich 1765 bringen die Akten der Pflège Wartenfels.

Ausdrücklich erlaubt wird die Fastnacht 1656; 1669, „die maschera durchgehend, iedoch ohne larffen“,⁸⁹⁾ desgleichen 1673: „S(ein)e h(och)f(ürstliche) Gn(a)den auch dergestalten die mas-cara Verwilliget haben, d(a)ß selbige an Sechsten albereit Verfloßenen dises den anfang nem(m)en, Vnd disen Fasching, darmit auf dise weiß continuiren möge, d(a)ß primo khein larva, . . . dan tertio die ybrige Fasching Kleyder khein öffentliche ärgernuß geben“⁹⁰⁾ (über die zweite Bedingung sprechen wir an anderer Stelle). Am 30. Januar 1675 wird sie für „die lezte. 3 fasching Täg, wegen bevorstehendt: gefährlichen khriegsleüffen, yedoch ohne larfen“ freigegeben,⁹¹⁾ am 4. Feber dennoch für dieses Jahr „durchgehents“ untersagt.⁹²⁾ 1687 sind die letzten drei Tage des Faschings offen,⁹³⁾ 1688 die letzten zwei Fastnachtwochen, ohne Maskierung,⁹⁴⁾ 1692⁹⁵⁾ und 1697 die ganze Fastnacht, aber beide Jahre ohne Verlarvung. Ungeklärt erscheint das Jahr 1722: Die „Mascara“ betreffend,⁹⁶⁾ ist bei Ihren Hochfürstlichen Gnaden untetänigst anzufragen, „ob die Mascara Vnd Verclaidung bey beuorstehend(er) Fasnacht g(nä)d(igi)st bewilliget, oder aber wie einige Jahr her abgestölt Vnd d(er)entwillen die Verordnung inhibition an die stött ausgeförtiget werden solle“? Der Entscheid des Landesherrn darüber ist in den Hofratsprotokollen nicht zu finden. Weder die Pflögerichtsakten von Golling, Mittersill, Mosham, Rauris noch Wartenfels verzeichnen irgendein Verbot der Fastnacht für 1722. Von 1731 steht nur der zweite Band der Sitzungsberichte zur Verfügung, der erste, der den Zeitraum von 1. Januar bis Ende Juni umfaßt, ist verschollen. Daher fehlt auch hier diese Aussage, aber andere Quellen kennen das Verbot. 1728 und 1729 war das Generale über die Aufhebung der Fastnacht vom Vorjahre im Wortlaut wiederholt worden, jenes von 1726 nachweislich (und mindestens) in den folgenden drei Jahren, nämlich 1727, 1728, 1729. 1744 erläutert, „Die Redouten Vnd Mascra bei gegen Werthig(er) Fasß-Nacht Zeit betr(effend)“, „I(hre) Hochw(ürden) H(err) Praesident . . . Wie daß I(hre) Hoch-

⁸⁸⁾ SHRP 1750, f. 40.

⁸⁹⁾ SHRP vom 1. Feb. 1669, f. 171.

⁹⁰⁾ SHRP vom 16. Feb. 1673, f. 153.

⁹¹⁾ SHRP vom 30. Jan. 1675, f. 89.

⁹²⁾ SHRP vom 4. Feb. 1675, f. 111.

⁹³⁾ SHRP vom 16. Jan. 1687, f. 40.

⁹⁴⁾ SHRP vom 30. Jan. 1688, f. 87; vom 3. Feb. 1688, f. 90.

⁹⁵⁾ SHRP vom 4. Feb. 1692, f. 108 f.

⁹⁶⁾ SHRP vom 27. Jan. 1722, f. 73.

fürst(liche) Hochheit pp auf ferner Weithers Von Einigen des Hohen adls gemachte Vorstöllung es zwar noch Weils bei d(er) in d(er) göstrigen Session recap(i)t(u)l(i)rt G(nä)d(ig)sten Resolution Vnd Ertheilten Signatur; d(a)z Nemb(lich) die Maschra Wie vorige Jahre also auch anheuer bei gegen Werthig Fassnacht Zeit Verbotten Seyn solle, g(nä)d(ig)st beruehen lassen, iedoch anbei G(nä)d(ig)st bewilliget haben, daß die Vermaschierte redouten Vor die gavelier, Hochfürst(liche) räth Truchseß Vnd and(er)e Von ädl Hoff- Vnd militar Offizier, auch Studirente Jugent, dan Cam(m)erdiener, auch Handls-Leithe solchergestalten Vnd gegen deme megen gehalten werden, daß die in den relationsp(un)cten enthaltene 6. puncta auf daß genaueste beobachtet Vnd deme gehorsambst nachgelebt werden solle, ybrigens auch ein ied(er), so in die redouten eingelassen Zuwerden V(er)langet eheuor sich Vor dem redouten geber nemb(lich) bei dem Hochfürst(lichen) Tanzmaister Franz Gottlieb Spöckher demasquieren Vnd sich erkhen(n)en Zugeben, auch Ehrbar: Vnd so sich Zu Verkhlaidten wissen werde, d(a)z daß geschlecht nit Verstöllet, noch einige geist(liche) od(er) ordens kleidung angezogen, mind(er) aber mit Einem gwör od(er) Waffen, es Seye Klinge od(er) Gschoß masquirt yber die gasße Zu: od(er) v(om) Redouten Hauß betrötten werden soll, und diß alles bei Vermeidung empfindt(licher) Straffe“. Das Stadtgericht hat diesen „gnädigsten Entschluß“ zu jedermanns Wissenschaft und gehorsamster Nachlebung durch den Trommelschlag zu publizieren und anzuschlagen und dem Tanzmaister ist hiervon auch eine Abschrift zuzumitteln.⁹⁷⁾ Auch 1746 fehlt jede Anmerkung über die Fastnacht in den Hofratsprotokollen. Nach anderer Quelle aber wissen wir, daß sie, zumindest für die Residenzstadt, erlaubt gewesen. Unterm 6. Februar 1746 schreibt der Salzburger Benediktinermönch und Universitätsprofessor Otto Gutrather (1705—1759) in seinem Tagebuch,⁹⁸⁾ daß der Landesherr auch der Universität gestattet habe, an den öffentlichen Vergnügungen der Fastnacht in der Residenzstadt verlarvt teilzunehmen, an den Tänzen, Spielen usw. (Concessa quoq(ue) universi(tate)m a Principe oblectam(en)ta p(u)bl(i)ca Bacchanalium per urbem cum larvis, choreis, et lusibus p.) Ab 1750 treffen wir also in den Hofratsprotokollen keinerlei Eintragung mehr, die das Fastnachtstreiben im Erzstifte Salzburg

⁹⁷⁾ SHRP vom 4. Feb. 1744, f. 164 f.

⁹⁸⁾ Gutrather, R. P. Ottonis, rerum gestarum Annotationes. Handschrift, lateinisch, 2 Bände. (1. Band: 1737—1743. 2. Band: 1745—1759, unvollständig.) Stiftsarchiv St. Peter in Salzburg. Sign. Hs. A 150 und Hs. A 151; 2. Band, f. 29.

gestatten, beschränken oder untersagen würde. Wonach der Hofrat lange Jahre gestrebt, war vom Landesherrn genehmigt worden: Die Fastnacht war 1745 durch Generale ein für allemal verboten worden (nachdem dies schon 1679 und 1739 versucht worden war). „Die Maschra betr(effend)“ erachtet 1745 „HH Hoff Canzler . . . Nöthig Zusezen, d(a)z Wegen d(er) Verbottnen Maschra Vnd Verkleidungen bei gegen Werthigen Zeiten d(a)z erlassne g(e)n(era)le, ob zwar infolge d(a)z Verbott auf alle Zeiten erströ(khe) doch ex Superabundanti, Wie es alhir bereiths beschehen, also auch zu Hällein, Steuff(e)negg, Vnd Neüehaus wid(er)holt publicirt werden khan beschehen“. ⁹⁹⁾ Das Verbot der Fastnacht erstreckt sich demnach „auf alle Zeiten“. Der darüber erlassene Generalbefehl wird jedoch, um das Verbot immer wieder einzuschärfen, jedes Jahr, zu Anbruch der Faschingszeit, „publicirt“, der Bevölkerung durch die hergebrachte zweifache Art, durch Verruf mittels Trommelschlag und Anschlag an „gehörigen orten“ zur Erinnerung gebracht. Doch der Landesherr gewährt Ausnahmen, wir haben dies aus Otto Gutrathers Tagebuchvermerk 1746 ersehen und können es auch — gleichwohl gewisse, drastische Beschränkungen zu erwarten sind — für die folgenden Jahre und Jahrzehnte annehmen. 1750 liefert dafür einen Beweis: Ihro Hochfürstliche Gnaden haben „dise fastnacht hindurch die Masquierte Tänz od(er) Redouten, dem gutachten nach mit d(er) Restriction iedoch Bewilliget, d(a)z kein gebottnes (verbotenes) spihl Verlaubt werde“. ¹⁰⁰⁾

Für die Mißachtung der Verordnungen zur Regelung der Fastnacht werden zeitweise recht hohe Strafen angedroht. So wird jegliches Faschingstreiben, 1674 „die Mascara Vnd alle Verstellung der Kleidungen bey Vermeydung schwerer Straff“, 1681 „bey hoher straff“, ebenso 1715 untersagt, 1682 „alle Kleyder-Verstellung bey schwerer straff“, 1685 allgemein die Fastnacht „bei unausbleiblich schwerer Strafe“, desgleichen 1683, 1713, 1720, 1721, 1723, 1696 „die Mascara, Vnd all and(er)e cleid(er) Verstellung“ bei „Schwerer Straff“, 1704, es geht hier allerdings um eine besondere Art des (kultischen) Faschingsbrauchs, äußerst harte Vergeltungsmaßnahmen für Zuwiderhandelnde anbefohlen, 1710 „bey schwärer straff“, 1739 „bei schwerer Straf“, 1712 und 1716 „bey Straff“, 1736, 1744 „bey empfindlicher Straff“ ¹⁰¹⁾ verboten, und „empfindlich“ bedeutete damals sehr schmerzhaft bis kaum erträglich. Wir erfahren, über die allgemeine Androhung hinaus,

⁹⁹⁾ SHRP vom 3. Feb. 1745, f. 88.

¹⁰⁰⁾ SHRP vom 16. Jan. 1750, f. 40.

¹⁰¹⁾ Wie 25) p. 263, Nr. 164; SHRP vom 4. Feb. 1744, f. 164.

nichts über die Art dieser Strafen. Nur 1704 werden dem, der zuwiderhandelt, Landesverweisung und „andere schwere Strafen“ in Aussicht gestellt. Das ist nun wirklich streng. Der Landesherr spaßt nicht, nicht bei gewissen Vorfällen. Er hat es 1738 „sehr mißfällig“ aufgenommen, daß, der ergangenen Verordnung zuwider, verschiedene Stände „in ma(s)chra sich haben sehen lassen“ und befiehlt daher, „Von Stattg(eric)ht auß Inquisition Vorzunem(m)en“. Denn dem Stadtgericht war die Untersuchung übertragen worden, es hat die Schuldigen ausfindig zu machen, anzuzeigen und zu verhören. 1740 ist dem Stadtgericht das Verbot vom Hofrat mit der Auflage kundzumachen, daß dasselbe „auch nächtlicher weil, obe dem nachgelebt werde, nachsehen vnd Spech bestellen solle“, denn der Landesherr will, daß die diesbezüglich ergangenen Erlässe genau eingehalten werden. „Den in Stockham(m)erisch(en) haußboden zu gegen deß offent(lich) Verrueffenen Verboths Vermasquiert gehaltenen Danz betr(effend)“ hält der Hofrat am 20. Feber 1740 fest:¹⁰²⁾ „Euer Hochf(ü)r(s)tl(iche) Gnaden pp geruehen auß beygebogen(em) Stattg(e)r(ic)ht(s)-original-Com(m)issions-Prothocoll Vnd Erfahrung deß breiteren inhalts g(nä)d(ig)ist zu ersehen, waß wid(er) dero hechsten Verboth für ein Vermasquirter Danz in dem Stockham(m)er(isch)en haußboden seye gehalten worden, So man hechstdero: Selben pp mit der gehorsambsten erünnerung Vorzutragen sich nicht endt-eussern wollen, d(a)ß man dissorths der Vnt(erthän)igsten mai-nung were, denen exempten Vnd diser Stöll Vnterwürffigen Per-sonnen durch da(s)igen Rathsdienern, Vom hochfürst(lichen) Stattg(e)r(ic)ht aber denen diesem ihre Vntergebnen, Vnd Von Rectorat dasiger Universitet, durch anzaigung per decretum der mit interessierten Studenten, denenselben deren alseithig: bezaig-ten Vngehorsamb auff d(a)ß schörffiste, und mit beygesezt ernst-licher betrohung dero hechsten Vngnad, fahls Einer in zue-khom(m)fft hieryber fällig erfunden werden sollte, zu Verwei-sen, dem Stockham(m)ber aber die abführung der erlauffnen Com(m)issions-Costen aufzutragen. Woryber iedoch dero g(nä)-d(i)iste resolution zu erwerttigen ist“. Diese Resolution des Fürsterzbischofs lesen wir zwei Wochen später, am 4. März 1740, in den Hofratsprotokollen: Denen „dißfälligen ybertrettern deren bezaigter Vngehorsamb auf d(a)z schörffiste mit betrohung der hechsten Vngnadt auf ferneres betretten, Verwisen, dem Stock-hamber aber die abführung der erlauffnen Com(m)issions-Cösten aufgetragen werden sollen“. ¹⁰³⁾ Am 1. März 1743 trägt der Hof-

¹⁰²⁾ SHRP vom 20. Feb. 1740, f. 250 f.

¹⁰³⁾ SHRP vom 4. März 1740, f. 268 f.

kanzler betreffend der „an abgewichnem Fasching Montag Vnd Erchtag Nachts Vnternom(m)enen Masqueraden“ vor, „wasgestaltene S(ein)e Hochfürst(liche) Hoheit pp gnedigst befolchen haben, d(a)z die wid(er) d(a)z Verbott gehandelte Personen, ohne einiges ansehen Vnd Vnterschied Com(m)issionaliter genaust Vernommen Vnd Constituiert: Vnd sambt denen Gastgebern die solches in ihren häusern gestattet, namentlich bey dem Salawürth:⁸³⁾ dan dem gülden Schiff¹⁰⁵⁾ nachdruckhsamb Zu Künftiger wahrnehmung an gelt abgestrafft werden sollen.“¹⁰⁶⁾ Drei Wochen später, am 22. März, erinnert, „die Zu Verwich(n)er Faschnachts-Zeit dem Verbott Zugegen herumgangne Maschra betr(effend)“ HH: Gschwendtner als Referent des Hofrats „yber die insachen abgehaltne com(m)ission d(a)z d(er) Hochf(ürst)liche Truchseß Vnd Hoff Umbgelter Konhäuser com(m)issionalit(er) Vernom(m)en worden seye, Obe die Von selben angemörkht mit Intersirte Von Höcher condition, dan ein so and(e)r(es) Freylen auch Zu rödt Zustöllen seye, sich gehors(ambist) anfragende. Ist ohne anstandt mit d(er) Inquisitions-com(m)ission fürzuschreiten Vnd Vmb auf die Sache Zu khom(m)en aller fleiß anzuwenden.“¹⁰⁷⁾ Auch der hochfürstliche Kriegsrat ist, so etwa 1744, von den angeordneten Vorkehrungen zu verständigen, der Hofrat hat ihm mitzuteilen, daß er „belieben möge“, den Wachten, Runden und Patrouillen so gemessenen Auftrag zu tun und maskierte Personen, die außerhalb des Redoutenhauses herumvagieren oder in den Wirts-, Bräu- oder Kaffeehäusern sich sollten betreten lassen, auf die

¹⁰⁴⁾ Wohl der „Sailerwirth“. 1608 heißt es das „Saillerhaus“. In der hier genannten Zeit gehört es, in den Jahren 1740–1758 nämlich, Maria Elisabeth Payrhueberin, die es von ihrem Vater, sie ist dessen Tochter aus erster Ehe, Andrä Bayrhueber geerbt hatte (dieser hatte es 1723 erworben). Es wird auch „die Wirthsbehausung zum Einhorn“ geheißen, grenzt an einer Seite an die Cammerlohrsche Behausung, auf der anderen an den Fischmarkt, heute Konskriptionsnummer 365, Getreidegasse 10, Hagenauerplatz 1, im Besitz von Walter und Viktor Gollhofer. Adam Doppler, Häuserchronik der Stadt Salzburg, handschriftlich; Landesarchiv Salzburg. Adreßbuch der Stadt Salzburg.

¹⁰⁵⁾ Früher „Haus am Aschhof“. 1680 wird das Gebäude „verstuckt“. 1735 teilen sich mehrere Inhaber in es, darunter Joseph Maria Zöhrer (de Serra, Fechtmeister), der den „I. und II. Boden“ (= Stock) innehat, 1760 ist dies Leopold de Serra, Fechtmeister. Daher heißt es 1775, 1800, 1858 „das (alte) Fechtmeisterhaus“. Nach dem „Situationsplan über die zum Hôtel gehörigen Besitzteile“ vom 8. Jan. 1908 bildeten die Parzellen Nr. 63 und 64 das Hotel „Goldenes Schiff“, das ist Residenzplatz (Nr. 7), anstoßend an St. Michaels-Kirche—Waagplatz, Konskriptionsnummer 49. Heute „Salzburger Landes-Hypotheken-Anstalt“, im Besitze des Bundeslandes Salzburg. Doppler, Häuserchronik; Adreßbuch der Stadt Salzburg.

¹⁰⁶⁾ SHRP vom 1. März 1743, f. 243 f.

¹⁰⁷⁾ SHRP vom 22. März 1743, f. 345.

Hauptwache geführt und gehörigen Orts angezeigt werden sollen. Weil zu vernehmen war, daß „im Hällein“ voriges Jahr, ungeachtet des Generalverbots, dennoch Maskenbälle gehalten worden, so ist das obige, wiederholte Verbot mit dem zu eröffnen, daß solches Generalverbot „behörigen orton“ publiziert, auch bei Vermeidung schwerer Verantwortung von der Obrigkeit auf dessen Einhaltung gesehen werde ¹⁰⁸⁾.

Es sind nicht nur die niederen Stände, nicht nur die Bauern und Handwerker, es ist nicht allein das „Volk“, das am Faschings-trubel Anteil nimmt, das die diesbezüglichen fürsterzbischöflichen Gesetze mißachtet, die Verbote durchbricht, es gestalten den Fasching alle Berufe und alle Gesellschaftsschichten, hoch und niedrig. 1618 verrechnet die Stadt Salzburg einen ansehnlichen Betrag für die „Unkosten, so über die Galea und Fastnachtskleider ergangen“, nämlich 205 Gulden, 3 Pfennig, 14 Kreuzer ¹⁰⁹⁾. Der Salzburger Magistrat hat demnach dem Fasching ausgiebig gehuldigt. Natürlich mischen sich jederzeit die Studenten ins Faschingstreiben, sie sind immer unter den Beschuldigten zu finden. Am 14. Feber 1661 verbietet das Rektorat der Universität in Übereinstimmung mit der besonderen Verordnung des Erzbischofs, die sich auf die Mitglieder des Hofes, die Bürger und die Einwohner bezieht, auch den Studenten ernstlich die Verlarvung des Faschings. Es ist allgemein nur an den letzten drei Faschingstagen gestattet, Larven zu tragen, und da nur nachmittags. Zuwiderhandelnde Studenten, die in Larven ertappt werden, werden eingesperrt („Contrafacturi dedectis larvis in Custodiam deducuntur, et debitis panis multabuntur“) ¹⁰¹⁾. 1680 hat man in Lofer, trotz des allgemeinen Verbots der „Maschara“, „Bauernkleidung“ angezogen, ist damit in aller Öffentlichkeit auf einem Bauernwagen herumgefahren: Das waren also eindeutig keine Bauern gewesen, sondern es handelte sich um einen Verkleidungsscherz von gehobenen Ständen ¹¹¹⁾, in der Art etwa wie wir es auch von den zeitgenössischen „Bauernhochzeiten“ und „Wirtschaften“ her kennen, die unter anderem am Salzburger und Wiener Hofe zur Fastnachtzeit gehalten worden waren. (Die Notiz bezeugt auch, daß, wie schon Zunft- und Polizeiordnungen des Mittelalters zu

¹⁰⁸⁾ SHRP vom 4. Feb. 1744, f. 165.

¹⁰⁹⁾ Franz Martin, Aus den alten Rechnungsbüchern der Stadt Salzburg. (Mitteilungen der Gesellschaft für Salzburger Landeskunde, Band 74, 1934, S. 116.) Der Verfasser ist jedoch selber alle Stadtkammer-räutungen der Stadt Salzburg durchgegangen.

¹¹⁰⁾ Universität Salzburg. Universitätsarchiv. 9. Disziplin. Nr. 78. Lat.; Landesarchiv Salzburg.

¹¹¹⁾ Vgl. SHRP vom 11. März 1680, f. 182.

entnehmen, in der Fastnacht zu den Schreckgestalten der Dämonen- und Teufelsmasken auch im Salzburg des 17. Jahrhunderts die Bauernkleidung sich gesellte). Im Generalbefehl vom 23. Januar 1685 werden Maskentreiben und Verkleidung für das ganze Erzstift „ohne Vnd(er)schidt“ durchgehends verboten¹¹²⁾. Dieses „ohne Unterschied“ dürfte (auch) besagen wollen, daß das Verbot für alle Stände ohne Ausnahme gelte. 1738 sind es „verschiedene Stände“, die wegen ihrer Mitwirkung in der Fastnacht gerügt werden müssen. Die „Maschra betr(effend)“ wird „Erinnert, Wie d(a)ß Hochstgedacht S(eine) Hochfürstl(iche) G(na)d(en) pp sehr müßfehligh aufgenommen, d(a)ß d(er) ergangenen gn(ä)d(igen) Verordnung Zugewogen, Verschidene Stendt in ma(s)chra sich haben sehen lassen“¹¹³⁾. 1743 fragt der Hofrat beim Landesherrn an, betreffend „die Zu Verwich(n)er Fasßnachts-Zeit dem Verbott Zugewogen herumgangne Maschra“, ob auch die Teilnehmer „Von Höcher condition, dan ein so and(e)r(es) Freylen auch Zu rödt Zustöllen Seye“; das wird vom Fürsterzbischof bejaht, auch diese, auch „Freylen“, Mädchen gehobener Schichten, des Adels, sind dem Verhör zu unterwerfen, der Landesherr kennt hier keine Ausnahme. Diese Verbote der Fastnachtfreude richten sich also vor allem gegen den Bewohner des Landes, denn dem Städter werden, wie wir (etwa 1744) gesehen haben, Tanz und Maskierung in geschlossenem Raume („Redouten Hauß“) gestattet. Die Polizeimaßnahmen stellen sich gegen den Brauch, dessen Hüter und Träger der Landmann und der Handwerker ist. So lautet ein „Hoffgrichts-Befelch“, vom 17. Feber 1730: „Zumahl Ein Hochf(ürstliches) Consistorium alhier alhero gelangen laßen, wasmassen daselbst zu H(eiligen) 3. Königen und Fastnachtszeit die Junge Pursch in Vnterschiedlichen Naaren Kleidern vnd Schellwerckh verstölter vmbzulauffen pflegen, durch solches aber zu Vnterschiedlich sündthaffter Vngebühr gelegenheit, so tag als nachts, gegeben würdet; als befelchen wür Euch hiemit, daß Ihr dergleichen ärgerliche Müßbräuch hinfüro alles ernsts abstellen, und, damit die schrankhen Christlicher Zucht und Ehrbahrkeit nit yberschritten werden, genauiste obsicht tragen, auch darob halten sollet. An deme geschieht vnser ernstlicher Willen und Mainung“¹¹⁴⁾. Das ist eindeutig Kultbrauchtum. Dies erweist sich aus mehreren Gründen: Es ist der „Jungmänner-Bund“, es ist

¹¹²⁾ In: Generalia. Band 12, Nr. 719, p. 702 f.

¹¹³⁾ SHRP vom 21. Feb. 1738, f. 285.

¹¹⁴⁾ Mitteilungen der Gesellschaft für Salzburger Landeskunde, Band 36, Salzburg 1896, S. 284; „Miszelle“, mitgeteilt von Friedrich Pirckmayer.

kultische Verkleidung, es sind „Glöckler“, es ist kultischer Umzug, Kultlauf. So lebt 1730 noch in der Residenzstadt des Fürsterzbischofs reiner Kultbrauch aus, meiner Meinung nach, vorchristlicher, heidnischer Zeit: „ärgerlicher Mißbrauch“, der zu „sündhafter Ungebühr“ Gelegenheit gibt, die „Schranken christlicher Zucht und Ehrbarkeit“ werden „überschritten“, und das alles ist hergebracht, die jungen Burschen „pflegen“ umzulaufen. Die Reaktion des Konsistoriums wie des Landesherrn sind dementsprechend scharf. Die Kultfeier währt bis in die Nacht hinein, sie geht „so tag als nachts“ (1730).

Zum Kultbrauchtum gehört die Waffe ¹¹⁵⁾. Sie hat nicht (nur) die Funktion der Wehr, sondern gilt als „Autorisation“. Mehrmals lesen wir von Verboten des Waffentragens bei der Salzburger Fastnacht. 1656 wird eingeschärft, „daß sich Niemand unterstehen solle, bey denen Maschgragehen einiges gewehr zutragen“ ¹¹⁶⁾, 1679, 1680, daß es untersagt ist, „bey den fastnacht Spillen offent(liche) od(er) Haimbliche gewöhr zu tragen“ ¹¹⁷⁾, das meint Wehr im allgemeinen. Was darunter zu verstehen ist, erläutern 1656 Akten der Pfliegergerichte, nach einem Akt der Pflege Rauris ¹¹⁸⁾ sind „die Pichsen und anderen Waffen“ damit gemeint, nach Wartenfels ¹¹⁹⁾ „feür od(er) seiten gewöhr“. Die Büchsen gemahnen an den kultischen Lärm, an die Brauchtumszeremonie des Schießens und der Feuerabgabe, es wird also in der Salzburger Fastnacht auch geschossen. 1744, es handelt sich um den Fasching in der Residenzstadt, stehen polizeiliche Erwägungen voran, es erwartet den „empfindliche“ Strafe, der „mit Einem gwör od(er) Waffen, es Seye Klinge od(er) Gschoß masquirt yber die gasße Zu: od(er) v(om) Redoutten Hauß betrötten“ werde ¹²⁰⁾.

Auch Tanz und Tänze spielen, wie wir mehrfach erfahren haben, eine große Rolle in der Salzburger Fastnacht. Der Übergang zur Dramatik, zur dramatischen Darstellung ist rasch und fließend. Es werden Fastnachtspiele gehalten, so wird uns 1679, 1680 berichtet. Darüber ergehen in einem allgemeinen Generale

¹¹⁵⁾ Vgl. Friedrich Johann Fischer, Der Perchtenlauf in Salzburg im 18. Jahrhundert (Mitteilungen der Ges. f. Salzburger Landeskunde. Band 103, 1963).

¹¹⁶⁾ Wie 53) Band 2. „Hofraths ex offo: Acta.“ S. 275, Nr. 29; vom 15. März 1656.

¹¹⁷⁾ Fürsterzbischöflicher Generalbefehl vom 6. Feb. 1679 und 8. Jan. 1680. In: Generalia. Band 12, Nr. 631, p. 556.

¹¹⁸⁾ Pfliegergericht Rauris, Pfliegergerichtsakten. Repertorium. Band I. „Hofraths Generalia und Befehl ex offo“, p. 215. Akt Nr. 74; vom 15. März 1656. Landesarchiv Salzburg.

¹¹⁹⁾ Wie 84) Nr. 4 (Nr. 36); vom 15. März 1656.

¹²⁰⁾ SHRP vom 4. Feb. 1744, f. 164.

zum Benehmen in der Öffentlichkeit im Fasching (1679, 1680) besondere Bestimmungen: Es ist in der Residenzstadt wie im ganzen Erzstifte untersagt, „bey den fastnacht Spillen offent(liche) od(er) Haimbliche gewöhr zu tragen, wie auch in gedachten spillen yber: 10: uhr auf der offnen Strass Zugehen, oder Zeit wehrend(en) spills ainig muethwillen, Rumor handl, yppigkheit, od(er) Insolenz zu treiben“¹²¹⁾. Das Spiel könnte demnach auch auf „offener Straße“ vorgeführt worden sein. Von einem solchen Spiel lesen wir dann 1702 in den Hofratsprotokollen, hier sehen wir den Übergang auch vom Brauchtum zur dramatischen Darstellung.

Wir haben aber auch genauere Nachrichten über das Salzburger Fastnachtsreiben überliefert. Aus dem Protokoll des Salzburger Hofrates vom 4. März 1702¹²²⁾ geht hervor, daß der Pfarrer von Zell im Pinzgau dem hochfürstlichen Konsistorium einen Bericht über ein ärgerliches Vorkommnis eingereicht hat, das sich in des Pfarrers Kirchensprengel ereignet hatte. Das Hofratsprotokoll vom 8. Feber 1702¹²³⁾ gibt den Inhalt des Berichtes des Pfarrers auf diese Weise wieder: „Die Zu Zell im Pinzgey bey diser faschingzeit Verstellte Narrenhochzeit betr(effend). Ein Hochfürst(liches) Consistorium gibt mittels Einschluß per Signat(uram) Zuvernehmen, welcher gestalten Zu Zell im Pinzgey ein Narrenhochzeit in Verstellten Cleyderen Zu ärgernus d(er) Gemeinde Vnd beschimpfung der Kirchen ceremoniece gehalten worden seye“. Darüber entscheidet der Hofrat in seiner Sitzung vom 8. Feber, daß der Pfleger schriftlich befragt werden solle, „warumben Er d(er)gleichen insolenzien gestatte?“ Er solle sich darüber verantworten und die Teilnehmer an dieser Handlung feststellen, verhören und deren Aussage an den Hofrat melden. Dazu findet sich im Hofratsprotokoll vom 4. März 1702¹²⁴⁾ noch die weitere Erklärung: „Im Pflegg(eric)ht Zell im Pinzgeu gehaltenes Fasching: einreiten, Vnd dabey gebrauchte ceremonin einer Narrenhochzeit betr(effend). H(err) Pfleger Zu Zell erstattet auf des aldortigen Pfarrers dißfalls bey einem hochfürst(lichen) Consistorio gethanes anbringen“ seinen begehrten Verantwortungsbericht. Dieser wird dem Konsistorium übermittelt. Diese Berichte melden also von Faschingsbräuchen. Die Anzeige von 1702 beanstandet einen Faschingseinzug. Der Einzug ist ein Eintritt. Der Fasching reitet ein. Wir haben uns demnach den Fasching verkörpert vorzustellen, vielleicht als menschliches Wesen. Es muß

¹²¹⁾ Wie 117).

¹²²⁾ f. 408.

¹²³⁾ f. 241 f.

¹²⁴⁾ f. 408.

sich meiner Meinung nach um eine vegetativ-kultische Verkörperung handeln, anscheinend auch um fruchtbarkeitskultische Begehung. Im Anschluß an den Eintritt wird eine Narrenhochzeit durchgeführt. Es geht demnach vom Brauch zum Spiel über. Die Teilnehmer sind in „Verstellten Cleyderen“. Da es sich um eine Narrenhochzeit handelt, tragen sie Narrenkleider oder Kleider, die das Narrenhafte des Rituals kennzeichnen. Also etwa auch Alltagskleidung narrenhaft aufgeputzt. Da es sich um eine „Hochzeit“ handelt, ist das Vegetativ-Kultische an der und durch die Narrenkleidung betont. Die „Hochzeit“ wird „in Zeremonie“ gehalten. Dieses Zeremoniell ist narrenhafter Natur, da es eine Narrenhochzeit umrahmt. Diese narrenhafte Zeremonie ist nach des Pfarrers Bericht „Zu ärgernus d(er) Gemeinde Vnd beschimpfung der Kirchen ceremoniece gehalten worden“. Es ergibt sich also ein Gegensatz zwischen der kirchlichen Zeremonie und der vorgestellten. Dieser Gegensatz erregt das kirchliche Ärgernis, der Geistliche ist der Meinung, dieses Spiel sei eine Verzerrung und Verspottung der Brautmesse. Klar stellt sich also, nach mehreren Punkten, der (ursprünglich) kulthafte Charakter dieser Faschingsveranstaltung von 1702 heraus. Daß er noch eher stärker als kulthaft, denn als bloße „Hetz“ empfunden worden, darauf scheinen die Berichte von 1704 zu deuten, die auf 1691 zurückverweisen. Denn in der „Narrenhochzeit“ liegt der Sinn einer fruchtbarmachenden Magie der Hochzeit vor. Es handelt sich um eine Magie des Gedeihens, einen (verbalhornten) Rest der „heiligen Handlung“, der „heiligen Hochzeit“. Und sie hängt noch mit einem anderen Brauche zusammen, der in Salzburg weit verbreitet, gepflegt und immer wieder von der Obrigkeit ausdrücklich verboten und unnachsichtlich geahndet worden war, der rituellen Androgynie.

Die Geschlechtswechsel-Verkleidung

Schon 1673 fällt uns die Einschärfung auf. Seine Hochfürstliche Gnaden bewilligt am 16. Feber nachträglich die bereits laufende Mascara unter drei Bedingnissen. Die erste und die dritte Bedingung haben wir bereits an anderer Stelle besprochen, es werden Maskierung und ärgerniserregende Kleidung untersagt, die zweite besteht darin, daß „Von denen Mansbildern khein Weibs: Vnd Von denen Weibern khein Mands Kleyder angetragen werden“¹²⁵⁾. Sie wiederholt sich 1675: „Vnd d(aß) die mansbilder, nit in weiberskhleidn“ (aufziehen sollen)¹²⁶⁾. Unterm 6. Feber 1679

¹²⁵⁾ SHRP vom 16. Feb. 1673, f. 153.

¹²⁶⁾ SHRP vom 30. Jan. 1675, f. 89.

ergeht ein salzburgisch-fürsterzbischöfliches Generale — es wird am 8. Januar 1680 nochmals veröffentlicht —¹²⁷⁾: „Verbott der Maschera Vnd and(er)er Verstellung in Claider betr(effend). Demnach Ihro Hochfürst(liche) Gnad(en) pp. die Maschera od(er) Gesichts bedeckh: oder Vorstellung, . . . od(er) sich in anderer Claid(er) seinem geschlecht Zuwid(er) zu stecken, also das kein Mannspersonnen einen frauen habit od(er) keine Weibs Menschen ain Mans Claidt tragen sollen, sowohl ietzens alß ins Konfftig, nit allein in d(er)o Residenz Statt, sond(ern) auch im ganzen Erzstüfft durchgehents abgestöhl't, Vnd abgeschafft haben wollen“, soll dies ohne Verzug durch öffentlichen Trommelschlag zu jedermänniglich Nachricht verrufen, wie auch von Obrigkeit auf die Einhaltung derselben gesehen werden. Januar 1687 wird vermahnt¹²⁸⁾, „d(aß) sich Mannsbilder nicht in weibs: Vnd hingegen weibsbilder nit in Manns-khleiter Verstellen“, Januar 1688¹²⁹⁾ mit gleichem Wortlaut, Feber 1692, „das die Manspersohnen sich nit in weibs Cleider et Vicissim Verclaiden“¹³⁰⁾, ebenso Feber 1697¹³¹⁾. 1700 haben sich trotz des allgemeinen Verbots des Faschings¹³²⁾ die Rauriser „Vnd(er)standen, am fasnacht sonntag Vnd Erchttag mit Laruen vnd Verenderung der mans in weibs Claidern daselbst herumzugehen“. Die Pflege soll berichten, wer diese Personen gewesen sind¹³³⁾. 1704 stoßen wir in den Protokollen des Salzburger Hofrats auf etwas sehr Eigentümliches. Am 11. Januar wird betreffend der „abstöllung der Mascara“ angemerkt¹³⁴⁾: „Ein hochfürst(liches) Consistorium Com(m)uniciret alhero, wasmassen in Vnd(er)schidl(ichen) orthen in gebirg sond(er)l(ich) in denen Pflög G(eric)htern Zel in Pinzgeü Salfelden, Vnd Werfen in d(er) fasnachtzeit die Pauern bueben sich in weibsbilder verkleiden Vnd vnd(er)schidl(iche) leichtförtige actus offentlich verieben, ist also des ersuechens das solch örgerlicher missbrauch ernstlich abgestölt werden mechte“. Darüber wird entschieden: „Seindt an gedachte g(eric)hter die Befelch auszuförtigen, das gedachte vnd all and(er)e verklaidung oder Mascara negstkhom(m)ende fasnacht mit com(m)inirung der Landtsverweisung vnd and(ere)n schwären

¹²⁷⁾ In: Generalia. Band 12, Nr. 631, p. 556 f. Vgl. auch: Pflege Mittersill, Akten; Repertorium, 1. Band. Hofgericht Sachen Ex offio, Nr. 334; 1680.

¹²⁸⁾ SHRP vom 16. Jan. 1687, f. 40.

¹²⁹⁾ SHRP vom 30. Jan. 1688, f. 87.

¹³⁰⁾ SHRP vom 4. Feb. 1692, f. 10 f.

¹³¹⁾ SHRP vom 4. Feb. 1697, f. 171.

¹³²⁾ SHRP vom 29. Jan. 1700, f. 158.

¹³³⁾ SHRP vom 5. Juli 1700, f. 1088.

¹³⁴⁾ SHRP vom 11. Jan. 1704, f. 46; vgl. SHRP 1704, f. 99.

st(r)affen abgestöllt vnd Zu dem ende offent(lich) verrueffen: auch wegen d(er) Veberschribnermassen Vorbeygangnen excessen inquirirt, nachgehents die sach alhero berichtet werden solle“. In verschiedenen Orten des Gebirges also, im besonderen in den Pfliegerichten Zell am See, Saalfelden und Werfen verkleiden sich Bauernburschen als Mädchen. In solcher Verkleidung „verüben“ sie „vnd(er)schidl(iche) leichtförtige actus“. Der Brauch wird als Verbrechen geahndet, die Regierung setzt schwere Strafen für die Teilnehmer fest, darunter sogar die Landesverweisung. Es werden „unterschiedliche“ Handlungen „verübt“, das heißt, eine ganze Reihe. Diese Handlungen sind „leichtfertig“, das bedeutet in der Amtssprache der Zeit und der Salzburger Hofratsprotokolle unzüchtiger, sexueller Natur: so werden sündhafte Vergehen, „Verbrechen der Fleischlichkeit“, mit dem anderen Geschlecht bezeichnet, man spricht vom „Laster der Leichtfertigkeit“, das meint den unehelichen und außerehelichen Geschlechtsverkehr, die Fornication. Es sind „actus“, also Handlungen; diese Benennung führt zur Darstellung hinüber. Sie werden öffentlich vorgestellt, wir können dazusetzen, natürlich vor einer großen Zuschauermenge, sie sind „örgerlicher missbrauch“. Eindeutig geht so aus der Anzeige des Pfarrers hervor, daß es sich um Darstellungen handelt, die die christliche Kirche als unsittlich brandmarkt. Sie erregen, nach des Pfarrers Bericht, auch das Ärgernis der Gemeinde. Diese „Unsittlichkeit“ betont den vegetativ-kulthaften Charakter der Vorführungen. Dann gehen die Berichte der Pflieger ein. Der Pflieger zu Zell im Zillertal meldet, daß sich heuer, 1704, und voriges Jahr nichts dergleichen ereignet habe, aber darüber, was vor zwei Jahren geschehen, unter dem 22. Feber 1702 ein Bericht eingesandt worden sei¹³⁵⁾. Am 26. Mai 1704 lesen wir über die Meldung des Pfliegers zu Werfen in den Hofratsprotokollen¹³⁶⁾: „Die Zu Werfen Vermainte Cleid(er) Verstöllungen der Bauern-bueben tempore Bacchanalioru(m) betr(effend): Herr Pflieger daselbst erstattet den dißfalls anbegehrten bericht mit deme, d(a)z Zwar ein Vor albereit 13. Jahren Vnuerheyrather Tagwercher in den Fasching-Tägen Zu Hittau Vnweit vom wüirthshauß auf einem bichl in gegenwarth Viller Zueschauer, da er sich eheuor in ein weibs-Cleid Verleidet, sich Vngebührlich Verhalten, Vnd dahero gleich darauf durch ain fallende Schnee-lähn Vmb sein leben khom(m)en, seithero aber dergleichen Cleider-Verstöllungen nicht mehr beschehen seye(n). — Ad proth(ocol)la et acta, auch dem Consistorio hiruon par(t)e Zu-

¹³⁵⁾ SHRP vom 22. Feb. 1704, f. 249.

¹³⁶⁾ f. 657.

geben“. Am 9. Juni 1704 finden wir in der gleichen Quelle, daß das Konsistorium wegen der ausstehenden Meldungen der anderen Pfliegergerichte angefragt habe¹³⁷⁾, am 27. Juni¹³⁸⁾, daß der Pfliegsverwalter zu Saalfelden mitgeteilt habe, daß trotz „emsigen Nachforschens“ dergleichen „verbrechen od(er) exzeß“, so daselbst sollten verübt worden sein, „nicht Zuerfragen gewesen“, am 9. Juli 1704 aus des Pfliegers zu Taxenbach Schreiben, „d(a)z dißfalls auf fleißiges nachforschen nit d(a)z Geringste habe erfragt werden khönen“¹³⁹⁾. Damit verläuft wieder einmal auf die zeitweise so menschliche Art unserer Altvordern alles im Sande. 1744 werden für die gehobeneren Stände der Residenzstadt „Vermaschirte redouten“ gestattet; unter anderem wird jedoch gewarnt, „d(a)z daß geschlecht nit Verstöllet“ werde¹⁴⁰⁾.

Was war nun 1691 wirklich vor sich gegangen? Der Kleidertausch zwischen den Geschlechtern, die Geschlechtswechselverkleidung, stellt einen Geschlechtertausch dar, eine Art künstlichen, symbolischen Geschlechtswandels. Dieser kommt früh und weitverbreitet im religiösen Kult und bei Jahresfeiern vor, im Kult androgyner Gottheiten, als Versuch der Nachahmung jener göttlichen Zweigeschlechtlichkeit. Göttliche Androgynie ist eine verbreitete Erscheinung¹⁴¹⁾, Gottheiten der kosmischen Fruchtbarkeit sind oft androgyn, die Mehrheit der Vegetationsgottheiten (vom Typ Attis, Adonis, Dionysos) und der Göttermutter (Typus Kybele), in China wie in Persien (Zervan) gibt es eine zweigeschlechtliche Gottheit, manche der ältesten ägyptischen Götter sind es. Griechische Gottheiten wie Zeus, der Athene ohne Beihilfe einer Frau gebar (Auto- oder Monogenese), Dionysos, der bald als Mann, bald als Weib erscheinen konnte, Merkur, in der Ovidschen Fabel der Vater des Hermaphroditos, vereinigten die Möglichkeiten beider Geschlechter in sich. Das feurige Element des Himmels und das feuchte der irdischen Natur durchdringen sich in Aphrodite, das Männlich-Zeugende und das Weiblich-Empfangende; dieses wird in manchen (orientalischen) Kulturen durch androgyne Bildung der Aphrodite oder ihrer Liebhaber ausgedrückt. Androgynie erscheint bei der Verehrung der Barbata Venus auf Zypern, bei Kulturen in Sparta, in Argos bei dem Fest Hybristika. Im Kult der Selene spielten Männer in Frauengewan-

¹³⁷⁾ f. 738.

¹³⁸⁾ f. 838.

¹³⁹⁾ f. 896.

¹⁴⁰⁾ SHRP vom 4. Feb. 1744, f. 164.

¹⁴¹⁾ Vgl. u. a. A. Bertholet, Das Geschlecht der Gottheit. Tübingen 1934.

dung und Frauen in Männertracht besondere Rolle, Caligula erscheint im Gewande weiblicher Gottheiten, unter anderem in dem der Venus. Diesen Kleidertausch betrachteten die alten Juden als etwas Unheiliges, so heißt es Deuteronomium (22,5): Keine Frau darf Mannestracht anziehen und kein Mann Frauenkleider, denn ein Greuel für Jahwe ist solches Tun. Nach Pausanias¹⁴²⁾ trug der Priester der Demeter Kidaria in Pheneos in Arkadien bei mystischen Zereemonien die Maske der Göttin, im Herakles-Kult von Kos der Priester Frauenkleidung. Vom Kult der Germanen schreibt Tacitus (Germania, Kapitel 43): Bei den Naharnavalen zeigt man einen uralte heiligen Hain. Dem steht ein Priester vor, der auf weibliche Art gekleidet ist (Apud Naharnavalos antiquae religionis lucus ostenditur. Praesidet sacerdos muliebri ornatu). Es ist ein Alcispriester, die Naharnavalen wohnten zwischen Oder und Weichsel, der Hain ist wahrscheinlich der Silingberg, der schlesische Zobten bei Schweidnitz¹⁴³⁾. Dieses „muliebri ornatu“ gibt verschiedenen Sinn, es kann weibliche Gewandung, weibliche Schmückung oder weibliche Haartracht bedeuten. Nach Jan de Vries sind fast alle wichtigeren Götter der germanischen Mythologie doppelgeschlechtlich, Odin, Loki, Tuisto, Nerthus¹⁴⁴⁾, nach Benfey alle indogermanischen Gottheiten¹⁴⁵⁾. Der Urriese Ymir erzeugte aus sich selbst seine jötunische Nachkommenschaft; unter dem Arme wuchsen ihm Sohn und Tochter. Unter den dem heiligen Augustin (354—430) zugeschriebenen Werken finden sich auch zwei Predigten, die die rituelle Androgynie anprangern. In der ersten, „De Calendis Januariis“ (Sermo CXXIX), heißt es: „Was ist aber auch das schändlich, daß die als Männer Geborenen Frauenkleider anziehen und in der schändlichsten Verwandlung, durch Annahme von Mädchengestalt, die männliche Kraft weibisch machen; sie erröten nicht, die kriegerischen Arme in Frauengewandung zu stecken; härtig lieben sie das Antlitz und wollen doch, daß man sie für Weiber ansehe“ (Jamvero illud quale et quam turpe est, quod viri nati, tunicis muliebribus vestiuntur, et turpissima demum demutatione puellaribus figuris virile robur effeminant, non erubescences tunicis muliebribus inserere militares lacertos:

¹⁴²⁾ Vgl. etwa Pausanias des Periegeten Beschreibung von Griechenland, aus dem Griechischen übersetzt von Dr. H. Reichardt. 5. Bändchen. Stuttgart 1854. Aches Buch, Absatz 15; S. 805.

¹⁴³⁾ Vgl. u. a. Jan de Vries, Altgermanische Religionsgeschichte. 2. Auflage. 2 Bände. Berlin 1956; I, 345, 391; II, 247 ff.

¹⁴⁴⁾ Ebenda, II, 165, 264, Anm. 1; 364, ders., The Problem of Loki, p. 220 f.

¹⁴⁵⁾ Theodor Benfey, Pantschatantra. 5 Bücher indischer Fabeln, Märchen und Erzählungen. Leipzig 1859.

barbatas facies praeferunt, et videri feminae volunt)¹⁴⁶⁾. Auch in der zweiten Predigt, auch sie trägt die Überschrift „De Calendis Januariis“ (Sermo CXXX), liest man ähnlich: „Denn, was ist so verrückt, als durch schändlichen Anzug das männliche Geschlecht in weibliche Gestalt umzuwandeln?“ (Quid enim est tam demens quam virilem sexum in formam mulieris, turpi habitu commutare?)¹⁴⁷⁾. Alkuin blickt in seinem Traktate „De Divinis Officiis“ auf heidnisches Brauchtum in den Kalenden des Januars tadelnd zurück: „Einige verwandelten sich in ungeheuerliche Gestalten und zogen Tierfelle über, andere gaben sich in Haltung und Äußeres als Weiber“ (Quidam mutabant se in species monstruosas, in ferarumque habitus transformabant. Alii in femineo gestu mutati, virilem vultum effeminabant)¹⁴⁸⁾. Auch Predigten des 6. und 7. Jahrhunderts und Pönitentialbücher rügen den Kleidertausch zwischen Mann und Frau¹⁴⁹⁾. Bedeutsam für unseren Raum ist ein sonderer Beleg: Der heilige Pirmin, lange auf alemannischem Boden wirkend, vom Bayernherzog Oatilo (um 735–748) ins Land gerufen, Gründer der bayerischen Klöster von Ober- und Niederaltaich, Pfaffenmünster, Mondsee und Amorbach, hat sich beschwert, „graviter contra complures superstitiones, Vulcanalia et kalendas observare etc.“. Er befahl: „Viri vestes femineas, feminae vestes viriles in ipsis kalendis, vel in alia lusa plurima nolite vestire“¹⁵⁰⁾. Dies scheint die erste Erwähnung des Kleidertausches zwischen Mann und Frau auf bayerischem Siedelgebiete zu sein. Um ungefähr die gleiche Zeit hatte der heilige Burchard, der erste Bischof von Würzburg, 754 verstorben, in einer Predigt „De Calendis Januariis“ fast wörtlich dem heiligen Caesarius von Arles nachgesprochen, der von „ungeheuerlichen Gestalten“ (species monstruosae) bei der heidnischen Begehung der Kalenden berichtet, und da heißt es wörtlich wie schon früher: „Was ist aber auch das schändlich, daß die als Männer Geborenen Frauenkleider

¹⁴⁶⁾ J. P. Migne, *Patrologiae Cursus Completus seu Bibliotheca Universalis, ... Omnium SS. Patrum, Doctorum Scriptorum Ecclesiasticorum. Latinae Tomus XXXIX. Sancti Aurelii Augustini, Opera Omnia. Tomus V, Pars Altera.* Paris 1865. Appendix. Sermo CXXXIX, De Calendis Januariis I., Col. 2001 f.

¹⁴⁷⁾ Migne, P. L., Tom. XXXIX. Sermo CXXX, De Calendis Januariis II., Col. 2003.

¹⁴⁸⁾ Migne, P. L., *Traditio Catholica. Saeculum IX, Annus 804. B. Flacci Albini seu Alcuini, ... Opera Omnia. Tomus Secundus.* Paris 1863. De Divinis Officiis Liber, 463. Caput IV. De Kalendis Januarii. Col. 1177.

¹⁴⁹⁾ Friedrich Panzer, *Bayerische Sagen und Bräuche.* 2. Band, München 1855; zählt II, 466 diese Pönitentialbücher auf.

¹⁵⁰⁾ Schweizerisches Archiv für Volkskunde. Band 7. 1903; S. 197.

anziehen“ (Jam vero illud quale et quam turpe est, quod viri nati tunicis muliebribus vestiuntur) ¹⁵¹⁾. Honorius von Autun sieht den Kleidertausch der Geschlechter als „maleficium“: „Vel si viri muliebrem vel mulieres virilem habitum pro quolibet maleficio induunt“ ¹⁵²⁾. Nicolaus von Jauer hatte in seinem „Tractatus de Superstitionibus“, 1412, den Kleidertausch der Geschlechter zu Fastnacht als schändlich angeprangert, er beruft sich dabei auf Deuteronom. 22, 5. Joannes Boemus berichtet in seinem 1520 zuerst erschienen „Omnium gentium mores leges et ritus“, im 3. Buche, von der fränkischen Fastnacht und vom Kleidertausch zwischen Mann und Frau; dies hat Sebastian Franck in seinem Weltbuch (1534) wiederholt. Eine Brandenburgisch-Kulmbachsche Polizeiverordnung von 1622 verbot die Fastnachtsvermummungen, bei denen die Frauen in Manns-, die Männer in Frauenkleidern sich verstellten ¹⁵³⁾. In der märkischen Grafschaft Ruppin ziehen in den Adventen im Gefolge des Schimmelreiters und des Christmanns als Frauen verkleidete Knechte mit geschwärzten Gesichtern umher, Feien genannt; dort treten sie auch bei Hochzeiten auf. Bei Eberswalde erschienen solche verkleidete Männer am Abend des zweiten Hochzeitstages, bei Templin kamen sie am dritten Hochzeitstag, trieben Possen und tanzten mit der Braut. Das „Bettelweib“ oder die „lacherige Just“ von Pröckelwitz im Kreis Morungen in Ostpreußen erscheint im Gefolge eines „Schimmelreiters“ (und ganz wie beim Kärntner Brechelfest die „Schmiedin“), auch als „Schwangere“ ¹⁵⁴⁾, ein Mann als Weib ebenso beim Thomastagumzug (21. Dezember) in Lindenberg in Hannover ¹⁵⁵⁾. Im Katharinenfestzug (am Vorabend des Katharinentages, am 24. November) in Woolwich in England, von den Werftarbeitern und noch im 19. Jahrhundert gehalten, wird ein verkleideter Mann als heilige Katharina auf einem Art Thronsessel auf einem Wagen herumgeführt ¹⁵⁶⁾. Die „Nikolausfrau“, die „Budelfrau“ oder „Pudelmutter“ von Nieder-, Oberösterreich und Steiermark ist eine von einem Mann dargestellte Frauensperson. Im englischen

¹⁵¹⁾ Ebenda.

¹⁵²⁾ Vogt, Neujahrsorakel aus der 1. Hälfte des 12. Jahrhunderts. (Zs. d. Ver. f. Volkskunde. Band 3, 1893; S. 372.)

¹⁵³⁾ Karl Weinhold, Beitrag zur Nixenkunde auf Grund schlesischer Sagen. In: Zs. d. Ver. f. Volkskunde. 5. Jahrg., 1895; S. 121 bis 133 (129, 130); Wilhelm Mannhardt, Wald- und Feldkulte. 2 Bände. Berlin 1875; I, 442, 544.

¹⁵⁴⁾ Richard Beitzl, Deutsche Volkskunde. Berlin 1933; S. 335.

¹⁵⁵⁾ Ebenda, 340.

¹⁵⁶⁾ Otto Freiherr von Reinsberg-Düringsfeld, Das festliche Jahr in Sitte, Gebräuchen, Aberglaube und Festen der germanischen Völker. 2. Auflage, Leipzig 1898; S. 350.

wie im deutschen (bäuerlichen) Schwerttanz erscheinen Narren paarweise, in Mann- und Frauenmaske ¹⁵⁷⁾, ähnlich begegnen wir „Lapp“ und „Lappin“, einem Burschen in weiblicher Kleidung, neben anderen Salzburger Brauchtumsumzügen, bei den Pongauer Perchten (aus Lend, Goldegg, St. Veit und Schwarzach) der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts ¹⁵⁸⁾. Als Frauen angezogene Burschen sehen wir auch sonst häufig bei Salzburger Begehungen, außer beim „Brautpaar“ der verschiedenen „Hochzeiten“, bei den „Hexen“ der mannigfachen Umzüge, etwa bei den Pongauer Glöcklern, bei der Anklöckelsitte des „Klezi-Klezi“ von Ober-Eching, bei der Brotpercht des oberen Pinzgaus und der Krapfenpercht von Dienten, in den „Gesellinnen“ der Schönperchten. Hier könnte man noch vom Anglöckeln in Tirol sprechen, vom „Zuselweib“ des Unterinntals und Südtirols, vom „Polsterli“ des Kantons Luzern, von der böhmischen Lucka ¹⁵⁹⁾, von den „Sonnwendbuben“ oder „Eijaja“ in Neumarkt am Hausruck ¹⁶⁰⁾, von den „Kohweibern“ in Haslach im Mühlviertel ¹⁶¹⁾. Auch das indogermanische Saggut von der weisenden gehörnten Hinde, einer mythischen Leitgestalt, einem „Hirschen“, hinter dem sich jene junge Frau birgt, die dem bestimmt ist, der sie verfolgt, führt in die Sphäre des Geschlechtswechsels ¹⁶²⁾.

Zeit, Ort wie Vorgang sind auffällig. Die Zeit ist Kultzeit, und eine der wichtigsten. „In den Fasching-Tagen“ 1691 hat sich zu Hütttau auf einem Hügel unweit vom Wirtshaus ein Landesbewohner, als Frau verkleidet, ungebührlich verhalten. Der Vorgang liegt, da er der Regierung gemeldet wird, 13 Jahre zurück. Der Hauptdarsteller ist ebenso lange tot. Zeit, Ort wie Vorgang weisen auf eine mythisch-rituelle Handlung. Wir haben es mit Androgynie zu tun, unter Betonung eines Weiblichen. Es ist Fastnacht. In vielen Kulturen ziehen, wie wir sahen, in den Kalenden des Januaris Männer Frauenkleider an, wandeln das männliche

¹⁵⁷⁾ Kurt Meschke, Schwerttanz und Schwerttanzspiel im germanischen Kulturkreis. Leipzig-Berlin 1931.

¹⁵⁸⁾ Marie Andree-Eysn, Die Perchten im Salzburgerischen. Sonderdruck aus dem Archiv für Anthropologie. Neue Folge. III. Band. 2. Heft. Braunschweig 1905; S. 8.

¹⁵⁹⁾ Herta Scholze, Der Geschlechtswechsel im österreichischen Brauchtum. Phil. Diss. Universität Wien 1948 (Typoskript).

¹⁶⁰⁾ Ernst Burgstaller, Lebendiges Jahresbrauchtum in Oberösterreich. Salzburg 1948; S. 111 ff., Abb. 56.

¹⁶¹⁾ Johann Mayrhofer, Altes aus Sitte und Sprache. (Beiträge zur Landes- und Volkskunde des Mühlviertels. Bd. 17. Rohrbach 1933; S. 90.)

¹⁶²⁾ Karl von Siefert, Marksteine der Volkskunst. 1. Teil. Berlin 1937; S. 58 ff. und Anm. 1 von S. 59.

Geschlecht in weibliche Gestalt. Dies geschieht aus bestimmten, mehr oder weniger durch die verschiedenen Kulturkreise und Kulturschichten sich gleichenden Voraussetzungen heraus und bringt demgemäß die gleichen, beabsichtigten Folgen. Frauenkleidung verleiht (dem männlichen Geschlecht) überirdische Kraft. Thor legt sie darum an, um dem furchtbaren Riesen seinen Hammer Mjölñir wieder abzujagen; darum erscheinen Krieger auf dem Kampfplatz weiblich gekleidet, trägt mancher Streiter im mittelalterlichen Turniere das Hemd seiner Angebeteten über dem Panzer, Traditionsregimenter des schottischen Hochlandes das Röckchen; der Knecht Johann Graffonara aus Lüssen legte sie darum am Vorabend Fronleichnam 1782 an (und ertrank jämmerlich); ein Geistlicher kann seine Weihen verlieren, wenn eine Frau ihm ihre Schürze um den Kopf wirft, sagt eine Tiroler Meinung.¹⁶³⁾ Der Fasching ist eine Zeit tiefgreifender Umgestaltung in der Natur und in den Lebewesen. Es ist der Beginn einer neuen Zeit, die Welt wird, von geheimen Mächten, neu geschaffen. Der Ort ist merkwürdig. Er ist aus ritueller Anschauung, nach rituellem Gesichtspunkte gewählt. Es ist ein „bichl“, ein Bühel, in neuerer Form Bühl, ein Hügel, die Verkleinerungsform zu Berg, eine Anhöhe, eine erhobene Stätte im Gegensatz zur Ebene. Es hängt ganz von der jeweiligen Gegend ab, bis zu welcher Höhe über der Talsohle sich ein Bichl aufschwingt, mancher geht weit über 1000 Meter über Tal, so der Schafbühel bei Kals-Uttendorf (2433 m über dem Meere), der Lerchbüchel im Katschtal (1822 m), der Tischbühel (2006 m), der Schönbühel bei Gerlos (2042 m), der Lenzbühel (2101 m). Nach uralter Vorstellung ist der Hügel eine Potenz, in der Meinung der Antike lebt die Erde dort, wo sie sich erhebt. Es ist eine Erhebung der Erde, die dadurch, daß sie sich gegenüber der Umgegend erhöht, „in den Himmel hineinragt“. Stellvertretend demnach ein „Berg“, ein „heiliger Berg“, hier übersteigert sich mannigfach das Sakrale: „heiliger Berg“, „heiliger Ort“ (ahd. wih, ags. vîh, an. vé), Sitz der Gottheit, wie wir auch von den Indogermanen, den Germanen wissen, auch von den Nordgermanen, da altnordisch horgr, Gotteshaus, dort zugleich „Felsen“ und „Berg bedeutet. Die Germanen (der christlichen Zeit) haben für öffentliche Handlungen, die religiöser Art waren, die überragende Stelle gewählt, den natürlichen oder künstlichen Hügel.¹⁶⁴⁾ Es ist somit ein „Zen-

¹⁶³⁾ Johann Adolf Heyl, Volkssagen, Bräuche und Meinungen aus Tirol. Innsbruck 1897; S. 803.

¹⁶⁴⁾ Vgl. u. a. Jan de Vries, Altgermanische Religionsgeschichte, I, 344 ff., 403; II, 29, 118.

trum“, Berührung von Himmel und Erde, Sphäre der Berührung und des Austausches von uranischen und tellurischen Gottheiten, Bereich einer Lufthierophanie, Stätte göttlicher Wesen, „heiliger Bezirk“, „höchster Ort“, ein „kosmischer Berg“, vielleicht sogar Symbol des Weltalls. Dadurch, daß die Erhöhung „in den Himmel hineinragt“, ist sie gleichsam von ihm umfassen, mit ihm vereinigt. Wir kennen „heilige Berge“ in Salzburg, den Hundstein etwa, den Sonntagskogel bei St. Johann im Pongau,¹⁶⁵⁾ andere, christliche Kirchen und Kapellen zieren sie, sind oder waren Ziele (christlicher) Wallfahrten, so der Dürrenberg bei Hallein (darunter ein „Hexentanzplatz“ liegt), Maria Kirchtal bei Lofer. Er stellt den Schnittpunkt dreier Welten dar, der oberen, der irdischen und der unterirdischen, des Himmels der Erde und der Unterwelt. Klar ist: Hier wird der menschliche Bereich verlassen, hier wird in den heiligen Bezirk eingetreten. Dieser heilige Bezirk ist durch die „Heiligkeit der Höhe“ geschaffen. Es erscheint durchaus ein „Überhöhtsein“ gegeben, eine Berührung zwischen Himmel und Erde. Das wird hier bewußt gesucht, gestaltet, gelebt, aus archetypischer Seinsweise heraus, in einem Ritual. Es ist temporale Transfiguration eines profanen Ortes. Von den bei Pichler¹⁶⁶⁾ aufgezählten österreichischen Bichl-Namen würden in diese Transfiguration vor allem der „Tanzbüchel“ passen; aber der ist weit weg, bei Gottschee. Aber auch andere Zusammensetzungen stellen eine solche Beziehung her: Bei Mittersill erhebt sich der „Spielbichl“, der Brennbüchel ist ein Weiler bei Imst, es gibt zwei Gottesbichl, bei Klagenfurt, einen Kranzbichl bei Golling, einen Kreuzbichl bei Klagenfurt, mehrere Kirchbichl, den Lustbichl bei Graz, den Lenzenbüchel beim Thomatal und in Tirol, den Lospichl in Salzburg, Mariabichl bei Spital, Laufen, Martinsbüchel bei Zirl, Narnbüchl, später Farnbüchl bei Radkersburg (in Tirol ein Schloß Narrenholz), Petersbüchel am Radstädter Tauern, den Putzbüchel bei Bischofteinitz in Böhmen, Rauchenbüchel bei Leoben (2021 m), beim Gaisberg in Salzburg, Rosenbüchl bei Kirchberg, Mank, Treffen (Krain), St. Veit (Kärnten), den Schatzbüchel bei Oberdrauburg in Kärnten (2095 m), den Tischbüchel bei Radstadt (2006 m), den Trinkbüchel in Salzburg. Lorgen spielen in Tiroler Sagen bedeutende Rolle; Lorg oder Norg ist Waldmann, Riese, riesengroßes Gespenst, die Verkleinerungsform

¹⁶⁵⁾ Karl Adrian, Von Salzburger Sitt' und Brauch. Wien 1924; S. 299.

¹⁶⁶⁾ Fritz Pichler, Berge, Büchel und Pichler in den österreichischen Alpen. (Zs. f. österr. Volkskunde. Jg. III. Wien 1897; S. 129—150.)

umschreibt Zwerg, Putz, Wichtel;¹⁶⁷⁾ den ältesten Beleg für eine Ortsbezeichnung mit diesem Zusammenhang führt Ignaz Zingerle aus 1230 an; Norgenkofel heißt ein mit einem Grenzstein versehener kleiner Bühel auf dem Burgerjoch, wo es sich nach dem Sarntal abdacht, in der daranschließenden Nachbargemeinde Vöran bestehen Norgensagen;¹⁶⁸⁾ der Geist läßt sich am öftesten am Bühel sehen (nämlich „der Schulgeist zu Wattens“.¹⁶⁹⁾ Die mit Tiernamen gefügten Bihl-Bezeichnungen verraten wohl nicht eindeutig kultischen Sinn: Gaishbihl bei Mittersill, Gaßpüchl (L.), das Gänsebihljoch in Tirol, der Hasenbühel bei Friedau; im Wremstal 1358, der Kühbihl bei Braunau, Saalfelden im Pinzgau, Kitzbühel in Tirol, Lampichl bei Klagenfurt, Lammerbihl bei Mittersill, Ochsenbühel beim Franzensveste-Tunnel, Roßbühel bei Littai (Krain), Saubühel bei Krems, der Schaffbühel bei Kals (2443 m), der Taubenbihl bei Velden (1076 m), der Wurmbihl beim Waistock im Lungau. Das Gasthaus scheint wichtig zu sein. Wir erinnern uns, Samson tanzt vor jedem Gasthaus, der nordbairische „Walber“, ein Baum und ein junger Mann in Strohmummung, wird vor einem Gasthaus aufgestellt, dort findet das „Gansreißet“ statt, viele andere Beispiele erweisen gleiches, es ist ein kultischer Platz, die hergebrachte Versammlungsstätte des „Burschenbundes“, Ort der (kultischen) Berauschung und des (kultischen) Tanzes, von hier aus geht oft, zu ihm kehrt meist der kultische Umzug zurück. Zeit und Ort geben uns demnach schon bedeutungsvolle Hinweise auf das, was sich hier abgespielt haben mußte. Ein Mann, als Frau verkleidet, hat sich, im Fasching und auf einem Hügel, in Gegenwart vieler Zuschauer, „ungebührlich verhalten“. Es muß ein Brauch, eine Brauchtumszeremonie vorliegen. Die Zeit, die Fastnacht, weist auf eine Fruchtbarkeitszeremonie. Der Bühel ist hier, wie anderswo, „heiliger Ort“. Was geht darauf vor? Warum erscheint ein Mann als Frau verkleidet? Es ist die, in jedem Sinne, menschliche Darstellung einer Doppelgeschlechtlichkeit. Hier liegt ein Beispiel von (göttlicher) Androgynie vor, der Mythos eines doppelgeschlechtlichen Gottes und des entsprechenden menschlichen Ahnen. Mehrere rabbinische Kommentare verstehen Adam als doppelgeschlechtliches Wesen. Dieser ursprüngliche Zustand soll periodisch wieder hergestellt werden, das geschieht durch die Zeremonie des

¹⁶⁷⁾ I. V. Zingerle, Sagen ... aus Tirol, Nr. 47 ff., S. 37 ff.; vgl. auch S. 39, Anm. 1 zu Nr. 50, und passim.

¹⁶⁸⁾ Ebenda, Nr. 99, S. 65; O. von Zingerle, Orkenplätze in Tirol. In: Zs. f. österr. Volkskunde. Jg. XIV. Wien 1908; S. 112—114.

¹⁶⁹⁾ I. V. Zingerle, Sagen ... aus Tirol, Nr. 741.

„Kleidertausches“, die nichts anderes ist als eine Darstellung der Androgynie. Diese Zeremonie hängt daher mit dem europäischen Frühjahrsfest, der Faschingszeit zusammen: In Indien, Persien und anderen Teilen Asiens steht der rituelle Kleidertausch im Vordergrund der Ackerfeiern, in Gegenden Indiens tragen die Männer während des Festes der Vegetationsgöttin, die androgyn ist, künstliche Brüste¹⁷⁰⁾ — das könnten wir auch in Hüttau erwarten. (Wir erinnern uns, Burschen sind „Huren“, jene Burschen, welche um 1840 in Groß-Gottern bei Langensalza am ersten Pfingsttag, in Lindenlaub gehüllt, die „Schoßmeyer“ gespielt hatten, und darauf, am Pfingstdienstag, den Heischegang (um Eier und Schinken) machten, jetzt, zerlumpt, verlarvt, als weibliche Wesen verkleidet.¹⁷¹⁾ Weil es sich um eine „Frau“ handelt, könnte man an die archetypische Ideenkettenkette Mond-Frau-Erde denken. Der Kleidertausch deutet an, daß es um die Ausstrahlung menschlicher Erotik auf das vegetative Leben geht, es besteht eine mystische Bindung zwischen der Fruchtbarkeit der Erde und der Gebärfähigkeit des Weibes. Hier scheint Magie vorzuliegen. Diese dürfte teleologischer Natur sein, eine produzierende Magie, eine Agrarmagie, eine erotisch-agrarische Magie, die die hervorbringenden Kräfte der Erde fördern und sicherstellen will, also ein karpogonischer Brauch, eine Beschwörung des Wachstums. Die göttliche Zwei-Einheit wird in biologischer Form ausgedrückt. Man darf sich jedoch nicht durch das Erscheinungsbild dieses Ausdrucks täuschen lassen, nicht die mythische Sagensweise in ihrem profanen Wortsinn nehmen: Das „Weib“ deutet auf das kosmologische Prinzip, das sich in ihm verkörpert — wir wissen jedoch nicht, wie weit der Mann, der in Hüttau Frauenkleidung anlegt, zur „Frau“ wird, und mit welchen Folgewirkungen: Tritt hier ein phallischer Kult auf — woran die Schwere der Strafe denken läßt — etwa wie beim Kärntner Brechelbrauch, wo ein Bursch die „Schmiedin“ darstellt, da er sich in Weiberröcke steckt, einen Polster oder eine Decke um den Leib bindet, so daß er einer Schwangeren gleicht?¹⁷²⁾ Auf solcher Ebene wirkt jedoch keineswegs, trotz aller realistischen Ausgestaltung und allen, der Wirklichkeit entlehnten Zubehörs, die Sagens-, sondern eine

¹⁷⁰⁾ J. J. Meyer, *Trilogie altindischer Mächte*, I, 182 f.

¹⁷¹⁾ Leopold Schmidt, *Das deutsche Volksschauspiel*. Berlin 1962; S. 148; nach Ingeborg Weber-Kellermann, *Laubkönig und Schößmeyer*. (Deutsches Jahrbuch für Volkskunde. Band IV. Berlin 1958; S. 366 ff.)

¹⁷²⁾ Georg Graber, *Alte Gebräuche bei der Flachsernte in Kärnten und ihr religionsgeschichtlicher Hintergrund*. (Zs. f. österr. Volkskunde. Jg. XVII. Wien 1911; S. 148, 198; vgl. vor allem S. 163.)

höhere „Gefühls“-Weise, ein „Wissen“, ein archetypisches „Wissen“, das aus einem metaphysischen Hintergrund herrührt: Hinter dem Sexus steht, auch beim Primitiven, das Geistige, hinter der Materie das Seelische.¹⁷³⁾ Dieses „Wissen“ ist allen gemeinsam, eint sie zugleich in diesem Augenblick der Darstellung, die „vielen Zuschauer“ mit den Handelnden, jeder „weiß“, was „damit“, mit dieser Vorstellung, diesem Brauch „gemeint“ ist; es ist eine Kollektivvorstellung. Es wird ein paradiesischer Urzustand hergestellt, der „Idealzustand“ der Vollkommenheit und Ganzheit des „ersten Menschen“, das ursprüngliche Doppelwesen, die Einheit der Geschlechter. Damit soll das „All-Eine“ der Zeit der Schöpfung wieder erstehen und erlangt werden, aus dieser Wiederherstellung der Vervollkommnung, einer Regeneration, dessen Kraft, zum Zwecke der analogen Neu-(Nach-)Schöpfung gewonnen werden. Was tut der als Frau verkleidete Mann, von den Blicken der vielen Zuschauer begleitet? Darüber wird nur dürftig berichtet. Es wird nur festgehalten, daß sich der Hauptdarsteller „ungebührlich verhalten“ habe. Das rückt das Geschlechtliche in den Vordergrund. Dies und der androgyne Zug, wie die Zeit, in der es sich abspielt, machen es doch sehr wahrscheinlich, daß wir es hier mit einer Fruchtbarkeitsfeier zu tun haben, mit einem Ritual, das die (Wieder-)Erweckung der Naturkräfte, die Beförderung des Wachstums, die Sicherung der Ernährungsgrundlage für Mensch und Tier für das eben angebrochene Jahr herbeiführen soll, es muß eine vegetativ-kultische Zeremonie gespielt worden sein, wie überall in Europa beim Anbruch des Frühlings. Daß dieses Spiel gewissen, hergebrachten, in dieser Form erwarteten, gleichsam „offiziellen“ Charakter trug, erzeugt sich aus der Angabe, daß es „in Gegenwart vieler Zuschauer“ vorgeführt worden war. Dieses Spiel kann demnach keineswegs improvisiert, weder nach Zeit, Ort noch Darstellung, also auch nicht ein einmaliges Ereignis gewesen sein. Es muß eine besondere Handlung vorgestellt worden sein, denn sonst hätten sich nicht so viele Zuschauer dazu gedrängt. Die Vielzahl der Zuschauer weist eindeutig den „Wert“ dieser Vorführung ebenso aus wie die entsetzliche Schwere der „Strafe“, die „wenig später“ den Hauptausführenden deswegen ereilte, wie die Behörde berichtet: er bußte mit seinem Leben. Dieser androgyne Spieler kann daher nur ein (christliches) Sakrileg begangen haben. Daß er deswegen nicht sofort vom geistlichen und weltlichen Arm bestraft worden war, liegt wohl darin, daß es sich um einen unter-sagten, aber (periodisch-) geübten Brauchtumsvorgang gehandelt

¹⁷³⁾ Vgl. u. a. Winthuis, Zweigeschlechterwesen, Vorwort, S. VI.

haben muß, der wahrscheinlich von der Unterbehörde stillschweigend geduldet worden war.¹⁷⁴⁾ Aber Gott selber rächt; „wenig später“. Auch diese beiden Kriterien, das direkte, persönliche Eingreifen Gottes und die kurze Frist, die das „Vergehen“, das „Verbrechen“, der „Excess“ ungesühnt geblieben war, betonen auffällig die Gewichtigkeit dieses Spiels. Die solcherart beleidigte Gottheit läßt eine „Schnee-lähn“, eine Schneelawine abgehen, die diesen Darsteller tötet. (Kann daher die Handlung auch mit dem Schnee zusammenhängen, liegt in diesem Spiel auf dem Hügel, von der „Schnee-lähn“ zurückschließend, ein Schneeritual vor? Da denn die Hauptperson dieses von einer Schneelawine verschüttet, von dieser „zu sich“ geholt worden? Weil sie gegen sie regierte? Fast könnte man es annehmen: Sie habe so stark an einer anderen Macht partizipiert, daß diese sie, gleichsam, zu sich „heimholte“? An ein Schneeritual erinnert das „Schneereiten“ der „jungen Leut“ von Hüttschlag zu Beginn des Weihnachtsfestkreises, am Nikolaus-, dem „Putzwaultag“.¹⁷⁵⁾ Hier scheint sich die Gleichung zwischen der Erotik und der Fruchtbarkeit der Erde darzustellen. Das Spiel hängt sehr wahrscheinlich mit einer archaischen Metaphysik, wohl einer tellurischen Theophanie zusammen, es dürfte eine Ackerreligiosität vorliegen, ein Brauch aus Tradition archetypischer Anschauungsweise, aus dem Wissen um die Macht unirdischer, außermenschlicher Kräfte, die das Leben des Bauern, des Gebirgsbewohners bestimmen; eine archaische Zeremonie, das Weiterleben eines Vegetationsmythos in einem Salzburger Faschingsbrauch. Die ganze Handlung, die deutlich einer Zeremonie gleichkommt, erhöhter Standpunkt, „Berggipfel“, vor Zuschauermassen, einem „Volke“, das „teilnimmt“, einer „Gemeinde“, für die stellvertretend etwas getan wird, die auf das „Gelingen“ dieser Zeremonie, einer „heiligen Handlung“ wartet, denn erst das „Gelingen“ bringt den „Segen“. Man glaubt noch an eine starke Sympathiebeziehung zwischen Mensch und Natur, an eine kosmobiologische Beziehung, wir kennen aus der archaischen Gedankenwelt die Verbindung Erde, Acker, Furche und Frau, von Acker und Zeugungsakt. Die Darstellung der Androgynie führt leicht zur (rituellen) „Orgie“, zur „Festpromiskuität“, denn Ackerbau- und Zeugungskult durchdringen einander, verschmelzen ständig ineinander, wie uns auch die Anmerkung erwies, es werden „vnd(er)schidl(iche) leichtförtige actus öffentlich“ verübt — wir brauchen natürlich dabei nicht gleich an das

¹⁷⁴⁾ F. J. Fischer, Der Perchtenlauf in Salzburg, S. 107, 116, 117; Moser, Zur Geschichte der Maske in Bayern, S. 113, 117, 140.

¹⁷⁵⁾ Vgl. Adrian, Von Salzburger Sitt', S. 213.

Paradigma dieser Art Orgie aus der archaischen Kultur zu denken, an die zeremonielle Vereinigung der unverheirateten jungen Männer und Mädchen in den Furchen des Frühlingsackers als Wiederholung der Hierogamie. Gleichwohl dürfen wir hier, 1691 in Hüttau, eine Art „spring-making“ annehmen. Welcher Akt aber tatsächlich vorgestellt worden, ist uns weder in diesem Salzburger fürsterzbischöflichen Hofratsprotokoll von 1704 noch in anderen Dokumenten überliefert.

Uraltes ersteht vor unserem Auge, der Mythos, der Zweigeschlechtlichkeit, Kriterien einer agrarischen Mystik. Dieser Mythos, diese Mystik, so vermochten wir zu erweisen, ist in Salzburg im 17. und 18. Jahrhundert noch durchaus und sehr lebendig: Wir finden hier die Geschlechtswechselverkleidung wie Anzeichen einer rituellen Androgynie. Ein gewisses Retentionsgebiet hatte sich ergeben, der eigentliche Alpenraum ist Bereich sonderer Wahrung, es ist „alpine Beständigkeit“ kultischen Brauchtums: So ergeht noch 1752 ein Hofratsbefehl, der über den Pfleger zu Mosham den „Herrn Commissarium zu Dämbswegg“ erreicht, er ordnet an, „das die Kirchenbedienten des Masquere gehen sich enthalten sollen“. ¹⁷⁶⁾ In diesen Tadelworten, die wir vernommen, von der Obrigkeit, von der Geistlichkeit, in diesen Strafandrohungen — und beides, Tadel wie Drohungen, erinnern in ihrem Wortlaute an die Predigten des 6. und 7. Jahrhunderts und an die Pönitentialbücher — liegt einer der bedeutendsten Beweise, daß die Fastnacht noch keineswegs (nur) Posse ist, im 17. Jahrhundert, und möglicherweise noch ins 18. Jahrhundert hinein, ist der Brauch noch nicht entmythisiert. Die Salzburger Fastnacht, das erweisen diese Urkunden, bewahrt, in ihren kultischen Zügen, Reste des fruchtbarkeitsmagischen Teils jenes gemeinabendländischen Kultdramas, jenes „rituellen Jahresdramas“ (mit dem Zyklus der kultischen Frühlingsfeier), das die Forschung zu erschließen versucht.

¹⁷⁶⁾ Pfliegergericht Mosham, Pfliegergerichtsakten. Repertorium. „Hochlobl. Hofraths befehl in Pollicey Sachen.“ p. 691, Nr. 325; 1752.

Ein Salzkirchl aus Villanders

Mit zwei Abbildungen

Von Rudolf Petrovitz

Im Jahre 1937 erwarb ich im Innsbrucker Kunsthandel ein Salzkirchl, welches nicht nur durch seine Form und Ausstattung aus der Reihe der bekannten Stücke herausfällt, sondern auch durch eine anhängende, vom seinerzeitigen Sammler und Besitzer des Stückes, dem Pustertaler Lehrer und Volkskundler Karl Wohlgemuth stammende Erläuterung Interesse verdient.

Der Text des Zettels ist folgender: „530. ‚Salz-Kirchl‘ oder ‚Postl Kirchl‘ mit zwei Türmen. Das Kirchl ist aus einem Stück Holz geschnitzt und alt bemalt. Die Salzkirchlein hingen früher neben dem Weihebrunnen bei der Stubentür und enthielten geweihtes Salz, welches immer in der letzten ‚Gömnacht‘ (d. i. die Nacht zum Dreikönigentage: 6. Januar) erneuert wurde. Vorn am Kirchlein ist ein herzförmiger Ausschnitt, durch welchen die Leute mit dem Finger in das Salz fuhren, um sich damit zu bekreuzigen. — Der Brauch der Salzkirchlein bestand von Kollmann im Eisacktal bis in die Gegend von Felthurns. Ferner in der Gegend um Seis, Kastelruth, S. Peter und Lajen auf der anderen Seite des Tales. Im Pustertal fand ich Salzkirchlein nur im Tale von Pfunders und es scheint sich hier nur um eine Verschleppung aus dem Eisacktal zu handeln. Der Brauch der Salzkirchlein ist erloschen. — Dieses Salzkirchlein mit den zwei Türmen, in der Mitte zwei Dreikönige, den drei Reliquieneinsätzen und dem mundförmigen Türausschnitt gleicht fast einer wilden Teufelsmaske. (Sehr apartes Stück.) — Villanders im Eisacktal.“

Soweit die Erläuterung Wohlgemuths. Nachzutragen wäre noch, daß auf den Turmspitzen ehemals metallene Zierate (Kreuze?) angebracht waren, welche aber ebenso wie der dritte hl. König verlorengegangen sind. In der Ausnehmung unter dem „Mund“ befindet sich unter Glas ein blau gedruckter Spruch auf die hl. Magdalena, welcher durch Salzeinwirkung fast zur Unleserlichkeit verstümmelt ist. Das Kirchl, aus Nußholz geschnitzt, hat folgende Abmessungen: Höhe 24 cm, Breite 8 cm und Tiefe 5 cm. Die Rückseite ist unbemalt. Der für die Aufnahme des geweihten

Salzes bestimmte Hohlraum wird rückseitig durch einen in Falz laufenden Schiebedeckel verschlossen.

Aus dem Text und den am Objekt angebrachten hl. Königen geht einmal die enge Verknüpfung der Salzkirchl mit den drei Beschützern des Hauses hervor. Dann aber glaube ich, daß die schon von Wohlgemuth angedeutete Ähnlichkeit mit einer Teufelsmaske keine zufällige ist. Zu denken wäre an eine Parallele zu den Schrecklarven an Viehställen und an die sogenannten Neidköpfe. Die von W. als Reliquieneinsätze angesprochenen „Augen“ sind tatsächlich nur grün hinterlegte Glasplättchen, also sicher angebracht, um als Augen zu wirken, ebenso wie Form und Sitz von „Nase“ und „Mund“ auf die gleiche Absicht hindeuten.

Von Wert erscheint endlich auch noch die genaue Lokalisierung des Brauches. Leider ist über die Zeit seines Erlöschens nichts erwähnt.

Abschließend kann gesagt werden, daß es sich bei dem vorliegenden Stück vermutlich um eine Zusammenziehung von drei, auf das gleiche Ziel gerichtete Erscheinen handelt: Der Eingang zur Wohnung soll geschützt werden durch das geweihte Salz im kirchenförmigen Behälter, durch das Anbringen der hl. 3 Könige und die Darstellung einer Fratze ¹⁾).

¹⁾ Von weiteren derartigen Salzkircheln aus Südtirol sei hier vor allem auf das Stück im Besitz des Österreichischen Museums für Volkskunde aufmerksam gemacht, Inv.-Nr. 32.468, das 1913 bei Trautner in Bozen erworben werden konnte und aus Lengstein stammt. Die genauere Beschreibung steht in unserem Katalog „Südtiroler Volkskunst“, Wien 1960, S. 101 f., Nr. 540. — Von Wohlgemuth in Bozen erwarb dagegen schon 1909 das Schweizerische Museum für Volkskunde in Basel ein solches Salzkirchl oder „Postlkirchl“, wie das dortige Inventar vermerkt. Das holzgeschnitzte Stück stammt wieder aus dem Eisacktal; es trägt im Basler Museum die Inv.-Nr. VI 3274. Ein ähnliches Salzkirchl aus Südtirol besitzt auch die Sammlung Rudolf Kriss, derzeit im Bayerischen Nationalmuseum in München, einstmals in Brixen erworben. Vgl. dazu jetzt Lenz Kriss-Rettenbeck, Bilder und Zeichen religiösen Volksglaubens. München 1963. S. 32 und Abb. 46.

Allgemeiner zu vergleichen ist Karl von Spieß, Bauernkunst, ihre Art und ihr Sinn. 2. Aufl., Berlin 1943. S. 312 f. Den zuständigen Nachschlagewerken, also dem Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens auf der einen, und dem Lexikon für Theologie und Kirche auf der anderen Seite scheinen dagegen die Salzkircheln entgangen zu sein.

Schdt.

zu Petrovitz, Salzkirchl



1. Salzkirchl aus Villanders, Südtirol
Sammlung Petrovitz

zu Petrovitz, Salzkirchl



2. Salzkirchl aus Lengstein, Südtirol
ÖMV Inv.-Nr. 32.468

Chronik der Volkskunde

Zum XX. Band der Neuen Serie

Die verschiedenen Hoffnungen und Erwartungen, die anlässlich des Erscheinens des X. Bandes der Neuen Serie auszusprechen waren (siehe oben ÖZV Bd. X/59, 1956, S. 1 ff.), haben sich weitgehend erfüllt. Die Zeitschrift ist in den weiteren zehn Jahren immer nur gewachsen, hat ihren Umfang vergrößern können, ihre Bildbeilagen vermehren, und hat auch stetig an Abnehmern zugenommen. Dazu haben vermutlich nicht nur die größeren Abhandlungen und kleineren Mitteilungen, die uns dauernd reichlich zufließen, beigetragen, sondern auch die vielen Buchbesprechungen, durch die wir dem Wachstum der Literatur unseres Faches gerechtzuwerden versuchen, und die Anzeigen, die doch mit einer gewissen Regelmäßigkeit verschiedene Gruppen von Neuerscheinungen zu erfassen trachten.

Alle diese Einrichtungen sollen beibehalten werden, womöglich noch ausgebaut, wenn es die Umstände erlauben. Der Verein für Volkskunde beginnt heuer, 1966, ein eigenes kleines Nachrichtenblatt herauszugeben, das in knappster Form über die „Volkskunde in Österreich“ orientieren wird. Dieses reine Informationsblatt kann die „Chronik“ unserer Zeitschrift etwas entlasten. Wenn es aber gilt, zu den Veranstaltungen und Veröffentlichungen Stellung zu nehmen, dann soll es doch auch weiterhin im Rahmen der Zeitschrift geschehen. Alle unsere Freunde und Mitarbeiter werden daher gebeten, uns auch weiterhin mit entsprechenden Beiträgen, Nachrichten und Einsendungen zu erfreuen. Alle ihre uns eingesandten Bücher und Sonderdrucke kommen ja der Bibliothek unseres Hauses zugute, in der sich auch sämtliche Tauschzeitschriften finden, durch die unsere Zeitschrift so wesentlich zum Aufbau dieser größten volkskundlichen Fachbibliothek Österreichs beiträgt.

Schließlich erlauben wir uns auch an dieser Stelle allen amtlichen Stellen und Institutionen dafür zu danken, daß sie die Herausgabe der Zeitschrift finanziell unterstützen. Neben dem Bundesministerium für Unterricht, dem Magistrat der Stadt Wien und den einzelnen Landesregierungen gilt unser Dank besonders dem Notring der wissenschaftlichen Verbände Österreichs, der sich um die Vermittlung von Druckkostensubventionen für unsere Zeitschrift seit Jahren und stets erfolgreich bemüht hat. Dadurch sind wir auch in die Lage versetzt worden, in diesen abgelaufenen zehn Jahren den Bezugspreis der Zeitschrift nicht hinaufsetzen zu müssen, was wieder vor allem den Einzelbeziehern zugutegekommen ist, für die unsere Zeitschrift in erster Linie gedacht ist.

Wir hoffen, diese Dinge so wie bisher fortführen zu können, und auf diese Weise dem Fach weiterhin ein verlässliches wissenschaftliches Organ zu gewährleisten.

Leopold Schmidt

Weinbaumuseum Krems

Das einstmals auf Anregung von Eugen Frisch auf gegründete, aber doch im wesentlichen von Hans Plöckinger geschaffene und Jahrzehnte hindurch geleitete Weinmuseum in Krems ist eine der bedeutendsten, volkskundlich wichtigsten Spezialsammlungen dieser Art. Nach Plöckingers Tod wurde das Museum erneuert, erweitert, neu aufgestellt, was alles dem rührigen Kremser Archiv- und Museumsdirektor Dr. Harry Kühnel zu verdanken ist. Nunmehr ist auch der zu der Neugestaltung des Museums gehörige Katalog (Harry Kühnel, Das Weinbaumuseum in Krems an der Donau. 23 Seiten, 20 Abb. auf Tafeln. Krems 1965) erschienen. Der Text bemüht sich, mit Heranziehung der neuesten Literatur die vielfältige Materie gegliedert darzustellen und die oft disparaten Bestände nach folgenden Gruppen (die den Museumsräumen entsprechen) darzubieten: 1. Weingartenarbeit, Hüterwesen, Winzerbrauchtum. 2. Presshaus. 3. Weinkeller. 4. Gaststube. 5. Schwarze Küche. 6. Historische Abteilung. 7. Binderhandwerk, Faßzieher, Fuhrleute. Die Bilder besonders wichtiger Objekte des Museums (die freilich mitunter noch etwas genauer bestimmt werden könnten) beleben das hübsche Büchlein, das die berühmte Kremser Zunftfahne der Binder (mit dem Noah-Bild von Martin Johann Schmidt, 1778) in Farben auf dem Umschlag zeigt. Leopold Schmidt

Wiedererrichtung des Mödlinger Museums

Am 13. November 1965 wurde das Mödlinger Museum, das infolge der Kriegs- und Nachkriegsereignisse unzugänglich geworden war, durch die Stadtgemeinde Mödling und den Museumsverein Mödling neu eröffnet. Das nunmehr in einem eigenen, eigens adaptierten Gebäude untergebrachte Museum enthält auch wichtige Bestände zur Volkskunde des Bezirkes. Es ist zu hoffen, daß darüber gelegentlich ein eigener Bericht wird geboten werden können. Schdt.

Heimatstube der Hauptschule Taufkirchen an der Pram

Auf eine Art von Heimatmuseum im oberösterreichischen Innviertel muß hier hingewiesen werden, da diese Sammlung bisher nicht zu den volkskundlich eingestellten Heimatmuseen gezählt wurde. Aus den „Innviertler Heimatheften“, die von Hauptschuldirektor Josef Schönecker in Taufkirchen an der Pram herausgegeben werden (Heft 1: 1958, 64 Seiten; Heft 2: 1964, 72 Seiten) geht jedoch hervor, daß auf Initiative Schöneckers dort allmählich eine lokalhistorische Sammlung entsteht, die auch beachtliche bauernkundliche Bestände aufweist. Die gesammelten Objekte sind in Heft 1, S. 16 ff., und Heft 2, S. 54 ff. namhaft gemacht, wobei die mundartlichen Bezeichnungen der Arbeitsgeräte usw. festgehalten erscheinen. Das Heft II enthält außerdem zwei weitere für uns wichtige Beiträge, nämlich „Flachsbau und Flachsbearbeitung im Innviertel um die vergangene Jahrhundertwende“ (mit mehreren Abbildungen der Geräte im Text), und „Wind- und Hundsbrunnen, Wasserwidder und andere Brunnen“ (ebenfalls mit einigen Abbildungen). Der aufstrebenden Sammlung ist also viel Erfolg zu wünschen.

Leopold Schmidt

Giuseppe Cocchiara †

Mit dem Tode des im vergangenen Februar verstorbenen Giuseppe Cocchiara hat Italien vielleicht seinen bedeutendsten Volkskundler verloren. Der 1904 in Mistretta (Sizilien) geborene Forscher war nicht nur einer der fruchtbarsten, sondern auch der eigenwilligsten italienischen Gelehrten. Seine Bibliographie würde viele Seiten füllen, zeigt doch bereits das Opus des Fünfundzwanzigjährigen (!) fast ein Dutzend Buchveröffentlichungen, darunter „Popolo e canti nella Sicilia d'oggi“ (1923), „Usi e costumi, novelle e poesie del popolo sic.“ (1924), das wichtige Handbüchlein „Folklore“ (1925), weiter „Gli studi delle tradizioni pop.“ (1928), „Storia del Folklore in Italia“ und „L'anima del popolo it. nei suoi canti“ (beide 1929). Schon diese Auswahl aus dem Jugendwerk deutet an, daß das Schwergewicht von Cocchiaras Studien auf dem Gebiete seiner sizilianischen Heimat einerseits und auf dem Sektor der Volksliteratur andererseits lag.

Cocchiara war so der berufene Nachfolger Pitrè auf dem Lehrstuhl für Volkskunde und Ethnologie in Palermo; „Pitrè, la Sicilia e il folklore“ (1951) heißt eines der Werke des zugleich als Direktor des Museo Pitrè in Palermo wirkenden Gelehrten. Seine Eigenwilligkeit in Auffassung und Formulierung zeigt sich schon früh, sie wird deutlich in der Interpretation dämonischer Phänomene und Texte („Il diavolo nella tradizione pop. it.“ [1945]), sie führte den Autor gelegentlich zu etwas maniert wirkenden Formen im Aufbau seiner Bücher, die zwar in verschiedene Sprachen übersetzt wurden, jedoch leider nie den Weg ins Deutsche fanden. Erinnert sei an Cocchiaras „Popolo e letteratura in Italia“ (1959) mit seiner Einteilung in acht Hauptteile zu je vier Unterteilen à je acht Kapitel, das heißt zusammen 256 Abschnitte.

Nicht alle Bände Cocchiaras zeigen einen so komplizierten — wenn auch im Rückblick sinnvoll wirkenden — Aufbau. Cocchiara verstand auch knapp und präzise zu formulieren, wie in seinem zweibändigem Werk „Il folklore siciliano“ (1957), das in gedrängter Form gut informiert.

In seinen letzten Büchern — „L'eterno selvaggio — Presenza e influsso del mondo primitivo nella cultura moderna“ (1961) und „Il mondo alla rovescia“ (1963) — verband Cocchiara volkskundliche Forschung mit ethnologischen Aspekten. Seine unerhört umfangreiche Kenntnis einschlägiger Quellen und sein souveränes Beherrschen der Materialfülle hätte sich noch stärker auswirken können, wenn nicht sein selbst für Italiener gelegentlich schwer verständlicher Stil den Zugang zu seinen Büchern erschwert hätte. Durch seine Vielseitigkeit, seine schöpferische, jedoch immer kritische Phantasie und seine exakte Arbeitsmethode schuf Cocchiara eine Schule, die weit über den Bereich der Volkskunde hinaus reicht.

Felix Karlinger

Edmund Mudrak †

Univ.-Prof. a. D. Dr. Edmund Mudrak ist in Wien am 12. Dezember 1965 plötzlich im 72. Lebensjahr gestorben. Die Österreichische Zeitschrift für Volkskunde hat vor kurzem (ÖZV Bd. XIX/68, 1965, S. 85 ff.) mit einer Würdigung von Karl Haiding und einer Bibliographie der Veröffentlichungen Mudraks von Margit Gröhs des nunmehr Verstorbenen gedacht. Im Bereich der Erzählforschung wird sein Lebenswerk nachwirken.

Schdt.

Literatur der Volkskunde

Le Théâtre populaire Européen, édité par Leopold Schmidt, en collaboration avec Gianfranco D'Arconco, Georgios Megas, Hans Moser, Georges-Henri Rivière, Ahmed Tecer et Hans Trümper. (La traduction des textes originaux et du manuscrit allemand des commentaires établie par Michèle Ramzeyer et Pierre Robinet a été coordonnée par Klaus Beitzl.) Paris, Éditions G.-P. Maisonneuve et Larose, 1965; 506 Seiten, 1 Karte, XX Kunstdrucktafeln. Fr 48,—

Die Gesamtdredaktion des vorliegenden umfangreichen und gut illustrierten Bandes 3 der Publikationsreihe „Folklore Européen“ der Volkskunde-Kommission innerhalb der Abteilung „Kulturelle Zusammenarbeit“ des Straßburger Europarates bereitete zweifellos erheblich größere Schwierigkeiten als die der parallel laufenden Unternehmen über europäische Volksmärchen (vgl. L. Boedker, *European Folk Tales*, Kopenhagen 1963; dazu ÖZV XVIII/1964, S. 196 f.), über Balladen und Schwänke u. dgl. Das liegt schon daran, daß es sich bei den letztgenannten Gattungen um relativ kleine Einheiten aus dem Gesamtbereich der „Volksdichtung“ und der europäischen Völker handelt, die in sich geschlossen jeweils als Ganzes aufgenommen werden konnten, daß sie jedes für sich für die Eigenheit des Volkes sprächen, dessen Tradition sie entnommen sind. Anders beim neuen Bande, der das Bild europäischen Kulturlebens aus dem Spiegelglanz der historischen wie der unmittelbar lebendigen Überlieferungen der Einzelvölker zu ihrem Mysteriendrama, ihrem Volksschauspiel, ihren noch unmittelbar in das Brautumsleben gebundenen Dialogszenen und dramatischen Spielauftritten zeichnen soll. Hier mußte schon das äußere Format der Textumfänge schwer zu bestimmende Grenzen ziehen, ganz abgesehen von der Frage der Kostümbeschreibungen, der Szenenhinweise, der Aufführungspraxis usw. Leopold Schmidt, der führende Erforscher dieser weitverzweigten Gattung dialogisch geformter Aussage im weiten Spannungsfelde zwischen Kultverrichtung und unterhaltendem Spiel, hatte vor wenigen Jahren erst gerade diese Fülle des allein schon im deutschen Sprachraum kaum überschaubar reich tradierten in seinem hervorragenden Handbuche „Das deutsche Volksschauspiel“ (Berlin 1962) muster-gültig aufbereitet. Dabei mußte er wiederholt auf die unverkennbaren Schwierigkeiten einer klaren Begriffsabgrenzung für das, was man heute unter dem Sammelnamen „Volksschauspiel, Théâtre populaire“ u. ä. versteht, hinweisen.

Im vorliegenden Repräsentativbande wurden die Grenzen vom Thematischen her erfreulich weit, vom Räumlich-Geographischen her betrüblich enge gesteckt. Um es vorweg zu nehmen, es berührt den Unterzeichneten, der an der Erstkonzeption des Grundplanes bei der Gründungssitzung der Commission Folklorique zu Straßburg am 10. Juni 1958 eine erheblich weiterreichende „Europa“-Formulierung gefordert und zugebilligt erhalten hatte (vgl. ÖZV XII, 1958, S. 269 f.)

doch schmerzlich, allein schon an der Übersichtskarte ersehen zu müssen, daß man den Herausgebern den solcherart wissenschaftlich nicht begründeten und kulturell wie historisch gesehen viel zu engen, vielmehr nur aus der unglücklichen weltpolitischen Gegenwartssituation diktierten Europabegriff der vorwiegend westlich orientierten Wirtschaft- und Militärblöcke zugemutet hatte; daß also das unabdingbar zum Kulturbegriff „Europa“ gehörige, im historischen wie im gegenwärtigen Leben reiche Volksschauspielgut der Magyaren, der Polen, Tschechen, Slowaken, der Südslawen und der Rumänen ausgeklammert, übergangen erscheint, indes man unzweifelhaft nach Kleinasien Weisendes, etwa karagöz-Spiele in türkischer wie in griechischer Tradition aufnahm.

Was jedoch aus dem Europa der derzeit geltenden Straßburger Konzeption an Spieltexten ausgewählt wurde, verdient durch seine Ausgewogenheit den Dank breiterer Leserschichten geistig interessierter Menschen, an die sich dieses Buch wie die anderen seiner Reihe in erster Linie wendet, zumal ja der fachlich näher Interessierte um der Vollständigkeit der Texte wie um eines ausführlicheren wissenschaftlichen Apparates willen immer nach den Gesamtausgaben der Originalsprachtexte greifen muß, auf die im vorliegenden Falle jeweils auch ausreichend hingewiesen wird.

Leopold Schmidt gliedert, seiner Grundkonzeption des Begriffes „Volksschauspiel“ entsprechend (vgl. die früheren Fassungen im Sammelwerk: Deutsche Philologie im Aufriff“, hrsg. v. W. Stammeler, Band I, Berlin-Bielefeld-München 1952, Sp. 1881—1902) das hier in dreißig Auswahltexten erfaßte Stoffgebiet in drei Gruppen: I. Spielgut des (Jahr-)Brauchtums; gemeint sind Sommer- und Winter-Streitspiel, Die Monate, Altweibermühle und Wilhelm Tell, Moresca im korsischen Stil, ein deutsches Schwertfuchterspiel aus dem Harz, ein Schweizer Rügegericht aus Graubünden und ein englisches „Mummers-Play“. Beim türkischen „Jeu du viel homme“ verzichtete man auf den originalsprachlichen Text wie später auch beim türkischen karagöz oder beim Prolog aus einem griechischen der gleichen Gattung in Gruppe III. Die Gruppe II bringt die Welt der Schauspiele aus christlicher Tradition, je ein Paradeisspiel aus Oberösterreich (wo die Tradition allerdings längst im Gegensatz zu den innerösterreichischen kräftig fortlebenden Gegenwartsformen in der Steiermark, in Kärnten und auch zum Teil noch in Slowenien) untergegangen ist, ein Sternsinger-Umzugsspiel aus Schweden und Weihnachtsspiele normannischer und portugiesischer Herkunft, dazu je ein wallonischer Passionsspieltextteil und das eigenartige flämische Evermar-Spiel aus Rutten/Russon in Belgien. So ist auch das Umzugsspiel, das Stubenspiel, die Großform (Textproben aus dem Rheinischen Osterspiel), das Bewegungs-drama (Prozessionsspiel von Ath in Belgien) und auch das Marionettenspiel jeweils gut vertreten. Eine Gruppe III führt im wesentlichen Spieltexte vor, die aus der Verbindung mit der erzählenden Volksdichtung vielerlei Thematik (Legende, Heldensage, Schwank) leben: ein sizilianisches Spiel von „Roland und Angelika“, ein neugriechischer „Panaratos“ (dessen Originaltext man gerne gerade in der sprachlichen Frage nach dem Anteil des Demotischen eingesehen hätte), eine altösterreichisch-schlesische „Griseldis“ als Teildruck nach dem bekannten Volksbuchstoffe, „Faust's Höllenfahrt“ nach dem Niederländischen des 17. Jahrhunderts usw.

Im Ganzen ein sehr stattlicher Band mit erlesenen Illustrationen vorwiegend einer älteren Periode des europäischen Volksschauspiels

und den wohlbedachten Bezügen auf seine Widerspiegelung in der Graphik (Holzschnitte, Hinterglasmalerei) und der Photographie, zusammengehalten in der Vielfalt der Ursprungsländer, Themen, Spielformen durch raumbedingt knappe, aber geschliffen formulierte Einführungen und Kommentierungen über den Fußnotenapparat hinaus.
Leopold Kretzenbacher

Brüder Grimm, Deutsche Sagen. Zwei Bände in einem Band (Dünndruck). Nachwort von Lutz Röhrich. 650 Seiten. München 1965, Winkler-Verlag. DM 22,80.

Die „Deutschen Sagen“ der Brüder Grimm sind das unbekanntere und bei weitem weniger aufgelegte und verbreitete Gegenstück zu ihren „Kinder- und Hausmärchen“. Obwohl nur verhältnismäßig wenige Ausgaben aus den hundertfünfzig Jahren des Vorhandenseins dieses Werkes vorliegen, und seit der Hälfte dieses Zeitraumes nun immer die Auflage mit dem Vorwort von Hermann Grimm nachgedruckt wird, steht es doch so, daß das Werk selbst von seinem Wert nicht nur nichts verloren hat, sondern bei aufmerksamer Beachtung immer noch gewinnt. Sein Kommentar steht nicht in dem Buch selbst, sondern zu guten Teilen in Jacob Grimms „Deutscher Mythologie“. Das hat mindestens ein halbes Jahrhundert ältere Sagenforschung angeregt, und freilich auch schon ein weiteres halbes Jahrhundert jüngere Sagenforschung abgeschreckt: Der Text der „Deutschen Sagen“ ist, was man nicht übersehen soll, davon unberührt geblieben. Die Brüder haben nämlich hier aus einer Quellenkenntnis sondergleichen ein Material zusammengestellt, das mit 585 Nummern schon rein stofflich großartig ist, und das sich bei näherer Betrachtung vor allem für die historischen Sagen, also den Stoff des II. Bandes, als geradezu unüberbietbar erweist. Die große Schwierigkeit für den Benützer ergibt sich erst bei den Quellenangaben: Da haben die Brüder Notizen aus ihren Handexemplaren von Originaltexten eingesetzt, die sich kaum mehr je zur Gänze werden überprüfen und verifizieren lassen. Lutz Röhrich hat zu dieser schönen Dünndruckausgabe ein sehr kenntnisreiches, förderliches Nachwort geschrieben, mit dem er die Sammlung im Sinn der heutigen Sagenforschung erschließt. Aber auch er muß gestehen, daß diese Quellenangaben kaum zu enträtseln sind: „Die Fundorte sind von den Brüdern in den Anmerkungen stets notiert worden, allerdings nur in fragmentarischer und nicht immer zuverlässiger Form, so daß nähere Nachforschungen oft sehr unbefriedigend verlaufen. Eine genaue Quellenkunde der Grimmschen Sagen wäre eine wichtige Forschungsaufgabe für die Zukunft“ (S. 645). Das scheint mir ein beherzigenswertes Wort zu sein. Nicht erst in der Zukunft, schon in unserer Gegenwart sollte ein wirklich zuverlässiger Apparat der Herkunftsangaben dieser Grimmschen Sagen erarbeitet werden, er erschiene mir ein nützlicheres Unternehmen als die derzeit so geförderten Sagentypenverzeichnisse, mit denen man doch nur modischen Strömungen nachläuft. Für einen gründlichen Kommentar zu den wie gesagt unerschöpflichen Sagen der Brüder Grimm dagegen wäre ein entsprechender Auftrag einer dafür zuständigen Organisation, beispielsweise der Deutschen Forschungsgemeinschaft, richtig. Das Unternehmen wäre ja auch nicht so unabsehbar wie so manche andere Pläne auf diesem Gebiet; in sagen wir zehn Jahren könnte ein derartiger Erläuterungsband fertig vorliegen, und wir hätten für die gesamte weitere Sagenforschung eine wirklich brauchbare Grundlage. Vielleicht lenkt das kluge Nachwort von Röhrich also die entsprechenden Stellen auf eine solche Einsicht hin.
Leopold Schmidt

Karl Haiding, **Österreichs Sagenschatz**. Mit 97 Illustrationen von Hedwig Zum Tobel und wissenschaftlichen Erläuterungen zu jeder Sage in einem gesonderten Anhang. 436 Seiten. Wien 1965, Verlag Fritz Molden.

Längere Zeit hindurch hat es keine Sagenanthologie gegeben, die ganz Österreich umfaßt hätte. Während Sagen aus verschiedenen einzelnen Ländern und Landschaften auch in den letzten Jahren verhältnismäßig oft erschienen sind, mangelt es an einer mehr oder minder überschauenden Auswahlammlung von repräsentativem Charakter. Nunmehr sind in den letzten drei Jahren knapp hintereinander zwei Werke erschienen, die als derartige Übersichtssammlungen angesprochen werden können. Will-Erich Peuckert hat in seiner Reihe „Europäische Sagen“ als III. Band seine „Ostalpensagen“ (Berlin 1963, Erich Schmidt Verlag) erscheinen lassen, die fast ganz Österreich umfassen. Nur Westtirol und Vorarlberg muß man sich in dem neuen Band der gleichen Reihe „Westalpensagen“ (ebendort 1965) suchen. Wie immer man über Peuckerts Unternehmen denken mag (vgl. meine Anzeige hier ÖZV XVIII/67, 1964, S. 200 f.), der Materialfülle und der inneren Ordnung nach handelt es sich um einen wertvollen Band.

Diesem aus alten Zeitschriftenbeiträgen zusammengestellten Band läßt nun Karl Haiding seine Sagenanthologie folgen, die in mancher Hinsicht als Gegenstück zu seinem „Österreichs Märchenschatz“ (Wien 1953) gelten kann. Wieder liegt ein umfangreicher, schön illustrierter Band vor, der einerseits als Lesestoff für Schule und Haus gelten kann, andererseits aber durch die Auswahl und die verhältnismäßig ausführliche Erläuterung der einzelnen Stücke als wissenschaftliche Leistung gewertet werden darf. Haiding hat aus vielen guten Sammlungen die ihm wichtig erscheinenden Sagen ausgewählt und im wesentlichen unverändert dargeboten. Er hat sie durch eigene Aufzeichnungen aus dem Burgenland, aber auch aus Steiermark und Oberösterreich ergänzt, wodurch also auch das Leben der Sage in der Gegenwart bekundet wird.

Die Ausgabe umfaßt mit ihren 328 Nummern wohl alle wichtigen Motive der Sage, wie sie in Österreich erzählt wurde. Manche Motive oder Motivgruppen finden sich in mehreren Fassungen wiedergegeben. Manchmal stehen solche Fassungen beisammen, manchmal erscheinen sie aufgeteilt. Die Begründung dafür, eigentlich für die Reihenfolge der Geschichten in diesem Band überhaupt, ist nicht ohne weiteres zu erraten. Da Haiding nicht wie Peuckert in seinen Bänden eine Gliederung durchgeführt und vorgewiesen hat, muß man diese Frage zurückstellen. Sie drängt sich nur wieder auf, wenn man allmählich beim Lesen erfaßt, daß Haiding wider Erwarten nicht nur Sagen, sondern auch Märchen und Schwänke einbezogen hat. Ein gar nicht so kleiner Teil der ganzen Sammlung, mindestens die Nummern 1, 29, 33, 40, 48, 100, 101, 103, 110, 118, 134, 135, 191, 200, 201, 202, 209, 212, 218, 248, 263, 269, 270, 271, 281, 287, 289, 291, 308, 311, 327 gehören den Gattungen des Märchens, des Schwanks oder der Fabel an. Da sich sehr bekannte Typen darunter finden (z. B. 200 Rumpelstilzchen, 209 Katherlieschen, 218 Hans im Glück, 248 Gevatter Tod, 269 Bürle, 270 Doktor Allwissend), kann die Einfügung nicht unabsichtlich erfolgt sein.

Die Erzählungen sind in den ziemlich ausführlichen Anmerkungen ihrer Herkunft nach bestimmt, und einige weitere Literaturangaben helfen zur genaueren Aufschlüsselung der Texte, führen wohl auch gelegentlich darüber hinaus. Die zum Teil nicht glücklichen alten Fas-

sungen (besonders die Stücke nach Freissauff, aber auch die wenigen Wiener Sagen nach Holczabek-Winter fallen durch ihren veralteten literarischen Ton auf) werden durch manche ausführlichere Anmerkungen ergänzt. Bei manchen Almsagen (z. B. 25, Gold aus dem Käsewasser) erweitern sie sich geradezu zu kleinen Abhandlungen, wohl im Zusammenhang mit Haidings Beiträgen zu Peuckerts Handwörterbuch der Sage, das nun nicht mehr weiter erscheint. Selbstverständlich könnte man zu vielen anderen Sagen andere Hinweise für notwendig oder nützlich erachten. So wäre bei 65, Der Türke in der Grazer Sporgasse, auf den Charakter dieser Holzplastik als Rechtswahrzeichen hinzuweisen (vgl. jetzt Robert Wildhaber, Diebsschreckfiguren und Türwächterbilder: Zeitschrift für schweizerische Archäologie und Kunstgeschichte, Bd. 22, 1962, S. 126 ff.) oder bei 72 und 303, Maultasch-Schütt und Großer und Kleiner Staatzer Berg auf die spezielle ostniederösterreichische Verbreitung dieser Huthbergsagen (vgl. Schmidt, Probleme der Volkskunde von Ostniederösterreich; Unsere Heimat Bd. 31, Wien 1960, S. 189 ff., mit Karte). Bei 50, Bergmannsbraut, wäre wohl die bedeutende literarische Geltung dieses Motivs vom „Bergmann zu Falun“ zu betonen gewesen; aber wenn hier etwa Hofmannsthal fehlt, so findet sich ja zu 63, Das Grimmingtor, auch nicht der landschaftlich so bedeutende Roman von Paula Grogger genannt.

In ähnlicher Form könnte man bei den verschiedensten der hier gesammelt vorgelegten Geschichten anknüpfen, könnte nach der Begründung ihrer Aufnahme fragen, und sich die Anmerkungen nach dieser oder jener Richtung erweitert vorstellen. Das ist bei einer derartigen Sammlung fast selbstverständlich, und somit ein etwas unbilliges Verlangen. Man hätte vielleicht nur wünschen dürfen, daß die Fassungen, besonders die nach mehr oder minder spätromantischen Vorlagen aufgenommenen, ihrem inneren Gehalt und wohl auch ihrer Form nach überprüft worden wären. Das ist beispielsweise für die Wiener Sagen nachdrücklich zu betonen, unter denen sich 42, Das Grabmal des treuen Vorlauf, findet, von Bechstein (1841) übernommen: Es handelt sich um keine Sage, und selbst die Lokalisierung ist falsch, da es in der Stephanskirche bekanntlich gar keine „kaiserliche Gruft“ gibt. Vielleicht kann eine zweite Auflage in solchen und ähnlichen Fällen die notwendigen Änderungen bringen.

Leopold Schmidt

Österreich-Lexikon in zwei Bänden. Herausgeber Richard Bamberger und Franz Maier-Bruck. I. Bd. 648 Seiten, mit zahlreichen Abb. und Karten im Text und auf Tafeln. Wien 1965, Österreichischer Bundesverlag und Verlag für Jugend und Volk.

Eine österreichische Ergänzung zu jedem, auch jedem großen Lexikon war seit langem eine Notwendigkeit. Es ist sehr erfreulich, daß man sich endlich entschlossen hat, ein derartiges Werk zu erstellen, und noch erfreulicher, daß man dieses nun erschienene Werk seinem zunächst vorgelegten I. Band nach als ausgesprochen zufriedenstellend beurteilen kann. Es sind, so weit sich so etwas überblicken läßt, wirklich alle in Betracht kommenden Gebiete vom Staat, vom Volk, von der Politik, von der Religion angefangen bis zu den Mehlspeisen, Getränken usw. behandelt.

Für uns ist die Aufnahme volkskundlicher Stichwörter selbstverständlich besonders interessant. Tatsächlich kann man hier, wohl so ziemlich zum ersten Mal in einem allgemeinen Nachschlagewerk,

Artikel über „Habergeiß“ oder „Kaiserfleisch“ finden, und für die Hofformen noch eine Tafel mit Hausansichten und -grundrissen. Auch die Forschungsgeschichte unseres Faches ist gut bedacht, man sucht und findet Karl Adrian ebenso wie Michael Haberlandt, Viktor Geramb ebenso wie Leopold Kretzenbacher. Nur in wenigen Fällen läßt das Lexikon bis jetzt im Stich; aber da wird wohl ein Nachtrag im II. Band abhelfen.

Sicherlich hätte man manche Wünsche: So den vermutlich besonders berechtigten, daß nicht nur zu den biographischen, sondern auch zu den Sachartikeln Literaturangaben gemacht werden müßten: Schließlich weiß man doch ganz gern, woher der Lexikonmacher eigentlich seine Kenntnisse hat. Und bei den Veröffentlichungen der einzelnen in kurzen Biographien behandelten Forscher hätte man gern mindestens die wichtigsten bis zur unmittelbaren Gegenwart verzeichnet gesehen. Aber das sind verhältnismäßig wenige Wünsche, und sie beeinträchtigen nicht den positiven Gesamteindruck des nützlichen Werkes.

Leopold Schmidt

F. H. König. Alt-Gmundner Fayencen — Eine Handwerkskunst aus dem Salzkammergut (17.—19. Jhdt.). Linz, Verlag J. Wimmer, 1964, 116 S. mit 33 Farbbildtafeln und 2 Ansichten.

Der Gmundner Baumeister Architekt Franz König, allen Museumsbeamten und Antiquitätenhändlern als passionierter und ernster Sammler Gmundner Fayencen wohl bekannt, hat es in diesem schmalen Bändchen unternommen, eine verliebte und eigenwillige Darstellung dieses kulturhistorisch interessanten Werkstättenkomplexes und seiner Erzeugnisse zu geben (S. 9—47). Mit viel Liebe werden hier erstmalig die technischen Vorgänge mit all ihren chemischen und technologischen Einzelheiten geschildert und eine wohldurchdachte Zeittafel geliefert.

Es soll hier nicht auf Details eingegangen werden, zu denen noch manches Kritische zu sagen wäre, was aber nicht so sehr König, als vielmehr die von ihm benützten Autoren, wie z. B. Adolf Rieth, angehen müßte. Unwiderrspochen darf aber nicht die Herabsetzung der Verdienste jener Forscher bleiben, die es zwar nicht so weit gebracht haben, ein eigenes Buch über Gmunden an den Verleger zu bringen, aber immerhin durch ihre grundlegenden Arbeiten schon längst die „internationale Fachwelt“ auf die Kulturleistungen der Gmundner Hafner aufmerksam machen konnten. Diese Pioniere waren wie jeder einschlägige österreichische Forscher im Falle „Gmunden“ richtige Lokalpatrioten und es wäre nur ein Akt der Dankbarkeit, eine Seite der Würdigung diesen Männern zu widmen, über deren kulturhistorische Ergebnisse das vorliegende Bändchen trotz „jahrelanger Forschungsarbeit“ des Autors einfach nicht hinausgekommen ist: Alfred Walcher von Moltheim, Michael Haberlandt, Hermann Ubell und Herbert Seiberl. Von den „Nebenfählern“ sei hier nur Ernst Neweklowsky besonders angeführt.

Dem Sammler König sind wir aber für die zum größten Teil ausgezeichneten Farbtafeln, auf denen er uns mit den besten Stücken seiner wohl einzigartigen Sammlung bekanntmacht, außerordentlich dankbar, wenn wir auch mit manchem eigenwilligen Begleittext weniger und mit der unchronologischen und unsystematischen „Ordnung“ schon gar nicht einverstanden sind.

Wir wünschen aber dem Büchlein trotzdem einen weiten Freundeskreis und vor allem eine zweite, verbesserte Auflage. König hat die Sammlung, er hat die Kenntnisse und auch die Sprache dazu. Warum sollte es ihm nicht gelingen, ein hieb- und stichfestes Handbüchlein der Gmundner Fayence zu schaffen, das durch Aufnahme der Daten aller Gmundner Hafner und Hafnermaler, der Charakteristik ihrer Eigenheiten, und unter Anführung der einschlägigen Fachliteratur jedem, der mit Gmundner Fayencen zu tun hat, als erster zusammenfassender Behelf hochwillkommen wäre und der ebenso hochwillkommenen geplanten Monographie nichts vorwegnehmen würde.

Adolf Mais

Ernst Burgstaller, Felsbilder und -inschriften im Toten Gebirge in Oberösterreich. Mit einem Geleitwort von Werner Kiesenhofer, einem naturkundlichen Beitrag von Wilhelm Freh und Maßaufnahmen von Ludwig Lauth (Oberösterreichische Heimatblätter, Bd. 15, Linz 1961, S. 57—102, mit 32 Abb. auf Tafeln und mehreren Zeichnungen im Text).

Ernst Burgstaller und Ludwig Lauth, Felsgravierungen in den österreichischen Alpenländern (Jahrbuch des Oberösterreichischen Musealvereines, Bd. 110, Linz 1965, S. 326—378, mit 47 Abb. auf Tafeln).

Wenn man das ebenso instruktive wie gut aufgemachte populäre Buch von Karl Lukan, *Alpenwanderungen in die Vorzeit*. Wien, (Schroll, 1965) aufschlägt, findet man innerhalb der vielen Stätten mit Funden aus vor- und frühgeschichtlicher Zeit in Österreich auch mehrere Felszeichnungsorte beschrieben und abgebildet, die im Bewußtsein einer größeren Öffentlichkeit noch kaum lebendig sein dürften. Darunter führt Lukan auch die „Höll“ im Warscheneck-Gebiet an, mit guten Hinweisen auf die Möglichkeiten der Besichtigung der in dieser Almregion festgestellten Ritzzeichnungen, und zitiert dankbar und richtig auch die Arbeiten des eigentlichen Entdeckers dieser merkwürdigen Denkmäler: Es war doch vor allem die erste der beiden hier zu nennenden Veröffentlichungen Ernst Burgstallers, welche seine Entdeckung samt seinen Erklärungen bekanntgemacht hat, soweit eine österreichische Zeitschriftenpublikation ein derartiges Faktum eben überhaupt bekanntmachen kann. Es hat vorher manche Hinweise auf derartige Felszeichnungen in den Alpen gegeben, und es haben sich manche inzwischen auch schon angeschlossen. Wir haben mit Vergnügen auch in unserer Zeitschrift (ÖZV 61/1958, S. 40 ff. und 66/1963, S. 32 ff.) einige derartige Hinweise gebracht, und die Kontroversen über diese Funde anderen Zeitschriften und Zeitungen überlassen. Burgstaller hat die Zeit genützt und neben vielen anderen Arbeiten die Begehung der bekannten und die Entdeckung noch unbekannter derartiger Felszeichnungen fortgesetzt, und veröffentlicht nunmehr in der zweiten hier genannten Studie eine Zusammenfassung seiner bisherigen Ergebnisse.

Die genau gearbeitete Veröffentlichung mit ihrer straffen Gliederung überzeugt jedenfalls davon, daß hier ein bemerkenswertes Gebiet neu erschlossen wird. Die hier zum ersten Mal vorgelegte Liste der bisher bekanntgewordenen 18 Fundorte derartiger Felszeichnungen (mit Karte) gibt die Grundlage für die Betrachtung der „allgemeinen Charakteristik der Lage und der Merkmale der Fundstellen“. Ebenso

aufschlußreich ist der Abschnitt über „Placierung und ‚Sichtigkeit‘ der Bilder, Aufnahmetechnik“, wobei die allenthalben gegebenen Schwierigkeiten eindringlich dargestellt werden. Am umfangreichsten ist selbstverständlich das Kapitel „Bildinhalte“ ausgefallen, wo nacheinander a) Daten und Initialen, b) Abstrakte und figürliche Motive (Kreuze, Dreispitze, Malzeichen, Schleife, Dreiecke, Vierecke, ‚Pläne‘, Sterne, Kreise, Räder, Stab und Leiter, Baumdarstellungen, Tiergestalten, menschengestaltige Wesen, Bauten, c) Schriftartige Zeichen und Inschriften, vorgelegt und eindringlich besprochen werden. Burgstaller sieht stets mehr als das lokal angebrachte „Zeichen“ vor sich, er hat sich mit der gesamten bisherigen europäischen Felszeichnungsliteratur beschäftigt und weiß daher die Darstellungen als Einzelvorkommen von Gruppenphänomenen auszuweisen. Dabei übt er aber doch viel Zurückhaltung, und gibt die Möglichkeiten der kultischen oder magischen, oder auch sonstigen Deutung eher in den Anmerkungen als im Text selbst. Sicherlich wird man auch von diesen eigentlich schon sparsam vorgebrachten Deutungen noch manches abstreichen können oder sogar müssen. Selbst bei der Frage nach der Echtheit und dem Alter einzelner Felsritzungen wird man immer noch diskutieren können. Aber an dem Gesamtphänomen wird man nach diesen entsagungsvollen Erschließungsarbeiten und ihrer so kenntnisreichen Darstellung sicherlich nicht mehr vorübergehen können. Vielleicht wird so mancher Zweifler durch die Gesamtdarstellung dieser Erscheinungen im ganzen Alpenraum eben in dem schönen Bilderbuch von Karl Lukan nachdenklich werden. Burgstaller bringt in seiner zweiten Arbeit (S. 376 f., Anm. 95) eine interessante Zusammenstellung von Belegen, daß eigentlich jeder Felsbilderfund zunächst einmal bezweifelt oder womöglich als Fälschung abgelehnt usw. worden sei, und zwar mit geradezu stereotypen Begründungen. Man mag sich diese Stellen bei künftigen Kritiken derartiger Arbeiten nachdenklich vor Augen halten.

Leopold Schmidt

Salzburger Trachtenmappe. Herausgeber: Handelskammer Salzburg, Faberstraße 18. Farbtafeln und Zeichnungen Grete Karasek. Schnittmusterbogen: Irene Garbislander. Graphische Gestaltung: Franz Wallnöfer. XIII Farbtafeln; Textheft: 26 Seiten; 2 Schnittmusterbogen in Ganzleinenmappe.

Im Laufe der letzten Jahre sind schon in einigen österreichischen Bundesländern Trachtenpublikationen erschienen, die der erneuerten Tracht gewidmet sind. Nun ist auch Salzburg mit einer Mappe an die Öffentlichkeit getreten. Im Gegensatz zu den vorbildlichen oberösterreichischen Trachtenmappen, haben die Herausgeber hier auf historische Angaben verzichtet, die sich der Volkskundeforscher wünschen würde, zumal Salzburg in trachtlicher Hinsicht ohnehin bisher kaum erforscht ist. Diese Angaben würden aber auch den interessierten Laien über die Herkunft einer Gewandform unterrichten. Nur ganz vereinzelt finden sich knappste Angaben über die Vorbilder der erneuerten Form, wenn auch gerade bei Salzburg manche Tradition noch nicht unterbrochen war.

Für das praktische Tragen der gezeigten Trachten sind die Überkleider namentlich der Frauen von besonderem Interesse, die ja in der gesamten Trachtenerneuerung ein eigenes Problem darstellen, zumal überlieferte weibliche Mantelformen eigentlich fehlen. Die gezeigten Möglichkeiten für Männer und Frauen aus allen Salzburger Gauen

sind durchaus gefällig, haben sich z. T. schon längst bewährt und werden sicher weitere Freunde finden. Auf die „Henndorfer Tracht“ hätte man vielleicht verzichten können, zumal in der verspielten Form mit Rüsche (auf einem Waschkleid!) und aufgeknöpfter Schürze.

Die Farbtafeln nach den Zeichnungen der bewährten Grete Karasek sind klar und genau gemacht worden und dienen dem praktischen Zweck. Die Textbeilage bringt eine Reihe von klaren Skizzen, großteils von variierenden Formen, aber auch Werk- und Detailzeichnungen, die die Näherinnen sicher begrüßen werden.

Die Beschreibungen einschließlich der Arbeitsanleitungen sind klar und deutlich abgefaßt. Für sie zeichnen wohl Kuno Brandauer und W. G. Resch, die sich in den Einleitungsabschnitten nennen. Die beiden Schnittmusterbogen bringen einfachere Formen der Frauentrachten. Leider fehlt bei ihnen die Größenangabe. Man hat sich aber offenbar für eine kleinere Einheitsgröße entschieden. Allerdings sind die Schnitte sehr klar gezeichnet und mit vorzüglichen Arbeitsangaben versehen. Alles in allem eine schöne Publikation für den praktischen Gebrauch in der Volkstumspflege.

Maria Kundegrabner

Hermann Kuprian, Das Große Schemenspiel. Eine lyrische Tragödie. Das kleine Schemenspiel. Ein lyrisches Prozenium (= Schöpferisches Tirol, Bd. 7) 180 Seiten. Zeichnungen von Lois Egg. Innsbruck 1965, Universitätsverlag Wagner. S 87,—.

Bemerkenswerte Versuche, aus den Masken des Imster Schemenlaufens Einzelgestalten und Chöre zu einem festlichen Schauspiel ungefähr in der Art der spanischen Fronleichnamsspiele oder des Schlusses von Faust II und seinen Nachfolgern zu gestalten. Solche Versuche sind hier nicht nach ihrer dichterischen Qualität zu beurteilen, darüber ist das Vorwort des spanischen Literaten Narciso Sanchez Morales heranzuziehen, das kenntnisreich die Einordnung in die Tradition der katholischen Dramatik vornimmt. Für uns ist nur wichtig festzustellen, daß es heute zu einer derartigen Dichtung kommen kann, die alpenländisches Maskengut in der Richtung der barocken Erlösungsdramatik zu überhöhen und aufzuwerten versucht. Ein Vergleich mit Billingers „Perchtenspiel“ wäre ungerecht, von der dramatischen Urgewalt des soeben verstorbenen großen Innviertlers kann hier nicht die Rede sein. Nur der Drang nach dem gleichen Weg, einheimische Formen, vielleicht auch Inhalte, dichterisch zu bewältigen, fordert zum Vergleich heraus.

Leopold Schmidt

Erich Hupfaut, Schönes Zillertal. 88 Seiten, davon 43 Bilder. München 1965, Bergverlag Rudolf Rother. DM 8,80.

Ein schmaler, hübscher Bildband über das vielbesuchte und vielbesungene Tal zwischen Salzburg und Tirol. Die von Hans Hruschka, Robert Löbl, Müller-Brunke und H. Baumann stammenden Fotos gehören im wesentlichen der Bergsteiger-Photographie von heute an. Es zeigen aber doch manche von ihnen Siedlungen und Häuser des Tals und seiner Gründe, auch die Wallfahrt Maria Rast am Hainzenberg, einen Zillertaler Blasmusiker und einige andere verwandte Motive.

Das Buch ist von Erich Hupfaut aufgebaut und textlich gestaltet. Hupfaut hat viele Jahre seines Lebens im Zillertal gewirkt und sich dort volkskundlich sammelerisch betätigt. Er konnte 1956 den Band

„Sagen, Brauchtum und Mundart im Zillertal“ veröffentlichen, 1957 das Heft „Zillertaler Volksmedizin“, und 1960 die Sammlung „Zillertaler Reimkunst“. Diese Veröffentlichungen zeigten, daß Hupfaut mit Eifer und Liebe sammeln konnte, aber von keiner Seite her zu einer auch nur einigermaßen systematischen Verarbeitung angeleitet wurde. Daher ist auch der Text des vorliegenden Bändchens von Liebe zum Zillertal getragen, ein guter, fremdenverkehrsfreundlicher Führer, aber nicht mehr. Die kurzen Kapitel über „Die Bewohner“, ferner „Wo man singt“ und „Sitte und Brauch“ versuchen wohl, den volkskundlichen Stoff knapp zusammenzufassen, aber sie erreichen höchstens das Niveau von Feuilletons. Das Kapitel „Die Bewohner“ mit dem Zeitalter der Handschuhhändler und Ölträger beginnen zu lassen, befremdet jeden, der eine kurze Besiedlungsgeschichte sucht. Wenn er dann die immer wieder mitgeschleppte Geschichte vom „Falschen Sarg“ (S. 72) breit vortragen erhält, wird er kaum an eine rationelle Raumauswertung glauben können. Unter „Wo man singt“ bringt Hupfaut wenigstens einige Vierzeiler, sogar (S. 79) mit einer Singweise; zu den „Angsangeln“ und „Trutzgsangln“ werden sogar Übersetzungen ins Schriftdeutsche geboten. „Sitte und Brauch“ wird als Darstellung des Jahreslaufbrauchs verstanden, mit der Darbietung einiger bekannter und weniger bekannter Züge. Sogleich, wenn Hupfaut etwas auszugreifen versucht, stellen sich Schwierigkeiten ein. So spricht er (S. 83) vom „Anklöpfeln“ im Advent und versucht es folgendermaßen gleichzeitig zu schildern und zu deuten: „An den letzten drei Donnerstagen vor Weihnachten ziehen nach Einbruch der Dunkelheit aber auch Burschen von Hof zu Hof und singen das ‚Köpflied‘ (eine Art Fruchtbarkeitslied für Feld, Stall und Haus), ein Brauch, der seine Wurzeln wie so mancher andere in der germanischen Vorzeit hat.“ Der lustige Druckfehler (Köpfl- für Klöpfel-) unterstreicht noch den geringen Gehalt der Stelle.

Die letzten Kapitel zeigen also, wie in so vielen ähnlichen Fällen, daß von den Möglichkeiten der volkskundlich-fachlichen Erkenntnis in der feuilletonistischen Literatur so gut wie kein Gebrauch gemacht wird. Das hübsche Zillertaler Bilderbuch schiene uns ohne derartige schwache Stellen entschieden besser.

Leopold Schmidt

Die hauptamtlichen Museumsbeamten Österreichs im wissenschaftlichen Dienst. Herausgegeben von Adolf Mais (= Mitteilungsblatt der Museen Österreichs, Ergänzungsheft 8). Wien 1965. 290 Seiten.

Auf den Band, der zunächst nur als Schematismus erscheinen mag, muß hier ausdrücklich hingewiesen werden, weil er die Daten auch aller Beamten enthält, die an den volkskundlichen Sammlungen im gesamten Bundesgebiet tätig sind. Dabei handelt es sich nicht nur um die Personaldaten, sondern, und das ist für eine weitere Öffentlichkeit besonders wichtig, um die jeweiligen Veröffentlichungsverzeichnisse. Es sind hier also die weitgehend vollständigen Bibliographien für Klaus Beitzl, Franz Colleselli, Franz Dichtl, Elfriede Grabner, Karl Haiding, Gundhild Holaubek-Lawatsch, Hubert Kaut, Franz Kollreider, Franz Koschier, Maria Kundegraber, Franz Lipp, Adolf Mais, Viktor H. Pöttler, Friederike Prodingner, Leopold Schmidt, Gilbert Trathnigg und Sepp Walter enthalten, und man kann sich daran wieder einmal davon überzeugen, welchen Rang die volkskundlichen Museen und Abteilungen im Bereich der gesamten österreichischen Volkskunde einnehmen.

Leopold Schmidt

Will-Erich Peuckert, **Sagen. Geburt und Antwort der mythischen Welt** (= Europäische Sagen, Einführungsband) 159 Seiten. Berlin 1965, Erich Schmidt Verlag. DM 21,60.

Auf die von Peuckert herausgegebene Serie war schon mehrfach hinzuweisen; sie sollte ursprünglich wohl nur deutsche Sagen bringen, griff dann mit zwei Bänden in die Alpen hinein, und erweiterte sich zu „Europäischen Sagen“, immer auf der Grundlage der alten in Zeitschriften verstreuten Aufzeichnungen, welche auf diese Weise wieder zugänglich gemacht werden sollen. An sich war das ganze Werk als Textquelle zu jenem „Handwörterbuch der Sage“ gedacht, das nach drei Lieferungen sein Erscheinen einstellen mußte.

Auch der hier vorliegende „Einführungsband“ scheint unter keinem glücklichen Stern zu stehen. Der altgewordene, kranke Verfasser hat offenbar nur einen Teil wirklich schreiben können, und zur Auffüllung einige „Materialien und Nachweise“ geboten, die eigentlich liegengebliebene Stichwörter aus jenem „Handwörterbuch“ sind. Es handelt sich dabei übrigens um gute, stoffreiche Artikel, wie „Ausgelohnt“ (Hausgeister bekommen Kleider und ziehen ab), „Blecherne Kleidung“ (Wiedergänger), „Bleiernes Gewand“ (Verbannte im Rheinland). Aber das Hauptgewicht des Buches liegt selbstverständlich auf jener einleitenden Darstellung, die man am ehesten als einen großen Essay ansprechen kann. Oder als den Monolog eines vereinsamten Forschers, der in stets erneuerter Zwiesprache mit dem Sagenstoff wesentliche Züge des Werdens und des Überliefers der Motive herauszuheben versucht. Man wird seinen Überlegungen, daß es sich dabei um Geistesgeschichte handle, daß die mehr oder minder mechanistischen Kataloge und Typenverzeichnisse eigentlich von vornherein ungeeignet sein müßten, durchaus zustimmen: „So schert man Völker, Zeiten, soziale Umstände über einen Kamm“ (S. 47). Mich freuts, den großen Sagenforscher Peuckert noch einmal auf den Wegen echter Volkskunde zu finden. Selbst wo es sich gelegentlich um innere Widersprüche handeln mag, die bei der Interpretation dieser Stoffe kaum jemals ausbleiben können, sind es doch echte, fruchtbare Überlegungen, die man noch lange wird nachlesen müssen.

Leopold Schmidt

Kurt Schöning, **Mit viel Gefühl. Bayern im Spiegel der „Gartenlauben“-Zeit (1850–1900)**. 96 Seiten mit 89 meist ganzseitigen Holz-, Kupfer- und Stahlstichen. Format 21 × 26,5 cm. München 1965, Süddeutscher Verlag. DM 19,80.

„Querschnitte“ durch alte Zeitschriften sind modern geworden. Die so lange Zeit viel geschmähte „Gartenlaube“ hat wieder Beachtung gefunden. Ein Band wie der vorliegende versucht für ein spezielles Thema, nämlich „Bayerns Land und Volk in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts“ (könnte man sagen, um sich den Inhalt des Buches im Gegensatz zu dem nichtssagenden Obertitel zu verdeutlichen) das entsprechende Bildmaterial gesichtet vorzulegen.

Von der Qualität der alten Bilder braucht hier nichts gesagt zu werden. Von minderer Gebrauchsgraphik bis zu den Wiedergaben bekannter Bilder der Grützner-Zeit ist alles vorhanden. Der Text beschränkt sich auf den Auszug aus einem alten „Konversations-Lexikon“. Die Bilder sind in gut gewählten Gruppen zusammengefaßt: München, Nürnberg, Augsburg; Auf der Alm; Von der Liebe und vom Hochzeiten; Auf gehts; Die Jäger san lustige Leit; Wildschützen und Räuber; Klettern is a wahre Freid; Arbeit, Ernte, Land und Leute; Die

Fremden kommen. — Neben Durchschnittsbildern und Darstellungen von zweifelhaftem Quellenwert finden sich volkskundlich gute, manchmal sogar sehr gute Bilder: Beispielsweise S. 10 Schäfflertanz, S. 25 Schafhub, S. 37 Hochzeitslader, S. 43 Fingerhakeln, S. 46 Schuhplattler, S. 48 Eisschießen, S. 53 Gericht der Haberer, S. 75 Sonnenwendfeuer auf dem Wendelstein, S. 81 Erntebittgang (mit von Mädchen getragener Statue der hl. Notburga), S. 83 Leonhardritt in Fischhausen am Schliersee, S. 84 und 85 Hopfenpflücker, S. 88 und 89 Oberammergauer Passionsspiel. Man sieht, beinahe eine kleine Bildvolkskunde, und jedenfalls bei entsprechender Quellenkritik auch als solche zu benutzen. Warum aber hat man nicht eine einzige Seite mit Herkunftsnachweisen dazugegeben, und einen Fachmann einen kurzen volkskundlichen Kommentar dazu schreiben lassen? Die Bilder wären es durchaus wert gewesen.

Leopold Schmidt

Felix Karlinger, Der abenteuerliche Glückstopf. Märchen des Barock. 207 Seiten, mit Abb. im Text. München 1965, Verlag F. Bruckmann.

Der Inhalt des in der Reihe der „Bruckmann-Querschnitte“ erschienenen hübschen Bandes erschließt sich besser aus dem barocken Innentitel: „Der abenteuerliche Glückstopf, in welchem allerley wundersame Märlein, seltene Historien und lustige Schwänke versammelt, wie solche von denen Skribenten in Welsch- und Teutschland, dann in Frankreich, Hispanien und Britannien mehr erdycht und aufgezeichnet worden. Ausgewählt, auch verteutschet und herausgebracht“. Es handelt sich im wesentlichen um eine Auswahl aus den Erzählsammlungen des 17. Jahrhunderts (Giovanni Battista Basile, Lorenzo Lippi, Lorenzo Magalotti, Francesco Argelati, Rojas Villandro, Charles Perrault, Madame d'Aulnoy, Madame l'Heritier, Madame Beaumont, und schließlich Johannes Praetorius, Jakob Christoph von Grimmelshausen und Rubezahl-Geschichten). Davon sind manche Geschichten bisher selten verdeutscht worden, wofür man also dankbar sein wird. Der Versuch, bekanntere und unbekanntere Erzählungen von märchen- und schwankhaftem Charakter als Zeugnisse des barocken Erzählens nebeneinanderzustellen, ist durchaus interessant, und das kenntnisreiche Nachwort erschließt diese in vieler Hinsicht so bedeutsame zwischenschichtliche Literatur auch sehr aufschlußreich. Der stark romanistische Zug der Auswahl entspricht den Gegebenheiten der Zeit, für die sie sprechen will. Vielleicht zeigen die am Schluß dazugesellten, mitunter recht gröblichen Rubezahl-Geschichten (nach Praetorius) den Unterschied dieser oft geradezu eleganten italienischen und französischen Märchen von den deutschen Sagen und Schwänken der Zeit besonders deutlich. Die Beigabe einer großen Zahl von Holzschnitten und Kupferstichen aus den Originalausgaben ist sehr zu begrüßen.

Leopold Schmidt

Lutz Röhrich und Rolf Wilhelm Brednich, Deutsche Volkslieder. Texte und Melodien. Herausgegeben. Bd. I. Erzählende Lieder. Balladen, Schwänke, Legenden. 356 Seiten. Düsseldorf 1965, Pädagogischer Verlag Schwann.

Lutz Röhrich hat vor einigen Jahren (vgl. ÖZV XVI/65, 1962, S. 116 f.) einen wichtigen Band „Erzählungen des späten Mittelalters und ihr Weiterleben in Literatur und Volksdichtung bis zur Gegenwart“ herausgegeben, der sich unter anderem auch vorzüglich als

Grundlage von Seminarübungen eignet. In ähnlicher Weise hat er nun zusammen mit seinem am Deutschen Volksliedarchiv in Freiburg tätigen ehemaligen Schüler Brednich ein Werk in die Wege geleitet, das den deutschen Volksliedschatz erschließen soll, wobei dem vorliegenden ersten Band mit erzählenden Liedern ein zweiter folgen soll, der einstweilen als „Verschiedene Lieder“ betitelt ist und Liebes-, Tanz-, Trink-, Brauchtums- und Berufslieder umfassen soll. Man denkt begreiflicherweise an das bedeutende Vorbild, das einstmals, 1937, John Meier und Erich Seemann mit ihrem „Lesebuch des deutschen Volksliedes“ gegeben haben. Eine Neuauflage dieses offenbar zu wenig bekanntgewordenen vorzüglichen Buches wäre notwendig.

Röhrich und Brednich nähern sich zumindest dem Stoff dieses vorliegenden ersten Bandes ihres Werkes vor allem als Erzählforscher. Sie haben hier zusammengestellt, was man innerhalb des Liedgebietes als Fassungen von Sagen, Märlein, Legenden, Schwänken usw. bezeichnen kann. Das ist ein großes, heute vielfach interessantes Gebiet. Als wesentlichste Vorarbeit darf man wohl die Balladenausgabe innerhalb der von John Meier einstmals gegründeten großen Ausgabe der „Deutschen Volkslieder“ ansehen, von der soeben die 1. Hälfte des V. Teiles erschienen ist. Erich Seemann, Rolf W. Brednich und Wolfgang Suppan haben hier die Nummern 89—103 des Gesamtwerkes bearbeitet (Verlag des Deutschen Volksliedarchivs, in Kommission bei Ernst Kaufmann, Lehr im Schwarzwald). Wie in den bisherigen Lieferungen ist das gesamte Material zu dem betreffenden Lied, und sei dieses noch so selten und vereinzelt, breit aufgearbeitet. Auch die gesamte volkserzählerische Überlieferung ist dabei jeweils verwertet, so daß die Nacharbeit in dieser Richtung heute schon sehr erleichtert erscheint.

Von Röhrich und Brednich werden nun die berühmten alten Lieder vom Ulinger, von Wassermanns Braut, von der Rheinbraut, von den beiden Königskindern usw. in 13 Gruppen vorgestellt: Volkssagenstoffe und sogenannte naturmagische Balladen; Weiterleben antiker Sagenstoffe; Weiterleben germanischer Heldensage; Weiterleben hochmittelalterlicher Heldenepen; Erzählungen vom Leben der Minnesänger; Mittelalterliche Heimkehrerlieder; Ritterliche Liebesballaden; Tragische Konflikte, besonders auf Grund von Standesunterschieden; Bürgerliche Liebesballaden; Zeitungslieder und Bänkelgesänge; Schwanklieder; Legenden und geistliche Lieder; Historische Ereignislieder. Man kann sich selbstverständlich die Reihenfolge auch etwas anders vorstellen, und wird bei manchem Lied zweifeln, ob es gerade in die angegebene Gruppe gehört. So etwa Nr. 22 (Rheinbraut), die unter den „Ritterlichen Liebesballaden“ steht, aber doch eher zu den Volkssagenstoffen gehört hätte.

Davon abgesehen sind die Lieder den Quellen getreu dargeboten, mit genauen Herkunftsangaben und den wichtigsten Literaturhinweisen versehen. Manches Stück erscheint zweifelhaft, so beispielsweise, ob man bei Nr. 57 (Die heilige Kümmeris) wirklich die Fassung b, eine erwiesene Fälschung von Adolf Kirschner, abdrucken mußte. Aber vielleicht ist auch das im Hinblick auf die Verwendung des Bandes in Seminarübungen erfolgt; dann hätte man aber vielleicht doch mit einer Zeile auf die dichterisch so viel bessere Version des „Geigers von Gmünd“ durch Justinus Kerner hinweisen können.

Übrigens könnte man sich einmal vorstellen, daß nicht nur, wie von den Herausgebern geplant, Germanisten und Volkskundler bei ihren Übungen zu dem Band greifen würden, um Fassungen zu ver-

gleichen, Wanderstrophen festzustellen usw., nein, vielleicht auch einmal Studenten einer ganz anderen Fakultät. Sagen wir einmal Juristen, die etwa ausrechnen müßten, wieviel Jahre Zuchthaus eigentlich auf all die in diesen Liedern beschriebenen Übeltaten kämen: Von den Mädchenmorden des Ulinger bis zu den verschiedenen anderen Morden, Verführungen, Freveltaten oft greulichster Art (Schlangenköchin, Verkaufte Müllerin): Es kämen wohl tausende von Jahren heraus. Würden die Juristen dann das von ihnen fachlich beurteilte Material den Psychologen weitergeben, so müßten diese sich wohl beim ersten Versuch, daraus eine Studie zum deutschen Volkscharakter zu erstellen, mit Schauer abwenden. Nebenbei: Mußte dieser erste Band einer mehr oder minder repräsentativen deutschen Volkslied-Ausgabe wirklich gerade mit dem Titel „Der Mädchenmörder“ beginnen?

Aber vielleicht hat man nicht an Juristen und Völkerpsychologen, sondern an Zeitungswissenschaftler gedacht. Und die würden sich eventuell durch die dargebotenen Stoffe nur zu einer sachlichen Konfrontation mit den täglichen Meldungen der heutigen Zeitungen veranlaßt fühlen, und sie nicht ärger als diese finden. So ziemlich jedes dieser schauerlichen Motive hat sich ja im Lauf der letzten Jahrhunderte gelegentlich auch als „Zeitungssage“ feststellen lassen.

Ein vielseitiger, vielseitig benützbarer Band also, der innerhalb und außerhalb der engeren Volksliedforschung zum Nachdenken anregen kann. Und das ist, bei aller Anerkennung eines vorzüglich gearbeiteten Studienbandes, doch noch ein zusätzlicher Gewinn.

Leopold Schmidt

Balladen aus mündlicher Überlieferung. Authentische Tonaufnahmen 1953–1963 von Johannes Künzig und Waltraud Werner (= Volkskunde-Tonarchiv Freiburg, Schallplatte 8) Freiburg, 1965.

Zu der kostbaren Schallplatte „Deutsche Volkslieder. Eine Dokumentation des Deutschen Musikrates“ (Wolffenbüttel 1961) treten nun allmählich auch weitere Schallplatten, die dokumentarisch das alte Singen des Volkes festzuhalten und bekannt zu machen versuchen. Johannes Künzig hat zusammen mit Waltraud Werner schon vor einiger Zeit eine wichtige derartige Platte mit 3 ungarndeutschen Märchen und einer Ballade vorgelegt (vgl. ÖZV XvIII/67, 1964, S. 54). Nunmehr folgt eine ganz dem alten Balladengesang gewidmete Platte mit folgenden Stücken: 1. Es waren zwei Königskinder (Wolga), 2. Es ging ein Knab die Gasse ab (Banat), 3. Es wollt ein Mädel frisch Wasser holen (Wolga), 4. Es treibet ein Schäfer ins grüne Holz (Wolga), 5. Dort unten in dem Judenhaus (Wolga), 6. Es ging ein Toter spazieren (Slawonien), 7. Sage von der Wiederkehr des toten FreiERS (Zips). Die wichtigen Aufzeichnungen, deren Texte sich mühelos verstehen lassen, sollen noch in einem Begleitheft erläutert werden. Für jedes Institut unseres Faches praktisch unentbehrlich.

Leopold Schmidt

Hartmut Braun, Studien zum pfälzischen Volkslied (= Forschungsbeiträge zur Musikwissenschaft, Bd. XVI) 119 Seiten, Notenbeispiele im Text und als Anhang, 1 Kartenskizze. Regensburg 1964, Gustav Bosse Verlag.

Der Verfasser hat die Neuausgabe der berühmten Pfälzer Volksliedsammlung von Heeger und Wüst durch Josef Müller-Blattau zum Anlaß genommen, um an dem Sammelmateriale musikalische Ergebnisse abzulesen. Er versucht das Melodiegut nach Erzähliedern, Liebesliedern, Tanzliedern und historisch-politischen sowie Soldatenliedern zu

gliedern und dabei das eventuell gegebene pfälzische Eigengut, die besondere Formung der Melodieführung, herauszuarbeiten. Da es sich fast durchwegs um weit verbreitetes Volksliedgut handelt, fällt dies freilich schwer. Die an den Arbeiten von Wiora und Salmen geschulten Beobachtungen sind aber sicherlich sehr gut. Soweit es sich bei so einem „Mischvolk und Durchgangsland“ (S. 109) eben herausarbeiten läßt, was hier eventuell Bestand gehabt hat, und wie so manches verschliffen wurde, ist dies hier offenbar geschehen. Das Zusammensehen des Volksliedbestandes mit dem ganzen pfälzischen Volksleben ist der Arbeit sicherlich zugutekommen.

Leopold Schmidt

Ingeborg Weber-Kellermann, **Erntebrauch in der ländlichen Arbeitswelt des 19. Jahrhunderts**, auf Grund der Mannhardtbefragung in Deutschland von 1865 (= Veröffentlichungen des Instituts für mitteleuropäische Volksforschung an der Philipps-Universität Marburg an der Lahn. A. Allgemeine Reihe, Bd. 2) 569 Seiten, XII Tafeln, 12 Abb. im Text und Karten im Anhang, 1 Deckblatt. Marburg 1965, N. G. Elwert Verlag. DM 72,—.

Eine schöne Jubiläumsgabe: Vor genau hundert Jahren hat Wilhelm Mannhardt, in dem man ganz offensichtlich den ersten wirklich großen Gipfel der Volkskunde nach Jacob Grimm erblicken muß, seine Befragung durchgeführt, die bis heute wirksam geblieben ist. Mannhardt hat sich aus seiner großen Umfrage nach den Erntebräuchen in erster Linie Aufschluß über das Brauchtum im Sinn der „niederen Mythologie“ erhofft. Was er davon in seine Arbeiten übernehmen konnte, brachte ja auch eine Fülle von Belegen von „Korndämonen“ und ähnlicher geglaubter Wesen, die Mannhardt dann in seinem zweibändigen Hauptwerk mit den Vegetationswesen der antiken Glaubenswelt zusammenstellte. Als Richard Beitzl 1933 im Zug seiner Arbeiten am Atlas der deutschen Volkskunde diese großartigen Vorarbeiten Mannhardts wieder entdeckte und im Sinn der Atlas-Methode auszuwerten begann, zeichnete er beispielsweise die Verbreitung der „Korndämonen“ in unsere neuen Karten ein und bewies so die eminente Brauchbarkeit des Mannhardtschen Materials.

Die vielen geistigen und materiellen Wandlungen der letzten dreißig Jahre haben es mit sich gebracht, daß man zur Erkenntnis gelangt ist, dieses großartige, sehr unparteiisch gesammelte Material lasse sich auch nach anderen Gesichtspunkten ansehen und auswerten. Die zahlreichen kritischen Arbeiten, vor allem von schwedischer Seite her, haben eine gewisse Auflockerung gebracht, Lutz Mackensens polemischer Artikel „Tierdämonen? Kornmetaphern“ (Mitteldeutsche Blätter für Volkskunde Bd. 8, 1933, S. 109 ff.) hat ungefähr gleichzeitig mit Beitzls Arbeiten einen Entmythologisierungsprozeß eingeleitet. Der Aufschwung der neueren Arbeits- und Arbeitsgeräteforschung hat vermutlich nach dem zweiten Weltkrieg das Seine dazu beigetragen, das Mannhardtsche Material immer stärker von dieser gewissermaßen nüchternen Seite her ins Auge zu fassen. Das Ergebnis ihrer langjährigen diesbezüglichen Studien hat Ingeborg Weber-Kellermann, nach einigen vorläufigen Vorträgen und Aufsätzen über das Thema, nunmehr in diesem schönen, wertvollen Buch vorgelegt. Es geht ihr, und mit ihr nicht wenigen Kollegen, darum, nach den Trägern des Erntebrauches zu fragen, nach dem Anteil der „Bauern“, der „Knechte“, vor allem aber der „Landarbeiter“ an der Gestaltung des einstmalig so umfangreichen Erntebrauches, wie es die Gewährleute Mannhardt vor allem im damaligen Nordostdeutschland schilderten.

Dementsprechend geht Weber-Kellenmann von der landwirtschaftlichen und sozialen Situation der Mitte des 19. Jahrhunderts aus, und konfrontiert Mannhardt mit den Volkswirtschaftlern seiner Zeit. Es handelt sich vor allem um das Verhältnis von Gutsherrschaft und Gesinde, also im wesentlichen nordostdeutsche Grundverhältnisse, wie sie aber auch für viele andere Gebiete, beispielsweise für Böhmen und für das östliche Niederösterreich, von wesentlicher Bedeutung waren. Der Verteilung der vorherrschenden ländlichen Betriebsgrößen um 1870 wird die Verteilung der Erntefeste gegenübergestellt, die Wege der Wanderarbeiter werden mit der Verbreitung, bzw. dem Vordringen der Sense anstelle der Sichel als Ernteschnittgerät konfrontiert usw. Das Mannhardt-Material ergibt für alle diese Komplexe, für die Arbeitsteilung der Geschlechter, für das Eindringen polnischer Erntearbeiter, für die Rangordnung der Arbeitenden auf dem Erntefeld, für die oft rein brauchmäßigen „Rechte“ usw. soviel her, daß man schließlich der Arbeit zuerkennen muß, einen bedeutenden Teil unserer Kenntnis des ländlichen Arbeitsbrauchs im 19. Jahrhundert auf eine neue Grundlage gestellt zu haben.

Die äußerst vielseitige, gründliche, methodisch saubere Verarbeitung des schönen Materials durch Weber-Kellenmann muß bewundernd anerkannt werden. Sie hat die vielschichtige Literatur zu den vorliegenden Problemen sehr weitgehend berücksichtigt, besonders viel davon auch in die lesbar gestalteten Anmerkungen eingearbeitet, so daß man mit dem stattlichen Band allein weite Bereiche dieses Gebietes nunmehr überblicken kann. Im Gegensatz zu anderen Veröffentlichungen über ähnliche Gebiete, die eben auch jetzt erscheinen, ist das Buch sehr objektiv gehalten. Man darf es als eine der bedeutendsten Leistungen unseres Faches in der Gegenwart ansprechen.

Leopold Schmidt

Johannes Künzig, **Schwarzwald-Sagen.** (Neuausgabe). XV und 383 Seiten. Mit zahlreichen Abb. im Text und auf 32 Bildtafeln. Düsseldorf 1965, Eugen Diederichs Verlag.

Dieses schöne Buch, eine der besten deutschen landschaftlichen Sagensammlungen überhaupt, ist 1930 zum ersten Mal erschienen. Man muß sehr froh darüber sein, daß sich der Verlag nach 35 Jahren zu einem unveränderten Neudruck entschlossen hat, an dem nur einige Bilder wegen des Zugrundegehens der alten Vorlagen erneuert werden mußten. Man kann sich das Buch dem Reichtum der darin enthaltenen Sagen nach wie auch nach seiner Gliederung und Darbietung nicht besser vorstellen. Mit seinen gewissenhaften Herkunftsangaben und seinem Ortsverzeichnis steht es weit über den vielen Sagensammlungen, die in den letzten Jahren mitunter sehr geschäftsmäßig hergestellt wurden. Ein wirklicher Gewinn unseres Faches. Leopold Schmidt

Der Raum Westfalen. Band IV: Wesenszüge seiner Kultur. II. Teil: Beiträge zur Volkskunde und Baugeschichte. Von Matthias Zender, Wilhelm Brepohl, Josef Schepers, Karl E. Mummenhoff. XII und 260 Seiten, 46 Tafeln, 30 Karten. Münster in Westfalen 1965. Aschendorffsche Verlagsbuchhandlung. DM 37,50.

Der großformatige teure Band, der uns hier vorliegt, ist ein Teil eines gewaltigen Veröffentlichungsunternehmens, das als eine Gesamtdarstellung des „Raumes Westfalen“ schon vor mehr als dreißig Jahren zu erscheinen begonnen hat. Der Band hätte wohl eine Art moderner

Volkskunde des Gebietes werden sollen, und die tatsächlich dafür geschriebenen Beiträge zielen auch in diese Richtung. Sie sind nur freilich ziemlich lang liegen geblieben, und offenbar nicht mehr durch andere, auch geplante, ergänzt worden. Umfangreiche Sonderveröffentlichungen, besonders das schöne Werk von Josef Schepers, *Haus und Hof deutscher Bauern*, Bd. 2: *Westfalen-Lippe*. Münster 1960, haben zudem den Stoff einzelner Kapitel vorweggenommen. So ist also eine Art von Sammelband zurückgeblieben, dessen Beiträge nicht notwendig miteinander harmonisieren müssen. Sie haben dagegen zweifellos, jeder für sich, bedeutenden Eigenwert.

Der Band wird durch die bemerkenswerte Übersicht „Die kulturelle Stellung Westfalens nach den Sammlungen des Atlas der deutschen Volkskunde“ von Matthias Zender eingeleitet. Der verdienstvolle Leiter des Atlas-Unternehmens in unseren Jahren hat hier im Sinn der Bonner Schule der Kulturraumforschung vor allem „Westfalen im Spiegel des Brauchtums“ herausgearbeitet. Seine 26 in den Text gedruckten Karten zeigen die einstmals durch den Atlas abgefragten Komplexe, vom „Zuggeschirr der Pferde“ über das „Vorkommen des Rummelpotts“ bis zu „Muttertag“ und „Sonntag als bevorzugte Hochzeitstage“. Manches wird die Kenner Westfalens dabei als Randerscheinung berühren, so die herausgearbeiteten „Relikte im Oldenburger Münsterland“ (Karte 11). Die „Tunschere“, die am Dreikönigstag ausgetragen wird, gibt es im eigentlichen Westfalen eben gar nicht. Der „Rummelpott“ (Karte 13) läßt sich für das Rheinland um Köln ganz dicht nachweisen, im eigentlichen Westfalen konnte schon um 1930 fast keine Rede mehr davon sein. Die „Eierspiele zu Ostern“ (Karte 14) sind wohl in Friesland dicht bezeugt, für Westfalen muß Zender geradezu von einem „Bild der Leere“ (S. 38) sprechen. Die Ernteschlußbezeichnungen nach einem Tier (Hahn, Hase usw.), die schon Mannhardt vor hundert Jahren in reicher Fülle aus Westfalen belegen konnte, haben sich auch jetzt feststellen lassen, den „Erntehahn“ kann man gleich anhand von 3 Karten (15, 16, 17) verfolgen. Auch volksgesellschaftliche Fragen lassen sich gut verfolgen, so die Nachbarschaftshilfe (Karten 19, 20), der Gesindewechsel (21) oder — auf einer anderen Ebene spielend — das Gesangsvereinswesen (22). Zender hat aus den Karten und dem gesamten Atlasmaterial wichtige Schlüsse gezogen, die bezeichnende Eigenheiten des „Raumes“ Westfalen unterstreichen.

Eine weitgehende Ergänzung von einem anderen Standpunkt aus ergibt der Beitrag „Verwandlung westfälischer Lebensformen im Ruhrgebiet“ von Wilhelm Brepohl, der seine Abhandlung im Untertitel als „Gedanken und Beobachtungen zur industriellen Volkskunde“ bezeichnet. Abgesehen von der sprachlich unglücklichen Formulierung „industrielle Volkskunde“ sind Brepohls Arbeiten bekanntlich sehr erwägenswert. Sein Buch „Industrievolk im Wandel von der agraren zur industriellen Daseinsform“ Tübingen 1957, hat dies zur Genüge bezeugt. Freilich müssen viele Erkenntnisse der Soziologie herangezogen werden, um zu einer „Ethnocharakterologie“ zu gelangen, und erst der spezielle Teil der Abhandlung vermag es, die beiden „Bestandsaufnahmen“ der untergegangenen und der abgewandelten Volkskultur-güter sinnvoll und ergebnisreich gegenüberzustellen. Solche Versuche laufen letztenendes immer auf eine Erkenntnis des „Lebensstiles“ hinaus. Versuche über „das Westfälische“ sehen wir mit der gleichen Zaghaftigkeit vorüberziehen, wie wir schon Versuche über „die Wiener“

oder „den Londoner“ usw. zur Kenntnis haben nehmen müssen. Darüber wäre methodisch manches zu sagen. Aber das soll nun dem Leser nicht die Freude an der kenntnis- und erkenntnisreichen Darstellung Brepohls nehmen.

Über die stoffreiche, bis in die Details hinein gekonnte Darstellung „Westfalen in der Geschichte des nordwestdeutschen Bürger- und Bauernhauses“ von Josef Schepers braucht hier kaum etwas gesagt zu werden. Schepers ist ein Kenner von bedeutendem Format, eine tragende Säule der deutschen Bauernhausforschung überhaupt, mit seinen Schilderungen, Bildern und Bauzeichnungen vermag er auch den Nichtspezialisten zu fesseln und zu überzeugen. Die Einbeziehung des Bürgerhauses, die Auswertung der alten Bildquellen, das sind ebensolche Gewinne wie die klar gezeichneten Karten über die Wohntypen des Bürgerhauses vom 15. bis zum 18. Jahrhundert, über die Zimmerungsarten des Bauernhauses, über die Formen der Innengliederung des Bauernhauses und über die älteren und jüngeren Verbreitungsgebiete der Stube in Westfalen und seinen Nachbargebieten.

Die umfangreiche Arbeit von Schepers wird bis zu einem gewissen Grad durch den schmalen, aber gediegenen Beitrag „Profanbauten des westfälischen Herrenstandes“ von Karl E. Mummenhoff ergänzt. Die Bilder der gediegenen alten Bauten runden die ganze vierteilige Darstellung wohltuend ab.

Leopold Schmidt

Irmgard Simon, **Die Gemeinschaft der Siebenten-Tags-Adventisten in volkskundlicher Sicht** (= Schriften der volkskundlichen Kommission des Landschaftsverbandes Westfalen-Lippe, Bd. 16). 220 Seiten und 8 Tafeln mit 15 Abb. Münster i. W. 196, Verlag Aschendorff. DM 21,—.

Versuche, Sektierer volkskundlich zu erfassen, sind selten. Man hat bei jeder Berührung mit ihnen doch das Gefühl, daß sie sich bewußt von der Gemeinschaft, sozusagen von der misera plebs, absetzen, und eben alles nur nicht „Volk“ sein wollen. Daher also auch die Distanzhaltung der mit oft ganz vorzüglichem Gefühl für unseren Stoff und unsere Anschauungsweise begabten Vertreter unseres Faches im 19. und frühen 20. Jahrhundert. Aber es gab und gibt eben dennoch Sektierer, und sie leben, vor allem in protestantischen Landschaften, mitten unter den anderen Leuten, wenn auch meist mit diesen nicht wirklich zusammen. Und dieses Spannungsverhältnis, das sich beispielsweise in Sage und Schwank ausspricht, das läßt sich volkskundlich erfassen.

Irmgard Simon hat das Problem von der anderen Seite her angefaßt, und resolut eine der ihren obskuren Anfängen nach merkwürdigsten Sekten, die Adventisten, mit regelrechten Befragungen und mit einer minutiösen Aufgliederung des wenig ergiebigen Stoffes zu erfassen und darzustellen versucht. Sie gibt zunächst eine lange Einführung in Geschichte und Lehre dieser Sabbat-Heiliger, durch die das Gehaben dieser Menschen zwar rational verständlich, aber für den Außenstehenden letztenendes doch nicht begreiflich wird. Aus dieser abseitigen Haltung heraus ist alles aufzuschließen, was Irmgard Simon nun mühsam erfragt, erlesen und erschaut hat, und was sie in folgenden Hauptabschnitten zu ordnen versucht: I. Die Gemeinde, II. Sabbatheiligung, III. Gottesdienstraum, IV. Kultische Formen, V. Gebet und Andacht, VI. Musik und Musikpflege und VII. besonders beachtlich: Brauchtum. Hier hat die Verfasserin streng der Regel nach in Brauchtum des Jahres- und des Lebenslaufes gegliedert, und die vielleicht wichtigsten

Ergebnisse erfragt. Also beispielsweise S. 157 ff. die Ablehnung des Weihnachtsbaumes durch die Adventisten, welche aber das Eindringen des Brauches in die Familien, ja selbst in die Andachtsräume nicht verhindern kann. Ähnlich wichtig sind viele Aufschlüsse, zu deren Zustandekommen offenbar die Tatsache wesentlich beigetragen hat, daß eine Frau als Beobachterin am Werk war. Das gilt besonders für das Kapitel Kleidung und Mode, wo der Zusammenhang zwischen Sektierertum und Reformkleidung interessant deutlich gemacht wird. Die deutschen Erscheinungen sind dabei offensichtlich stark von den anglo-amerikanischen Vorbildern geprägt worden, was ja bei vielen neuzeitlichen Sekten festzustellen ist.

Die sehr wertvolle Arbeit hat vielleicht keine Ergebnisse ermöglicht, die über das hinausgehen würden, was man sich, bei einiger Kenntnis dieser Dinge, sowieso darüber gedacht haben mochte. Aber diese allgemeinen Eindrücke sind hier einmal auf Grund scharf beobachteter, örtlich gebundener Einzeltatsachen festgehalten und methodisch gründlich dargestellt worden, und das ist äußerst verdienstlich.

Leopold Schmidt

Sagen und ihre Deutung. Beiträge von Max Lüthi, Lutz Röhrich und Georg Fohrer. Mit einem Geleitwort von Will Erich Peuckert. (= Evangelisches Forum H. 5) 80 Seiten. Göttingen 1965, Vandenhoeck & Ruprecht. DM 5,80.

Ein interessanter Versuch, eine derartige Gruppe von Vorträgen bekannt und damit benutzbar zu machen. Von der Seite der Evangelischen Akademie in Tutzing aus hat man sich jedenfalls Mühe gegeben, bedeutende Sagenforscher für diese Vorträge zu gewinnen, und ihre Ausführungen dann in ansprechender Form zu veröffentlichen. Eine gemeinsame evangelische Grundhaltung meint man denn auch zu spüren, wenn auch der einzige wirklich religiöse Ton wohl nur im Geleitwort von Peuckert zu hören ist, das sich demgemäß auch der kritischen Würdigung entzieht. Lüthi versucht dagegen, seine Ergebnisse auf dem Untersuchungsgebiet „Gehalt und Erzählweise der Volkssage“ neu zu formulieren, und tut dies wie immer mit feiner Einfühlung und einem ausgesprochenen Fingerspitzengefühl für die „Erzählform“. Seinen Ausführungen möchte man gern zubilligen, daß die Formulierung „Die Erzählweise der Sage ist gleichsam unterwegs zur Form“ (S. 24) Berechtigung besitzt. Aber es fällt schwer, sich mit modischen terminis der Literaturwissenschaft für unser Gebiet anzufreunden. Es klingt sicherlich bestechend, wenn Lüthi etwa schreibt: „Die Sage verfremdet das Dorf, die Landschaft“. Aber man schreckt gleichzeitig vor einem solchen Brechtschen Ausdruck zurück: Brauchen wir ihn denn?

Ganz anders Röhrich, der sachlich und stofffreudig wie immer über „Teufelsmärchen und Teufelssagen“ handelt. Der Vortrag, das umfangreichste Stück des Bändchens, stellt eigentlich eine komprimierte Monographie über das freilich sehr große Thema dar. Die klare Scheidung, was an Motiven der Volkserzählung nun dem Teufel der christlichen Überlieferung zugehört, und was auf ihn, auf seinen relativ doch jungen Namen, von anderen Gestalten des Volksglaubens übertragen wurde, ist ausgesprochen nützlich. Röhrich könnte aus seinen Materialien wohl einmal eine umfassende Teufels-Monographie schaffen.

Georg F o h r e r behandelt schließlich „Die Sage in der Bibel“. Die protestantische Bibelwissenschaft hat seit langem die sagenhaften Elemente aus den Erzählungen der Bibel herausgearbeitet (z. B. Hermann Gunkel, Die Sagen der Genesis. Göttingen 1901), so daß sich das hochwertige Gebiet gut überblicken läßt. Für uns nicht zuletzt deshalb so bedeutsam, weil vermutlich doch viele Stoffe, Motive, Motivformeln usw. in anderthalb Jahrtausenden der Beeinflussung durch Predigt, Lesung und Bildkunst in unser Volkswissen eingegangen sind.

Davon sagen die vorliegenden Vorträge freilich nichts. Wenn man gegen eine Vortragsreihe im nachhinein einen Einwand erheben dürfte, dann wäre es unter anderem vielleicht der, daß auch eine so hochstehende Serie dem nachgenießenden Leser eigentlich ungeplant vorkommt. Die Vortragenden haben sich offenbar nie vorher über ihre Themen ausgesprochen. Man greife sich ein Beispiel für eine mögliche Zusammenarbeit und folgende Aussprache heraus: Lüthi schreibt in seiner einführenden Art mehrfach davon (z. B. S. 19), daß „der Mensch als ein Verstümmler aus der Begegnung mit dem Jenseitigen“ hervorgehe. Man nehme nun dazu die Geschichte vom Ringkampf Jakobs (1. Mose 32, 25 ff.), — Jakob der danach an der Hüfte lahmte, ist zweifellos als „ein Verstümmler“ aus dieser Begegnung hervorgegangen. Das Verhältnis dieser biblischen Fassung des Motivs zu den späteren Fassungen, bei uns bis zur Gegenwart herauf, wäre wohl ein echtes Thema einer derartigen Aussprache gewesen. Eine solche Zusammenstimmung jedoch vermißt man.

Freilich nicht nur hier, sondern bei so gut wie allen Kongressen, Tagungen usw., an denen unsere Zeit so überreich ist, und es grenzt an Undank, diesen Mangel nun gerade angesichts dieses Bändchens rügen zu wollen. Vielleicht bietet es eher den Anstoß dazu, künftig auf die innere Vorbereitung solcher Begegnungen und Aussprachen mehr bedacht zu sein.

Leopold S c h m i d t

H a n s W o e d e, Wimpel der Kurenkähne. Geschichte — Bedeutung — Brauchtum (= Ostdeutsche Beiträge aus dem Göttinger Arbeitskreis, Band XXXII), 269 Seiten, 124 Abb., davon 25 farbig, 1 Karte. Würzburg 1965, Holzner Verlag. DM 24,—.

Über die geschnitzten „Wimpel“ der Fischerboote im Kurischen Haff ist schon viel geschrieben worden. Für uns sind sie nicht zuletzt deshalb wichtig, weil es im alten Österreich-Ungarn ein berühmtes Gegenstück dazu gab, die ebenfalls geschnitzten Wimpel („Cimarole“) der Insel Cherso, von denen das Wiener Museum eine stattliche Anzahl besitzt. Diese Fischervolkskunst der nördlichen Adria, vor allem also im alten venetianischen Umkreis, besaß an der Ostsee ein köstliches Gegenstück, das nun in diesem Buch zu einem späten, fast möchte man sagen: postumen Denkmal gekommen ist. Es ist, um dies gleich zu betonen, ein schönes, ein dauerhaftes Denkmal, und unsere Volkskunsthochforschung kann nicht nur dem Verfasser für seinen Fleiß, sondern auch jenen Stiftern für ihre finanziellen Beiträge dankbar sein, welche die vorzügliche Ausstattung des Buches mit den guten Farbbildern ermöglicht haben.

Woede greift absichtlich weit aus und bringt so gut wie alles, was von Belang sein kann. Er bespricht zunächst ausführlich die Geschichte der Flaggenführung auf dem Kurischen und auf dem Frischen Haff. Dabei

nimmt er sich der Dienstflaggen der Fischmeister genauso an wie der vorgeschriebenen Ortskennzeichen auf den Fischerkahnflaggen. Dann aber wendet er sich dem umfänglichen Kapitel der Geschichte der geschmückten Mastspitzen und verzierten Windfahnen in der Schifffahrt zu, denn der Kurenkahnwimpel ist ja beides, vor allem sicherlich „Windfahne“. Eine Übersicht über die den Kurenkahnwimpel vergleichbaren Windfahnen auf Schiffen ergibt manche wichtige Ausblicke, wie sie übrigens Michael Haberlandt vor mehr als einem halben Jahrhundert auch bereits gesehen hat: Nicht nur in Richtung Adria, sondern ebenso in Richtung Peipussee und Weißes Meer, und nun noch darüber hinaus zur Jenisseimündung und schließlich auf die Wimpel der chinesischen Dschunken. Aber die wiederholten Hinweise auf die verschiedenen holländischen „Mastwurzeln“ usw. sind selbstverständlich wichtiger.

Dann erst folgt die zusammenhängende Darstellung zur Geschichte der Kurenkahnwimpel, die sich ja an sich erst im 19. Jahrhundert feststellen lassen. Mit der sprachlichen Zugehörigkeit der Kuren zu den Altpreußen hat das Problem offenbar nichts zu tun; die Haff-Fischer, welche die Wimpel für ihre Boote schnitzten, waren genauso niederdeutsche Ostpreußen wie alle anderen. Es muß sich um eine landschaftlich und zeitlich bedingte Volkskunst-Blüte gehandelt haben, die nach 1840 diese Windfahnen mit einem Mal so bunt und vielgestaltig gemacht hat. Dafür werden nun die verschiedensten Einzelheiten vorgelegt: Die Herstellung der Wimpel, die Frage nach den Schnitzern, die Grundformen samt ihren Verbreitungsgebieten usw. Der strukturelle Aufbau der Wimpel wird ebenso genau behandelt wie die inneren Beziehungen der einzelnen Schmuckformen, die zum Teil heraldischen Charakter tragen. Auch über die verschiedenen Möglichkeiten der Darstellung, die hier wie allenthalben in der Volkskunst zwischen Realismus und Stilisierung wechseln, wird ausführlich gehandelt, wozu die genau gezeichneten Abbildungen immer wieder das notwendige Anschauungsmaterial bieten. Das Buch schließt mit einem sozusagen kompletten „Wimpel-Register“; die als Grundlage dienende Dokumentation erliegt im Stadtarchiv Mannheim, was man zunächst nicht vermuten würde. Eine Unterbringung zumindestens einer Kopie in einem zuständigen Museum wäre wohl wünschenswert. Aber die Veröffentlichung bietet ja auf jeden Fall einen zureichenden Einblick in das große und bemerkenswerte Stoffgebiet, das hier hervorragend sachlich bearbeitet erscheint. Leopold Schmidt

Helen Gehnert, Baltische Märchen, Teil II. Estnische Volksmärchen und Sagen. Gesammelt und erzählt (= Die Baltische Bücherei, Bd. 16) 184 Seiten. Hannover-Döhren 1964, Verlag Harro von Hirschheydt. DM 13,80.

Die „Baltische Bücherei“ ist keine wissenschaftliche Reihe. Sie bringt vor allem Erinnerungsbücher von Baltendeutschen, die in oft rührender Weise zeigen, wie diese Mitteleuropäer aus Nordosteuropa, wenn man so sagen darf, mit ihrer jahrhundertlang bewohnten Heimat verwachsen waren. Wer die alten Verhältnisse gekannt oder sich auch nur mit der entsprechenden, reichhaltigen Literatur beschäftigt hat, wird davon nicht überrascht sein; die innere Verbundenheit der deutschen Adeligen und Bürger mit den späteren Nationalstaaten Estland und Lettland war von einer Intensität, die man nicht in allen Teilen Europas kennt.

Unter diesen Umständen versteht man auch, daß in dieser Reihe immer wieder Bände mit Sagen oder Märchen erscheinen, die einst-

mals dort gesammelt wurden, mit viel Liebe, mitunter sicherlich nicht mit jener Akribie, die wenigstens Teile der Volkerzählforschung seit dem Wirken der „Finnischen Schule“ erfüllt, aber dafür mit einer bemerkenswerten inneren Anteilnahme. Dazu gehört auch der vorliegende Band. Sicherlich haben wir von Hurt und Kreutzwald angefangen über Löwis of Menar bis zu Oskar Loorits genug Bände mit estnischen Volkerzählungen in deutscher Sprache. Aber die meisten dieser wissenschaftlichen Ausgaben haben wohl das breitere Lesepublikum nie erreicht, man versteht es, wenn sich daher immer wieder Einzelgänger finden, die, wie die Verfasserin dieses Buches, berichten, daß sie selbst gesammelt und ihr Material auch gerettet hätten, nur daß die literarischen Nachweise dann doch verloren gegangen seien. Nun wäre ja Hannover, der Verlagsort, von Göttingen nicht allzuweit entfernt, und am dortigen Seminar für Volkskunde, das so speziell der Volkerzählforschung gewidmet ist, hätte man der Verfasserin sicherlich gern die vermißten Quellennachweise vermittelt. Aber das von dieser „Baltischen Bücherei“ angesprochene Publikum wird die 36 Volkerzählungen und die 5 angeschlossenen Ausschnitte aus dem Kalewipoeg auch so gut aufnehmen, da sie gut ausgewählt und übersetzt sind.

Leopold Schmidt

Beiträge zur Sprachwissenschaft, Volkskunde und Literaturforschung.

Wolfgang Steinitz zum 60. Geburtstag am 28. Februar 1965 dargestellt (= Veröffentlichungen der Sprachwissenschaftlichen Kommission der Wissenschaften zu Berlin, Band 5). 455 Seiten, 1 Portr. Berlin 1965, Akademie-Verlag. DM 82,—.

Außer dem ihm gewidmeten Heft des Deutschen Jahrbuches für Volkskunde (1965) hat Wolfgang Steinitz von der Seite seiner eigenen Wissenschaft, der Sprachwissenschaft, noch eine eigene Festschrift bekommen, die hier doch angezeigt werden muß, da sie einige Beiträge zur Volkskunde enthält. Außer dem umfangreichen Verzeichnis der Veröffentlichungen des Jubilars (mit 355 Nummern) finden sich bemerkenswerte Beiträge wie der von P. G. Bogatyrev über „Ausrufe von Austrägern und wandernden Handwerkern als Reklamezeichen“, von Ernst Emsheimer „Ein finno-ugrischer Flötentypus?“, von Jiří Horák „Humor, Witz und Satire im slowakischen Volkslied“, von Vladimír Karbusický „Über die Beziehungen zwischen der älteren tschechischen und der germanischen Epik“, von Gyula Ortutay „Einige Bemerkungen zur Dichtung der ungarischen Arbeiterklasse“, ferner von Will-Erich Peuckert „Mittagszeit“ (über die sagenhaften Mittagsgestalten im deutschslavischen Berührungsgebiet), von Mihai Pop „Bräuche, Gesang und Spiel zu Neujahr in der heutigen rumänischen Folklore“, von Friedrich Sieber „Penaten um den Bergmann in frühhumanistischer Darstellung“ (eine ikonographische Studie) und von Ingeborg Weber-Kellermann „Probleme der interethnischen Beziehungen am Beispiel des Volksliedbestandes in einem deutsch-ungarischen Dorf“ (eine Kurzfassung des in unserem Jahrbuch des Österreichischen Volksliedwerkes Band XIII, 1964, S. 98 ff. veröffentlichten Beitrages). Die sprach- und literaturwissenschaftlichen Beiträge des Bandes erweisen womöglich noch deutlicher den weiten Umkreis der Interessen von Steinitz, vor allem im finno-ugrischen und im slavischen Bereich.

Leopold Schmidt

Fritz Meyer-Scharffenberg, Mecklenburg. Mosaik einer Landschaft. Fotos von Heinz Föppel. 320 Seiten mit zahlreichen Abb. Schwerin 1965, Petermänken-Verlag. DM 22,—.

Um Bestand und Wandlung der Volkskultur in einer Landschaft auf breiterer Basis zu verstehen, muß man neben der Fachliteratur dauernd auch allgemeinere Darstellungen zur Kenntnis nehmen. Nicht zuletzt die heute so häufigen Bildbände, die allein schon ihrer Aufmachung nach viel über die Selbstkenntnis der damit befaßten Menschen aussagen. Wenn man also beispielsweise feststellt, daß Mecklenburg heute in der Volkskunde Ostmitteleuropas eine besondere Rolle spielt und seinen Bauernhäusern, seinen Arbeitsgeräten, seinen Sagen und Schwänken usw. beachtlich viele Sammlungen und Untersuchungen gewidmet werden, dann muß man sich doch auch die zeitgenössischen Bildbände über die Landschaft ansehen. Der vorliegende Band erscheint sehr charakteristisch für die Art, in der sich heute der verbliebene deutsche Nordosten zeigen will: Bei allen textlichen Erinnerungen an verschiedene vergangene Revolutionen erstaunlich konservativ in Druck und Bildgestaltung ungefähr an die Dreißigerjahre erinnernd, photographisch weit außerhalb jeder Moderne (etwa im Sinn der magnum-Photographen). Als „Mosaik“ bietet der Band Einblick in alle Gebiete, die man dort positiv sehen will. Neben den zahlreichen Bildern wieder aufgebaute oder ganz neuer Häfen, Werften, Industriebetriebe, Wohnhäuser usw., also auch manche Dörfer, Bauernhäuser, auch erhaltene mittelalterliche Bauten, sehr selten freilich Kirchen, eher Rathäuser, dazu Gerichtslauben, Rolande usw. Mit solchen Stücken also auch für uns rein sachlich interessant, wie auch manche Hinweise auf Heimatmuseen und Gedenkstätten wichtig sind, beispielsweise die Erinnerung an Richard Wossidlo in Waren an der Müritz (S. 236 ff.).

Für die kulturgeographische Beurteilung ist die Feststellung wichtig, daß „Mecklenburg“ im Sinn dieses Bandes und damit der heutigen politischen Einteilung des Landes nicht nur das eigentliche alte Mecklenburg umfaßt, sondern auch Teile des einstigen Vorpommern, der Provinz Brandenburg und des Regierungsbezirkes Lüneburg, als eines früher zu Hannover gehörenden Gebietes. Wer das nicht weiß, sondern die frühere Gliederung im Gedächtnis hat, dürfte sich also sehr wundern, etwa Perleberg in der Westprignitz hier bei Mecklenburg zu finden, oder Prenzlau und Templin von der alten Uckermark usw. Damit sind jahrhundertealte Grenzen der wichtigsten Landschaften des deutschen Nordostens verwischt worden, wie sie selbstverständlich auch volksgeschichtlich und volkskulturell von Bedeutung waren. Für künftige Feststellungen wird das zweifellos zu beachten sein.

Leopold Schmidt

Christoph Simonett, Die Bauernhäuser des Kantons Graubünden. Band I: Die Wohnbauten. Unter technischer Mitwirkung von J. U. Könz (= Die Bauernhäuser der Schweiz. Hg. von der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde mit Unterstützung der Gesellschaft für schweizerische Kunstgeschichte) 255 Seiten, 600 Abbildungen, 1 Farbtafel, 1 Karte. Basel 1965. Schweizerische Gesellschaft für Volkskunde.

Der Kanton Graubünden ist ein Land „voll von hochinteressanten Bauten“. Diese Tatsache wird einem besonders bewußt, wenn man das seit längerem von der „Aktion für schweizerische Bauernhausforschung“

im Rahmen der äußerst rührigen Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde angekündigte Buch als ersten Band einer geplanten großen und neuen Dokumentationsreihe durcharbeitet. Es ist die Frucht einer jahrzehntelangen Gemeinschaftsarbeit eines kantonalen Arbeitskomitees unter A. Schorta und B. Caliezi, für deren Redaktion der Kunsthistoriker Christoph Simonett und der Architekt J. U. K ö n z gewonnen wurden. Beide haben mit dem äußerlich überaus gefälligen und doch sehr solide gearbeiteten Band einen Weg gefunden, der von den gewohnten und in der Hausbauauforschung üblichen Großbänden mit Faltplänen und reichen Bilderanhängen eher wegführt und den ungewöhnlich reichen Stoff in gewiegener graphischer Gestaltung auf originelle Weise versorgt: neben einer breiteren Innenspalte für den fortlaufenden Text wurde eine Außenspalte als Bild-Marginale eingerichtet, die ein überraschend lockeres und modernes Satzbild ergibt. Das Bildmaterial ist klar, vom Vorteil zeichnerischer Darstellungen wurde weitgehend Gebrauch gemacht.

Wie C. Simonett in seiner Einleitung selbst betont, sah er Aufgabe und Ziel seiner Darstellung darin, „die Entwicklung des Bauernhauses auf Grund archäologisch-kunsthistorischer Kriterien aufzudecken“ (S. 15). Für das Ergebnis wie für den Benützer erscheint dies zweifellos wesentlich, denn es kennzeichnet den beherrschenden Gesichtspunkt für die gesamte Darstellung. Diese behandelt im ersten Abschnitt die Konstruktion (S. 17—55), im umfangreichen Mittelteil die Anlagetypen der Wohnbauten, getrennt nach ihrer Lage in Temporär- und Dauersiedlungen (S. 57—208), und in einem dritten, kürzeren Schlußteil die Räume des Hauses und ihre Einrichtung (S. 209—239). Anmerkungen, Literatur, Sachregister, Ortsverzeichnis zu Abbildungen und wichtigsten behandelten Objekten, Nachweis der Photographien und eine Legende zu den Zeichnungen beschließen den Band, der mit spürbarer Liebe und Sorgfalt sowie in vorzüglicher Ausstattung erstellt wurde.

— Zum Unterschied von der sehr bedeutenden bisherigen hausbaukundlichen Literatur der Schweiz sind in dem neuen Band die Bauernhäuser vorab als Baudenkmäler betrachtet, die der Verfasser mit ungewöhnlicher Eindringlichkeit zeitlich und womöglich stilgeschichtlich einordnet. Damit rückt dieses neue Bauernhauswerk spürbar in die Nähe der kunstgeschichtlichen Inventarisationswerke sowie der Bürgerhausforschung, verzichtet allerdings weitgehend auf deren topographische Anordnung im herkömmlichen Sinne und leider auch auf alle landschaftsräumlichen Orientierungshilfen für Benützer, die den ungewöhnlich vielgliederigen geographischen Aufbau des südöstlichen Gebirgskantons der Schweiz, der unzweifelhaft zu den schönsten und wechselvollsten Landschaftsräumen Europas zählt, nicht aus eigenem näher kennen. Simonett hat sich vielmehr für die Herausarbeitung der historischen Tiefe in der Gesamtüberlieferung entschieden, die in der Tat mit solcher Eindringlichkeit und Bestandsbreite sonst kaum je einmal abgelesen worden sein dürfte. Selbst wenn man von den vereinzelten Bauüberlieferungen absieht, die noch für das Frühmittelalter beansprucht werden, wie z. B. die Häuser des Bischofs Tello von Chur im Bündner Oberland (Sagogn-Vitg dado und Breil/Brigels), die Simonett mit dem bekannten Testament Tellos vom Jahre 765 in Zusammenhang bringt, verteilt sich die Masse der erfaßten Baubestände auf den beachtlichen Zeitraum zwischen 1200 und 1800. Dabei überrascht die Tatsache, daß vor allem noch mittelalterliche Bestände da sind und der Schwerpunkt des herangezogenen Materiales eher im 15. und 16. Jahr-

hundert zu liegen scheint, während beispielsweise die Bauüberlieferung im Bereich der Ostalpenländer vielfach erst um 1560 mit gesicherten Datierungen einsetzt und eigentlich nur Tirol hierin mit den Bündner Verhältnissen noch verglichen werden kann.

Gewiß hängt dieses überdurchschnittlich hohe Baualter der Bauernhäuser Graubündens mit der hier seit jeher stärker verbreiteten Steinbauweise zusammen. Mit ihr erweist sich der Verfasser besonders vertraut, aus ihren technisch-formalen Eigenarten des Steinverbandes, der Mauerungs-, Gewölbe- und Putztechniken, der Wandfugen, Eckverbände, Wandöffnungen, Tür- und Fenstergewände, Lichtnischen und Rauchlöcher leitet er vor allem seine Alterszuweisungen und baugeschichtlichen Einordnungen ab. Aber seine Methode der festen Datierung und seine vornehmlich kunsthistorische Betrachtungsweise kommt ebenso auch der Beurteilung der Holzarchitektur zunutze, die sich im Wandbau überwiegend der alpinen Blockbautechnik und im Dachwerk der flachen Pfettenbauweise bedient. Umso beachtenswerter sind vereinzelte Restbestände an Ständerbohlenkonstruktionen, die in dieser eigenartigen Isolierung auch sonst bei sehr alten Bauernhäusern oft nur ganz partiell, wie etwa im inneren Schnalstal in Südtirol, oder nur bei Wirtschaftsbauten wie im unteren Lavanttal in Kärnten resthaft begegnen. In Graubünden erweist sich im übrigen, wie bereits Richard Weiss anschaulich dargetan hat, das Hereinwirken der tirolischen Nachbarschaft sowie der aus den Südtälern Vorarlbergs im Aufkommen des zierhaften Bundwerks, das mit seinen Schwertungen in den ältesten Beispielen deutlich bis in das 16. Jahrhundert hinabreicht, ferner in den Erkeranlagen des Münstertales und im verhältnismäßig spät übernommenen sogenannten „Zapfenstrick“, einer Technik der Eckverzinkung im Blockbau, die in den österreichischen Alpenländern ungleich verbreiteter und entwickelter war. Simonett ist allerdings kein Gefügeforscher im Sinne der Schule Carl Schäfers, sondern betrachtet auch die konstruktiven Tatbestände zuvörderst als Kunstarchäologie und so sieht er auch die Türgewände und Fensterformen aus Stein oder Holz, die Wandausbauten mit Laubengängen, frei vorstehenden Lauben, Balkonen und Erkern.

Mehr als die Hälfte seines Buches dient der typologischen Beschreibung der Wohnbauten. Unter ihnen greift Simonett zunächst die historisch primären Anlagen im Sinne der Kunstgeschichte heraus. Er beginnt also mit den Wohntürmen, Saalhäusern, Feuerhäusern, Schlafhäusern, Speicher-, Schlaftürmen und Schlafspeichern und behandelt diese z. T. hoch altertümlichen Bauanlagen in den Temporär- und Dauersiedlungen mit großer Sachkenntnis und überzeugender Gründlichkeit. Die Verwandtschaft mit den Verhältnissen in der lombardischen Nachbarschaft, wie sie G. Nangeroni mit R. Pracchi, L. Angelini u. a. beschrieben haben, die hervorragende Bedeutung von Turmhaus und Saalgeschoßhaus als kontinentale „Wesenstypen“ im Sinne Josef Schepers¹⁾, die dieser neuerdings für das nordwestdeutsche Bürger- und Bauernhaus herausgearbeitet hat¹⁾, und vieles andere fällt hier sogleich ins Auge. Aber Simonett beschränkt sich auf seine Bündner Denkmäler; Vergleichsforschung ist nicht seine Aufgabe. Trotzdem oder gerade deswegen scheint mir namentlich in diesen Abschnitten des Buches über die Reste mittelalterlicher Häuslichkeit und Hausbau-

¹⁾ Vergleiche Josef Schepers, Westfalen in der Geschichte des nordwestdeutschen Bürger- und Bauernhauses. (Der Raum Westfalen, Band IV, 2. Münster Westfalen 1965, S. 131 ff.)

kunst der besondere dokumentarische Wert desselben zu liegen und wurde — wie mir scheint — hier vielleicht der wichtigste und meiste Zuwachs an neuen Erkenntnissen angelegt. Für die Volkskunde und Hausbauforschung werden aber besonders zur Frage der Feuerstätten, der Schlafstellen, des Speicherwesens, der Hauseingänge, der Beleuchtung, der Bedürfniseinrichtungen und zur Geschichte der Stube außerordentlich wichtige, Bisheriges vielfach modifizierende oder neue Gesichtspunkte gewonnen.

Wie in vielen europäischen Rückzugslandschaften zeichnet sich auch in Graubünden die große Entwicklung in deutlichen Linien ab. Sie geht jedenfalls aus von reinen Einzweckbauten in regellos gestreuter Anordnung und führt erst seit dem Spätmittelalter schrittweise zu einem verstärkten und differenzierten Innenausbau, dessen Ergebnis seit dem 17. Jahrhundert vierräumige und wohlausgestattete Wohnanlagen sind. Auch das berühmte Engadiner Haus als Einhofanlage ist aus dieser Sicht im wesentlichen als ein Ergebnis der Entwicklung seit dem 16. Jahrhundert zu verstehen, wie Simonett in einem eigenen Kapitel klarzumachen sucht (S. 179 ff.). Ihren Höhepunkt erfährt diese Entwicklung etwa um 1700 in der Anlage prächtiger und stattlicher Bauernhäuser verschiedenster Gestalt, die nun auch in stärkerer horizontaler Ausgliederung in Erscheinung treten.

In seiner vielfältigen und nicht ganz leicht zu überschauenden Gestalttypologie der Bündner Bauernhäuser scheint Simonett vom Prinzip der vertikalen und horizontalen Anordnung der Hausräume auszugehen, wie dies ungleich klarer Richard Weiss in seinem Einführungswerk „Häuser und Landschaften der Schweiz“ (Erlenbach-Zürich 1959) dargelegt hat. Simonetts Aufgliederung der zahllosen Bautypen wird allerdings zu ausschließlich von der Grundrißgestalt her bestimmt, die er in schematischen Planfolgen dutzendfach ausfächert, gewiß ein altes und etwas schwieriges Erbe in der Hausforschung. Dabei führt der Verfasser von einfachen zwei- und dreiräumigen Anlagen mit wechselnder Anordnung von Küche, Stube und Vorraum, mit getrennten oder zusammengelegten Feuerstätten bei ganz unterschiedlicher äußerer Baugestalt und Firstlänge zu Hausanlagen mit einem vierräumigen Wohngeschoß und zu komplizierten Doppelhausanlagen, einem Charakteristikum der ganzen alpinen alten Romania, über dessen interessante rechts- und sozialgeschichtliche Untergründe wir in diesem Denkmälerwerk freilich kaum Hinweise, geschweigedenn nähere Aufklärung erwarten dürfen. Schließlich folgen Abschnitte über mehrstöckige Wohnanlagen und über die Häuser der Walsersiedlungen sowie über die Verbindung des Wohnhauses mit verschiedenen Wirtschaftseinrichtungen bis zu den großen Anlagen der alten Hospize und Gasthöfe. Das hiebei in zahllosen scharfsinnigen Bauanalysen von Denkmal zu Denkmal ausgebreitete Material ist hier nicht wiederzugeben.

Der letzte Abschnitt des Buches behandelt sodann die typische Einrichtung der wichtigsten Hausräume vom Keller bis zum Dachboden mit besonderer Berücksichtigung von Werdegang, Entwicklung und Ausstattung der schönen Bündner Stuben. Der Verfasser hat hier viel wichtigen Stoff für die Volkskunde zusammengetan, verzeichnet eine Reihe wesentlicher Vorrichtungen des Speicherwesens wie etwa das „Tablar“, das ganz der ostalpinen „Drendl“ entspricht, freihängende Vorratsgestelle, Einbaumtruhen, Dachtruhen, Steintische und dergleichen mehr. Man spürt aus der Wahl der Beispiele und Bilder schon

die drängende Fülle des gesichteten Materials, das der Verfasser auch hier ungemein kundig und erfahren zu einem vorzüglichen Überblick abrundet, der schließlich bis in die feinen Einzelheiten des Stubendekors und der Vertäfelung und bis zur Geschichte und Entwicklung der wichtigsten Möbel einer hochentwickelten Wohnkultur vordringt.

Im ganzen liegt also eine neue und bewundernswerte Leistung der Bauernhaus- und Bauforschung in der Schweiz vor uns. Schon dieser erste Band Graubünden übertrifft mit manchen Überraschungen, was wir angesichts der großen Tradition der Schweiz auf diesem Gebiet erwarten durften. Er ist jedenfalls anders, als ihn sich der Hausforscher zunächst vorgestellt hat. Das Bleibende schlechthin, das Dokumentarische, die baulichen Tatbestände sind hier jenseits aller vergleichenden Deutung und theoretischen Zuordnung für die Forschung bereitgestellt. Dafür muß diese jedenfalls wohl ganz besonders dankbar sein. Die verschiedentlichen Hinweise auf den zweiten Band Graubünden, der die Wirtschaftsgebäude und verschiedene Sonderfragen, wie etwa Glauben und Brauch in Verbindung mit dem Haus behandeln wird, lassen uns diesem mit erhöhtem Interesse und mit nur noch größerer Spannung entgegensehen. Oskar Moser, Klagenfurt

Antaios. Zeitschrift, herausgegeben von Mircea Eliade und Ernst Jünger. Schriftleitung Philipp Wolff-Windegg. Bd. VI, 636 Seiten, mehrere Abb. auf Tafeln. Stuttgart 1964/65, Ernst Klett Verlag, DM 28,50.

Der „Antaios“ ist eine Zeitschrift für sich. Als die ersten Hefte erschienen, mußte man sich erst besinnen, was da eigentlich versucht wurde: Doch nicht mehr und nicht weniger, als eine unabhängige Zeitschrift für geistig freie Menschen zu schaffen, die den Kopf über den Wellen der Nachkriegsmisere und Wirtschaftswundermentalität zu halten gewillt waren. Die ganz selbständig wußten, um wieviel mehr der Mensch nicht nur vom Brot, sondern in ganz ungeheurem Ausmaß vom Geist und von der Seele lebt, und wußten, daß sich dies in verschiedensten Epochen immer manifestiert hatte, und auch in irgendwelchen Formen dies weiterhin tun wird, ob die daran Beteiligten es nun wissen, wahrhaben wollen, zur Kenntnis nehmen, oder nicht.

Kein Programmatischer hat der Zeitschrift jemals vorgeschrieben, was sie veröffentlichen sollte. Und dennoch hat ein gar nicht kleiner Kreis sofort das Vertrauen gehabt, durch die hier besprochenen Themen berührt zu werden. Das Vertrauen zu Autoren, die sich gegenseitig fast nie kennen dürften, von denen der eine wohlbestallter Fachmann sein mag, der andere eher ein sinnierender Laie, der dritte sicherlich ein Dichter, und die dennoch hier nebeneinander zu Wort kommen, freilich nur, wenn sie dazu eingeladen werden. Denn um hier mitzuarbeiten, muß man doch in irgendeiner Form gemustert sein. Man muß sozusagen damit einverstanden sein, mit seinem Beitrag neben dem nächsten zu stehen, der vielleicht von Hamlet handelt, oder über das Märchen vom Prinzen Ahmed, oder über anatomische Aspekte der gotischen Kathedrale oder auch über die Illusion, die sich mit dem Namen Robinson Crusoe verbindet. Vermutlich sind alle Beiträger irgendwann einmal von Ernst Jünger berührt worden, wahrscheinlich so ähnlich, wie Jünger selbst von Alfred Kubin angerührt worden ist. Sie haben ihre „Andere Seite“ erlebt, haben mit Schmerz und Lust vielleicht einen Schlag lang ein „Abenteuerliches Herz“ verspürt, und was sich alles mit diesen paar Andeutungen verbindet.

Eine Frage drängt sich auf, die vermutlich schon vielfach, wenn meist auch nur halblaut gestellt wurde: Dürfen eigentlich Vertreter der Wissenschaft bei einem solchen Unternehmen mittun, vergeben sie sich etwas, wenn sie innerhalb eines derartigen, ihnen selbst kaum bewußten Kreises veröffentlichen; werden sie nicht in Verruf kommen, wenn sie neben Psychoanalytikern, Rosenkreuzern und weiß Gott was noch alles schreiben? Nun, die einfachste Antwort ergibt sich selbstverständlich aus der jeweiligen Qualität der betreffenden Veröffentlichung: Ist die Arbeit gut, so ist es an sich gleichgültig, wo sie erschienen ist. Zumindest für diese Art der Beurteilung. Nicht aber für den Verfasser, nicht für die Herausgeber, die sich um das ganze spezielle Niveau ihrer Zeitschrift bemühen, und vor allem nicht für die Leser. Wer sich nur an die ungefähr zweihundert Fachleute in aller Welt wenden will, die es für seinen Gegenstand gibt, der dürfte dafür kein Verständnis haben. Wer aber glaubt, gelegentlich auch einmal einem größeren, darauf eingestellten Leserkreis etwas sagen zu können, der ist doch geradezu verpflichtet, das „Wagnis“ auf sich zu nehmen. Sollen die nicht durch den Zeitungskiosk-Schund vordorbenen Leser wirklich nichts von den intimeren Einsichten auf den kulturwissenschaftlichen Gebieten erfahren? Oder sollen sie tatsächlich über den Skarabäus nur in ägyptologischen, über den Gordischen Knoten nur in erzählkundlichen Zeitschriften etwas lesen dürfen, — wobei sich die Frage für den Kenner erübrigt: Auch die heute gut bezahlten Hochintellektuellen in der Deutschen Bundesrepublik kaufen sich nicht nebeneinander fünfzehn verschiedene geisteswissenschaftliche Fachzeitschriften. Aber einige tausend lesen den „Antaios“. Und das scheint gut so.

Die schöne Zeitschrift steht in ihrem VII. Band, kein schlechtes Zeichen für ihre Lebendigkeit. Innen und außen vornehm, schön gedruckt, pünktlich im Erscheinen, repräsentiert sie einen Typus für sich. Fern dem Tagesgeschrei, frei von Kritiken und Polemiken, nur aufgeschlossen jenen Dingen, welche die sorgfältig ausgesuchten Autoren für wichtig halten, stellt sie längst einen eigenen Wert dar.

Leopold Schmidt

János Tóth, *Göcsej Népi Építészéte* (Die Volksbaukunst in Göcsej). 155 Seiten, mit VII Farbtafeln und 270 Abb. im Text. Budapest 1965, Műszaki Könyvkiadó.

Das Gebiet von Göcsej, im westungarischen Komitat Zála gelegen, ist für uns volkshundlich sehr wichtig. Es handelt sich um die Landschaft zwischen Raab und Mur, knapp südlich der burgenländischen Grenze, und dementsprechend sowohl der Natur wie der Kulturlandschaft dem südlichen Burgenland sehr verwandt. Die Weiler, die Hakenhöfe, die Seitenlauben der Häuser, die Kastenspeicher, die Preßhäuser, das sind alles Erscheinungen, die sich von den entsprechenden auf österreichischem Boden kaum unterscheiden. Die gestaltliche Ähnlichkeit wird noch verständlicher, wenn man die sprachlichen Bezeichnungen vornimmt: Da heißt die Stube „szoba“, die Kammer „kamra“, der Stall „istallo“, ja das Preßhaus „presház“. Wenn dann der Verfasser gelegentlich von den Kastenspeichern berichtet, es handle sich um „Göcsejer Wirtschaftsgebäude slowenischen Ursprungs, die dort „Kastu“ (Kaste) Speicher genannt werden“, dann wird man dies doch nur mehr mit einer gewissen Erheiterung zur Kenntnis nehmen können.

Aber es handelt sich trotzdem um eine ernstzunehmende Bemühung, die bäuerlichen Bauten dieses seit langem gut erforschten Gebietes

gründlich aufzuarbeiten. Die reichlich gebotenen Photos und Grund- wie Aufrisse informieren über die Siedlungsformen, über die Keller und Preßhäuser, über die Haustypen (wobei der wohlbekannte Hakenhof hier als „Haustypus mit L-förmigem Grundriß“ erscheint), ferner über die verschiedenen Dach- und Walmformen. In diesem Zusammenhang werden zahlreiche Beispiele der hübschen Bemalungen und Beschnitzungen von Giebelverbreiterungen vorgeführt. Die ebenfalls zahlreichen Seiten- und Vorlauben (gelegentlich um die Ecke von der Traufseite vor den Giebel vorgezogen) muß man sich mehr zusammensuchen. Die Zierformen sind ebenso behandelt wie die Dachstuhlformen. An Einrichtung werden Kachelöfen und Möbel (Brettstühle, Satteldachtruhen usw.) gezeigt. Wie einige seiner Vorgänger weist auch Toth auf die spärlich vertretenen Vieleckscheunen des Gebietes hin, die schon mehrfach richtig mit ihren ostschlesischen Gegenstücken in Verbindung gebracht wurden. Besonders ausführlich finden sich die stockhohen Kastenspeicher behandelt, wozu Toth besonders Gegenstücke auf slowenischem Boden heranzieht. Die nächste Nachbarlandschaft im Südwesten ist ja das slowenische Übermurgebiet, das die steirische Bauernhaus-Tradition besonders deutlich erhalten hat. Wichtig erscheint schließlich das Kapitel über die sakrale Volksbaukunst, in dem hölzerne Kapellen, Glockenstühle, Feldkreuze usw. behandelt werden. Toth ist Architekt und macht sich dementsprechend in den Schlusskapiteln Gedanken darüber, inwieweit die alte Holzbauweise, die er so ausführlich und liebevoll durchgearbeitet hat, in die moderne Bauwelt übernommen werden könnte. Er glaubte beispielsweise daran, daß die Häuser mit den kleinen Türvorbauten — ähnlich wie in Mörbisch — die Ausbildung der modernen Eigenheime beeinflussen könnte, oder daß die von ihm besonders betonten „Häuser mit dem langen Krüppelwalm“ die Ausbildung des modernen Etagenwohnbaues anregen würden.

Sieht man von diesen, an sich selbstverständlich interessanten, Schlußausführungen ab, so handelt es sich jedenfalls um einen guten Beitrag zur Bauernhausforschung, der für uns, besonders für die burgenländische und die steirische Volkskunde, wichtig ist. Freilich kann man sich, bei Unkenntnis der ungarischen Sprache, im wesentlichen nur anhand der Bilder und mittels des wenig umfangreichen deutschen Auszuges orientieren. Aber die Literaturangaben bezeugen beispielsweise, daß Toth die gesamte österreichische Hausforschung überhaupt nicht kennt. Wozu eigentlich Bünker, Dachler, Haberlandt, Klaar usw. gelebt und gewirkt haben, ist in einem solchen Fall unklar: Kann man denn nicht einmal in Budapest ihre Arbeiten bekommen, oder verschließt man sich dort einfach der Tatsache, daß alle vorliegenden Probleme bei uns längst schon vielfach gesehen, durchgearbeitet worden sind? Wir benützen jede Gelegenheit gern, um besonders aus derartigen Grenz- und Berührungslandschaften neues Material einzusehen und die gegenwärtigen Interpretationen desselben zur Kenntnis zu nehmen. Das gleiche erschien uns aber doch auch von der Gegenseite her am Platz.

Leopold Schmidt

Istvan Sándor, *A Magyar néprajztudomány bibliografiája 1945—1954.*
463 Seiten. Budapest 1965, Akadémiai Kiado.

Der fleißige und vielseitige Vertreter der Volkskunde legt hier einen stattlichen Band vor, der als Leistungsschau der ungarischen Volkskunde der ersten Hälfte unseres gegenwärtigen Zeitraumes anzusehen ist, also der Periode nach dem zweiten Weltkrieg. Mit 6020 Nummern umfaßt er eine überaus stattliche Zahl von Erscheinungen; die

zweite Hälfte dieses Zeitraumes wird freilich wohl noch weit mehr ergeben, da die weiterhin erstarkte Volkskunde in Ungarn dauernd sehr viel publiziert. Die Bibliographie ist ungarisch geschrieben, doch erschließen ein Nachwort und ein deutsches Inhaltsverzeichnis (S. 394 ff.) Absichten und Kapitelinhalte des Werkes in sehr willkommener Weise. Die detaillierte Aufgliederung der 60 Hauptabschnitte läßt die verschiedengewichtige Beschäftigung mit den Einzelstoffen erkennen. So fällt bei XXVI: Volkskunst der Abschnitt E: Meister der Volkskunst, auf, oder bei XXXII: Volkstechnologie, die Gliederung in Physikalische und Chemische Technologie, bei XLI: Volkslied, der Abschnitt C d: Bauernelend, bei der Volksdichtung der Sonderabschnitt LIV: Rhythmusprobleme. Für die bedeutenden Sammler und Erforscher des ungarischen Volksliedes, Bela Bartok und Zoltan Kodaly, sind eigene Abschnitte (LVI B und C) ausgeworfen, da sich sonst vermutlich diese Spezialliteratur nicht mehr unterbringen ließe. Auch die genaue Aufgliederung der vielen wichtigen ungarischen Museumsveröffentlichungen berührt sympathisch.

Es wäre selbstverständlich sehr nützlich gewesen, wenn nun alle angeführten Titel auch übersetzt worden wären. Aber man versteht, daß diese Verdoppelung des Buchumfanges wohl große Schwierigkeiten bereitet hätte, und ist daher zufrieden, sich mit Hilfe des guten Inhaltsverzeichnisses immerhin wenigstens zu den Gruppen vorarbeiten zu können. Derartige Nationalbibliographien bilden jedenfalls eine wertvolle Unterstützung der Internationalen Bibliographie, welche durch sie nicht im mindesten ersetzt, aber in mancher Hinsicht ergänzt werden kann.

Leopold Schmidt

Iván Balassa, *Földművelés a Hegyközben* (Ackerbau in Hegyköz) (= *Mezőgazdaságtörténeti tanulmányok*, Bd. 1) 213 Seiten, mit 152 Abb. im Text. Budapest 1964, Mezőgazdasági Múzeum.

Iván Balassa fügt hier seinen vielen wertvollen Veröffentlichungen zur ungarischen Sachvolkskunde einen neuen wichtigen Band an. Es handelt sich um die Beschreibung der bäuerlichen Arbeit in einem nordöstlichen Winkel Ungarns, der an die Slowakei grenzt und auch von Karpathoukrainern und Slowaken neben Ungarn besiedelt wurde. Die Hauptzüge der landwirtschaftlichen Kultur sind dort dementsprechend den Karpathen zugewandt, eine Mittelgebirgskultur mit vielen Zügen, die uns besonders wohlbekannt sind. Sichelschnitt vor Einführung der Sense, mitunter noch die gezähnte Sichel, die von Zigeunern hergestellt wird, Sensen mit Mahdruten, Garbenstand, Heuhüfelung, vierrädriger Leiterwagen, Drusch im Tennstadel, Worfeln mit der hölzernen Schaufel, sehr viele weitverbreitete Züge also, von denen sich manche sicherlich im alten Österreich-Ungarn zu einer gewissen Gleichmäßigkeit entwickelt haben. Das Buch mit den vielen instruktiven Bildern ist mit einem ausführlichen deutschen Auszug versehen, so daß es auch für uns gut benützlich erscheint.

Leopold Schmidt

Europa et Hungaria. Congressus ethnographicus in Hungaria. 16. bis 20. Oktober 1963, Budapest. Redaktion: Gy. Ortutay und T. Bodrogi. 537 Seiten, zahlreiche Abb. im Text. Budapest 1965, Akademie-Verlag. § 14.—.

Der Budapester Kongreß von 1963 hat sehr rasch seinen gedruckten Kongreßbericht bekommen. Die meisten Beiträge sind deutsch veröffentlicht, einige russisch (denen man ein deutsches Resümee hätte beifügen sollen), einige französisch oder englisch. Die große Zahl der

Vorträge erlaubt es uns nicht, die einzelnen, oft sehr interessanten Beiträge näher zu kennzeichnen. Es finden sich jedenfalls Beiträge zur Sachvolkskunde ebenso wie solche zur geistigen, brauchmäßigen und musischen Überlieferung. Sehr viele Beiträge beziehen sich direkt auf ungarische Verhältnisse; die Reihe bedeutender ungarischer Fachleute, die heute arbeiten, ist durchwegs vorzüglich vertreten.

Eine Übersicht gibt zunächst Bela Gund a mit seinen „Regionalen und strukturellen Belangen der ungarischen Volkskultur“. Dann schildert Istvan Tá l a s i „Die materielle Kultur des ungarischen Volkes in Europa“ und zwar „im Spiegel der sukzessiven Forschungen“, also gewissermaßen als großangelegten Überblick. Dann schildert Iván Balassa „Die ungarischen Geräte der Bodenherstellung und ihre Beziehungen“, vor allem Pflug und Egge. Lajos Tak á c s greift in problematischere Bereiche aus, und legt Überlegungen „Zur Zwiespältigkeit der ungarischen Landwirtschaft“ vor.

Dann kommen bedeutsame Arbeiten zur Siedlung, zum Hauswesen: Thomas Hofe r, berichtet über „Eine eigenartige ungarische Siedlungsform im südpannonischen Raum“, die sogenannten „kertes“-Siedlungen, eine Art von Schwaighöfen. Klara K.-Csill é r y untersucht die „Historischen Schichten in der Wohnkultur der ungarischen Bauern“, mit besonderer Betonung der von der Verfasserin schon so intensiv bearbeiteten Stollentruhen; sie gibt dazu S. 127 auch ein Verbreitungskärtchen. Dem Wirtschaftswesen sind zwei parallel erstellte Abhandlungen gewidmet: Rudolf Weinhold berichtet über „Gemeinsamkeiten und Wechselbeziehungen zwischen der ungarischen und deutschen Weinkultur“ und Istvan Vincze über „Historische Schichten und Kultureinflüsse in der ungarischen Weinkultur.“

Nach mehreren auf die gesellschaftliche Gliederung des ungarischen Volkes hinweisenden Abhandlungen kommen Vorträge zur mündlichen Überlieferung. Linda Dégh gibt einen Überblick über den „ungarischen Märchenschatz“, die Problematik der Verbreitung von Motiven beleuchtet Kurt Ranke in „Grenzsituationen des volkstümlichen Erzählgutes“. Ähnliche Fragestellungen haben sich für Thekla Dömötör bei ihrem Thema „Ungarischer Volksglauben und ungarische Volksbräuche zwischen Ost und West“ ergeben. Die Betonung liegt manchmal auf der Bedeutung der ungarischen Ausformung der Kulturgüter, beispielsweise bei Laszlo Vargyas, der „The Importance of the Hungarian Ballads on the Confines of Occident and Orient“ untersucht. Konkret geht Zvetana Románska dem Thema nach: „Bulgarische und mazedonische Heldenlieder und historische Volkslieder über Persönlichkeiten aus der ungarischen Geschichte“. Der Anlaß hat auch den bulgarischen Volkskundler Christo Vakarelski auf den Plan gerufen, der in bemerkenswerter Weise „Das Studium der ungarischen Volkskultur — ein Mittel zur vollständigeren Erschließung der Geschichte der bulgarischen Volkskultur“ darlegt. Bis zu einem gewissen Grad gehört hier der Vortrag von Anna Kowalska-Lewicka her: „Recherches polonaises sur la culture populaire des Carpates — methode et réalisation“, schließlich hat Ungarn einstmals nahezu das gesamte Karpathengebiet beherrscht und war gelegentlich dem Herrscherhaus nach direkt mit Polen verbunden.

Aber solche historische Beziehungen kommen dann doch weniger zur Sprache, die weiteren Vorträge ergeben sich wieder in den mehr oder minder gewohnten ethnographischen Bahnen. Istvan Balogh beispielsweise behandelt „Die Typen der Viehhaltung in den zentralen Gebieten des Karpathenbeckens im 19. Jahrhundert“, als Gegenstück

dazu dient der Vortrag von Wasil Marinow „Traditionelle und moderne alpine Schafzucht im Mittleren Stara Planina (Balkan)“. Gewissermaßen Illustrationen zu dem weiter vorn stehenden Aufsatz von Wolfgang Jacobeit „Möglichkeiten einer verstärkten internationalen Zusammenarbeit auf dem Gebiet der europäischen Agrarethnographie“. Die dabei gebotenen Themen werden noch nach verschiedenen Seiten ausgeweitet. Sonja Švecová berichtet über „Die Beziehungen zwischen Architektur und Familienorganisation in der Slowakei“ mit Berücksichtigung der Doppelhäuser der einst um Kremnitz sitzenden deutschen Siedler. Und Thomas Hoffmann erörtert „Die Extensivität der ungarischen bäuerlichen Wirtschaftsführung im 18.—19. Jahrhundert“.

Der Band schließt mit einigen Beiträgen zu Volksmusik und Volkstanz. György Martin handelt über „East-European Relations of Hungarian Dance Types“, wobei die Bilder unter anderem auch einen „Spanltanz“ (S. 480) zeigen.

Unter den vielen, hier noch nicht erwähnten Vorträgen befindet sich auch der von Gyula Ortutay, „Between East and West“, der bis zu einem gewissen Grad das Hauptthema des ganzen Kongresses anschlugs. Es geht bei sehr vielen Beiträgen des Bandes um diese Eingespanntheit der ungarischen Volkskultur zwischen „West“ und „Ost“, und um das Ringen, selbständige Züge dieser Volkskultur zu erkennen, neben den aufgenommenen die eigenen und womöglich auch weitergegebenen Züge herauszuheben. Wenn man in den beiden letzten Jahrzehnten mitansehen mußte, wie einseitig die „östlichen“ Komponenten im Ungarntum herausgehoben wurden, welche Bedeutung man beispielsweise in der Volksglaubensforschung dem innerasiatischen Schamanismus zuschrieb, dann wird man hier mit einer gewissen Erleichterung feststellen, daß sich das Blatt doch einigermaßen gewendet hat. Nach wie vor hat man in Ungarn jedoch beträchtliche Scheuklappen, wenn es um die Anerkennung deutscher Einflüsse geht, und von Österreich ist so gut wie nie die Rede. Die Tatsache, daß Ungarn immerhin vierhundert Jahre mit Österreich unter einem Dach gelebt hat, scheint heute dort so wenig gern gehört und zur Kenntnis genommen wie eh und je. Aber man hätte den Verfassern vieler Vorträge doch gern geraten, maßgebende ältere und neuere österreichische Arbeiten zu lesen, und vor allem den methodischen Weg unserer Forschung objektiv zu verfolgen. Wir erkennen die Fülle der in Ungarn geleisteten ethnographischen Arbeit gern an, haben aber immer wieder den Eindruck, daß verschiedene Einflüsse die Forscher hindern, zu einer Volkskunde im modernen Sinn zu gelangen. Aber das ist ein Problem, das weit über Ungarn hinausgreift, und nicht die Freude an dem schönen Kongreßband trüben soll, den wir, mit den gebotenen Einschränkungen, sonst durchaus begrüßen möchten.

Leopold Schmidt

Studia Musicologica Academiae Scientiarum Hungariae. Redigit Zoltan Kodály. Bd. VII: The Papers read at the International Folk Music Council (IFMC) Conference held in Budapest in August 1964. 338 Seiten, mit zahlreichen Abb. und Noten. Budapest 1965, Akadémiai Kiadó.

Der Volksmusikforschung auf internationaler Basis ist in den beiden letzten Jahrzehnten ein unverkennbarer Aufschwung zuteilgeworden. Die unablässigen Bemühungen des International Folk Music Council haben zu bedeutenden Kongressen geführt, deren Ergebnisse in stei-

gendem Ausmaß veröffentlicht werden, freilich fast durchwegs in englischer Sprache und bei einer recht geringen Anteilnahme deutscher, österreichischer und schweizerischer Stoffe und ihrer Sammler und Erforscher.

Der Budapester Kongreß von 1964 hat immerhin einige Teilnehmer aus den deutschsprachigen Ländern gesehen. Als österreichischer Teilnehmer hat Walter Deutsch über die Arbeiten des Kongresses berichten können (Jahrbuch des österreichischen Volksliedwerkes Bd. 14, 1965, S. 156 f.). Nunmehr liegen sämtliche Vorträge aber auch schon im Druck vor, die ungarische Akademie der Wissenschaften hat den stattlichen Band in erfreulich kurzer Zeit vorlegen können. Der Band gliedert deutlich die beiden Hauptthemengruppen voneinander ab, die erste war dem Verhältnis von Volksmusik und Musikgeschichte gewidmet, die zweite den Methoden der Klassifikation und der lexikographischen Anordnung von Melodien in Volksmusiksammlungen. Im ersten Teil finden sich 21 Abhandlungen, darunter solche von P. Collaer (*Lyrisme baroque et tradition populaire*), von Felix Hoerburger (*Dance and Dance Music of the Sixteenth Century and their Relations to Folk Dance and Folk Music*), von Marius Schneider (*Le rythme de la musique artistique espagnole du XVI^e e-siècle vu à travers le chanson populaire*), von Erich Stockmann (*Towards a History of European Folk Music Instruments*), von Wolfgang Suppan (*A Collection of European Dances, Breslau 1555*) und von Walter Wiora (*Ethnomusicology and the History of Music*). Einen interessanten Ausblick auch in die Volkserzählforschung bietet die Abhandlung „*Fiddlers Farewell: The Legend of the Hanged Fiddler*“ von D. K. Wilgus, die sich mit den angelsächsischen Varianten des Märchens „Der Jude im Dorn“ beschäftigt.

Der zweite Teil des Bandes enthält, wie gesagt, die Vorträge über die Probleme der Melodiekataloge in den Volksliedarchiven, also äußerst spezielle Mitteilungen, welche diesen Zweig der Forschung auf seinen schwierigen und umstrittenen Wegen zeigen. Es handelt sich um 15 Beiträge (von S. Baud-Bovy, G. Četkauskaitė, D. Clegg, K. Csébfalvy — M. Havass — P. Járdányi — L. Vargyas, A. Elscheková, D. Holý, V. Hoshnovs'kyj, P. Járdányi, R. Katzarova-Koukoudova, L. Knopoff, F. Koizumi, Gy. Martin, W. Rhodes, J. Steszewski und Karel Vetterl). Man gewinnt den Eindruck, daß auf diesem Gebiet an den verschiedensten Forschungsstätten schon sehr namhafte Fortschritte erzielt wurden. Problematisch ist und bleibt wohl der Einsatz von elektronischen Rechenmaschinen, über den vor allem von ungarischen Forschern, aber auch von Rhodes aus New York berichtet wurde, und wozu V. Hoshovs'kyj aus Lemberg Wichtiges beigetragen hat. Die rein arbeitsmäßigen Techniken an den „Computer“-Einrichtungen gehen selbstverständlich weit über das rein volkskundliche Gebiet hinaus. Vermutlich wird wohl erst die Zukunft zeigen, inwieweit der Einsatz dieser „Kybernetik“ auf unseren Gebieten brauchbare Einsichten zu schaffen vermag.

Leopold Schmidt

J o ž e S t a b é j, *Staro božjepotništvo Slovencev v Porenje (Die alten Wallfahrten der Slowenen an den Rhein)* (= Slovenska Akademija znanosti in umetnosti, Classis II: Philologia et Litterae, Dissertationes Bd. VI), Ljubljana 1965. 74 Seiten mit 4 Abb. Verlag der Slovenschen Akademie der Wissenschaften.

Von den mittelalterlichen Fernwallfahrten zählt die Aachenfahrt der Ungarn zu den bekanntesten. Daneben ist nur wenig zur Geltung gekom-

men, daß nicht nur Ungarn im eigentlichen Sinn, sondern auch alle anderen in diesem Raum und seinen Nachbargebieten lebenden Völker lange Zeit hindurch redt regelmäßig Pilger an den Rhein entsandt haben, eine Erscheinung, die für die Wechselbeziehungen der mittelalterlichen Volkskultur sehr wichtig ist. Jože Stabéj hat hier den Anteil der „Windischen“ an diesen Fernwallfahrten herauszuarbeiten unternommen. Eine kurze deutsche Zusammenfassung bietet die Möglichkeit, die wichtigsten von ihm vorgetragenen Thesen nachzuprüfen. Er untersucht also nach einer allgemeinen Einführung in die Geschichte der slowenischen Heiligtumsfahrten die „Fremden Namen für slowenische Wallfahrer an den Rhein“, besonders im Absetzung von den Ungarn. Dann setzt er sich mit der Altersstellung der regelmäßigen Aachenfahrten auseinander, die wohl im 14. Jahrhundert in stärkerem Ausmaß eingesetzt haben dürften. 1454 ist die erste Namensnennung von slowenischen Wallfahrern in Aachen erfolgt, vielleicht wurde damals schon ein Altar für sie eingerichtet, der schließlich 1734 wieder abgeschafft wurde. Die Benefiziaten dieses Altares sind namentlich bekannt. Wichtig sind dann die Angaben über die Wege der slowenischen Wallfahrer an den Rhein, ihre Aufenthaltsorte und ihre Pilgerkleidung. Im 17. Jahrhundert ist für sie ein eigenes Pilgerbüchlein erschienen. Die zurückgebrachten Wallfahrtsandenken (Aachhörner, Pilgerfähnchen) werden erörtert, und schließlich die Rückwirkungen, von denen vielleicht eine gewisse Dreikönigsverehrung namhaft zu machen wäre. Freilich werden dabei manche Züge herangezogen, beispielsweise das Dreikönigsbild in Pettau, das wohl weder mit Aachen, noch mit Slowenen etwas zu tun hat. Bei kritischer Benützung also vielleicht ein nützlicher Beitrag zur Wallfahrtsvolkskunde.

Leopold Schmidt

Jos Philippen, *De Oostbrabantse Bedevaartvaantjes van voor 1850*. 139 Seiten mit zahlreichen Abb. Langemark, Belgien, Verlag Vonksteen.

Die religiöse Volkskunde der ehemals Österreichischen Niederlande — man verzeihe für einmal diesen Ausdruck — ist für uns äußerst aufschlußreich. Das nach den Wirren der Reformation ganz katholisch gebliebene und wiedergewordene Land um Brüssel, Gent, Brügge, Antwerpen, ist geradezu ein Hort altertümlicher Volksfrömmigkeit geworden, mit Prozessionen, Wallfahrten, Volksschauspielen usw., wie sie kaum Altbayern in solcher Fülle bewahrt hat. Insbesondere die vielen Wallfahrten zu den bekannteren und unbekannteren Heiligen, von denen so viele bezeichnende Legenden erzählt werden, mit ihren Wallfahrtsbräuchen und Opferformen, haben die verschiedensten eigenartigen Sonderformen ausgestaltet, von denen man im Bereich der allgemeinen religiösen Volkskunde doch wohl viel zu wenig Kenntnis genommen hat und noch nimmt.

Zu diesen speziellen Formen gehören die so bezeichnenden „Bedevaartvaantjes“, die Wallfahrtsfähnchen, welche seit dem 16. Jahrhundert als die bekanntesten Devotionalien, Wallfahrtsmitbringsel, gelten können. Sie scheinen die älteren Pilgerzeichen, die Bleigüsse, die man sich an Hut oder Kleid annähen konnte, abgelöst zu haben: Auch die Fähnchen aber steckte man sich auf den Hut, wie schon Bilder Bruegels zeigen. Das erste große Zeitalter volkstümlicher Graphik hat sie offenbar geformt, ob mit oder ohne spanischen Einfluß scheint noch nicht untersucht zu sein. Die papierernen oder leinenen Fähnchen, mit Kupferstichen oder Holzschnitten bedruckt, sind also Mitteldinge zwi-

schen Devotionalien und Andachtsbildchen. Sie zeigen stets das Abbild des Gnadenbildes und der Gnadenstätte, und womöglich auch eine Darstellung der Ursprungslegende und verwandte erzählende Einzelheiten, Pilgerszenen, Opfergaben, Gelübdeformen usw.

Die „Bedevaartvaantjes“ werden schon seit langem von den fleißigen volkskundlichen Sammlern in Flandern und Brabant gesammelt, es gibt eine gar nicht so kleine Spezialliteratur. So hat der bedeutende Genter Volkskundler R. van der Linden ein schönes Buch „Beedevaartvaantjes in Oost-Vlaanderen“ (Gent 1958) veröffentlicht. Der Verfasser des vorliegenden stattlichen Werkes hat nun schon 1936 die „Bedevaartvlaggetjes der stad Diest“ vorgelegt. Wenn man die Bände der verschiedenen flämischen Volkskundezeitschriften durchmustert, findet man immer wieder größere und kleinere Abhandlungen über dieses Lieblingsgebiet der religiösen Volkskunde der südlichen Niederlande.

In diesem Band hat Jos Philippen also die Fähnchen von Ostbrabant gesammelt, das sind also die Pilgerzeichen von Gnadenorten wie Aarschoot oder Hakendover oder Scherpenheuvel, und wir sehen uns mit der Verehrung von weitbekannten Heiligen, vor allem der Madonna, aber auch von stärker örtlich gebundenen wie St. Hubert, St. Lambrecht, oder St. Ermelindis konfrontiert. Die berühmte Christus-Wallfahrt von Hakendover tritt auch hier deutlich hervor. Die Fähnchen zeigen die genannten Motive, wobei man Erscheinungen wie Madonnenbilder in engster Verbindung mit ihren Bäumen oder Pilger, die Hühner als Opfer bringen, leicht in die uns vertrauten Zusammenhänge einordnen kann. Im ganzen also ein sehr wertvoller Beitrag zur Wallfahrtsvolkskunde Belgiens, und darüber hinaus eine schöne Dokumentation alter volksfrommer Gebrauchskunst überhaupt.

Leopold Schmidt

Leonardo Sciascia, *Feste religiose in Sicilia*. Fotografie di Fernando Scianina. Bari, Leonardo da Vinci Editrice, 1963. 222 S. mit 113 meist ganzseitigen Fotos.

Die Teufel, so erzählt Jacques de Vitry, schrieben einigen sizilianischen Prälaten: „Quot vobis commissi tot sunt nobis missi.“ Dieser 750 Jahre alte Predigt-Witz springt oft dem ins Gedächtnis, der sich mit sizilianischer Volksfrömmigkeit beschäftigt. Sciascia, zur Zeit bedeutendster sizilianischer Regionalautor, volkskundlich noch stärker engagiert als seine geistigen Väter Verga und Pirandello, stützt sich in diesem Versuch auf ein für Sizilien nicht weniger charakteristisches Zitat von Montaigne, der im Notfall eine Kerze dem hl. Michael hintragen wollte und eine andere dessen Drachen. Die Frömmigkeit in Sizilien oszilliert in der Tat zwischen Heidentum und Christentum, Teufelskult und Heiligenkult, Katholizismus und Liberalismus, barocker Tradition und modernster Anpassung. (Erst kürzlich stürmten die Gläubigen von Porticello ihre Kirche, weil der Pfarrer das Heiligenbild beim Fest nicht als Attraktion neben die Schlagersänger stellen wollte.) Wer diese beiden Pole nicht erkennen will, wer von tiefverwurzelter Tradition schwärmt, wer Sciascia tendenziös schilt (so in *Lares* XXX, 1964, S. 238), nur weil dieser auch das durchaus „Unchristlich-Katholische“ analysiert, verschließt seine Augen vor einer nicht beschämenden, sondern faszinierenden Realität. Sciascia weiß aus seinen historischen Studien und aus eigener Anschauung (er wohnt in Caltanissetta, über dessen Fest

I.-M. Greverus kürzlich hier berichtet hat), wie sich seine Landsleute ihre Heiligen als weltliche Feudal-Herren vorstellen, weil sie sich beim Fest aus ihrer existentiellen Isolation in eine nur einmal jährlich entstehende Kollektivität flüchten und wie nahe ihnen die Passion als Abbild von Schmerz und Tod, Mütterlichkeit und Lebensnot steht. Gewiß, die dokumentarischen, aber doch künstlerisch-eigenwilligen Fotos des jungen Scianna aus Lentini und Trecastagni (Fest der hl. Alfio, Cirino und Filadelfo), Racalmuto (Madonna del Monte), Aspra (SS. Assunta), Butera (S. Rocco), Palermo (S. Rosalia), Misilmeri (S. Giuseppe), Baucina (S. Fortunata), Prizzi (Osterfest), San Fratello, Ventimiglia, Ciminna, Petralia, Collesano und Enna (Settimana Santa) betonen das Spekuläre, das Makabre, das Agonale, das Einmalige, doch halten sie sich von aller Sensationslust einer Mondo-Cane-Manier fern. Ich kenne kein anregenderes und packenderes Buch zum Thema als dieses. Es ist gut, weil es provoziert. Rudolf Schenda

Mario de Andrade, Música de Feitiçaria no Brasil. Livraria Martins Editôra. Sao Paulo 1963. 295 S.

Die europäische Volkskunde hat sich relativ wenig um die Volkskunde Südamerikas gekümmert und diesen Kontinent fast ausschließlich den Ethnologen überlassen. Nun ist es aber heute nicht nur schwieriger als ehemals, die Grenzen zwischen den Interessengebieten der Volkskunde und der Ethnologie zu ziehen, sondern die erstere muß vielleicht von der letzteren noch stärker Kenntnis nehmen, um sich nicht zu isolieren.

Das viertgrößte Land der Erde, Brasilien, zeigt in seiner Bevölkerung eine Zusammensetzung, die afrikanische, indianische und europäische Elemente vermischt. Die verschiedene Provenienz der einzelnen Phänomene erfordert eine breitere Kenntnis als sie bislang in Europa vorhanden ist und eine methodischere Arbeitstechnik als sie im allgemeinen in Südamerika üblich ist.

Das vorliegende Buch, zugleich Band 13 der Gesamtausgabe der Werke de Andrades, stammt aus der Hand eines vielseitigen Autors; Soziologie, Musikologie, Literaturkritik und Geschichte sind seine Arbeitsgebiete. *Música de Feitiçaria* = Musik der Zauberei ist vor allem wichtig durch das reichhaltige Material an Zauberliedern, durch seine gediegene Bibliographie und Diskographie. Fast 1200 Anmerkungen zeigen, daß sich der Autor gewissenhaft mit den einzelnen Liedern und mit dem gesamten Problem „Musik und Magie“ beschäftigt hat. Daß unser Notensystem für die Aufzeichnung derartiger Gesänge nicht ausreicht, erweist sich wieder einmal klar und macht das Fehlen von Beispielen auf Platte schmerzlich.

Der Text de Andrades ist mehr informierend als analysierend. Wo der Autor Deutungen gibt, ist er vorsichtig und gewissenhaft und von wohlthuender Sachlichkeit.

Man ist gespannt auf des Autors Werk „*Danças dramáticas do Brasil*“, das demnächst erscheinen soll. Felix Karlinger

Anzeigen / Einlauf 1963—1965: Jahresbrauchtum, Maskenwesen

E. van Autenboer, Volksfeesten en Rederijkers te Mechelen (1400—1600). 296 Seiten, 9 Abb. Gent 1962. 17.984

Klaus Beitzl, „Feguras de gigantes, dances d'amazonas e muytos diabretes“. Die volkstümlichen Motive in den niederländischen Gobelins der Wiener „De Castro-Serie“ (Rheinisches Jahrbuch für Volkskunde, Band 15/16, Bonn 1964, S. 210—238, mit 3 Abb.). 18.915 SA

Klaus Beitzl und Elfriede Lies, „Der Brotsegnende Heiland“. Beschreibung eines Gründonnerstags- und Wallfahrtsbrauches aus Mariazell, Steiermark (ÖZV Band XIX/68, 1965, S. 105—150). 18.917 SA

Klaus Beitzl, Gygas und der Umgangsriese (Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien, Band XCIII/XCIV, 1964, S. 118 bis 119). 18.932 SA

Louis Bonnaud, Saint Roch dans l'art et le folklore en Haut-Limousin et Basse-Marche (Haute-Vienne). Catalogue de l'exposition. Belloc 1964. 50 S., XVII Tafeln. 18.681

Ernst Burgstaller, Volksbräuche vor Gericht (Bericht über den 7. Österreichischen Historikertag in Eisenstadt 1962. Wien 1963. S. 174 bis 188). 18.499 SA

Derselbe, Luzia und Luziabraut. Festvortrag anlässlich der Luziafeier am 12. Dezember 1963 der Skandinavischen Gesellschaft in Linz. Hekt. 12 S. 18.557 SA

Emilie Donckel, Der heilige Jakobus der ältere. Kult und Brauchtum im Luxemburger Raum. 28 S., Abb. im Text. Luxemburg 1964. 18.896 SA

Helmut Fielhauer, Die Fronleichnamstangen in Rohr im Gebirge (Jahrbuch für Landeskunde von Niederösterreich, Band XXXVI, Wien 1964, S. 832—843, 2 Bildtafeln, 2 Karten im Text). 19.072 SA

Derselbe, Die Karfreitagsfeuer in Niederösterreich (Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien, Band XCV, 1965, S. 286—295, 1 Karte im Text). 19.073 SA

Friedrich Johann Fischer, Faschingritt, Ringelstechen, Pferderennen. Archivalische Nachrichten über den Untergang des Pferdekultes in Salzburg (ÖZV Bd. XVIII/67, 1964, S. 1—8). 18.059 SA

Nikolaus Grass (Herausgeber), Weihnachtskrippen aus Österreich. Unter Mitarbeit von Klaus Beitzl, Franz Colleselli, Elfriede Ettl, Josef A. Jungmann, Otfried Kastner, Hubert Kaut, Georg Kodolitsch, Franz Kollreider, Adalbert Krause, Oskar Moser, Friedenike Prodingner, Adalbert Riedl, Leopold Schmidt

und August Thomek. 108 Seiten, 88 Abb. auf Tafeln. Innsbruck 1965.

Ina-Maria Greverus, Die Settimana Santa in Sizilien. Festgestaltung, Volksfrömmigkeit und Volksrepräsentation (ÖZV Band XVIII/67, 1964, S. 61—75, mit 4 Bildtafeln). 19.027
18.128 SA

Adriaan D. de Groot, Saint Nicholas. A psychoanalytic study of his history and myth. 211 S., 17 Abb. auf Tafeln. The Hague-Paris 1965.

Edgar Krausen, Der Kult des heiligen Peregrinus in der Erzdiözese München und Freising (Jahrbuch 1964 für altbayerische Kirchengeschichte. Deutingers Beiträge Bd. 23/3, S. 114—118). 18.806
18.388 SA

Maria Kundegrabner und Hermann Bausinger, Ein Maskenzug im Jahre 1591 (Württembergisches Jahrbuch für Volkskunde, Band 1961/1964, S. 42—60, mit 24 Abb.). 18.722 SA

Niko Kuret, O nosivcih slovenskih šemskih običajec (Über die Träger der slowenischen Maskenbräuche) (Slovenski Etnograf Bd. XVI bis XVII, 1964, 167—178, 6 Abb. auf Tafeln). 19.052 SA

Nikolaus Kyll, Pflichtprozessionen und Bannfahrten im westlichen Teil des alten Erzbistums Trier. 155 S., 4 Tafeln, 1 Karte. Bonn 1962.

Madeleine Laurain-Portemer, La fête de la gerbe dans le Bas-Maine (Sonderdruck aus Bulletin de la Commission Historique et Archéologique de la Mayenne, T. LXVIII, LXX et LXXI), Laval 1963. 18.248
44 S., 5 Tafeln. 18.683

Richard Ledermann, Das Kaufbeurer Tänzelfest im Wandel der Jahrhunderte. Forschungen und Erinnerungen eines alten Tänzelfestfreundes. Augsburg 1964. XIV und 133 Seiten, Abb. im Text. 18.814

Hedi Lehmann, Volksbrauch im Jahreslauf. München 1964. 176 S., illustr. 18.418

Paul Ernst Rattelmüller, Ein bairisch Jahr. München 1962. 128 S., Abb. 18.316

Ulrich Riemerschmidt, Weihnachten. Kult und Brauch — einst und jetzt (= Das Geschenk, Bd. II). Hamburg 1962. 124 S., Abb. im Text und 51 auf Tafeln. 18.093

Klaus Rockenbach, Vom Volksbrauchtum der Osternacht (Unser Harz, 1965, Heft 4, S. 52 f., 1 Abb.). 18.725 a SA

Derselbe, Das Brauchtum des Osterfeuers (Schleswig-Holstein. Monatshefte für Heimat und Volkstum, Jg. 17, 1965, S. 105 f.). 18.947 SA

Rudolf Schenda, Das Onophrius-Fest in Sutera, Sizilien (ÖZV Bd. XIX/68, 1965, S. 151—167, mit 8 Abb. auf Tafeln). 18.918 SA

Robert Schindler, Die Zeichen der Wintersonnenwende. Auge, Licht, Schere, Wolf, Hahn (Forschungsfragen unserer Zeit, Jg. 10, Lief. 5/6, 1963, S. 169 f., 1 Bildtafel). 18.206 SA

Derselbe, Das Opfer von Tieren am 12. Mai und am 29. September (Der Schlern, Bd. 38, Bozen 1964, S. 297 ff., 1 Abb.). 18.617 SA

Hildegard Schlomka, Das Brauchtum der Jahresfeste in der westlichen Altmark (= Mitteldeutsche Forschungen Bd. 33). Köln-Graz 1964. VIII und 155 S., 10 Karten und 8 Bildtafeln mit 17 Abb. im Anhang. 19.091

Leopold Schmidt, Bartl und Krampus. Aus der Arbeit am Atlas der burgenländischen Volkskunde (Burgenländische Heimatblätter Bd. 25, 1963, S. 113—120). 17.887 SA

Derselbe, Der hängende Christbaum. Aus der Arbeit am Atlas der burgenländischen Volkskunde (ÖZV Bd. XVII/66, 1963, S. 213—242). 18.036 SA

Derselbe, Vom Sternsingen in den Wiener Vorstädten (Das Josefstädter Heimatmuseum, Nr. 40, Dezember 1964, S. 40—46, mit 2 Abb.). 18.577 SA

Derselbe, Faschingbau und Brentlerspruch aus St. Urban bei Feldkirchen in Kärnten. Aus den Aufzeichnungen von Valentin Stubinger ausgewählt und eingeleitet (Jahrbuch des Österreichischen Volksliedwerkes, Bd. 14, Wien 1965, S. 69—78, mit 2 Abb.). 18.857 SA

Derselbe, Alte Weihnachtskrippen in Niederösterreich (Niederösterreichische Illustrierte, Bd. 12, 1965, H. 12, S. 6—9, mit Abb. im Text). 19.081 SA

Franz Schunko, Von den Weinhütern in Perchtoldsdorf. Eine Dokumentation aus dem Jahre 1962 (ÖZV Bd. XVII/66, 1963, S. 154—167, mit 4 Abb. auf Tafeln, Noten im Text). 17.917 SA

Herbert Schwedt, Hermann Bausinger, Rudolf Schenda, Elke Stein, Weihnachten in Vergangenheit und Gegenwart. Ausstellung des Ludwig Uhland-Instituts für Volkskunde an der Universität Tübingen. Katalog. Tübingen 1965. 30 S., Abb. 18.518 FM-A

Lovrenz Sušnik, Še en pustnik: šember-Schembart (Noch eine Fastnachtsfigur: Schember-Schembart) (Slovenski Etnograf Bd. XVI bis XVII, 1964, S. 351—358; deutsche Zusammenfassung). 19.067 SA

Hans Vlieghe, Eine Bildteppichserie „Die zwölf Monate“ nach Kartons von David II. (1610—1690) und David III. (1638—1685) Teniers im Besitz der Wiener Gobelinsammlung (Alte und moderne Kunst, Nr. 66, VIII. Jg., Wien 1963 (Jänner/Februar), S. 11—15, mit Abb.). 18.042 a SA

Gertrud Weinhold, Das schöne Osterei in Europa. Kassel 1965, 71 S., Abb. 18.669

Die Kummetkämme im Niederösterreichischen Landesmuseum in Wien

Ein Beitrag zur Volkskunde der Fuhrleute in Niederösterreich

(mit 2 Abbildungen)

Von Hermann Steininger

Im Niederösterreichischen Landesmuseum in Wien befinden sich derzeit dreizehn messingene Kummetkämme von Pferden¹⁾, ein „Messingpferd zum Beschlag“²⁾ und ein „Messingsteigbügel“³⁾, eher eine Schnalle, welcher der Dorn fehlt, aus Niederösterreich, die im August 1964 im Rahmen der Neuinventarisierung der Bestände der Volkskunde-Abteilung bearbeitet wurden⁴⁾. Dazu ließ sich in der Photo-Abteilung des Museums eine Gesamtansicht von nicht weniger als 33 „Pferdekämmen“ aus Niederösterreich finden⁵⁾. Es ist, da diese Aufnahme hier im Landesmuseum angefertigt worden ist, anzunehmen, daß jene Objekte um 1940 dem Niederösterreichischen Landesmuseum vorlagen. Heute jedoch besitzt das Museum nur die oben als erhalten ausgewiesenen fünfzehn Exemplare. Merkwürdigerweise ist aber auf unserem Photo kein einziges der noch heute verfügbaren Objekte abgebildet. Über die nähere Herkunft beider Objektgruppen konnten wir bisher nicht näher unterrichtet werden. Man darf aber sicher annehmen, daß beide Bestände in Niederösterreich aufgesammelt worden sind.

Die unseres Wissens einzige größere und erstmals weit zerstreutes Material zusammenfassende Veröffentlichung über den

1) Inv.-Nr.: II 6353—II 6365. Nach der in der vorliegenden Abhandlung durchgeführten senkrechten Kolonnenzählung in Abbildung 2 tragen sie die Nummern 34 bis 46.

2) Inv.-Nr.: II 944, (Abb. 2, Nr. 48).

3) Inv.-Nr.: II 943, (Abb. 2, Nr. 47).

4) Die Objekte Inv.-Nr.: II 6353—II 6365 sind derzeit nicht zugänglich. Das Photo für die Abbildung 2 fertigte die Bildstelle der niederösterreichischen Landesregierung in Wien an.

5) Neg.-Nr.: 569. — 13 × 18, (Abb. 1—33). Vgl. Die Denkmale des politischen Bezirkes Krems. Mit einem Beiheft: Die Sammlungen des Schlosses Grafenegg. (= Österreichische Kunsttopographie, Bd. 1.) Wien 1907, S. 300, Abb. Fig. 195.

Kummet-, Pferde- oder Roßkamm aus Messing als einen ganz bestimmten Teil des Pferdegeschirrs hat schon vor mehr als zwanzig Jahren, 1942, Viktor von Geramb vorgelegt⁶⁾. Geramb, der zu diesem Thema auch viel Material von Rudolf Meringer, dem Herausgeber der Zeitschrift „Wörter und Sachen“ erhalten hatte⁷⁾, wollte selbst mit dieser Publikation anregen und nur einen Anfang setzen. Zu einer größeren geplanten Arbeit ist es dann wohl nicht mehr gekommen⁸⁾. Die von ihm dargebotenen Materialien umfassen landschaftlich gesehen Süddeutschland und Österreich, und ihre vorläufige Verarbeitung bietet einen für uns heute sehr interessanten, ausführlichen kulturhistorisch-volkskundlichen Abriß, der sich vorerst ja kaum viel weiter ergänzen lassen wird. Im Anschluß daran sind dann auf den zwei Tafeln 41 und 42 zehn Kummetkämme aus der Steiermark und eine Pferdebeschrirung aus Graz⁹⁾ abgebildet. Im übrigen wurde aber durch Geramb auf in bestimmten Landschaften verwendete Typen im speziellen und die allgemein typologischen Zusammenhänge landschaftlich-historischer Art weniger Wert gelegt. Unsere Hauptaufgabe wird es daher im folgenden sein, vor allem anhand des uns im Niederösterreichischen Landesmuseum in Wien vorliegenden niederösterreichischen Materials in diese Verhältnisse mehr Licht zu bringen; mit dieser Arbeit möchte gerne der Anstoß gegeben werden, jene in den verschiedenen

⁶⁾ Viktor von Geramb, Über den Kummetkamm. (Volkswerk. Jahrbuch des staatlichen Museums für Deutsche Volkskunde 1942, Jena 1942, S. 227 ff.); Vgl. auch O. A. Erich — R. Beitzl, Wörterbuch der deutschen Volkskunde (= Kröners Taschenausgabe, Bd. 127), Stuttgart 1955, S. 453, 606, 881; S. dazu den Begriff „Roß-Täuscher oder Roßkämme“. In: Betrugs-Lexicon, worinnen die meiste Betrugereyen in allen Staenden nebst denen darwider guten Theils dienenden Mitteln entdeckt von Georg Paul Hoenn / D. F. S. G. Rath und Amtmann in Coburg, Zweyte und vermehrte Edition, Coburg 1721, S. 317 ff.; H. Th. Bossert, Volkskunst in Europa, Berlin 1926, Taf. XXXIV, Nr. 5—7, 11—15, 20, 21, 23—25, 28 29, 31—34, Taf. XLV, Nr. 5, 8.

⁷⁾ V. v. Geramb, Über den Kummetkamm a. a. O., S. 237, Anm. 2.

⁸⁾ S. auch Ders., Ein obersteirisches Fuhrmannslied. (Jahrbuch des Österreichischen Volksliedwerkes, Bd. V, Wien 1956, S. 77 ff.)

⁹⁾ Vgl. die „Pferdebeschrirung aus der Steiermark“ im Museum für Hufbeschlag, Beschrirung und Besattlung in der Tierärztlichen Hochschule in Wien III, Linke Bahngasse 11. Auf dieses Museum hat mich Herr Dr. Klaus Beitzl, Wien, aufmerksam gemacht. S. dazu auch Walter Mörgeli, Die Terminologie des Joches und seiner Teile. Beitrag zur Wort- und Sachkunde der deutschen und romanischen Ost- und Südschweiz sowie der Ostalpen (= Romanica Helvetica, Vol. 13), Paris—Zürich—Leipzig 1940 und Wolfgang Jacobeit, Zur Geschichte der Pferdeanspannung. (Zeitschrift für Agrargeschichte und Agrarsoziologie, Jg. 2, Heft 1, Frankfurt a. Main, April 1954, S. 17 ff.)

Museen und Privatsammlungen erhaltenen reizvollen Werke volkstümlicher Metallkunst in Niederösterreich zu veröffentlichen. Erst dadurch kann man später vielleicht enger umgrenzte Landschaften ihren Typen nach einmal wirklich deutlicher identifizieren. Und so wären dann landschaftlich enger gefaßte Veröffentlichungen wenigstens ausführliche Beiträge zu einem in Zukunft möglicherweise doch einmal in Vollständigkeit vorliegenden Typenfundus. Nur auf diese Weise wird man selbstverständlich erst in einer größeren Überschau einen weitläufigeren Überblick über die verschiedenen Probleme der landschaftlichen, historischen und typologischen Dimension, deren Erkenntnis ja das Ziel unserer Untersuchungen sein soll, gewinnen können.

Die uns gegenwärtig noch als tatsächlich erhalten vorliegenden Objekte sind aus ziemlich dunkelgelbbraunem Messing gegossen¹⁰⁾. Ihre Größe schwankt etwas. Das größte Objekt, der Kummetskamm Nr. 38, mißt $17,5 \times 13,1$ cm. Nur die Schnalle Nr. 47 ist mit 15×10 cm in der Breitenerstreckung weiter als das erstere Exemplar. Im übrigen sind alle anderen Kämmе nicht viel kleiner als das von uns am größten ausgewiesene. Das kleinste Stück mit den Maßen $9,2 \times 8,6$ cm ist das Messingpferd zum Beschlag, Nr. 48. Die Vorderseite, die Schauseite dieser Stücke wurde meist reliefplastisch¹¹⁾, und darüberhinaus in wenigen Fällen vielleicht sogar „graviert“ ausgearbeitet¹²⁾, während die Rückseite überall — vermutlich auch bei allen Objekten der ersten Abbildung — durch die Gußform ausgegründet worden ist. Nur eines von diesen, Nr. 43, besitzt ein beidseitiges Relief. Diesen gegenüber sind im übrigen sehr wenige nicht reliefplastisch, sondern an ihrer gesamten Oberseite ziemlich glatt, das heißt genauer gesagt, mehr oder weniger mit Strichritzdekor an den verschiedenen Stellen versehen. Wir können das in der ersten Abbildung bei Nr. 6, 14, 31, 23, 16, 24 und 29, und von den uns heute noch erhaltenen Objekten in der zweiten nur in Nr. 34 feststellen. Und außer diesen wiederum sind aber ganz glatt an ihrer Oberseite nur zwei Exemplare, die Nummern 15 und 25.

Anhand aller uns vorliegenden Objekte wollen wir uns nun zunächst einmal ihrer typischen Formung widmen.

Sie sind in der Gesamtheit an ihrer Oberseite mit einer Hängeöse versehen, womit sie aufgehängt, bzw. sonst noch am Kummest festgemacht werden konnten. Allein bei einem der uns erhaltenen Stücke, Nr. 35, ist außerdem noch hinter der Öse ein

¹⁰⁾ O. A. Erich—R. Beitzl, Wörterbuch a. a. O., S. 606.

¹¹⁾ Wie Anm. 10.

¹²⁾ Wie Anm. 10.

klampfenartiger Halter, der an seiner Ober- und Unterseite an der Vorderseite des Stückes vernietet ist, vermutlich zur doppelten Haltbarkeit senkrecht angebracht. Die Öse wurde bei den meisten Stücken mit den anderen Teilen des Gerätes aus einem Stück gefertigt. Nur bei Nr. 15 ist über ihr ein größerer Ring durch ein breitgeschlagenes, kettenartiges Glied befestigt. Bei fast allen diesen Objekten wurde sie deutlicher aus dem Griff herausgezogen und nur bei wenigen Exemplaren in die Mittelteil- bzw. Kammgestaltung unmittelbar hineingenommen. Das trifft ausschließlich bei den Nummern 23, 32, 16 und 25 zu. Im oberen Teil des Griffes wurde sie beim ersten Objekt, Nr. 23, nicht sehr groß, aber eben elliptisch ausgespart. Etwa an derselben Stelle ist sie bei Nr. 16 angebracht, wobei sie jetzt nur kleiner und viel flacher elliptisch geformt worden ist. Bei Nr. 32 wurde sie ebendort, also nicht am Griffende, nur jetzt rund und ganz klein ausgespart angesetzt. In den Oberteil des Kammes hineingenommen ist die runde, kleine Öse allein bei Nr. 25. Als Sondergestaltung anstelle des Griffes wurde sie bei Nr. 24 von der Oberseite des Kammes unmittelbar hinausgezogen. Die genaue Ausformung kann hier aber nicht mit Sicherheit erkannt werden. Es scheint sich um eine oben hin angesetzte „Omega-“ bzw. „Hufeisen-Formung“ zu handeln, wobei die Öse an ihrer Innenseite nur rund ausgespart sein dürfte. Bei allen anderen, also der Mehrzahl der Objekte, ist sie, wie wir schon oben feststellten, über dem Mittelteil, ganz oben am Gerätstiel angebracht. Ihre Ausgestaltung kann meist als ziemlich rund bezeichnet werden und ihre Größe schwankt mehr oder weniger stark. Nur in Nr. 21 und 35 ist sie „bekränzt“, während sie in Nr. 42 als oberste von drei „Papierschleifen“ etwa gerade ausgerichtet in die Höhe steht. Doch allein in Nr. 28 ist sie sehr klein, ähnlich jener von Nr. 25, wobei sie jetzt im obersten Teil des Griffes, welcher größer rund geformt ist, angebracht wurde. Im übrigen war aber bei einigen uns nur durch das Photo überlieferten Kämme die Öse anders gestaltet. So ist sie in der ersten Abbildung bei den Nummern 18, 29 und 13 ähnlich den Gestaltungen von Nr. 23 und 16 elliptisch querliegend, und bei Nr. 11 rechteckig querliegend, wogegen die Ausformung von Nr. 2 als Hufeisen ausgeformt scheint.

Der als Dekor wirksamste Teil, das Mittelstück, nach Geramb als „Griff“ bezeichnet, wurde fast immer in Durchbruchsarbeit gestaltet. Hier ist anzumerken, daß nur die Objekte Nr. 23 und 16, wie später noch näher besprochen werden wird, nicht durchbrochen sind. Inwieweit dieser Teil jeweils mehr oder

weniger reliefplastisch und darüberhinaus noch mit Ritzdekor geziert bzw. nur „graviert“ ausgearbeitet ist, wurde schon oben behandelt. Hier sei nun im folgenden der typischen Gestaltung an sich etwas breiterer Raum gewidmet. Wir haben theriomorphe, gemischt theriomorph-anthropomorphe und rein ornamentale Motive vor uns.

Bei den rein theriomorphen Motiven handelt es sich um spiegelbildlich einander zugewandte Pferde in Nr. 4, 12, 20, 29, 34¹³⁾, 35 und 36. Sie sind in springender Haltung, in Nr. 29 an der Hängeöse sogar durch einen Strick „angebunden“, und dann mit Ausnahme von Nr. 4, bockend, dargestellt. Zwischen ihnen befindet sich unmittelbar der mehr oder weniger einfach säulenartige und nur in Nr. 7 von unten leicht aufgeschwungene und aufgezogene, doppelt säulenartige, immer von der Hängeöse oben abgeschlossene Kammgriff, der in Nr. 20 als Löwenhaupt, welches darunterhin bekränzt auf einer „Wiese“ zu stehen scheint, in Nr. 35 ebendort unter Einschluß der Hängeöse als „bekränzter Achter“, in dessen unteren Teil eine nicht klar identifizierbare x-förmige Gestaltung eingeschlossen wurde, und in Nr. 36 als senkrecht in zwei Felder geteiltes Wappen unter einer mit kleinen Kugeln abgeschlossenen Fünfsackenkrone ausgearbeitet ist. Hier können wir nun in Nr. 7, 20 und 35 die Gestaltung eines Erdbodens ausnehmen. Nur in einem Fall, in Nr. 22, sind zwei springende, am Hinterteil abgeschnittene Pferde mit dem Rücken zueinander dargestellt. Eine dieser durchaus ähnliche Gestaltung finden wir auch in Nr. 47 auf der Pferdeschnalle. Als einzige nicht spiegelbildliche Tiergruppe treten uns mit Nr. 7 zwei nebeneinander nach links schreitende, völlig angeschirrte Pferde entgegen. Das letzte Objekt, Nr. 48, zeigt ein größeres stehendes, erstmals beschrirt, nach links gerichtetes Pferd, das allerdings nur als Beschlag diente. Eine zweite rein theriomorphe Gruppe ist die der einander spiegelbildlich zugewandten Löwen in Nr. 5, 13, 21, 30, 6, 31, 39, 40, 41, 42 und 43. Von diesen sind als aufrecht schreitend Nr. 13, 30, 41, 42 und 43, als sitzend Nr. 21 und 39, und als springend Nr. 5, 6, 31 und 40 zu bezeichnen. Zwischen ihnen befindet sich in Nr. 13, 21, 30, 39, 40 und 41 eine mehr oder weniger einfach gestaltete „Säule“, die jeweils von der Öse gekrönt wird. Diese wächst hier in zwei Fällen, in Nr. 13 und 41 aus einem Topf empor, während dreimal über einem „Gestänge“ die von aufrecht schreitenden Löwen gehaltene, stilisierte Krone in

¹³⁾ Diesem Objekt sehr ähnlich ist bis auf das Dekor jenes bei V. v. Geramb, Über den Kummetskamm a. a. O., Tafel 41, rechte Kolonne, unten.

Nr. 6, 31 und 43 ansetzt. Sie ist die beiden ersten Male fünfzackig und im letzten Fall an ihrer Oberseite durch Arkadenschmuck abgeschlossen. Den Mittelteil dieser Gestaltung nimmt in Nr. 5 ein Herz, unter dem ein v-artiger Ausschnitt ausgespart wurde und über dem dann die Öse eingesetzt ist, ein. Es wird ähnlich den Kronen von zwei springenden Löwen gehalten. Den Mittelteil des Kammgriffes bildet in Nr. 42 ein von Schleifen im Dreipaß und auch sonst noch gezielter Kranz, welcher von zwei aufrecht schreitenden Löwen gestützt wird. Die dritte rein theriomorphe Gestaltung, die sehr feine Ausarbeitung von Nr. 32, stellt zwei gegeneinander stehende, über ihren Rücken zurückblickende Rehe im Anstand dar. Daß sie sich im Wald befinden, beweist der Bodenbewuchs, die stilisierten Bäume oder Sträucher zwischen ihnen, über ihrem Kopf und hinter ihnen. Eine letzte ausschließlich theriomorphe Gruppe umfaßt die der Doppeladler. Zu ihr gehören Nr. 14, 33, 37 und 38. An Attributen tragen alle eine ebenfalls vermutlich stark stilisierte Krone¹⁴⁾ zwischen ihren Häuptern. Nur in Nr. 37 ist außerdem je eine mit einem Kreuz versehene Krone über jedem der beiden Köpfe angesetzt, während nur die erstere Gestaltung Szepter und Schwert¹⁵⁾ in den Krallen hält.

Die zweite große Gruppe enthält die gemischt theriomorph-anthropomorphen Motive. Hier kann man wieder von zwei Unterteilungen sprechen. Die erstere umfaßt die der spiegelgleichen und die zweite jene der erstmals überhaupt nicht spiegelgleichen Ausformungen. Bei den spiegelgleichen haben wir beiderseits des Griffes, der hier in jedem Fall anthropomorph gestaltet ist, jedesmal zwei Pferde vor uns. Von diesen sind sie in Nr. 3, 19, 28 und 44 zum Griff springend und allein in der Nr. 11 nach innen hin schreitend dargestellt. Dazu muß allerdings auch gesagt werden, daß jene Ausformung von Nr. 44 nicht ganz spiegelgleich ist. Do chdavor später noch. Nur bei den Nummern 19, 44 und 11 wurde ein „Erdboden“ mit in die Konzeption einbezogen. Die anthromorphe Gestaltung des Griffes kann man in ihren Einzelheiten jeweils nicht mit aller Sicherheit deuten. Von den fünf Objekten stellen vier männliche Gestalten dar. Zwei von ihnen scheinen ziemlich naturalistisch zu sein, während die

¹⁴⁾ Vgl. u. a. Hermann Fillitz, Die Weltliche Schatzkammer in Wien. Wandel und Gestalt einer fürstlichen Kunstsammlung. Ein Brevier. Braunschweig 1959, S. 11, Abb., bes. S. 15, Abb.

¹⁵⁾ Vgl. J. Siebmacher's großes und allgemeines Wappenbuch in einer neuen . . . Auflage . . . 1. Bd., I. Abt., 2. Teil, Wappen der deutschen Souveraine und Lande. N. F., Bearbeitet von Gust. A. Seyler, Nürnberg 1909, Tafel 12. Nr. 3.

anderen beiden einen etwas vergrößerten Kopf besitzen, aber sich sonst in ihrem Duktus durchaus ähnlich schauen. Die erstere Gestalt, Nr. 11, trägt wie die zweite, Nr. 44, einen hohen Zylinder. Darunterhin kann hier ein langer, langärmeliger, geschlossener Rock mit Schössen festgestellt werden. Das vor allem deshalb, weil er vorne geschlossen ist und sich etwa in der Höhe des Bauches nach unten hin öffnet. Dabei ist der untere Saum deutlich abgesetzt und leicht nach auswärts geschwungen. Das Beinkleid der Plastik soll zweifellos eine lange Röhrenhose sein. Im großen und ganzen muß man daher sagen, daß diese Figur im Gegensatz zur zweiten steif, eben ganz symmetrisch wirkt. Jene ¹⁶⁾ zeigt nun eine sehr gelockerte Haltung und ist deshalb, wie schon oben gesagt, unsymmetrisch, wobei ihr rechter Fuß etwas weiter, fast „tänzerisch“ nach auswärts greift. Auch der Kopf ist leicht nach rechts gewendet und wenig hinab geneigt. Die Kleidung ist nun im Gegensatz zur ersteren Figur deutlicher zu erkennen. Vom Zylinder als dem Attribut, das auch die erstere Figur aufweist, wurde schon gesprochen. Hier ist nun aber noch klarer zu sehen. So scheint im oben etwas verbreiterten Teil der obere, vordere Rand leicht abgerundet und auch die Krempe über dem Gesicht stärker nach abwärts gebogen, während nur knapp darüber eine breitere Schleife um den Hutkörper gezogen sein könnte. Das Haar des Mannes ist lang und tritt unter der Krempe stark heraus. Sein Gesicht hingegen erscheint aber undeutlich. Um den Hals trägt die Figur ein gut sichtbares, über der Brust geknüpftcs Halstuch. Ihr bis unter die Hüfte langer Rock ist weit geöffnet und langärmelig, wobei ihre Ärmel nur wenig umgeschlagen sein könnten. An der einen Seite sind die Knopflöcher ganz deutlich auszunehmen. Leider kann aber der obere Saum, wie auch eine Weste im Detail deutlicher nicht erkannt werden. Es scheint, als ob hier kein Kragen zu sehen ist. Immerhin glauben wir aber unter dem Knoten einen Knopf feststellen zu können. Das enge, mit zwei senkrecht eingeschnittenen Taschen versehene Beinkleid, wenn wir es vielleicht nicht doch mit einem Bauchranzen zu tun haben, reicht bis unter die Waden und wahrscheinlich nicht über, sondern in die hohen Schuhe hinein. Die beiden anderen männlichen Gestalten, Nr. 3 und 28, sind wie das vor diesem besprochene Objekt sehr steif geformt. Ihr wie gesagt etwas vergrößer-

¹⁶⁾ Vgl. die große Ähnlichkeit dieser Gestalt mit der des Mannes auf dem Wiener Modekupfer von 1813 bei Lucie H a m p e l, Hundert Jahre Kleidermode in österreichischen Liedtexten (1740—1840). (Jahrbuch des österreichischen Volksliedwerkes, Bd. VIII, Wien 1959, S. 85); S. auch die durchaus ähnliche Gestaltung bei V. v. G e r a m b, Über den Kummetskamm a. a. O., Tafel 41, mittlere Kolonne, oben.

ter Kopf, über dem beim zweiten Stück die Öse nicht wie vorgesehen groß, ähnlich Nr. 3, sondern klein und rund ausgespart worden ist, ist unbedeckt und stark behaart. Beider Kleidung scheint aus einem langärmeligen Langrock, einem erst über der Brust sich schließenden Leibl und unter einem breiteren Gürtel aus einer langen, engen Hose zu bestehen. Alle diese vier männlichen Figuren fungieren als Rossebezwinger, welche die mehr oder weniger wild sich gebärdenden Pferde mit ihren Händen gleichzeitig zu bändigen suchen. Die fünfte Grifffigur, Nr. 19, ist ebenfalls wie die drei ersteren ziemlich steif gestaltet und scheint eine „Muttergottes mit Kind am linken Arm“ in langer herabwallender Kleidung darzustellen¹⁷⁾. An ihrem Körper springen allerdings die beiden sich möglicherweise auf einer „Wiese“ tummelnden Rosse nur etwa bis in die Höhe der Knie auf. Sie wird man somit nicht wie die anderen männlichen Figuren einfach als „Rossebezwingerin“ ansprechen dürfen. Eine zweite Abteilung der anthropomorph-theriomorphen Gruppe ist überhaupt nicht mehr als spiegelgleich, wie alle vorigen Gestaltungen, zu bezeichnen. Hier werden uns zehn Pferdeszenen vorgeführt, die mit der Wartung des Pferdes in Verbindung stehen. Aber auch dabei können wir wieder unterscheiden zwischen solchen, bei denen das Pferd von einem Mann, wie in Nr. 9, 17, 26 und 45, gebändigt, und anderen, bei denen es wie in Nr. 1, 2, 10, 18, 27 und 46 nur gefüttert wird. Bei den ersteren bäumt es sich nach links zum Bändiger hin hoch auf. Immer ist es schon gehalftert, allein in Nr. 17 hat der Pferdeknecht noch einen längeren Strick in der Rechten und das Pferd trägt sogar einen kostbar ornamental verzierten, breiten Reitsattel. Seine typische, vorne und hinten eckig herausstehende Gestaltung muß in der ersten Abbildung näher eingesehen werden. Alle diese Darstellungen zeigen durch Baum- bzw. sonstigen Bodenbewuchs an, daß sich diese Szenen im Freien, wahrscheinlich auf der Weide, abspielen. Von den vier Objekten sind drei in ihrer Darstellung überhaupt als durchaus ähnlich zu bezeichnen. So scheinen die Abgüsse von Nr. 26 und 45 möglicherweise doch sogar von demselben Model zu stammen. Wie in Nr. 9, dessen Gestaltung wie gesagt diesen beiden durchaus ähnlich ist, trägt der Mann eine am Kopf eng anliegende Mütze, von dessen etwas breiterem Randstreifen nach oben hin einige Nähte angesetzt sind. Und

¹⁷⁾ Vgl. z. B. Hans Aurenhammer, *Die Mariengnadenbilder Wiens und Niederösterreichs in der Barockzeit. Der Wandel ihrer Ikonographie und ihrer Verehrung* (= Veröffentlichung des Österreichischen Museums für Volkskunde, Bd. VIII), Wien 1956, Tafel II, Abb. 4.

diesmal scheinen die Haare nicht unter der Kopfbedeckung hervorzuquellen. Über einem auch die Arme umschließenden Hemd wird ein kurzes, ärmelloses Leibl, dessen rechte Vorderseite mit zwei Reihen von Knöpfen besetzt ist, getragen. Die Hose wurde knapp unter dem Knie ganz deutlich abgebunden, darunterhin scheinen Strümpfe anzusetzen, während die Füße in Halbschuhen mit nach oben verlängerter und dann gerade abgeschnittener Lasche stecken. Die vierte Darstellung eines Pferdebezwingers ist ganz anders als die der drei vorhergehenden. Hier trägt der Mann keine Kopfbedeckung und seine Haare scheinen lang herabzuwallen. Der vorne zugeknöpfte, langärmelige Rock wurde an seiner Rückseite fast bis in die Höhe der Knie verlängert, wobei der untere, sich öffnende Saum der Vorderseite schärfer zurückgeschwungen ist. Der Kragen scheint etwas ausgeschnitten und wenig nach außen umgelegt. In dessen halber Höhe ist er in einem spitzen Winkel schärfer eingeschnitten. Die Ränder der Ärmel sind mäßig breit umgestülpt. Unter dem Rock trägt die Figur ein Leibl, das darunterhin nur wenig hervorlugt. Dort, wo es geschlossen wird, wurde es im spitzen Winkel kurz ausgeschnitten. Sicherlich ist es wie der Rock an der Vorderseite durch Knöpfe zusammengehalten. Die Beine des Mannes stecken klar identifizierbar in kniehohen Stulpenstiefeln, wobei über die Länge der engen Hosen nichts näheres ausgesagt werden kann. Bei den übrigen sechs Objekten dieser anthropomorph-theriomorphen Typengruppe, welche ebenfalls Szenen aus dem Leben des Pferdes zeigt, wird das nur möglicherweise im Stall angebundene Pferd gefüttert oder sonstwie gewartet. Der Griff des Kammes ist jeweils als Säule, an der verschiedenes Pferdezeug aufgehängt sein dürfte, ausgearbeitet. Vier Darstellungen, Nr. 1¹⁸⁾, 18, 27 und 46 sind erstaunlich ähnlich ausgearbeitet und zeigen das Pferd in Erwartung des Pferdeknechtes, der in jedem Fall ein zweihenkeliges, niedriges, offenbar hölzernes Schaff, das durch zwei Dauben im unteren und im oberen Teil der Höhe zusammengehalten wird, in beiden Händen hält und zu ihm hintritt. Diese Szene ist übrigens auch sehr gut beobachtet. Immer hebt das Pferd einen vorderen Fuß, um zum bittenden Scharren anzusetzen. Der Erdboden ist hier bei allen Stücken ganz klar sichtbar. Auch bei diesen Darstellungen scheinen zwei Objekte, Nr. 27 und 46, mit Ausnahme des „Kammes“ und anderen kleinen Unterschieden starke Ähnlichkeit zu besitzen und vom selben Model zu stammen. Hier erwartet das Pferd den

¹⁸⁾ Vgl. den Bukarester Kummetkamm bei V. v. Geramb, Über den Kummetkamm a. a. O., S. 229, Abb. unten.

Knecht von links, während diese Gruppe bei beiden anderen Model, Nr. 1 und 18, genau umgekehrt angeordnet ist. Der breitrempige, relativ niedrige Hut des Knechtes darf kaum mehr als Zylinder angesprochen werden und hängt bei allen vier Darstellungen an der Säule. Der Knecht selbst trägt jeweils lange bis über die Ohren herabwallende Haare und einen nach oben hin etwas weiter ausgeschnittenen Rock, dessen Rand nur ganz wenig umgelegt ist. Im übrigen reicht er diesmal nicht so tief wie bei der vorigen Gruppe, bis unter die Hüfte. In seinem Oberteil wurde der Rand aber nicht tief, in seiner Formung aber wohl ähnlich dem der Nr. 17, spitzwinkelig ausgeschnitten. Von einer Reihe Knöpfe ist er an seinem rechten Öffnungssaum besetzt. Nur in Nr. 27 kann an seiner rechten Seite eine parallel zum unteren Saum verlaufende und mit einer Lasche bedeckte Tasche festgestellt werden, wobei darüber hinaus auf ihr sogar ein Knopf erkennbar zu sein scheint. Unterhalb des Rockes schließt eine enge, unter dem Knie deutlich abgeschnürte Hose an. In der ersten Darstellung, Nr. 27, trägt er ähnlich wie in Nr. 17 bis unters Knie reichende Stulpenstiefel. In Nr. 46 wiederum, der zweiten Darstellung, können solche nicht mit Sicherheit bemerkt werden. Im übrigen sehen wir hinter dem Rücken beider Pferde erstmals ein schmales, wahrscheinlich dreigeschossiges Haus mit einem verhältnismäßig flachen Dach, dessen Rand nur wenig über die Breite des Hauses reicht. Unter ihm kann noch ganz deutlich ein schmäleres, rundbogiges Fenster ausgenommen werden. Unter, in der ersten Abbildung, zwei, und in der zweiten nur unter einer Lisene scheinen jeweils drei schmale, rechteckige Fenster mit der Schmalseite oben und unten nebeneinander gestellt ausgeformt. Im Erdgeschoß hingegen ist nur ein schmaler und hoher Türstock zu sehen. Die beiden anderen Darstellungen von Nr. 1 und 18¹⁹⁾ weisen ihrer Konzeption nach gewisse ähnliche Merkmale auf. Nun erscheint erstmals die Szene verkehrt: das Pferd erwartet den Knecht von rechts. Im übrigen gleichen sich sonst beide Darstellungen ziemlich. Auch die Tracht des Knechtes ist in beiden Fällen der der Darstellung von Nr. 27 und 46 sehr ähnlich. Aber nur in der zweiten, Nr. 18, zeigt sich hinter dem Rücken des Pferdes ganz wie bei beiden vorigen Exemplaren, hier aber, wie wir feststellen, auch seitenverkehrt, ein wie schon näher beschrieben, schmales, mit dem ziemlich flachen Giebel zum Beschauer stehendes Haus, das drei Geschosse umfaßt. Und die Tatsache dieser Gestal-

¹⁹⁾ Vgl. ebd., Tafel 41, rechte Kolonne, oben.

²⁰⁾ Vgl. ebd., Tafel 42, rechts.

tung läßt wohl am stärksten daran zweifeln, daß wir es mit einer Fütterung in einem Stalle zu tun haben. Nur zwei Objekte von den sechs, wo das Pferd gewartet wird, Nr. 2²¹⁾ und 10²²⁾, stellen wirklich eine Fütterung an der Krippe, vielleicht sogar in einem Stall, wobei jedesmal der Boden auch deutlich ausgearbeitet ist, dar. In der ersteren Darstellung scheint die oberhalb des Pferdekopfes befindliche Hängeöse als ein Pferdekummet oder wohl eher als ein vergrößertes Hufeisen gestaltet zu sein. Und somit könnte es sich hier wirklich um eine Stallszene handeln. Dem scheint aber wiederum zu widersprechen, daß hinter dem Rücken des Knechtes von Nr. 2 und hinter dem Rücken des Pferdes von Nr. 10, jeweils ein Laubbäumchen steht. Im übrigen gibt ihm der Knecht bei der letzten Darstellung mit der rechten Hand möglicherweise sogar Laub, wenn nicht doch Heu, zu fressen. Und darüberhinaus handelt es sich in beiden Fällen um ein jeweils völlig angeschirrtes, und in Nr. 2 sogar auch noch mit einem, allerdings einfachen und nicht wie in Nr. 17 sehr schön verzierten Sattel versehenes Pferd, das nach links gewendet vor der Krippe steht. Und auch das könnte wohl mit Recht am stärksten gegen eine echte „Stallszene“ sprechen. Von der anderen Seite tritt der Roßknecht hinzu, um seine Krippe zu füllen. In der ersten Darstellung, Nr. 2, streichelt er mit der Linken das Roß. Die Krippe ist keineswegs wie in Ställen üblich, nämlich festgebaut, gestaltet. Sie steht frei vor dem Pferd und scheint somit tragbar zu sein. Ihre Gestalt ist x-förmig, wobei der obere Teil vermutlich durch Bretter zu einem Behälter wird. Und das alles könnte schließlich darauf hinweisen, daß wir es wirklich mit keiner „Stallszene“ zu tun haben. Die Kleidung beider Knechte ist übrigens durchaus ähnlich. Sie tragen einen Zylinder, dessen vordere Krempe ähnlich der von Nr. 44 an der Vorderseite etwas deutlicher herabgezogen scheint. Der Oberkörper ist von einem weiten Kittel, der auch lange Ärmel besitzt, die Oberschenkel bedeckt und fast bis zu den Knien reicht, umhüllt. Von einem Gürtel dürfte er aber in keinem der beiden Fälle zusammengehalten werden. Darunter scheint die Figur eine lange Hose zu tragen. Sie ist gleich unterhalb der Knie abgebunden. Aber bis dorthin reichende Stulpenstiefel glauben wir aus dem Photo nicht ablesen zu dürfen. Dieser zweiten Ausformung, Nr. 10, sehr ähnlich ist im Typ übrigens das Pferd Nr. 33, welches

²¹⁾ Vgl. die Ähnlichkeit mit der Gestaltung ebd., Tafel 41, linke Kolonne, Mitte.

²²⁾ Vgl. die Ähnlichkeit mit der Gestaltung ebd., Tafel 41, mittlere Kolonne, Mitte und linke Kolonne, unten und linke Kolonne, oben.

nur als Beschlag am Pferdezeug gedient haben mag. Auch hier haben wir ähnlich der dortigen Ausformung hinter dem Rücken des Pferdes ein nur hier zur Befestigung durchlöchertertes Bäumchen, wobei am Boden im Vordergrund noch ganz deutlich Gräser ausgenommen werden können. Und im übrigen ist es auch ähnlich jenem mit einer ornamental verzierten Beschrirung versehen.

Die dritte große Gruppe an Mittelstücken, welche wir als rein ornamentale Gruppe bezeichnet haben, umfaßt die Nr. 8, 15, 16 und 23. Sie alle sind spiegelbildlich gestaltet. Von ihnen ist nur die Nr. 15 wirklich vielfältig durchbrochen, während wir das von Nr. 8 nur in beschränktem Maße behaupten können. In ihrem Grundriß wurde die Gesamtgestaltung dieses Objektes etwa trapezförmig angelegt. Seine Unterseite ist an beiden Seiten noppenartig besetzt. Die sehr schöne, aber schwierig zu beschreibende Ornamentik muß in der Abbildung eingesehen werden. Die Ausformung von Nr. 8 ist nur mehr am äußeren linken und rechten Rand innerhalb der schärferen und gleichmäßigen Rundung mit Ausnahme von zwei gegenständigen, jeweils nach oben, bzw. nach unten gerichteten Ausrollungen durchbrochen. Darüberhin wurden von der Mitte des oberen Plattenrandes ausgehend spitz endende „Sonnenstrahlen“ fächerförmig flach über den oberen Teil des Griffes gelegt. Mitten am Griff kann man zwischen zwei kleinen Vierpunktornamenten und einer geschwungenen Linie in einem „eingravierten“ Rechteck den Namen „St. Marx“ lesen. Die Punktornamente sind so angeordnet, daß drei Punkte senkrecht übereinander und der vierte etwas außerhalb des mittleren gelagert ist. Dazwischen zieht sich, wie schon erwähnt, etwas innerhalb des äußeren Punktes vom obersten zum untersten eine Linie leicht jeweils nach auswärts gebaucht. Die dritte Ausformung, Nr. 16, ist wie die folgende nur mehr durch die in den Griff einbezogene Aufhängeöse, von der schon oben gesprochen wurde, durchbrochen. Die Ausgestaltung ähnelt formal im gewissen Sinn der von Nr. 15, nur wurde sie in ihrer Gesamtheit mehr geschwungen, wobei nun aber die Ränder mit feineren Blatt- und Rankenlinienornamenten, deren Ausführung ebenfalls am Photo eingesehen werden muß, geziert sind. Am Griff selbst sind im oberen Teil die Buchstaben „M · Ö“ und darunterhin ist ebenso fein die Jahreszahl „1 · 8 · 00“ eingelassen. Alle diese Symbole wurden in Blockbuchstaben doppelt liniert ausgearbeitet. Der vierte und letzte Kammgriff, Nr. 23²³⁾, ist in seinem gesamten oberen Teil mäßig flach abgerundet, während darunterhin das schmale Mittelstück

²³⁾ Vgl. ebd. S. 230, Tafel 41, rechte Kolonne, Mitte.

zwischen zwei dünnen, schmäleren Furchen liegend, ähnlich der Nr. 35, an den Seiten jeweils leicht bis schärfer kantig eingerundet ist.

Nach der Besprechung des Mittelstückes, das, wie wir gesehen haben, künstlerischer Auszier vielfältig Raum gegeben hat, und dessen Funktion die eines Griffes gewesen ist, wollen wir uns nun dem Kummetskamm im besonderen zuwenden. Er schließt immer an den Griff, dessen Untersatz er bildet, unmittelbar, mit Ausnahme von Nr. 40, nach einer tieferen und schärferen Rille, an. Von den 44 Kämmen sind fünf an ihrer Unterseite durch eine gegenüber der Zahnstärke des unteren Teiles kaum verdickte Querleiste verbunden, so daß sie eigentlich nicht mehr als Kamm anzusprechen sind. Bei zwei Objekten, Nr. 2 und 10, die in dieser Gesamtzahl der Kämmen nicht berücksichtigt wurden, ist darüberhinaus jene Fläche, die sonst als Kamm gestaltet ist, durch eine Namens- und Wohnortstafel beansprucht. Die Breite des Kammes deckt sich jeweils ungefähr mit der Breitenerstreckung des Griffes. Seine Umrahmung ist verschiedenartig ausgearbeitet. Die einfacheren Formen sind an der Oberseite etwa gerade gestaltet und etwas breiter und laufen an der Seite nach einer mehr oder weniger scharfen Krümmung, welche bei Nr. 2, 4, 7, 9, 10, 13, 17, 19, 21, 23, 26, 35, 36, 38, 39, 42 und 44 sehr kantig gestaltet worden ist, leicht gekrümmt ein kürzeres Stück, im unteren Teil gerader ausgezogen, wenig schmaler werdend geringfügig einwärts, wobei aber die innere Kante dieser Umrahmung etwa gerade geformt bleibt. Gegenüber dem oberen Kammteil sind beide Seiten nur in Nr. 38 etwas schmäler. Und nur im oberen Kammteil wurden Nr. 35 und 39 leicht an beiden Seiten eingebaucht. Darüberhinaus ist nur beim ersteren von diesen zwei Stücken dieser Teil flach eingegründet. Nur bei Nr. 5 und 12 konnte der Oberteil etwas breiter als der nach unten anschließende Rand, weil er wenig mehr nach einwärts gesetzt wurde, ausgearbeitet werden. Hier entstand dadurch an der Außenkante eine stärkere und am Rand schärfer abgerundete, kurze Bauchung. Eine Ausnahme von dieser leichten Verdickung der Umrandung sind hier lediglich Nr. 17, 4 und 8, bei denen die beiden äußeren Zähne jeweils nicht dicker als die inneren zu sein scheinen. Oben führen keine geraden Abschlüsse ein paar Objekte, so die Nummern 28, 29, 5, 6, 30, 31, 34 und 43. Hiebei ist diese obere Leiste jeweils nach oben hin etwas ausrundend verbreitert. Neben jenen sind spieglgleiche, kurze und leichte Erhöhungen, in Nr. 12 nach oben hin kurz ausbuchtend geformt. In ihrem Oberteil wurde sie in ihrer ganzen Breite

von oben nach unten leicht in Nr. 4 und 39 ausgerundet. An Verzierungen sehen wir bei Nr. 17 an der Oberseite jedes Zahnes eine einfache Punktverzierung, über der ein etwas stärker abgerundeter Wulst wie bei Nr. 2, 19, 36 und 44 herausgearbeitet scheint, und bei Nr. 11 eine ungefähr senkrecht gestaltete, allerdings von oben leicht strahlenförmig nach unten sich verbreiternde und auf einem leicht erhöhten, seicht abgerundeten Wulst aufgelegte Strichverzierung. Die Nr. 21 trägt ebendort aber auf dem nur kaum erhöhten Oberteil ein engmaschiges Zackenmuster, während die Nr. 30 mit einem eng rollenden Drehmuster ausgestattet wurde. Das folgende Objekt, Nr. 31, weist einfach jeweils nach außen gerichtete, doppelte Strichmusterverzierungen neben den Eingravierungen an den Löwen und auf den Kronen auf. In Nr. 32 sehen wir erstmals ein von außen nach innen gelegtes und in der Abbildung näher einzusehendes Blumenmuster, während Nr. 34 mit unregelmäßigen Schlangenlinien und kurzen Strichen, wie wiederum die Abbildung besser zeigt, geziert ist. Eine ähnliche Musterung wie bei Nr. 32 treffen wir in Nr. 35 an. Nun aber tritt uns zwischen durchaus ähnlich Nr. 32 gestalteten Blumenornamenten auch ein, wie eben wieder die Abbildung besser zeigt, aus größeren und kleineren verschiedenartig punktierten Elementen bestehendes „Kreuz“ zwischen zwei tiefer ausgerundeten, schmalen Rundfurchen entgegen. Das letzte Objekt, Nr. 25, besitzt nicht einmal einen Griff und ist als einziges von allen im Oberteil des Kammes spiegelgleich, dick, ungefähr s-förmig, wie in der zweiten Abbildung genauer zu erkennen ist, durchbrochen²⁴⁾. Verzierungen, welche nicht nur die Oberseite, sondern auch die Seite des Kammes umfassen, gibt es in Nr. 6, 14, 16, 24 und 43²⁵⁾. Die ersten beiden bieten Rankenornamente, welche in der vorhandnen Abbildung leider nicht deutlich genug ausgenommen werden können. Immerhin wurden aber auch die anderen Gestaltungen an diesen Objekten, so bei ersterem die Krone und die Löwen, und beim zweiten die Doppeladler „graviert“. Bei Nr. 16 wird ganz am äußersten Rand ein ganz schmales, doppeltes Zackenmuster zwischen zwei feinen Linien herumgeführt. In ähnlicher Art, nur noch viel reicher mit Blumen geziert, ist die Nr. 24. Hier werden ähnlich der vorigen Auszier zwischen zwei feinen Strichornamenten, welche aber jeweils an den Rändern des Kammrahmens angesetzt sind, nun breite Blumenornamente hineingelegt. Zwischen diesen Strich-elementen finden sich in der Mitte des oberen Kambalkens die

²⁴⁾ Vgl. ebd., Tafel 41, rechte Kolonne, Mitte.

²⁵⁾ Vgl. ebd., Tafel 41, rechte Kolonne, unten.

Initialen „I C W“ eingegraben. Beim letzten Objekt, Nr. 43, von dem die Vorder- und Rückseite gleichartig ausgearbeitet sind, wurden Bogen- und an den Seitenteilen Schlangenmuster herumgezogen, während im oberen Teil zwischen den einzelnen Bögen gerade aufgestellte, etwa elliptisch geformte Blätter hineingesetzt sind. Im übrigen besteht dann der Kamm selbst noch aus einer Reihe von zehn bis neunzehn vierkantigen, mehr oder weniger schmalen, an ihrer Unterseite gerade abgeschnittenen Zähnen. Sie laufen nach unten hin, sich jeweils in geringem Maße verdünnend, zusammen. Anstelle der Zähne ist nur bei Nr. 10 und 18 die Platte voll ausgegossen. Beim ersten Exemplar ist sie verkehrt trapezförmig angebracht, nur an ihren unteren beiden Kanten leichter abgerundet, und mit Ausnahme der Blockschrift „Franz Raab No 88 Schnobolin“, im Rechteck, dessen Kanten etwa gerade, schräg, wenig abgeschnitten wurden, kaum ausgegründet. Demgegenüber ist die rechteckige Platte von Nr. 18 an ihren vier Ecken geringfügig und gerade abgeschnitten. Knapp an ihrem Rand führen zwei parallele Linien herum. Darin wurde nur sehr schwer entzifferbar „Ferd. Stratil Nr. 19 (Nimlau(s?))“ in Schreibschrift eingegraben. Die Stellungen beider Schriften sind im übrigen einander ganz ähnlich. Unter dem Namen des vermutlichen Besitzers ist die Hausnummer und darunter der Ortsname festgehalten. Wir können annehmen, daß wir bei Nr. 8 unter „St. Marx“ wohl den heutigen dritten Wiener Gemeindebezirk verstehen dürfen. „Schnobolin“ ließ sich im GB. Olmütz in Mähren finden. Die letzte Ortsangabe „Nimlau(s?)“ konnte bis heute leider nicht näher identifiziert werden. Auch die Namensangaben boten zur Klärung unserer Herkunftsfragen vorerst keine näheren Anhaltspunkte. Man darf annehmen, daß solche mit Eigennamen und Ortsnamen versehenen „Pferdekämme“ auf die Wohnorte der ehemaligen Besitzer hinwiesen und offenbar auftragsgemäß angefertigt worden sind.

Nach dem Versuch einer soweit wie möglich noch sinnvollen typologischen Zusammenstellung verschiedener Ausformungen stellt sich uns nun im folgenden noch die Frage nach ihrer sicheren historischen Zuordnung, welche sehr problematisch und mit wirklich nicht geringen Schwierigkeiten verbunden ist. Wie wir schon oben festlegten, können wir mit gutem Recht ja immerhin annehmen, es ausschließlich mit niederösterreichischem Material zu tun zu haben. Und so müßte es eben auf Grund einer gewissen Engräumigkeit doch möglich sein, durch die uns vorderhand schon bekannten Typen, obwohl wir über sie sicherlich noch keinen Gesamtüberblick besitzen, eine gewisse historische Schich-

tung feststellen zu können. Nichtsdestoweniger hoffen wir, hiemit trotz aller Schwierigkeiten wenigstens für späterhin einige Richtlinien darzubieten²⁶⁾.

Zu unserer ältesten Gruppe, die wir noch in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts ansetzen wollen, werden wohl noch Nr. 15 und 43 gehören. Eine zweite Gruppe können wir in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts entstanden erachten. Dazu möchten wir vielleicht Nr. 25, 34 und 40, und knapp vor 1800 Nr. 24, rechnen. Dem Jahre 1800 entstammt unser einziges datiertes Stück, Nr. 16. Den älteren Typen der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts glauben wir Nr. 8, 32, 35, 37, 38, 41, 42, 47 und 48, den jüngeren vielleicht die Nummern 3, 4, 5, 6, 11, 12, 13, 14, 20, 21, 22, 23, 28, 29, 30, 31, 33 und 39 anrechnen zu dürfen. Aus der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts scheinen Nr. 1, 2, 7, 9, 10, 17, 18, 19, 26, 27, 36, 44, 45 und 46 zu stammen.

Wir haben also, wie wir sehen, ältere Stücke aus dem 18. Jahrhundert nur in ganz geringer Anzahl vor uns. Der hierher gehörigen Nr. 43 gleicht nur ungefähr ein steirisches Objekt, welches V. v. Geramb, der es sogar noch älter, barock oder renaissancezeitlich hält, abbildet²⁷⁾. Immerhin ist auch ihm kein Kummetskamm untergekommen, der sich mit Sicherheit vor 1600 n. Chr. datieren ließe²⁸⁾. Daß es aber zweifellos auch vorher solche gegeben hat, liegt recht nahe, da sich ja doch nach den von Geramb angeführten Beispielen etwa seit der letzten Hälfte des ersten Jahrtausends vor Chr. vielleicht doch eine gewisse Kontinuität der Formen in Ost-, Mittel- und Nordeuropa nachweisen läßt. Er hält die älteren auf uns gekommenen Stücke an einem an der Öse befestigten Riemen am Kummeth frei herabhängend angebracht²⁹⁾. Das trifft, obwohl dieses nicht mehr erhalten ist, nach unserem eben vorgeführten Material nur bei Nr. 43 wirklich zu, da auf das freie Hängen hier die starke Abnützung des Oberteiles der Öse, welche wahrscheinlich wohl an einer Kette hing, hinzuweisen scheint. Und daß diese Tatsache wirklich mit unserem ältesten Objekt übereinstimmt, ist sicherlich nicht nur Zufall. Wir glauben das darüberhinaus hier deshalb ziemlich aussagekräftig halten zu dürfen, weil dieses

²⁶⁾ Für die Mithilfe an der Datierung ist der Verfasser Herrn Peter Weninger, Akademischer Restaurator der Niederösterreichischen Landesregierung im Niederösterreichischen Landesmuseum in Wien, zu Dank verpflichtet.

²⁷⁾ V. v. Geramb, Über den Kummetskamm a. a. O., S. 229, Tafel 41, mittlere Kolonne, unten.

²⁸⁾ Ebd., S. 229.

²⁹⁾ Ebd., S. 228.

Objekt als einziges von allen beidseitig reliefartig geformt ist, so daß es auch, wenn es sich verkehrte, eine „Schauseite“ zeigen konnte. Schon damals scheint, was nicht zu verwundern ist, gar keines mehr von allen vorliegenden Objekten wirklich als Gebrauchskamm gedient zu haben. Allerdings läßt sich das so genau wirklich nicht mehr feststellen. Ob sie zu diesem Zeitpunkt noch abnehmbar waren, wäre sehr interessant zu wissen. Dadurch könnte man dann immerhin auf eine ganz bestimmte Funktion schließen. Daß aber mit ihnen um die Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert sicherlich überhaupt nicht mehr gekämmt worden ist, zeigen die an den Kammspitzen mit einer Querleiste verbundenen Objekte von Nr. 12, 23 und 33. Wir können die Funktion dann vielleicht nur mehr, wovon später noch im einzelnen die Rede sein wird, anderswo feststellen. Im übrigen besitzen wir aber tatsächlich noch ein anderes Objekt, Nr. 38, bei dem die Hängeöse von einem dünnen Riemen, welcher oben abgeschnitten ist, gehalten wird³⁰⁾. Es stammt unserer Meinung nach aus dem frühen 19. Jahrhundert. Nur bedingt glauben wir vielleicht hier, wenn wir nicht an eine Gestaltung ähnlich der Tafel 42, Nr. 2 bei Geramb denken müssen, annehmen zu können, daß auch dieses Stück frei vom Kummel herabhing. Bei diesem Exemplar ist die Rückseite von der Gußform nun aber ausgegründet! Alle übrigen Kummelkämme schienen nie herabzuhängen, sondern außerdem oder ohne Riemchen in einem Querband aus Messingblech, das auf einer Messingplatte angenietet war, während die jüngsten so fest am Kummel angebracht sind, daß sie nicht mehr abgenommen werden können, befestigt zu sein³¹⁾. Und somit läßt sich möglicherweise sozusagen auch von einer Entwicklung sprechen, wobei sie vermutlich vom abhängbaren, und wahrscheinlich vor unseren ältesten Objekten noch gebrauchsfähigen Kamm zum nur bloß zierenden „Sinnbild“ fortschreitet. Aber wie wir schon oben feststellen konnten, zeigt sich auch nicht nur in der so hypothetisch angenommenen Funktion, sondern auch in der Durchbrucharbeit am Griffteil eine Entwicklung³²⁾. Bei der ältesten Gruppe finden wir drei Kämme dekorativ (Nr. 15, 24, 25), der im Jahr 1800 entstandene Pfendekamm (Nr. 16) gehört hier dazu, zwei mit dem Löwen-

³⁰⁾ Vgl. ebd. wie Anm. 29.

³¹⁾ Ebd. wie Anm. 29.

³²⁾ Vgl. die Datierung der Typen bei V. v. Geramb, Über den Kummelkamm a. a. O., S. 228, 231; Leopold Schmidt, Volkskunde. Ausstellung Romanische Kunst in Österreich, 21. Mai bis 25. Oktober 1964, Minoritenkirche Krems-Stein, N.-Ö., Krems a. d. Donau — Krems 1964, S. 210.

(Nr. 40, 43) und einen mit dem Pferdemotiv (Nr. 34). Alle übrigen Objekte sind jünger und schon dem 19. Jahrhundert zuzurechnen. Zum ersten Teil der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts gehören je zwei Löwen- (Nr. 41, 42) und Adlermotive (Nr. 37, 38), je ein Pferde- (Nr. 35), ein Rehmotiv (Nr. 32) und ein dekoratives Element (Nr. 8), und dazu noch ein Beschlagpferd (Nr. 48) und eine Schnalle (Nr. 47). Der zweiten Hälfte des ersten Abschnitts dieses Jahrhunderts gehören an: acht Löwen- (Nr. 5, 6, 13, 20, 21, 30, 31, 39), vier anthropomorph-theriomorphe Motive mit Pferden (Nr. 3, 11, 22, 28), drei Pferde- (Nr. 4, 12, 29) und zwei Adlermotive (Nr. 14, 33)^{32a} und ein rein dekoratives Motiv (Nr. 23). Der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts sind zwölf anthropomorph-theriomorphe Motive mit Pferden (Nr. 1, 2, 9, 10, 17, 18, 19, 26, 27, 44, 45, 46), von denen aber jetzt allein nur mehr Nr. 19, aber nicht Nr. 44 ganz spiegelgleich ist, und zwei Pferdomotive (Nr. 7, 36), von denen aber nur mehr Nr. 36 spiegelgleich ist, zuzurechnen. Alle diese Zahlenverhältnisse sprechen schon für sich! Vielleicht fällt aber bei dieser Gelegenheit auf, daß bei den ältesten aus dem 18. Jahrhundert stammenden Objekten jene mit rein dekorativem Charakter in der Überzahl sind und dazu an Tiermotiven nur noch Löwen und ein Pferd ausgearbeitet wurden. Aber schon im ersten Teil der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts steht das dekorative Element an letzter Stelle, während nun Löwen- und Adlermotive neben einem Pferde- und einem Rehmotiv in den Vordergrund treten. In diesen Zeitabschnitt gehören auch die beiden nicht zu den Kummekämmen gehörigen Gegenstände, das Beschlagpferd und die Schnalle, die ebenfalls dem Pferdemotiv zuzurechnen wären. In der zweiten Hälfte des ersten Abschnitts des 19. Jahrhunderts sehen wir die Löwenmotive an erster Stelle weit im Vordergrund, während nun das erste Mal anthropomorph-theriomorphe Motive aufscheinen. Daneben sind aber noch Pferde und Adler und an allerletzter Stelle noch das letzte dekorative Motiv festzustellen. Und erst in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts finden wir die anthropomorph-theriomorphen Motive weit im Vordergrund. Hier wird aber nun in den meisten Fällen die Spiegelgleichheit restlos aufgegeben. Und das trifft auch bei der halben Anzahl der rein theriomorphen Pferdomotive zu. Ein rein dekoratives Element finden wir jetzt keines mehr. Man kann durch diese Zusammenstellung und aus diesen Ergebnissen jeweils herauslesen, welche ausformungstechnischen und rein dekorativen Einzelheiten und

^{32a}) Leopold Schmidt, Adler-Motive in der Volkskunst. (Österreichische Hochschulzeitung, 17. Jg., Nr. 8, Wien, 15. April 1965, S. 8.)

welche Motive im besonderen zu einer bestimmten Zeit in Niederösterreich vorherrschend gewesen sind.

Das alles zeigt vor allem die zweifellos bedeutende gestaltende Kraft einzelner Gießereien, wo die Kummetkämme angefertigt wurden, und wie sie selbst und die Käufer dem jeweiligen Zeitgeschmack unterworfen waren. Leider sind wir auch hier, wie so oft, über die Hersteller solcher Ware nicht näher unterrichtet. Die Zahl dieser Werkstätten, von denen sie dann die Sattler im einzelnen bezogen, wird wohl nicht sehr groß gewesen sein. So berichtet uns V. v. Geramb aus den Jahren vor dem Zweiten Weltkrieg, daß zumindest in Wien die Gießwerkstatt Karl Grasl Kummetkämme fabriziert habe. Aber es ist wohl anzunehmen, daß diese hier nicht die einzige gewesen sein wird. Heute konnte darüber aber leider gar nichts näheres mehr in Erfahrung gebracht werden. Die Model alter Werkstätten sind aber sicherlich noch erhalten, da neu gegossene, ganz weißmetallene Exemplare immer wieder in den Antiquitätenhandel kommen³³⁾.

Im nachhinein wäre es nur wie gesagt noch sehr interessant, festzustellen, ob es nicht doch in bestimmten Klein- oder an bestimmten Straßenlandschaften für bestimmte Typen — vielleicht auch funktionell — eine spezielle Vorliebe gegeben hat. Das hieße, weiter als wir es hiemit taten, fragen. Unser bisheriges Ziel war es, innerhalb der verschiedenen Typen zu einer sichereren Chronologie der einzelnen typologischen Elemente und somit zu jener der speziellen Erzeugnisse selbst zu kommen, und historisch, der Versuch, die schwierige Frage zu klären, welche Objekte innerhalb von bestimmten Typenreihen aus der vorgeführten Vielzahl wirklich in den verschiedenen Landschaften vor-, neben- und nacheinander in Gebrauch gestanden sind. Denn erst nach diesen Feststellungen hat es dann wirklich einen Sinn, nach weiteren Ergebnissen zu suchen.

Nach der notwendigerweise ganz sachlichen Besprechung aller uns vorliegenden Objekte, der Probleme ihrer Typen nach ihrer landschaftlichen und historischen Dimension und ihrer zukünftigen Erforschung, soll nun noch kurz auf die nicht geringen Schwierigkeiten, welche mit ihrer Funktion, der ja unsere Hauptfrage gelten sollte, wie oben angedeutet, zusammenhängen, näher eingegangen werden. Wie schon früher darauf hingewiesen, hat sich V. v. Geramb mit diesen Dingen soweit wie möglich schon ausführlich zusammenfassend beschäftigt. Und merkwürdigerweise ergibt sich gerade für unseren Raum vorerst recht

³³⁾ Vgl. Geramb, S. 227.

wenig. Der Kummetskamm der letzten Zeit ist, wie wir auch nach unserem jüngsten Material schon durch die Art der Befestigung und der Ausformung sahen, auf jeden Fall kein reiner „Gebrauchsgegenstand“ mehr³³⁾. Immerhin könnte er aber eine solche Funktion — trotz gewisser Bedenken formaler Art — solange er noch am Kummets nur angehängt oder eingesteckt war, früher vielleicht z. T. wirklich auch gehabt haben. Neben ihm gab und gibt es trotzdem überall noch die eigentlichen, meist verzierten hölzernen oder beinernen, und in neuerer Zeit aus Aluminium hergestellten Roßkämme, so daß das allerdings durchaus ja gar nicht unbedingt der Fall gewesen sein muß. Und diese sind als echte Gebrauchskämme an sich zweifellos alt. Manche haben sich noch erhalten³⁵⁾. Solange wir jedoch über das Alter unserer Kummetskämme aus Messing und über die echten Gebrauchskämme nun bedauerlicherweise aber nicht mehr wissen, bleibt somit immer die Möglichkeit zu erwägen, ob nicht die gebrauchsfähigen Roßkämme aus Holz oder Horn wie die Messingkämme bei Fahrten am Kummets vielleicht doch immer auch angehängt wurden. Denn wenn unsere messingenen Kummetskämme und die echten Gebrauchskämme immer nebeneinander — ob nun am Kummets befestigt oder nicht ist gleichgültig — erschienen, so kann man dann mit einer gewissen Sicherheit annehmen, daß die ersteren auch späterhin neben der eventuell gelegentlichen Funktion des zweckhaften Kämmens, das ja immer die Hauptaufgabe der Gebrauchskämme gewesen ist, wohl sicherlich eine wichtige, eigene Funktion besitzen mußten³⁶⁾. Und somit haben sie jeweils gewiß nicht bloß als Werkzeug, sondern schon aus der Bedeutung des Kammes überhaupt³⁷⁾, wie alle anderen Einzelstücke am Kummets, so die mit Messingköpfchen und -plättchen geschmückten „Windream“, das sind vier bis fünf schmale, herabhängende Riemen zur Fliegenabwehr, die Messingherzen, das Dachsfell, der Dachsbart, die kleinen messingenen Hörner, der herabhängende, rote Wolltuchstreifen, die auch am Brustgeschirr glänzenden, flachgewölbten Messingscheiben und der „Zaumfleck“ mit dem Messingschmuck (Pferdeszene, Sterne, Auge) als segensbringender Behang des schweren Roßkummets wie die eben aufgezählten Objekte und als Träger von Schutz- und Abwehrkräften im Dienste des Abwehrzaubers gegen Unheil, gegen Hexen, boshafte Stallkobolde, „Schrattl“, und gegen den

³⁴⁾ Ebd., S. 230.

³⁵⁾ Vgl. ebd., S. 232.

³⁶⁾ Vgl. ebd. wie Anm. 35.

³⁷⁾ Ebd. wie Anm. 35.

„bösen Blick“, gedient³⁸⁾. Daher hätten wir eine zweifache Bedeutung, wobei sie möglicherweise anstelle eines Gebrauchskammes gewiß nicht bloß als Werkzeug, sondern wahrscheinlich in erster Linie als Träger von Schutz- und Abwehrkräften in Erscheinung traten. Gerambs Erklärung, welche durch einen Fuhrmann in Erfahrung gebracht worden war, nämlich, daß der „Kummetkampl“ noch um 1860 in der Weststeiermark benützt wurde, um die verfilzten Pferdehaare von Mähne und Schweif, die „Schrattelknöpf auszukampeln“³⁹⁾, kann durch eine gleichlautende oststeirische Nachricht aus etwa derselben Zeit ergänzt werden⁴⁰⁾. Eine ganz andere Beziehung zu diesem Gerät ergibt sich aus einer Mitteilung aus Oberösterreich⁴¹⁾. Dort trachten die bäuerlichen Roßknechte, im Fall sie ein neu angeschafftes Roß einzugewöhnen haben, danach, ein Pferdekummet mit Kamm oder wenigstens einen Kamm allein von einem Lastfuhrwerker, also einem Bierführer oder Frächter („Bot“) zur kurzfristigen Beschirrung ihrer Bauernpferde zu entleihen, damit jene nicht Heimweh nach der früheren Futterkrippe im Stall haben. Sie befinden sich also nach Geramb und den beiden anderen Mitteilungen nicht auf allen, sondern nur auf den schweren Fuhrwerkummeten von Hengsten, wie sie besonders die Bierführer und die anderen Frächter um den Hals der Pferde zu legen pflegten. Nur aus der nordöstlichen Steiermark, aus dem Mürztal wurde uns bekannt, daß auch schwere Bauernpferde bis vor kurzem noch Kummetkämme trugen. Ihre Gestaltungen sind somit, wie wir gesehen haben, hauptsächlich süddeutsch-österreichisch, also donau- und alpenländisch und erst im weiteren Sinn auch im übrigen deutschen Sprachraum bekannt⁴²⁾. Ihre auf diese Landschaften heute beschränkte Verbreitung, von der wir nur jene in Niederösterreich klarer herauszuarbeiten trachteten, könnte aber durchaus auch auf eine östliche, donauaufwärts führende

38) Ebd., S. 228 f., 234 ff., Tafel 42, links; Ders., 3. Volkskundliches aus der Steiermark. In: Oesterreich, sein Land und Volk und seine Kultur, hgg. v. Michael Haberlandt, Wien und Weimar 1927, S. 277; O. A. Erich — R. Beitzl, Wörterbuch a. a. O., S. 453, 881; Bayerland. 67. Jg., M. 4, München, April 1965, S. 113, Abb.; Robert Weissenhofer, Das Jahr (Die österreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild. Wien und Niederösterreich, 2 Abb. Niederösterreich, Wien 1888, S. 195.)

39) V. v. Geramb, Über den Kummetkamm a. a. O., S. 232 f.

40) Frdl. Mitteilung von Frau Dr. Maria Kundgraber, Wien.

41) Frdl. Mitteilung von Frau Elfriede Lies, Wien.

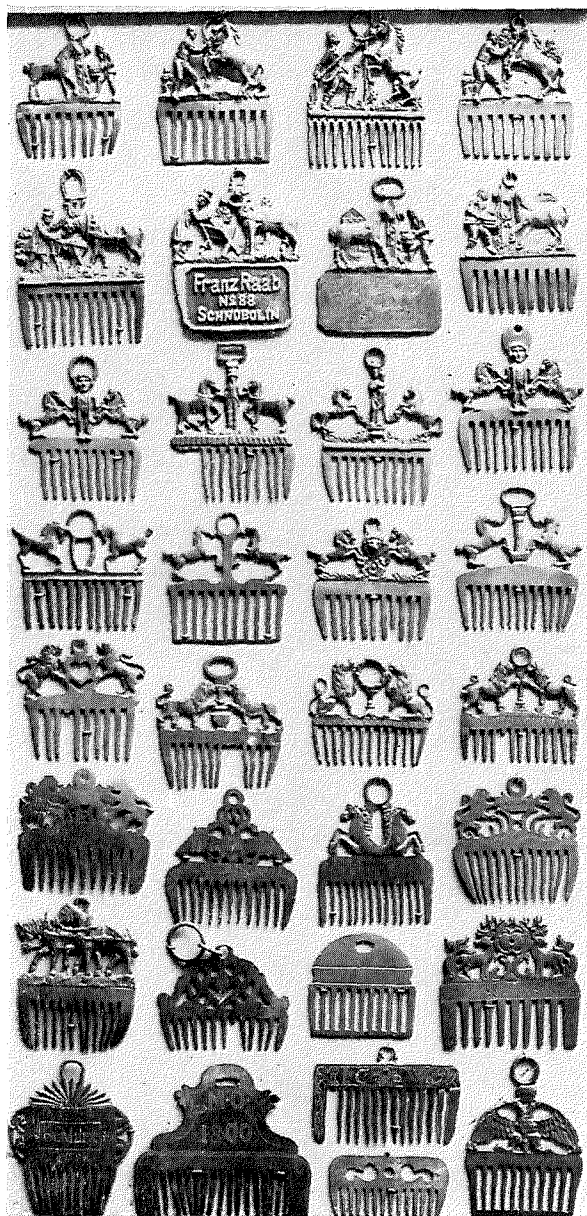
42) O. A. Erich — R. Beitzl, Wörterbuch a. a. O., S. 606; Viktor von Geramb, Über den Kummetkamm a. a. O., S. 231 f.

Herkunft und von hier ausstrahlende Verbreitung hinweisen ⁴³⁾. Der allgemein indogermanische Glaube an die „dämonische“ Verflechtung durch krankhafte, häufig mit Verlausung verbundene Verfilzung der Haare dürfte sich in denselben Gebieten unter dem Einfluß der im Osten besonders häufigen und häßlichen Krankheit verdichtet und zur Gestaltung des Kummetkammes geführt haben, wobei möglicherweise die Parallele zum „Schrattelspiegel“ und zu den Roßgeschirrscheiben mitgewirkt hat, daß der nun eine apotropäische Bedeutung besitzende Kummetkamm wahrscheinlich an die Stelle früherer Formen des magischen Kämmens getreten ist ⁴⁴⁾.

⁴³⁾ V. v. Geramb, Über den Kummetkamm a. a. O., S. 228 f., 231.

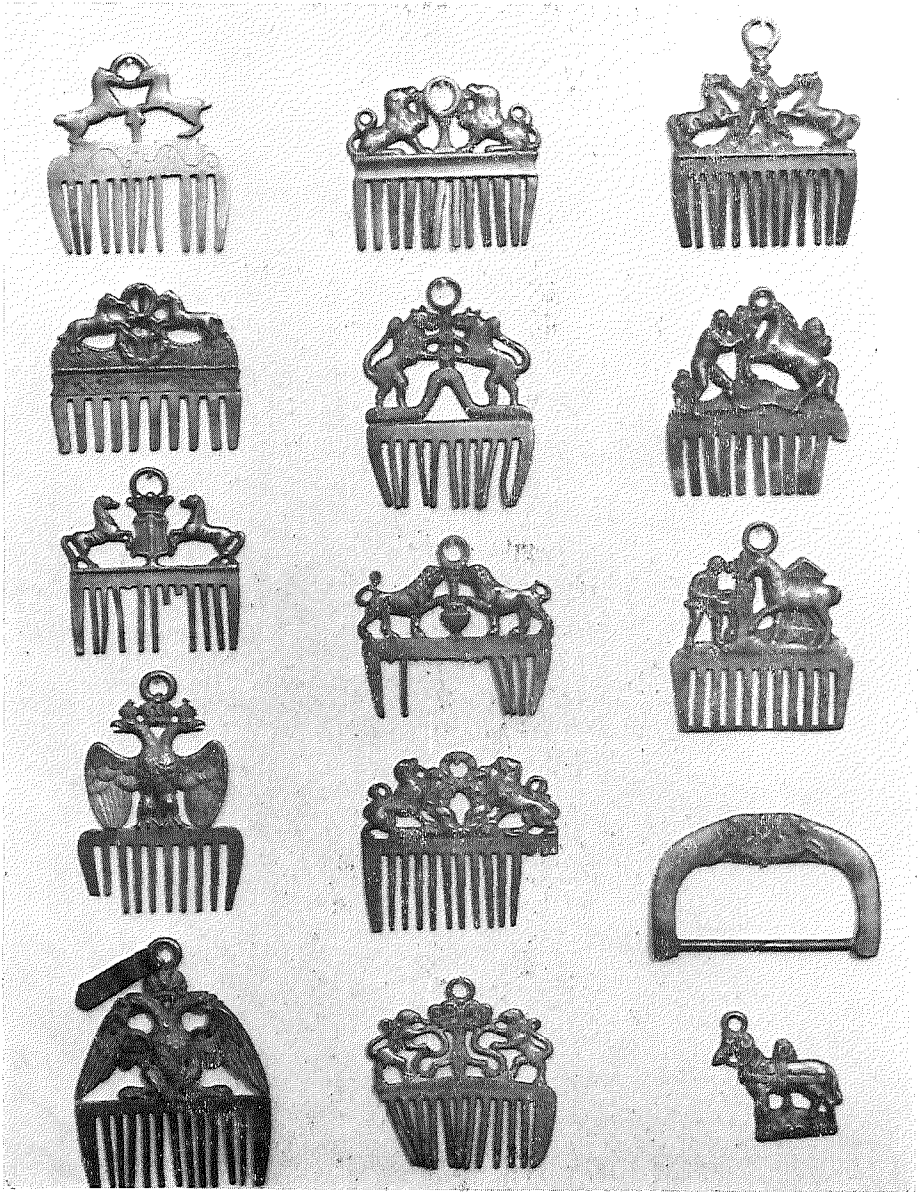
⁴⁴⁾ V. v. Geramb, 3. Volkskundliches aus der Steiermark a. a. O., S. 277; Ders., Über den Kummetkamm a. a. O., S. 230 ff., bes. S. 233 f.; Vgl. dazu noch eine ganz andere, traditionelle Funktion des Pferdegeschirrs in England. Dort wurde kürzlich in Egremont der neue Weltmeister im Gesichterschneiden, Peter Thomas, mit ihm gekrönt (Siehe Kurier, Wien, 23. September 1964, S. 1, Abb.).

Zu Steininger, Kummetskämme



1. Kummetskämme

Zu Steininger, Kummetkämme



2. Kummetkämme und Beschlagzeug

Maskenwesen, Maskenbrauch, Maskenspiel

Neuere Maskenliteratur seit 1960

Von Leopold Schmidt

Der Aufschwung der Masken- und Volksschauspielforschung in den letzten Jahrzehnten, zunächst vor allem in Österreich und Süddeutschland bemerkbar, hat sich in erstaunlichem Ausmaß ausgewirkt¹⁾. Sowohl innerhalb des deutschen Sprachgebietes, wie auch außerhalb, und zum Teil im Zusammenhang mit der bei uns und von uns vorwärtsgetriebenen Forschung, zum Teil unabhängig davon, ist bemerkenswert viel zu dem Thema gearbeitet worden. Die Museen haben sich wieder dafür interessiert, manche davon auch Ausstellungen veranstaltet. Institute haben ihr Einzugsgebiet auf diese Erscheinungen hin zu untersuchen begonnen und aus ihren alten und neuen Materialien Ausstellungen veranstaltet, Untersuchungen akademischer Art in die Wege geleitet. Seminararbeiten und Dissertationen sind in größerer Zahl als vordem über diese Erscheinungen geschrieben worden, und manche von ihnen haben sicherlich die bisherigen Ergebnisse und Erkenntnisse nicht nur wiederholt, sondern auch erneuert und erweitert. Zu der räumlichen Ausweitung und örtlichen Einsicht sind gelegentlich auch Untersuchungen bezüglich der geschichtlichen Tiefe der Erscheinungen getreten, mit Kritik an älteren zu weit gehenden Theorien. Die Schlagzeile „Fastnacht von der Vorgeschichte her“²⁾ ist seltener geworden, archivalische Zeugnisse haben, besonders im deutschen Sprachgebiet, an Gewicht gewonnen.

Diese bemerkenswerten Erscheinungen lassen sich anhand der jeweiligen Veröffentlichungen einigermaßen überschauen. Soweit sie mir zu Gesicht gekommen sind, will ich sie hier wenigstens kurz aufzählen. Bei ihrer Fülle und bei dem verhältnismäßig stark vorwaltenden Charakter von Seminar- und Doktor-

1) Letzte Zusammenfassung des Forschungsstandes bei:

Leopold Schmidt, Die österreichische Maskenforschung 1930 bis 1955: in: Masken in Mitteleuropa. Volkskundliche Beiträge zur europäischen Maskenforschung. Hg. Leopold Schmidt. Wien 1955. S. 4 ff.

2) Anton Dörner, Fasnacht von der Vorgeschichte her (Dolomiten, 18. II. 1954, S. 5).

Arbeiten ist eine kritische Beurteilung kaum möglich. Aber man soll doch auf diese Weise die Kenntnisaufnahme bestätigen, sie greift einer jeweils erforderlichen oder tunlichen kritischen Weiterarbeit nicht vor³⁾).

Von einiger Bedeutung waren vermutlich die verschiedenen Maskenausstellungen. Zum Teil sind sie offenbar eher von kunst- oder theaterwissenschaftlicher Seite her durchgeführt worden, nicht selten auch von völkerkundlicher; die volkskundlichen Sammlungen haben meist nur Material beige-steuert, das dann nicht immer richtig zur Geltung gekommen sein mag. An solchen Ausstellungen wäre beispielsweise die „Mostra delle Maschere“ zu nennen, die im Februar 1963 in Venedig durchgeführt wurde. Der reich bebilderte Katalog (Vorwort von Aldo Peroni; 104 Seiten, Comune di Venezia) zeigt alte und moderne, überseeische und heimische Masken nebeneinander. Das uns besonders interessierende Kapitel „Le Maschere Italiane“ bearbeitete Nicola Macini. — Überseeische Masken besitzt das Wiener Museum für Völkerkunde in reichem Maße, und hat auch mehrmals bereits Maskenausstellungen veranstaltet. In diesem Zusammenhang ist das Büchlein von Norbert Mylius, „Antlitz und Geheimnis der überseeischen Maske. Eine Einführung in das Maskenwesen der Übersee“ (Wien 1961, Notring der wissenschaftlichen Verbände Österreichs; 54 Seiten, 30 Abb.) entstanden. — Über das reiche Masken-Material des Museums für Völkerkunde zu Leipzig berichten gelegentlich seine „Mitteilungen“. So hat dort Lothar Dräger über „Die Vielfalt der Masken“ (Mitteilungen aus dem Museum für Völkerkunde zu Leipzig, Nr. 13, 1963, S. 1 ff.) geschrieben, anlässlich einer gleichbetitelten Sonderschau. — Das gleichfalls maskenreiche Museum für Völkerkunde zu Basel hat 1960 eine Ausstellung „Die Maske. Gestalt und Sinn“ veranstaltet. Ihr Katalog (Vorwort von Alfred Bühler; 14 Seiten, 40 Abb.) zeichnet sich besonders durch die vorzüglichen Abbildungen aus. Die schweizerischen Masken sind im gleichen Jahr 1960 in der Ausstellung „Masken der Schweiz und Europas“ zur Geltung gebracht worden. Zum „Führer“ durch diese Ausstellung (= Korrespondenzblatt der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde, Basel 1960; 20 Seiten mit 12 Abb.) hat Ruth Reichstein den Einleitungsartikel „Ursprung und Entwicklung der Maske“ und Robert Wildhaber die sachliche Charakteristik „Form und Verbreitung der Maske“ bei-

³⁾ Ich möchte an dieser Stelle allen Kollegen herzlich danken, welche mir durch die freundliche Zusage ihrer Veröffentlichungen den Überblick über das Gebiet erleichtert haben, und auch für die Zukunft um ihre so wertvolle Unterstützung bitten.

gesteuert. An Wildhabers Artikel schließt die nützliche „Auswahl aus der neueren Literatur zur Maskenforschung“ an. — Fünf Jahre später hat in der Schweiz wieder eine Maskenausstellung stattgefunden, „Masques. Traditions Populaires“ und zwar in Martigny, wo also die Lötschentaler Masken besonders naheliegen. Der Katalog wurde von Georges Peilleux zusammengestellt (Martigny 1965, 60 Seiten, 1 Karte, 45 Abb. auf Tafeln) und enthält eine Reihe (vorwiegend französisch geschriebener) Beiträge von R.-O. Frick, J. Siegen, Ad. Fuchs, Werner Stauffacher, Otto Etter, Hans Koch, Arnold Niederer u. a., jeweils gleichzeitig die Katalognotizen zur Ausstellung. Ein Kärtchen bezeichnet verallgemeinernd die schweizerischen Maskenorte.

Von den Beiträgern zu der Ausstellung in Martigny ist im gleichen Zeitraum besonders Werner Stauffacher in Mühlehorn hervorgetreten, der beispielsweise über „Fastnachtsbräuche und Holzlarven in Tscherlach“ (Gemeinde Walenstadt) (Schweizer Volkskunde, Bd. 52, Basel 1962, S. 33 ff.) schrieb. Ähnlich steht es im südwestdeutschen Bereich, also vor allem in Baden-Württemberg, wo die Beiträger an der Ausstellung „Schwäbisch-alemannische Fasnacht“ (veranstaltet vom Ludwig Uhland-Institut für Volkskunde an der Universität Tübingen. 1961. Katalog 20 Seiten, mit Abb.) jeweils auch weitere Beiträge zur Maskenforschung geliefert haben und vermutlich noch weiter liefern werden. Das von Hermann Bausinger zielbewußt geleitete Tübinger Institut hat auf diesem Gebiet der Maskenforschung besonders viel geleistet. Sehr wichtig waren die von diesem Institut einberufenen Tagungen, zu deren Organisation man einen eigenen „Tübinger Arbeitskreis für Fasnachtsforschung“ geschaffen hat. Daraus hat sich auch der Berichtband „Fasnacht“ (= Volksleben, Bd. 6. Tübingen 1964. 176 Seiten) ergeben, dessen Beiträge zweifellos zum wichtigsten gehören, was in der Berichtszeit auf diesem Gebiet veröffentlicht wurde. Nach dem Einleitungsaufsatz von Hermann Bausinger „Fasnacht und Fasnachtsforschung“ steht der programmatische Beitrag von Hans Moser „Die Geschichte der Fasnacht im Spiegel von Archivforschungen“. Die Möglichkeit, das Faschingsbrauchtum aus verhältnismäßig vielen schriftlich gesicherten Zeugnissen vom Spätmittelalter bis an die Gegenwart heran verfolgen zu können, muß diesen Arbeitskreis besonders beeindruckt haben, man spürt in vielen Arbeiten jüngerer Teilnehmer die Nachwirkung. Nach dem Beitrag von Moser steht einer von Herbert Berner „Fasnacht und Historie“, der auf den verschiedensten Wegen und mit Hilfe der verschiedensten archivalischen Quellen

sein Spezialgebiet, das Faschingsbrauchtum im Hegau, insbesondere um den Kuoni von Stockach, weiter zu erhellen versucht. An diese sehr profunden Erhebungen aus dem Hegau schließt der Beitrag von Reinhard W a i s über „Die Fastnacht auf der Baar“ an, die vor allem eine „Deutung der Weißnarren auf kulturgeschichtlicher Grundlage“ sein soll. Von einer ganz anderen Seite kommt Theodor K u r r u s, der sehr kenntnisreich „Theologische Aspekte der Fastnacht“ darbietet. Er bleibt, seinen Ansichten getreu, auch bei der Schreibung „Fastnacht“. Wer im Westen danach noch die mundartliche Form „Fasnacht“ vertritt, muß sich mit den äußerst gründlichen Ausführungen von Kurrus auseinandersetzen. Wieder von einer anderen Seite kommt Friedrich S c h m i e d e r, der über „Psychologische und psychohygienische Fragen bei der Fasnachtsforschung“ handelt. Dabei wäre wohl die tatsächlich medizinische Seite des Komplexes realistischer heranzuziehen gewesen. Herbert S c h w e d t behandelt sein Thema „Zur Pflege fasnachtlichen Brauchtums in Südwestdeutschland“ mehr essayistisch. Ausdrücke wie „Pflegerische Position“ oder „Fasnachtskonjunktur“ gehören doch eher in das Repertoire von Zeitungsartikeln. Wilhelm K u t t e r, dem auf diesem Gebiet schon wertvolle Arbeiten zu verdanken sind, legt einen „Plan einer kartographischen Darstellung zur schäbisch-alemannischen Fasnacht“ vor, es soll ein ganzer „Fasnachtsatlas“ daraus werden. Dazu passend berichtet Martin S c h a r f e über „Die Fasnachtserhebungen des Tübinger Ludwig-Uhland-Institutes“, woran sich die umfassende, von Herbert S c h w e d t zusammengestellte „Bibliographie zur südwestdeutschen Fasnachtsforschung (mit nicht weniger als 340 Nummern) anschließt.

Diesem inhaltsreichen Band (der sich leider wie seine Vorgänger so schlecht aufschlagen läßt) haben sich nun in letzter Zeit weitere Bände der gleichen Tübinger Reihe angeschlossen. „Dörfliche Fasnacht zwischen Neckar und Bodensee“ (= Volksleben Bd. 12, Tübingen 1966, 390 Seiten, mit Abb.) heißt der neue von dem erwähnten Tübinger Arbeitskreis für Fasnachtsforschung herausgegebene Band, der anders als sein Vorgänger angelegt erscheint. Es handelt sich um Seminararbeiten auf Grund der Erhebungen des Tübinger Institutes, das auf diese Weise aus nicht weniger als 534 Orten seines Einzugsbereiches neues Material gewonnen hat. Ulrich J e g g l e hat die „Sozialen Grundlagen“ des Faschingstreibens daraus erhoben, Bernhard L o e s c h die „Anfangs- und Endbräuche“, Konrad K ö s t l i n und Martin S c h a r f e haben die „Heischebräuche“ bearbeitet, Martin Scharfe allein die „Rügebräuche“, und Hanni Kirch-

ner hat versucht, das Gebiet der „Neuen Masken“ zu erkunden. Ein bedeutender Querschnitt also, den man getrost den älteren Versuchen im gleichen landschaftlichen Bereich von Hermann Eris Busse und von Johannes Künzig an die Seite stellen darf. Die scharfen kritischen und gegenwartskundigen Mittel der Bau-singer-Schule erscheinen hier vorzüglich genützt.

Eine Einzeluntersuchung aus der gleichen Schule ist gleichzeitig erschienen, nämlich die Monographie „Der Nürnberger Schembartlauf“ von Hans-Ulrich Roller (= Volksleben Bd. 11, Tübingen 1965. 263 Seiten, zahlreiche Abb.). Mit diesen „Studien zum Fest- und Maskenwesen des späten Mittelalters“ wird sich die Forschung noch eingehend befassen müssen, wenngleich die Gewinne aus den Vorarbeiten besonders von Sumberg, Nowotny und Hans Moser selbstverständlich sofort deutlich waren.

Von kleineren Arbeiten auf dem gleichen Gebiet aus Baden-Württemberg wäre hier noch zu verzeichnen von Ernst Schneider „Volkskundliches aus Durlacher Bürgermeisterrechnungen“ (Soweit der Turmberg grüßt. Beiträge zur Kulturgeschichte /Heimatgeschichte und Volkskunde, = Beilage zum Durlacher Tagblatt, Bd. 15, Nr. 7, Juli 1963, S. 87 ff.), mit Belegen des 16. Jahrhunderts. Dem gleichen wie dem folgenden 17. Jahrhundert entstammen einige weitere Belege aus Überlingen am Bodensee, die Rolf Wilh. Brednich in seiner Arbeit „Das Reutlingersche Sammelwerk im Stadtarchiv Überlingen als volkskundliche Quelle“ (Jahrbuch für Volksliedforschung. Bd. 10, Berlin 1965, S. 42 ff.) zugänglich gemacht hat. Im gleichen badisch-württembergischen Raum ist auch eine Abhandlung zum Maskenbrauchtum erschienen, deren örtliche Beziehungen darüber hinausweisen. Maria Kundgraber und Hermann Bausinger haben nämlich ein wichtiges Bildzeugnis zu einem Dresdner Aufzug von 1591 im Städtischen Museum in Ansbach entdeckt und nunmehr veröffentlicht, „Ein Maskenzug im Jahre 1591“ (Württembergisches Jahrbuch für Volkskunde, 1961/64, S. 42 ff., mit 24 Abb.). Es handelt sich also um eine schöne Ergänzung zu dem überaus bedeutsamen Werk von Friedrich Sieber, Volk und volkstümliche Motivik im Festwerk des Barocks (= Veröffentlichungen des Instituts für deutsche Volkskunde an der Deutschen Akademie der Wissenschaften zu Berlin, Bd. 21, Berlin 1960).

Während sich da im Museum zu Ansbach in Mittelfranken ein derartiges Bildzeugnis zum gesellschaftlich oberschichtlichen Maskenwesen in Sachsen hat finden lassen, ist für das lebendige Volk in Franken eine wichtige Erhebung über das alte glaubens-

mäßig bedingte Maskenbrauchtum durchgeführt worden. Erich Straßner hat die Ergebnisse in seiner bedeutsamen Arbeit „Berchtengestalten in Ostfranken. Ein Beitrag zur ostfränkischen Volkskunde“ (Jahrbuch für fränkische Landesforschung, Bd. 24, Erlangen 1964, S. 345 ff.) bekanntgegeben. Die vom Ostfränkischen Wörterbuch aus durchgeführten Erhebungen bedeuten also wichtige Ergänzungen und Vertiefungen der seinerzeitigen Ergebnisse von Eberhard Kranzmayr (Bayerische Hefte für Volkskunde, Bd. 12, München 1940, S. 55 ff.).

Weiter nach dem Norden zu fallen in Mitteldeutschland einige wenige Arbeiten zu unserem Themenbereich auf. Ingeborg Weber-Kellermann hat eine schöne Bestandsaufnahme „Die Maskenmacher auf dem Thüringer Wald“ (Hessische Blätter für Volkskunde, Bd. 55, Marburg 1964, S. 109 ff. mit 14 Abb.) vorgelegt. Frau Weber-Kellermann hat im gleichen Bereich auch einige weitere Arbeiten durchgeführt, die zur Vertiefung der bisherigen Kenntnisse des Maskenspieles dieser Landschaften dienen können. So hat sie eine eigene Studie „Maskenwesen in Thüringer Frühlingsbräuchen“ (Letopis. Jahresschrift des Institutes für sorbische Volksforschung, Reihe C-Volkskunde, Nr. 6/7, Bautzen 1964, = Festschrift für Friedrich Sieber, S. 216–228) veröffentlicht, zum Teil nach den Aufzeichnungen des Lehrers Max Kürschner in Eisenach, die quellenkundig sind und kritisch verfahren. Sie heben sich also wohltuend von weiteren Veröffentlichungen über Maskenerscheinungen im gleichen Bereich ab. In der Studie werden die pfingstlichen Grünmaskierungen besonders hervorgehoben, denen Frau Weber-Kellermann schon früher eine eigene Studie gewidmet hat, nämlich „Laubkönig und Schoßmeier“ (Deutsches Jahrbuch für Volkskunde, Bd. 4, Berlin 1958, S. 366 ff.). Diese mit einer Verbreitungskarte ausgestattete Arbeit ist für die weitere Erforschung dieser Grünmaskierungen im mitteldeutschen Raum grundlegend. — Das seiner Echtheit nach recht umstrittene „Lichtmeßfest in Spergau“ ist von Heinz Stingl (Mitteilungen aus dem Museum für Völkerkunde zu Leipzig, Nr. 1/1964, S. 7 ff.) kurz behandelt worden.

Nach dem Westen zu ist auf die Veröffentlichung von Klaus Beitzl „Masken aus dem Moselgebiet“ (Rheinisch-westfälische Zeitschrift für Volkskunde, Bd. 9, Bonn 1962, S. 263 ff.) hinzuweisen, die anhand eines Stückes im Museum von Mayen eine frühere gleichbetitelte Arbeit von mir (Zeitschrift für Volkskunde, Bd. 53, 1956/57, S. 249 ff.) weiterführt. Im deutschen Norden hat dagegen mein Kapitel über Schodüwel- und Rabuntlaufen (Schmidt, Das deutsche Volksschauspiel. Berlin 1962. S. 132 ff.)

anregend gewirkt. In Kiel hat Wolfgang Lindow, angeregt durch Leopold Kretzenbacher, das entsprechende Wörterbuch-Material auf „Beiträge zur Volkskunde der Fastnacht in Niederdeutschland“ (Beiträge zur deutschen Volks- und Altertumskunde, Bd. 9, Hamburg 1965, S. 61 ff.) gemustert, und dabei immerhin mehr, als bisher zusammengestellt war, herausgebracht.

Das umfangreiche städtische Maskenwesen in Westdeutschland ist von der Volkskunde bisher kaum bewältigt worden. Wohl hat jede Beschreibung des Fastnachtsbrauchtums der Rheinlande mehr oder minder ausführlich auch auf den Kölner Karneval hingewiesen, eine wissenschaftliche Bewältigung dagegen scheint bei einem derart lebendigen, komplexen Gebilde einstweilen kaum möglich. Es ist daher sehr zu begrüßen, daß der Kölner Archivar Joseph Klersch eine ausführliche Dokumentation dazu unter dem Titel „Die kölnische Fastnacht von ihren Anfängen bis zur Gegenwart“ (Köln 1961, 244 Seiten, mit zahlreichen Abb. auf Tafeln) unternommen hat. Bekanntlich steht in dem längst sehr selten gewordenen, mehr als einhundertzweijährigen Büchlein von A. Fahne „Der Carneval mit Rücksicht auf verwandte Erscheinungen“ (Köln und Bonn 1854, 272 Seiten) schon sehr viel auch über die Entfaltung des Kölner Karnevals im 19. Jahrhundert drin. Aber Klersch hat eben das ganze Jahrhundert nach Fahne nun zeugnismäßig miteinschließen, und sich außerdem bereits der reichen photodokumentarischen Bestände bedienen können, so daß das Buch eine beträchtliche Bereicherung bedeutet.

Was die photographische Dokumentation und bildmäßige Darstellung der Maskenbräuche betrifft, so darf hier eingestanden werden, daß wir uns für deren Beurteilung nicht recht zuständig fühlen. Es hat sich, soviel ich sehe, in den volkskundlichen Zeitschriften noch kein Stil der Besprechung von Photobüchern herausentwickelt. Vermutlich wird man in einigen Jahrzehnten die Reihen dieser Bildbücher begieriger suchen und in den Bibliotheken nachkaufen, als wir heute ahnen. Wir zweifeln einstweilen immer noch ein bißchen an ihrer „Wissenschaftlichkeit“ und stellen sie nur ganz verstohlen mit ein, ohne uns zu ihrer tatsächlichen Gültigkeit zu bekennen. Dabei ist besonders das Maskenwesen ohne derartige veröffentlichte Bildbezeugungen nicht zu erfassen, und wir sind für alle derartigen Veröffentlichungen sehr dankbar. Wir haben also „Narro und Hänsele“ von Siegfried Lauterwasser und Victor Mezger (Lindau 1956, 88 Seiten, davon zwei Drittel Bildtafeln) ebenso dankbar zur Kenntnis genommen wie ähnliche Bildbücher aus anderen Landschaften. Besonders stark ist uns der Band „Fasnacht“ von Franz K. Opitz mit dem

Geleitwort von Hans Mohler (Zürich 1963, 104 Seiten, meist ganzseitige Abb.) aufgefallen. Der Photograph Opitz hat seine Bilder mit einem sehr lichtstarken Objektiv, ohne Blitzlicht, aufgenommen, es handelt sich um völlig ungestellte Impressionen von den Maskenbräuchen der ländlichen wie der städtischen Schweiz. Für die Aufnahmen „Auf dem Land“ (Lötschental, Altstatt, Einsiedeln, Flums, Appenzell, Schwyz, Schindellegi, Rheintal, Ermatingen) ist er offenbar den genauen Angaben der schweizerischen Maskenliteratur nachgegangen. In Luzern, Basel und Zürich hat er dagegen das gegenwärtige städtische Maskenleben eingefangen, ohne sich theoretisch einengen zu lassen. Die Aufnahmen der berühmten Basler Fasnacht bedeuten zweifellos einen Höhepunkt dieser Art der Dokumentation. Dieser merkwürdig disziplinierte Masken-Rausch ist meines Wissens literarisch nur einmal äquivalent dargestellt worden, nämlich von Jakob Schaffner in seinem autobiographischen Roman „Die Jünglingszeit des Johannes Schattenhold“.

Über der deutschen Grenze im Westen heben sich besonders die Karnevals-Forschungen in Belgien heraus. Im Grenzbereich von Eupen-Malmedy beschäftigt sich Albert Leloup mit dem Thema, und hat unter dem Obertitel „Le Carnaval de Malmedy“ verschiedene Zeugnisse zusammengestellt (Le Pays de saint Remacle, Nr. 2, 1963, Malmedy. S. 69 ff., mit Abb.)⁴⁾. In ganz besonderem Ausmaß hat sich Samuel Glotz mit dem Karneval in seinem Städtchen Binche befaßt. Ihm war eine eigene Ausstellung „Le carnaval en Wallonie“ zu verdanken, die 1962 in Binche stattfand (Katalog Binche 1962, 155 Seiten, mit Abb.). Glotz hat auch ein eigenes Heft „Le Carnaval de Binche“ (Brüssel, o. J., 79 Seiten, mit Abb.) verfaßt. In den „Cahiers du Folklore Wallon“ (Bulletin trimestriel de la Federation des Groupes Folkloriques Wallons, 1961, Nr. 2, S. 6 ff.) ist eine Übersicht „Carnavals Wallons“ erschienen. Das sehr reichhaltige, aber meist ganz lokal gebundene Veröffentlichungswesen in Belgien ist bedauernswerterweise nicht leicht zu überblicken. Das Gebiet der so besonders bezeichnenden und besonders wichtigen Riesen-Umzüge wird nach wie vor von René Meurant betreut, der im Berichtszeitraum eine spezielle Abhandlung „Géants et monstres d'osier“ (Bulletin de la Société Royale Belge d'Anthropologie et de Préhistoire, Brüssel 1960, Bd. LXXI, S. 1 ff.) ver-

⁴⁾ Das Fastnachtswesen in dem Malmédy benachbarten Stavelot hat gelegentlich die Zeitungen beschäftigt. Vgl. Wolfgang Kuballa, An Laetare verulkt Stavelot die Mönche. Nach altem Brauch schlüpfen die Bürger der belgischen Kleinstadt einmal im Jahr in weiße Kutten (Süd-deutsche Zeitung Nr. 69 vom 22. März 1966, S. 3).

öffentlicht hat. Ferner hat Meurant zusammen mit dem inzwischen verstorbenen Jules Vandereuse eine Abhandlung „Les Géants du Brabant Wallon“ (Commission Royale de Folklore. Section Wallonne. Annuaire Bd. XII, Brüssel 1958–59, erschienen 1961, S. 151 ff.) vorgelegt, mit instruktiven Zeichnungen der Umzugsriesen von Nivelles. Im folgenden Jahr ist von Meurant wieder allein eine Studie „Les Géants et le Carnaval en Wallonie“ (Commission Royale Belge de Folklore. Section Wallonne. Annuaire Bd. XIII, 1959–60, erschienen 1962, S. 185 ff.) erschienen, welche das Inbeziehungtreten der an sich selbständigen Riesenfiguren zum Faschingsbrauch untersucht. Das systematisch gesammelte Material von Meurant wächst offenbar allmählich in den Rang eines privaten Archives hinein. Von seinen Studien profitieren alle Forscher, welche von irgendeiner Seite her das gleiche Gebiet berühren⁵⁾. Einen bemerkenswerten Überblick über die Bedeutung dieses hochfestlichen Maskenbrauches gewinnt man aus den von Klaus Beitzl erarbeiteten Karten, von denen Matthias Zender eine (Gestalten von Riesen in Umzügen) in seinem ausgezeichneten Beitrag „Belgien — Luxemburg — Niederlande“ (Iro-Volkskunde. Europäische Länder. Beharrung und Wandel der europäischen Volkskultur in der Gegenwart. Herausgegeben von Torsten Gebhard und Josef Hanika. München 1963. S. 87) veröffentlicht hat. Auch einige weitere Beiträge hat der dieses Gebiet speziell betreuende Klaus Beitzl geliefert, der vor allem „Die volkstümlichen Motive in den niederländischen Gobelines der Wiener ‚De Castro‘-Serie“ unter dem Obertitel „Feguras de gigantes, dancas d'amazonas e muytos diabretes“ (Rheinisches Jahrbuch für Volkskunde, Bd. 15/16, Bonn 1965, S. 210 ff., mit 3 Abb.) behandelt hat. Gegen eine sehr ungerechtfertigte Kritik Arthur Haberlands hat er sich in dem kleinen Beitrag „Gygas und der Umgangsriese“ (Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien, Band XCIII/XCIV, 1964, S. 118 ff.) zur Wehr gesetzt. Für den ostfranzösisch-westdeutschen Grenzbereich wären die Belege zum Maskenwesen im Elsaß wichtig, die Beitzl vor einigen Jahren gesammelt, aber bisher noch nicht veröffentlicht hat. Man bleibt hier einstweilen auf die elsässische Lokalliteratur angewiesen, die doch den methodischen Anforderungen von heute nur zum Teil zu genügen vermag. —

⁵⁾ Außer mit den Umzugsriesen hat sich der unermüdliche Meurant auch mit den Pferdemarkierungen zu befassen begonnen. Vgl. beispielsweise René Meurant, Chevaux-Jupons de Wallonie. Avec une note tardive de Roger Pinon (Annuaire de la Commission Royale Belge de Folklore, Sect. Wallonne, Bd. XI, Brüssel 1957/58, S. 97 ff.).

Im westlichen Mittelmeerbereich sind in den letzten Jahren nicht viele Beiträge zum Maskenwesen bekanntgeworden. Im Bereich der italienischen Volkskunsthochforschung ist von den Masken mitunter die Rede, in Museen verwahrte Stücke werden hie und da abgebildet. Selbst die offenbar sehr seltenen Masken von Sardinien hat Giovanni Tucci gelegentlich durch eine Probe bekanntgemacht (Tucci, Vieja y nueva artesanía en Cerdeña : Revista de Etnografía, Bd. 1. Porto 1965, S. 117 ff., dort eine geschnitzte Maske abgebildet).

Die Beiträge Beittls haben zum Teil schon auf den Anteil der Iberischen Halbinsel am Maskenbrauchtum hingewiesen. Die viel zu wenig bekannte, viel zu wenig ausgewertete Volkskunde von Spanien und Portugal läßt sich nunmehr für diesen Bereich doch schon etwas leichter überblicken. Der wichtigste Kenner und Erforscher dieses Bereichs in Spanien, Julio Caro Baroja, hat in mehreren neueren Abhandlungen dazu wertvolle Beiträge geliefert. 1963 ist eine umfangreiche Übersicht „Mascarades de invierno en España y en otras partes“ erschienen (Revista de la Dialectología y Tradiciones Populares, Bd. XIX, Madrid 1963, S. 139—296, mit 36 Abb.), und 1965 eine spezielle Abhandlung „Los 'diablos' de Almonacid del Marquesado“ (Revista de Dialectología y Tradiciones Populares, Bd. XXI, Madrid 1965, S. 40 ff., mit 15 Abb., davon 4 farbig). Die Ähnlichkeiten dieser „diablos“ mit ihren bestickten Maskenkleidern, ihren bischofsmützenartigen Kopftrachten, ihren Schellen usw. mit unseren Schellern und Rollern in Imst und Nassereith usw. ist so groß, daß man an keine Unabhängigkeit voneinander glauben mag. — Vornehm ausführlich und mit vielen schönen Abbildungen hat nun schließlich D. Sebastiao Pessanha die „Mascaras e Mascaras populares de Tras-os-Montes“ in Portugal behandelt. (Lissabon 1960, Livraria Ferin. Desenhos de Mily Possoz. 45 Abb. auf Tafeln ⁶⁾).

Wendet man sich nach dem Südosten, so bleiben wie in früheren Jahren vor allem die Arbeiten von Niko Kuret in Slowenien zu erwähnen. Er hat seine früheren Arbeiten weiterhin ergänzt, besonders durch die Abhandlung „Babo žagajo“ (Das Zersägen der Fastnachts-Alten) (Slovenski Etnograf Bd. XIII, Laibach 1960, S. 113 ff.) und nun durch eine (ebenfalls slovenisch geschriebene) Abhandlung über „Die Träger der slovenischen Maskenbräuche“ (Slovenski Etnograf Bd. XVI/XVII, Laibach 1964, S. 167 ff., mit 6 Abb. und 2 Karten). — Kuret hat seinen Vorstu-

⁶⁾ Das wichtige Buch von Pessanha ist doch wohl erst durch die ausführliche Besprechung allgemeiner bekannt geworden, die Klaus Beittl hier (ÖZV Bd. XV/64, 1961, S. 223 ff.) veröffentlicht hat.

dien entsprechend auch einen allgemeinen Artikel „maschere“ für die große italienische „Enciclopedia Universale dell'Arte“ (Bd. VIII, Sp. 887—893, Venedig—Rom, o. J.) geschrieben, der dem Stand der europäischen Maskenforschung gerechtzuwerden versucht.

Im Zusammenhang mit den Arbeiten von Niko Kuret läßt sich vielleicht auch am besten eine knappe Würdigung des vor kurzem erschienenen Bandes der „Acta quarti conventus de ethnographia Alpium orientalium tractantis“ (= Lares, Bd. XXXI, Florenz 1965, S. 1—115) einschieben. Diese freie Arbeitsgemeinschaft für die Volkskunde des Ostalpenraumes hat 1964 in Grado getagt, und es ist sehr begrüßenswert, daß Paolo Toschi die Veröffentlichung der dabei gehaltenen Vorträge (in den Originalsprachen und mit kurzen Auszügen) in seiner Zeitschrift so rasch ermöglicht hat. Schon beim ersten Kongreß dieser Arbeitsgemeinschaft, in Laibach 1956, wurden Fragen der Brauch- und Volksschauspielforschung besprochen, Niko Kuret hat damals über „Ein Wildemann-Spiel in Slowenien“ (Alpes orientales. Acta primi conventus de ethnographia Alpium orientalium tractantis. Laibach 1959. S. 127 ff.) berichtet. Im vorliegenden Band nun behandelt er, der Lokalisierung des Kongresses von 1964 entsprechend, die „Maschere e mascheramenti rituali degli Sloveni lungo il confine friulano-sloveno“. Unterstützt von 14 Abbildungen ergibt sich ein Überblick über das vielschichtige Maskenspielwesen dieser Grenzlandschaft, deren alpendeutsche Beeinflußtheit schon aus den Namen der Brauchgestalten genügend erhellt. Davon ist im Text freilich wenig die Rede. Aber der direkte Anschluß an unser Maskenwesen ist hier ebenso deutlich wie in Friaul, dessen „Mascherate rituali in Friuli“ von Gaetano Perusini kenntnisreich besprochen werden. Perusini versucht redlich, archivalische Zeugnisse für das Maskenbrauchtum seiner Heimat zum Sprechen zu bringen. Wichtig erscheint auch sein Eingehen auf das Holzmaskenwesen in den deutschen Gemeinden der Carnia. Beispiele davon, die im Museum von Udine verwahrt werden, hat u. a. Paolo Toschi gelegentlich (Le origini de teatro italiano. 1955. Abb. 24—25) veröffentlicht.

Diese landschaftlich bedingten Beiträge des Bandes werden von weiteren, sozusagen erläuternden aus dem gleichen Gebiet umrahmt. Evel Gasparini versucht in völkerkundlicher Weise „Maschere slave e maschere alpine“ zu konfrontieren, mit weiten, wie ich glaube, allzuweiten Ausgriffen, welche die formenden Kräfte des Ostalpenraumes unterschätzen lassen. Da-

gegen bietet Zmaga Kumer eine anspruchslose Zusammenstellung „Volksmusikinstrumente der Slowenischen Maskenwelt“, welche recht deutlich zeigt, daß man von einer solchen, nämlich einer „slovenischen Maskenwelt“ besser nicht sprechen sollte. Die gleichen Volksmusikinstrumente, von den Lärmgeräten bis zum Leierkasten, finden sich doch bei Maskenaufzügen der verschiedensten Sprachbereiche. Aber die Tatsache selbst, daß es bei Maskenbräuchen alle möglichen volksmusikalischen Äußerungen gibt, daß das akustische Element eine recht bedeutende Rolle im jeweiligen Brauchkomplex bietet, wird durch diese Zusammenstellung doch wirkungsvoll unterstrichen⁷⁾. Ein Gegenstück dazu bietet der bedeutende slovenische Volkserzählforscher Milko Matičetov mit seinem Beitrag „Sui mascheramenti nella narrativa popolare“. Es kommt nicht viel dabei heraus, die Welt des Maskenbrauchtums spiegelt sich in Sage und Schwank nicht sehr deutlich. Und ob die Geschichte von Aschenbrödel und ihrer Mutter, in der die Mutter der Tochter ihre eigene Haut zur Verkleidung anbietet, überhaupt hierher gehört, scheint mir doch zweifelhaft. Für die heutige Maskenforschung im Sinn einer historischen Volkskunde wäre wahrscheinlich die Heranziehung der Abschreckungsgeschichten im Bereich der Predigtmärlein wichtiger. Elfriede Moser-Rath hat in ihrer großen Sammlung (Predigtmärlein der Barockzeit = Supplement-Serie zu Fabula, Reihe A, Bd. 5. Berlin 1964. S. 246 f., usw.) mehrfach darauf hingewiesen. Aber an sich ist ein solcher Exkurs wie dieser von Matičetov auch im Bereich der Maskenforschung sehr berechtigt und willkommen.

Von den österreichischen Beiträgen, die in diesem Fall sehr gewichtig erscheinen, sind hier der von Leopold Kretzenbacher über „Rusa' und ‚Gambela' als Equiden-Masken der Slawen“ und jener von Sepp Walter „Habergeriß, Ježevka und Reißfeufel“ besonders herauszuheben, da sie versuchen, auf die deutsch-slavische Nachbarschaft in unserem Südostbereich einzugehen. Jener von Ernst Burgstaller „Maskenbrauchtum in Oberösterreich“ steht für sich und muß daher im Zusammen-

⁷⁾ Einschlägig erscheinen vor allem die Arbeiten über das Büllhefen oder Rommelpott genannte Lärminstrument, das in so vielen Masken- und Umzugsbräuchen eine Rolle spielt.

Vgl. dazu Leopold Schmidt, Der Büllhefen als brauchtümliches Lärminstrument im Burgenland (Burgenländische Heimatblätter, Bd. XXII, Eisenstadt 1962, S. 60 ff.).

Leopold Kretzenbacher, Südosteuropäische Primitivinstrumente vom „Rummelpott“-Typ in vergleichend-musikvolkskundlicher Forschung (Volksmusik Südosteuropas. Hg. Walter Wünsch. München 1966. S. 50 ff. = Südosteuropa-Schriften Bd. 7).

hang mit Burgstallers anderen Arbeiten weiter unten noch näher besprochen werden.

Kretzenbacher, einer der verdienstvollen Gründer dieser Ostalpen-Arbeitsgemeinschaft, bietet in seiner Darstellung der unter den Bezeichnungen „Roß“ und „Kamel“ auftretenden Faschingstiere eine Art von stoffreichem Gegenstück zu meiner vor etwa achtzehn Jahren veröffentlichten Studie über die Eselsmasken (Schmidt, Der Eselreiter von Moschendorf: ÖZV Bd. III/52, 1949, S. 77 ff.). Die Alpenländer sind nicht reich an Pferdemarkierungen, besonders die für die frühe Neuzeit so bezeichnenden Attrappenpferdreiter haben sich, vermutlich aus konfessionellen Gründen, hier nicht gehalten. Kretzenbacher bezieht ihre spärlichen Bezeugungen in seine Darstellung mit ein, die von den eindrucksvollen rezenten Maskenbräuchen in der Untersteiermark und in Oberkrain ausgeht, ob es sich nun um die „Pferde“ beim „Schimmelreiter“ der Ennstaler Nikolausspiele oder um jene der verschiedenen Pflugumzüge und anderen Faschingsbräuche handelt. Auch die gestaltgleichen „košuta“-Masken, deren Name eigentlich die Hirschkuh bedeutet, werden herangezogen, ohne freilich dabei in das weite Gebiet der Hirsch-Maskierungen auszugreifen⁸⁾. Kretzenbacher geht es eher darum, das bereits genügend große Gebiet der Pferde-Maskierungen halbwegs zureichend einzugrenzen, und auch gegen so ausschweifende Deutungen abzuschirmen, wie es jene von Jaap Kunst (Kulturhistorische Beziehungen zwischen dem Balkan und Indonesien. Amsterdam 1953) waren, einem Musterbeispiel überholter ethnologischer „Beziehungsforschung“. Kretzenbachers stoffreiche und vielseitige Arbeit öffnet manche sonst verschlossene Fenster, gibt Einblick in einige leider unveröffentlichte Arbeiten, und weist beispielsweise auf Stücke wie jene mit 1784 datierte Pferdemarkierung aus Rengersdorf im Mölltal hin, die Oskar Moser erst jetzt (1966) veröffentlicht hat, worauf unten noch hinzuweisen sein wird. — Eine gewisse Ergänzung zu den Arbeiten Kurets und Kretzenbachers gibt die sprachgeschichtlich eingestellte Studie von Sepp Walter, der die vor einiger Zeit von

⁸⁾ Aus der umfangreichen Literatur wäre z. B. heranzuziehen: Joseph Wiesner, Zum Hirsch in der Frühzeit (Pisciculi. Studien zur Religion und Kultur des Altertums. Fr. J. Dölger zum 60. Geburtstag. Münster 1939. S. 309 ff.).

derselbe, Hirschzähnen im Altertum (Kosmos, Bd. 48, H. 4, April 1952, S. 156 ff.).

Burhard Brentjes, Cervinae (Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien, Bd. XCII, 1962, = Festschrift für Franz Hančar. S. 35 ff.).

Robert Wildhaber (Zur Problematik eines slowenischen Maskenattributs: Beiträge zur Volkskunde. Der Universität Basel zur Feier ihres fünfhundertjährigen Bestehens dargebracht von der Schweizer Gesellschaft für Volkskunde, Basel 1960. S. 40 ff.) beschriebene „ježevka“, die mit Igelhaut bewehrte Korantenkeule aus steirischen Habergeiß-Formen zu erläutern versucht. Sprachlich ist vor allem seine Zusammenstellung des steirischen „Reišteufel“ und des slovenischen „lamant“ zu verstehen. Man würde wünschen, daß Walter über solche Andeutungen hinaus seine Aufzeichnungen aus diesem Gebiet, beispielsweise von Maskengestalten aus dem oststeirisch-burgenländischen Grenzbereich, ausführlicher veröffentlichen könnte.

Der Band mit den 1964 in Grado gehaltenen Vorträgen bedeutet alles in allem zweifellos eine wertvolle Bereicherung unserer Maskenforschung. Er ist selbstverständlich methodisch nicht so einheitlich wie die Maskenforschung der Tübinger Schule. Handelt es sich doch um Beiträge aus drei Ländern, deren Forschungsstand ganz verschieden ist, wo sich also Stoffe, Theorien und Methoden begegnen, die ihrer wissenschaftlichen Herkunft nach recht wenig miteinander zu tun haben. Aber schon die Tatsache einer friedlichen Begegnung im Gespräch zwischen den Vertretern von mindestens drei Sprachnationen, die manchmal geradezu die drei wichtigsten europäischen Kulturkreise zu vertreten scheinen, bleibt begrüßenswert. Daß dabei die geschichtliche Formung der Komplexe, das Aufwachsen auch der Masken und Maskenbräuche in bestimmten Epochen und unter ganz bestimmten Voraussetzungen manchmal etwas zu kurz zu kommen scheint, muß ja nicht die Zukunft der weiteren Forschung in den einzelnen beteiligten Ländern bestimmen. Es wäre vielleicht manchmal noch zusätzlich eine gewisse methodische, nämlich analysierende Weiterforschung am Platz, die Gemeinsamkeiten und Unterschiede deutlicher verstehen lehren würde. Die Beiträge von Gaetano Perusini beispielsweise, der aus seiner Kenntnis der oberitalienischen Hochkultur auf so manche Züge auch des Maskenwesens der Renaissancehöfe hinweist, kündigen da vielleicht einen Weg an, der am ehesten mit dem von uns, in Baden-Württemberg, in Bayern und in Österreich begangenen parallel verlaufen dürfte.

Aber die Forschung wird selbstverständlich allenthalben durch den Bestand, durch das vergangene und gegenwärtige Leben im jeweiligen Gebiet am stärksten beeindruckt. Das macht sich in den benachbarten südöstlichen Ländern heute vielleicht noch stärker als anderswo bemerkbar, und so wollen vermutlich

auch die Arbeiten in Jugoslawien verstanden werden, von denen in diesem Fall die in Slovenien geschaffenen am stärksten zur Darbietung gelangt sind.

Das benachbarte Kroatien bringt ebenfalls stets wieder Masken-Studien zur Veröffentlichung. Aus dem adriatischen Küstengebiet sei hier die Arbeit von Nikola Bonifacić Rožin „Svadbena dramatika u Dubrovačkom primorju“ (Narodna Umjetnost, Bd. 3, Zagreb 1964—65, S. 39—74) erwähnt, welche also die Schauspielerelemente beim Hochzeitsfest im Küstenland von Ragusa-Dubrovnik darzustellen versucht. Nach der Vorweisung der Hochzeitsbräuche mit dramatischen Elementen wird besonders auf die Masken bei der Hochzeit eingegangen. Zusammenhänge mit den patrizischen Hochzeitsspielen im alten Ragusa (16. Jahrhundert) erscheinen möglich. Schließlich befaßt sich der Verfasser mit Hochzeitsmotiven in den Faschings-Maskenspielen, einer Erscheinung also, die ebenfalls in ganz Europa mehr oder minder stark vertreten war oder noch ist. Eine weitere kroatische Arbeit beschäftigt sich mit bäuerlichen Holzmasken der Gegenwart: Katica Bene-Bošković schreibt über „Neki prokladni običaji i drvene maske u Medimurju“ (Narodna Umjetnost, Bd. 1, Zagreb 1962, S. 81—91) und bildet auf 11 Tafeln diese Faschingsbräuche im Gebiet von Medjemurje ab, einschließlich der dabei verwendeten Holzmasken. Es scheint sich hier ähnlich wie bei den Masken von Mohacs, auf die noch einzugehen sein wird, um Inseln des Holzmaskenwesens zu handeln. Vermutlich also eine Erscheinung aus dem großen Bereich der Beziehungen des Ostalpenraumes und seiner östlichen Grenzgebiete, worüber Milovan Gavazzi mehrfach instruktiv gehandelt hat (z. B. *Alpes orientales. Acta primi conventus de Ethnographia Alpium orientaliu tractantis*. Bd. I, Laibach 1959. S. 183 ff.).

Für Ungarn und seine Grenzbereiche ist zunächst wieder eine Ausstellung namhaft zu machen. 1963 fand im Budapester Volkskundemuseum die Ausstellung „Maszkok — Alarcok“ statt (Katalog unpaginiert, mit zahlreichen Abb.), wo wieder europäische und überseeische Masken nebeneinandergestellt wurden. Die außereuropäische Geographie war dabei hoffentlich besser als die europäische, nach der beispielsweise das Lötschental zu Österreich geschlagen wurde. Aber wir erwarteten ja in Budapest nicht die Masken aus der Schweiz und aus Österreich, sondern vor allem die aus Ungarn. Und zumindest Buso-Masken aus dem Gebiet von Mohacs wurden gezeigt. Dieser Erscheinung gilt die Aufmerksamkeit der Forschung seit langem, und in den letzten Jahren sind wieder mehrere Arbeiten darüber erschienen.

László Mándoki hat sich speziell damit beschäftigt, und 1961 eine Abhandlung „Busomaszok“ (Jahrbuch des Janus Pannonius-Museums, Pecs 1961, S. 159 ff., mit Abb. im Text und auf Tafeln) veröffentlicht. Ein kurzer deutscher Auszug ist gerade hier sehr nützlich. Das 1965 erschienene Heft von László Mándoki „Busojaras Mohacson“ (= A Janus Pannonius Muzeum Füzetei, Heft 4, Pecs 1964. 32 Seiten, 11 Abb.) enthält einen etwas längeren englischen Auszug. — Von der kleinen Gruppe der seltenen holzgeschnitzten Masken, die von den Tschango-Magyaren beim Borica-Tanz verwendet werden, ist auch wieder ein Exemplar aufgetaucht. Das Ungarische Volkskundemuseum hat eine solche sogenannte „Kuka“-Maske aus Hétfalu erwerben können; das Exemplar, welches das Museum früher besaß, scheint im letzten Krieg zugrundegegangen zu sein. (E. Györgyi, Die Sammlung Traditionsobjekte, in: Die Sammeltätigkeit des Ethnographischen Museums 1963—1964, redigiert von János Kodolányi: Magyar Nemzeti Múzeum — Néprajzi Múzeum Gyűjteményei. Budapest 1965. S. 252. Abb. 90). — Sonst sind auf ungarischem Gebiet besonders die Masken- und Volksschauspielforschungen von Zoltán Ujvári zu erwähnen. Er hat zusammen mit Imre Ferenczi eine umfangreiche Studie „Farsangi dramatikus játékok Szatmárban“ (Fastnachtspiele aus den Dörfern im Gebiet von Szatmar, = Műveltség és hagyomány, Bd. IV, Budapest 1962, 162 Seiten, mit deutschem Auszug) vorgelegt, worauf zweifellos jede weitere Maskenforschung im ungarisch-rumänischen Grenzgebiet zurückgreifen müssen. Vor kurzem hat sich Zoltán Ujváry mit dem „Problem der zoomorphen Dämonen in den ungarischen Agrarriten“ (Műveltség és hagyomány, Bd. VI, 1964, S. 129 ff.) beschäftigt und dabei die Strohmaskierungen von Hajdu-Bihar auch im Bild vorgestellt. Alle diese Erscheinungen sind uns für Ungarn auch aus der ordnenden Darstellung von Thekla Dömötör „Naptari ünnepek — népi szinjatszások“ (Festbräuche im Jahresablauf und Volksschauspiel. Budapest 1964. 272 Seiten, 26 Abbildung im Text) wohlbekannt. Die ungarischen Arbeiten bedeuten schöne Fortschritte auf diesem großen Gebiet, das also, wie sich hat zeigen lassen, zur Zeit eine geradezu europäische Aktualität besitzt.

Vom Masken- und Aufführungswesen der einstmals im panonischen Raum beheimateten Deutschen ist heute und in diesen Veröffentlichungen nicht mehr viel die Rede. Es mag sein, daß ein beträchtlicher Teil dessen, was es hier einstmals gegeben hat, durch die ehemalige Sprachinsel-Volkskunde und die spätere „Volkskunde der Heimatvertriebenen“ erfaßt worden sein dürfte.

Es gibt in der Sekundärliteratur dieser Richtung aber doch immerhin manchmal Hinweise, zumindest manche Bildzeugnisse. So kann hier auf Franz Riedl und Stefan Steiner „Die Ungarn-deutschen. Weg einer Volksgruppe“ (Freilassing 1962) hingewiesen werden, das Buch bringt (S. 82) ein „Pflingstlummelreiten“ mit der entsprechenden Grünmaskierung. —

In dem Ungarn östlich benachbarten Rumänien hat sich Mihai Pop mehrfach intensiv mit dem Maskenwesen beschäftigt. Von ihm stammt eine größere Arbeit über „Mastile de lemn din Birsesti-Topesti, Vrancea“ (Revista de Folclor, Bd. III, Bukarest 1958, Nr. 1, S. 7—26, mit 13 Abb.), in der er die hölzernen Masken des genannten Dorfes im District Vrancea ausführlich bespricht. Eine neuere, in deutscher Sprache erschienene Abhandlung von Mihai Pop gibt eine allgemeine Übersicht über „Bräuche, Gesang und Spiel zu Neujahr in der heutigen rumänischen Folklore“ (Beiträge zur Sprachwissenschaft, Volkskunde und Literaturforschung Festschrift für Wolfgang Steinitz. Berlin 1965, = Veröffentlichung der Sprachwissenschaftlichen Kommission der Deutschen Akademie der Wissenschaften, Bd. 5, S. 314 ff.) mit zwei Abbildungen, von denen eine eine Art Habergeiß (Turca) aus dem Bezirk Mures zeigt. — Auch von den im heute jugoslawischen Banat lebenden Rumänen werden gelegentlich Mitteilungen von Masken bekannt. So sind in dem von Milica Markovic und Rajko Nikolic bearbeiteten, bebilderten Katalog von „Vojvodanski Muzej“ (Novi Sad — Neusatz, 1962) Bilder zu sehen, welche Rumänen in Jankov Most „Serbulj“ spielend zeigen, mit einer Art Habergeiß, einem Flötenspieler, einem Trommler und einem Einsammler. Die benachbarten Serben in Grebenac spielen, nach den Abbildungen des genannten Kataloges, im Fasching mit einem „kapra“ genannten ähnlichen Maskentier mit Widderkopf. (Abb. S. 95/I, S. 96/2—3, französischer Text auf S. 121). Das sind also durchwegs Maskenerscheinungen, die uns nicht neu sind, die aber doch durch solche Mitteilungen als lebendig bestätigt werden.

*

Versucht man nun, in ungefähr gleichem Ausmaß auch die österreichische Maskenforschung der letzten Jahre zu charakterisieren, so kann man zumindest feststellen, daß verschiedene kleinere Arbeiten vorliegen, und fast überall neue Beiträge erstellt werden. Sie haben nirgends eine methodische Grundlage wie im Bannkreis der Universität Tübingen, es handelt sich auch um keine Gruppenarbeiten, sondern durch-

wegs um die Aufzeichnungen von Einzelsammlern. Aber das entspricht vermutlich der sehr individualistischen Haltung unseres Wissenschaftsbetriebes überhaupt.

Das Hereinreichen des schwäbisch-alemannischen Fastnachtwesens nach Vorarlberg könnte man am besten durch einen Hinweis auf jene Karte der „Fastenjahrfeuer in Frankreich und Deutschland“ illustrieren, die Matthias Zender bearbeitet und Klaus Beitzl (Iro-Volkskunde, München 1963, S. 117) veröffentlicht hat. Soweit der Brauch des „Funkens“ reicht, soweit ist also auch auf österreichischem Staatsgebiet das südwestdeutsche Fastnachtwesen zuhause. Klaus Beitzl hat über neuere Ausformungen dieser Erscheinungen in seiner Arbeit „Geschnitzte Fastnachtmasken in Bludenz und Schruns“ (Jahrbuch des Vorarlberger Landesmuseumsvereins 1959/59, erschienen 1960, S. 101—113, mit 18 Abb.) berichtet.

Auf bairisch-österreichischem Boden verlieren diese Beziehungen sofort an Bedeutung. Das Maskenwesen erscheint bei weitem nicht im gleichen Ausmaß wie im Westen an den Fasching gebunden, sondern erweist sich vielfach in den Herbst- und Weihnachtsbräuchen als stärker lebendig, und auch das im Westen so wenig betonte Hochzeitsmaskenwesen findet immer wieder Berücksichtigung und muß daher stärker lebendig geblieben sein. Das Maskenwesen in Tirol wird seit den bahnbrechenden und weitausgreifenden Arbeiten von Anton Dörner kaum mehr viel weiter verfolgt. Selbstverständlich ergeben sich immer wieder örtliche Schilderungen, besonders die großen Maskenaufzüge im Inntal entbehren nicht der mehr oder minder glücklichen Nacherzählung in der heimatlichen Literatur. Ausführliche Ergänzungen des schon Bekannten haben sich dagegen eher in Ost- und Südtirol ergeben, wo das doch schon vielfach festgehaltene Gebiet der Nikolausspiele noch immer zu neuen Aufzeichnungen anregt. So hat Franz Schunko „Ein Ahrntaler Nikolausspiel“ (Jahrbuch des österreichischen Volksliedwerkes, Bd. 11, 1962, S. 188) festgehalten, und dabei über Ahrntaler Maskenschnitzer der Gegenwart kurz berichtet. Eine ausführlichere, gegliederte Darstellung der Verhältnisse in den Seitentälern des Pustertales hat vor kurzem Norbert Hölzl, Nikolausspiele im oberen Pustertal (Der Schlern, Bd. 39, Bozen 1965, H. 12, S. 480—490, mit 6 Abb.) unternommen.

Salzburg, das alte Kernland der Ostalpenländer, hat in den letzten Jahren vor allem Beiträge zur geschichtlichen Kenntnis seines Maskenwesens erhalten. Die bedeutenden Aufzugs- und

Schauspielmasken im Hellbrunner Museum sind sehr eindrucksvoll neu aufgestellt worden, und Friederike Proding er hat darüber in ihrem dazugehörigen Einführungsheft „Salzburger Volkskultur“ (= Schriftenreihe des Salzburger Museums Carolino Augusteum Nr. 4, Salzburg 1963) mit mehreren Abbildungen instruktiv berichtet. Friederike Proding er hat sich auch sonst über den von ihr seit langem bearbeiteten Stoff geäußert, und beispielsweise die im Salzburger Museum verwahrten „Perchtenbilder aus dem 18. Jahrhundert“ (Jahresschrift des Salzburger Museums Carolino Augusteum, Bd. 4, 1958, S. 123 ff.) ausführlich besprochen und abgebildet. Von der archivalischen Seite her schließen sich da die stoffreichen Untersuchungen von Friedrich Johann Fischer an, der beispielsweise aus solchen Quellen heraus den „Perchtenlauf in Salzburg im 18. Jahrhundert“ (Mitteilungen der Gesellschaft für Salzburger Landeskunde, Band 103, 1963, S. 107—121) darzustellen versucht hat. Aus gleichen archivalischen Materialien hat Fischer vor kurzem noch umfangreicher das altbedeutsame Geschlechtswechsel-Maskenbrauchtum darzustellen unternommen (ÖZV Bd. XX/69, 1966, S. 1 ff.).

Diesen ausführlichen Archivzeugnissen, über die Salzburg dank seinem unvergleichlichen Landesarchiv verfügt, haben die anderen Bundesländer kaum Gleichwertiges gegenüberzustellen. Das mit Salzburg in vieler Hinsicht verbundene Kärnten ist auf dem Schauspiel- und Maskengebiet seit langem gut durchforscht. In der Gegenwart sind es immer wieder kleinere Beiträge von Oskar Moser, die das gegebene Bild ergänzen und vertiefen. In der stoffreichen, aber der volkskundlichen Fachwelt kaum zugänglichen Zeitschrift „Die Kärntner Landsmannschaft“ stehen zahlreiche derartige kleinere Artikel. Das Heft 2 des Jahrganges 1966 enthält beispielsweise von Moser einen Beitrag „Dr. Faustus und die Habergeiß“, mit dem Bild einer im Klagenfurter Museum befindlichen Mölltaler Habergeiß. Moser hat auch die Angaben seines Gewährsmannes Sylvester Wietinger über „Das Schneebauen. Ein altbäuerlicher Faschingsbrauch im Metnitztal“ im gleichen Heft (S. 7 f., mit 1 Abb.) veröffentlicht. Dieser Pflugumzug entspricht weitgehend jenem, den ich unter dem Titel „Faschingbau und Brentlerspruch aus St. Urban bei Feldkirchen in Kärnten“ (Jahrbuch des österreichischen Volksliedwerkes, Bd. 14, 1965, S. 69 ff.) nach den Aufzeichnungen von Valentin Stubinger veröffentlichen konnte.

In Steiermark ist seit der großen Übersicht von Leopold Kretzenbacher „Zur Frühgeschichte der Masken in der

Steiermark“ (Zeitschrift des Historischen Vereins für Steiermark, Bd. XLVI, Graz 1955, S. 235—260) nicht sehr viel veröffentlicht worden. Erst in jüngster Zeit hat Karl H a i d i n g seine wichtigen Aufzeichnungen über „Berchtenbräuche im steirischen Ennstal“ (Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien, Bd. XCV, 1965, S. 322—338) vorgelegt, die vollständig neue, in mancher Hinsicht wohl überraschende Belege aus dem Bezirk Liezen bieten. Zum Vergleich mit seinen eigenen Aufzeichnungen konnte Haiding das Material des Atlas der deutschen Volkskunde sowie das des Atlas der österreichischen Volkskunde benützen. Die genauen Angaben, durchwegs also den letzten Jahrzehnten angehörend, sind nach einigen Gesichtspunkten ausgewertet: 1. Wer geht als Percht verumumt? 2. Zahl und Verumummung der (fast durchwegs weiblichen) Umzugsgestalten, 3. Die Tätigkeit der Umzugsgestalten. 4. Schnabelpercht, Hudelkind und Liachtmeßgankerl. Die zum Teil nur hier belegten Züge dieser Maskengestalten werden wohl noch Gegenstand genauerer Untersuchung sein müssen.

Zur steirischen Maskenforschung wird man auch den neuesten Beitrag zum Brauchtum des Maibaumumschneidens rechnen dürfen. Nach verschiedenen kleineren Arbeiten und Zuordnungsversuchen von mir hat Hermann Steininger nun einen ausführlichen „Beitrag zum spielhaften Brauch ortsfester Art“, nämlich „Über das Maibaumumschneiden in der Steiermark“ (Volkskundliche Beiträge anlässlich der Eröffnung des Instituts für Volkskunde der Universität Wien, hg. von Helmut Fielhauer und Ingrid Kretschmer, Wien 1966, = Veröffentlichungen des Instituts für Volkskunde der Universität Wien, Bd. 1, S. 99—115) veröffentlicht, der die Zeugnisse der letzten Jahrzehnte aus dem Mürz- und Murgebiet darbietet. Man erinnert sich dabei sogleich daran, daß das früher eher übersehene Maskenspiel beim Maibaumumschneiden in den Sudetenländern noch nachträglich seine eingehende Darstellung durch Alfred Karasek erfahren hat: „Sudeten-deutsche Maibaumfeiern daheim und in Westdeutschland“ (Festschrift für Alfons Perlick, Dortmund 1960, S. 133—167). Hier wie dort fällt die starke Beteiligung kleiner örtlicher Vereine an der Weitergestaltung dieses Brauchtums und Maskenspieles auf.

Ähnlich ausführlich wie Haiding im steirischen Ennstal hat sonst wohl nur Ernst Burgstaller in Oberösterreich gearbeitet. Seine zahlreichen früheren Arbeiten auf diesen Gebieten sind seinen Karten und Kapiteln im „Atlas von Oberösterreich“ (bisher 2 Lieferungen mit je einem Erläuterungsband, Linz 1958 und

1960) zugutegekommen. In der ersten Lieferung dieses Atlas-Werkes kommen für uns die Karten Nikolausbrauchtum I und II in Betracht, in der zweiten Lieferung die Karte Weihnachtsbrauchtum I, welche die Angaben über „Thomasabend. Geister und Masken. Namen“ enthält. Dieses bisher so wenig behandelte Kapitel des jahreszeitlichen Maskenbrauchtums hat Burgstaller nunmehr auch in einer eigenen Abhandlung „Über einige Gestalten des Thomasbrauchtums in Oberösterreich“ (Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien, Bd. XCV, 1965, S. 306 bis 321) behandelt. Das dort ausgebreitete Material verstärkt nun den Eindruck der Bedeutung dieses Umzugs-Maskenbrauchtums am Thomasabend, den ich schon vor Jahren bei meiner Bearbeitung dieses Stoffes auf niederösterreichischem Boden gewonnen hatte (Schmidt, Thomaszoll. Eine Berchtengestalt im südwestlichen Niederösterreich, in: Unsere Heimat, Bd. XXV, Wien 1954, S. 126 ff.). Das von Burgstaller bearbeitete Thomas-Brauchtum im Innviertel müßte dringend durch eine ähnlich intensive Befragung und Untersuchung im angrenzenden Niederbayern ergänzt werden. Die Karte (Burgstaller S. 311) ergibt nämlich den Eindruck, daß dieses Brauchtum an den Staatsgrenzen Österreichs aufhöre, was völlig unrichtig ist; ich habe schon 1952 in meinem Passauer Vortrag darauf hingewiesen.

Auf sein großes Sammelmateriale stützt sich Burgstaller auch bei seinen Ausführungen über das „Maskenbrauchtum in Oberösterreich“, die er in Grado 1964 vortragen konnte (jetzt veröffentlicht: Lares Bd. XXXI, Florenz 1965, S. 9 ff.). Der ausführliche Vortrag versucht das ganze Maskenwesen des Landes ob der Enns, wie es sich nach den Aufzeichnungen des 19. und 20. Jahrhunderts darstellt, in den Rahmen der kulturgeographischen Gliederung Oberösterreichs zu stellen. Masken im Jahreslauf, im Lebens- und Arbeitsbrauch sind berücksichtigt, die Glöckler von Ebensee nicht minder wie die verschiedenen Rauhnachtgestalten des Innviertels, die durch Richard Billinger literarisches Ansehen gewonnen haben. Alles, was Burgstaller in den letzten zwanzig Jahren dazu geschrieben hat, kehrt in irgendeiner Form hier wieder, man spürt, in welchem Ausmaß seine Anschauungen zu seinem Welt- und Lebensbild gehören. Man muß sich deshalb nicht mit jedem Zug daran, mit jeder anklingenden Deutung einverstanden erklären. In vielen Fällen wäre es erwünscht gewesen, die Verbindungen zu den Nachbarlandschaften, nicht zuletzt gerade zu jenen in den Ostalpen selbst gelegenen, zu unterstreichen. Die Hochzeitsmasken, die eine regelrechte Schein-Hochzeit durchführen (S. 32) würden weniger aufsehenerregend wirken, wenn

man die Verbreitung des Zuges vor allem im Land Salzburg, also der historischen Kernzelle der Ostalpen, mitberücksichtigen würde. Umgekehrt ist man für manche kritische Anmerkung dankbar, mit der Burgstaller beispielsweise das Auftreten von Holzmasken im Salzkammergut bedenkt. Für dieses durch Bergbau und Salzhandel bestimmte Gebiet waren eben, und das zeigen ja sehr viele volkskulturelle Züge in der Landschaft, die geschichtlichen Einflüsse maßgebend, welche Zuwanderer aus den inneren Alpenländern mit sich brachten, aber auch einen gewissen ständischen Aufbau in den wirtschaftlichen Hauptorten, deren Auswirkungen gerade im Maskenwesen bis heute unverkennbar geblieben sind. Vielleicht gehört in diesen Zusammenhang auch das Auftreten der riesenartigen Umzugs-Tragefiguren des „Bader Jagerl“ und seiner „Frau Gertrud“ in Ischl, die Burgstaller (S. 19, Anm. 22) in einer eigenen Monographie zu behandeln verspricht.

Neben diesen bedeutenden neueren Aufzeichnungs- und Ordnungsarbeiten sind die spärlichen Veröffentlichungen in den anderen österreichischen Landschaften von geringer Bedeutung. Für Niederösterreich und das Burgenland ist die Sammlung und Forschung noch im Gang, die ersten Ergebnisse sind in den jeweiligen Landesatlanten eingezeichnet, nun müssen weitere Erarbeitungen folgen. Ab und zu konnten kleinere Vorarbeiten dafür schon veröffentlicht werden. So habe ich aus dem Material des von mir bearbeiteten Atlas der burgenländischen Volkskunde das Verhältnis der Maskengestalten „Bartl und Krampus“ (Burgenländische Heimatblätter, Bd. 25, Eisenstadt 1963, S. 113 ff.) herausgearbeitet. Studien wie diese, welche vor allem die Dynamik von Erscheinungsverbreitungen aufweisen, greifen freilich in mancher Hinsicht schon über den engeren Bereich des Maskenwesens hinaus.

Die Maskenforschungen selbst werden wohl zum Teil auf einer neuen Basis vor sich gehen müssen; die besonders durch die Fastnachtsforschung in Südwestdeutschland aufgeworfenen Fragen können hierzulande doch nicht unbeachtet bleiben. Nur das Ausgreifen über den engen Rahmen des Faschingswesens hinaus, das Miteinbeziehen der Hochzeitsmasken beispielsweise erscheint uns als eine landschaftliche Bereicherung, die von selbständiger Zukunftsbedeutung sein mag. In diesem Sinn sei beispielsweise auf eine Aufzeichnung aus Niederösterreich hingewiesen: Franz Schunko hat in seinem speziellen Sammelgebiet „Eine Bauernhochzeit im Pittental“ (Unsere Heimat Bd. 32, Wien 1961, S. 30 ff.) aufgenommen, wobei sich die volle Lebendigkeit des landschafts-

eigenen Hochzeitsmaskenwesens erwiesen hat. Eine im Sommer 1965 vom Österreichischen Museum für Volkskunde in Zusammenarbeit mit dem Phonogrammarchiv der Österreichischen Akademie der Wissenschaften durchgeführte Aufnahme einer gleichen derartigen großen Hochzeit in Hochneukirchen, ebenfalls mit ausführlichem Auftreten der „Maskera“, hat diese Lebendigkeit des Hochzeitsmaskenwesens in der gleichen Landschaft erneut erwiesen. Daraus mögen sich also weitere Anregungen der österreichischen Maskenforschung ergeben.

Masken und rituelle Androgynie in Salzburg im 17. und 18. Jahrhundert

Ein Nachtrag

Von Friedrich Johann Fischer

Erst nach Abschluß meiner Arbeit (ÖZV Bd. XX/69, 1966, S. 1 ff.) hat sich mir ein weiterer alter Beleg für die Geschlechtswechsel-Verkleidung ergeben, der hiermit nachgetragen sei:

In der Salzburger Fastnacht erscheinen immer wieder transvestitische Masken, weibliche Gestalten, von Männern vorgestellt, als Einzelmasken oder im Schwarme. Schon *Steinhäuser*, der Chronist der Salzburger Erzbischöfe *Wolf Dietrich* und *Marcus Sitticus*, berichtet darüber: Am Sonntag, dem 9. Feber 1614, halten in der Residenzstadt Salzburg die Kammer- und Hofkanzelisten in öffentlichem Umzuge ihren Fasching. Sie werden von den „Herrn Hof Musici“ begleitet; unter diesen sind die 6 Discantisten „in weyberclaydern angethan“. Beim Quintanarennen¹⁾, am 15. Feber 1616, auf dem Hofplatze der Residenzstadt abgehalten, reiten, im zweiten Aufzuge, einem Mohrenzuge, von Spielleuten begleitet, „die Möhrin“, ihre Arme und Brust waren, als ob sie nackt wären, mit schwarzer Leinwand bedeckt, dahinter, zu Pferde, 4 Teilnehmer des Rennens als „Mohrinnen“ verkleidet, reich mit Schmuck geziert; sie sollen „Mohrenköniginnen“ vorstellen. Im siebenten Aufzuge erschienen 4 „Ritter“, der hochfürstliche Vizestallmeister, ein hochfürstlicher „Fürschneider“, der Hofmeister und ein Truchseß „vnder den namen Vier streitbare Amazonische Khöniginnen“; sie „ließen ihr schön goltleuchtunde Haar fliegen“. Also auch das ist „höhere“ Spiegelung eines „Tieferen“.

¹⁾ Zum Quintana-Rennen vgl. jetzt *Leopold Kretzenbacher*, Ringreiten, Rolandspiel und Kufenstechen (= Buchreihe des Landesmuseum für Kärnten, Bd. XX) Klagenfurt 1966. S. 41 ff.

Chronik der Volkskunde

Der Verein für Volkskunde 1965/1966

Der Verein für Volkskunde in Wien hielt am 22. April 1966 seine Jahreshauptversammlung 1966 ab. Es konnte dabei folgender Tätigkeitsbericht über das abgelaufene Vereinsjahr vorgelegt werden:

1. Mitgliederbewegung:

Der Verein weist gegenwärtig einen **Stand von 358 Mitgliedern** auf (Stand vom 26. März 1965: 341 Mitglieder). Von den 358 Mitgliedern sind 5 Ehrenmitglieder und 25 Korrespondierende Mitglieder.

Im Verlauf des Vereinsjahres 1965/66 sind **5 Vereinsmitglieder verstorben**: Korr. Mitglied Univ.-Prof. Dr. Paul de Keyser, Gent; die Mitglieder Dr. Edmund Mudrak, Wien, OVetRat Dr. Gustav Schaefer, Wien, Frau Herta von Spiess, Wien, D. Sebastiao Pessanha Sintra (Portugal).

Ihren Austritt aus dem Verein haben **3 Mitglieder** erklärt: Bärbel Brunner, Klagenfurt, Karl Veigl, St. Pölten, Julius Fürst, Wien.

Im Berichtszeitraum konnte der Verein einen **Mitgliederzuwachs von 25 Personen** bzw. Institutionen verzeichnen: Korr. Mitglieder Univ.-Prof. Dr. Gerhard Heilfurth, Marburg/Lahn, und Univ.-Prof. Doktor Karel C. Peeters, Antwerpen; Neuanmeldungen: Josef Andessner, At. Martin im Innkreis (O.-Ö.), Arbeitsgemeinschaft für Volkskunde in Niederösterreich des N.-Ö. Bildungs- und Heimatwerkes, Wien, Biologische Station am Wilhelminenberg, Wien, Ernst Brunner, Luzern, Gertrude Czuberka, Wien, Dr. Bernward Deneke, Nürnberg, Otto Flemmich, Wien, Dr. Rudolf Fochler, Linz, Margaritha Golda, Wien, DDr. Margit Gröhs, Wien, Dr. Hans Gschnitzer, Innsbruck, Rudolf Hammer, Wien, Dr. Robert Hesse, Semriach (Stmk.), Hans-Hagen Hottenroth, Scheibbs (N.-Ö.), Institut für Volkskunde der Universität Wien, Leopold Kollmann, Graz-Göstling, Margot Lutze, Retterhof über Königstein (Hessen), Gerhard Maresch, Wien, Maria Maresch, Wien, Dr. Johanna Pekarek, Wien, Emil Schneeweis, Wien, Dr. Norbert Wallner, Innsbruck, Dr. Klara Wasitzky, Eisenstadt.

2. Vereinsveranstaltungen:

Während des Vereinsjahres 1965/66 konnten die monatlichen Veranstaltungen regelmäßig durchgeführt werden. In den Monaten des Winterhalbjahres fanden folgende **Vorträge** statt:

26. III. 1965: Dr. Sepp Walter (Vorstand des Steirischen Volkskundemuseums, Graz), „Steirische Frühlingsbräuche“;

23. IV. 1965: Univ.-Prof. Dr. Leopold Schmidt (Direktor des Österreichischen Museums für Volkskunde), „Mittelalterliche Kunstwerke als Bildquellen der Volkskunde“;

8. X. 1965: HObl. Franz Schunko (Wien), „Das Archiv des Österreichischen Volksliedwerkes für Wien und Niederösterreich — seine Bestände und seine Arbeitsweise“;
5. XI. 1965: Dr. Eugen Gabriel (Innsbruck/Dornbirn), „Volkskundliche Ergebnisse des Vorarlberger Sprachatlas“;
5. XII. 1965: Univ.-Doz. Dr. Maria Hornung (Wien), „Mundart- und Volkskunde auf Wanderungen im Raum von Osttirol“;
28. I. 1966: Archivdirektor Dr. Harry Kühnel (Krems), „Das Weinbaumuseum in Krems an der Donau“;
25. II. 1966: Univ.-Prof. Dr. Leopold Schmidt, „Die Sammlung Religiöse Volkskunst mit der alten Klosterapotheke im ehemaligen Ursulinenkloster“;
25. III. 1966: Dr. Kurt Conrad (Salzburg), „Der Flachgauer Einhof. Zur Problematik der volkskundlichen Bauernhausforschung in Österreich“.

Im Sommerhalbjahr wurde eine **Studienfahrt** durchgeführt:

22. V. 1965: 12. Studienfahrt nach St. Florian und Linz (Besuch der Ausstellung „Die Kunst der Donauschule“).

Außerdem hat der Verein für Volkskunde seine Mitglieder zu dem im Rahmen der vom Notring der wissenschaftlichen Verbände durchgeführten „Aktion wissenschaftlicher Film“ am 11. I. 1966 zum Filmabend „Münchner Schäfflertanz, Böhmerwälder Schwerttanz, Überlinger Schwertletanz, Ein ‚Sir Roger‘ aus der Buckligen Welt“ (Kommentar Univ.-Prof. Dr. Richard Wolfram) eingeladen.

3. Publikationen:

Die „Österreichische Zeitschrift für Volkskunde“, das zentrale Fachorgan der österreichischen Volkskunde, konnte auch 1965 im XIX/68. Jahrgang mit der in den letzten Jahren erhöhten Seitenanzahl von 19 bis 20 Druckbogen herausgebracht werden. Da die beiden Hefte dieses Jahrganges ungewöhnlich umfangreich waren, mußte das dritte und vierte Heft zu einem Heft zusammengezogen werden. Die Erscheinungsweise von vier Vierteljahrsheften soll aber grundsätzlich beibehalten werden. Diese Erscheinungsweise sowie die Ausstattung der Zeitschrift (Bildtafeln) kann aber nur durch die zusätzliche Gewährung von Drucksubventionen sichergestellt werden. 1965 haben das Bundesministerium durch die Festabnahme von 50 Zeitschriftenabonnements sowie die Landesregierungen von Burgenland, Niederösterreich und Steiermark, der Magistrat der Stadt Wien und der Notring der wissenschaftlichen Verbände Österreichs die ÖZV finanziell gefördert, wofür der Verein sehr zu Dank verpflichtet ist.

Die „Österreichische Zeitschrift für Volkskunde“ verfügt gegenwärtig über 565 Abnehmer (254 Abonnenten, 109 Buchhandelsbestellungen, 182 Tauschexemplare, 15 Bibliotheksexemplare). 1965/66 konnten 18 Vereinsmitglieder als Zeitschriftenabonnenten gewonnen werden.

Seit Januar 1966 gibt der Verein ein monatlich erscheinendes (10mal im Jahr) Nachrichtenblatt „**Volkskunde in Österreich**“ heraus, das allen Mitgliedern kostenlos zur Verfügung gestellt wird. Neben den Einladungen zu den Vereinsveranstaltungen enthält das Blatt Berichte, Kurznachrichten und bibliographische Hinweise auf Neuerscheinungen auf dem Gebiet der österreichischen Volkskunde; der Verein, hofft, mit diesem Nachrichtenblatt ein lebendiges Mitteilungs- und Verbindungsorgan geschaffen zu haben, das vor allem auch jenen Mitgliedern, die bisher nicht Bezieher der ÖZV waren, nunmehr ein echter Dienst erbringt. Die

Kosten für die Herstellung trägt zur Hälfte der Notring der wissenschaftlichen Verbände Österreichs.

Darüberhinaus konnte der Verein die Drucklegung einiger wissenschaftlicher **Publikationen fördern**. Für die Bücher von Luise Wache, Die Täuflingstrachten in Österreich (erschieden 1965 innerhalb der Schriftenreihe „Niederösterreichische Volkskunde“), und von Norbert Wallner, „Deutsches Marienliedgut um 1800 in der ladinische Tal-schaft Enneberg“ (erscheint im Rahmen der „Schlern-Schriften“) konnten auf Antrag des Vereines für Volkskunde namhafte Subventionen des Notringes der wissenschaftlichen Verbände Österreichs zur Verfügung gestellt werden.

Gleichfalls auf Antrag des Vereines für Volkskunde hat der Notring der wissenschaftlichen Verbände Österreichs die Drucklegung der volkswissenschaftlichen Dissertationen von Peter Simhandl, Bühne, Kostüm und Requisit der Paradeissspiele in den Volksschauspiellandschaften Süddeutschlands und Österreichs, und Christine Lauter, Die Darstellung der Ursprungslegenden auf den Wallfahrtsbildchen der österreichischen Gnadenstätten, übernommen.

4. Bücheraktionen

Auf Grund eines günstigen Angebotes des Österreichischen Bundesverlages konnte der Verein 200 Exemplare des Buches von Leopold Schmidt, Geschichte der österreichischen Volkskunde, käuflich erwerben und seinen Mitgliedern zu einem vorteilhaften Preis anbieten. Durch intensive Werbung war es möglich, zwei Drittel der angekauften Exemplare zu verkaufen.

Eine ähnliche Aktion wird gegenwärtig vorbereitet, nachdem der Verein vom Otto Müller Verlag, Salzburg, je 100 Exemplare von Viktor von Geramb, Die Rauchstuben im Lande Salzburg, und von Hanns Koren, Pflug und Arl, günstig ankaufen konnte.

Die im Nachrichtenblatt „Volkskunde in Österreich“ eingerichtete Spalte „Kleiner Büchermarkt“ gibt dem Verein überdies die Möglichkeit, fallweise aus seinen Beständen **Sonderdrucke** aus alten Nummern der Zeitschrift (ZÖV, WZV, ÖZV) zum Kauf anzubieten.

5. Statutenänderung

Die anlässlich der Generalversammlung 1965 des Vereines für Volkskunde am 26. März 1965 mit Einstimmigkeit beantragte Statutenänderung wurde durchgeführt. Demgemäß lautet jetzt

- § 12. (1) Der Ausschuss besteht aus zehn Mitgliedern, über deren Zahl hinaus nötigenfalls weitere Mitglieder kooptiert werden können, und dem Vorstand, die von der Generalversammlung aus der Zahl der Vereinsmitglieder gewählt werden.
- § 14. (8) Schriftliche Ausfertigungen und Bekanntmachungen des Vereines sind vom Präsidenten und vom Generalsekretär, sofern sie jedoch Geldangelegenheiten betreffen, vom Präsidenten oder dem Generalsekretär und vom Kassier gemeinsam zu unterfertigen. Alltägliche Schriftstücke von untergeordneter Bedeutung können vom Generalsekretär ohne Gegenzeichnung unterfertigt werden.

*

Bei der Jahreshauptversammlung wurde den beiden bisherigen Rechnungsprüfern für ihre geleistete Arbeit der herzliche Dank ausgesprochen. Auf Ihren Antrag wurde dem Kassier des Vereins die Ent-

lastung erteilt. Als neue Rechnungsprüfer wurden Frau Dr. Martha Sammer-Bauer und Herr Prof. Dr. Stephan Löscher gewählt.

Die Jahreshauptversammlung 1966 wählte als neue Korrespondierende Mitglieder des Vereines die Herrn Univ.-Prof. Dr. Walter Haevernick in Hamburg und Univ.-Prof. Dr. Kustaa Vilkuna in Helsinki, Finnland.

Im Anschluß an die Jahreshauptversammlung sprach der Leiter des Österreichischen Freilichtmuseums, Herr Dr. Herbert Pöttler, Graz, über „Ein Freilichtmuseum für Österreich“. Sein von zahlreichen vorzüglichen Farblichtbildern unterstützter Vortrag wurde mit großem Beifall aufgenommen.

Klaus Beitzl

Erfolgreicher Aufbau im Österreichischen Freilichtmuseum

Das im November 1962 in Graz gegründete „Österreichische Freilichtmuseum“ hielt am 1. Juli 1965 im Grazer Landhaus seine Jahreshauptversammlung ab. Die im Kuratorium vertretenen sechs Ministerien und die Bundesländer nahmen durch Delegierte an der Veranstaltung teil. Der steirische Landeshauptmannstellvertreter Univ.-Prof. Dr. Hanns Koren hieß in seiner Eigenschaft als geschäftsführender Präsident die Tagungsteilnehmer herzlich willkommen und verwies auf die erfolgreiche Entwicklung des Museumsaufbaues. Der Präsident der Gründung Minister a. D. Landeshauptmannstellvertreter Dr. Heinrich Drimmel eröffnete hierauf als Vorsitzender die Tagung, dankte den Delegierten für ihr Erscheinen und begrüßte im besonderen den Landeshauptmann von Steiermark Senator h. c. Josef Krainer als stets hilfsbereiten Förderer des Freilichtmuseums. Im weiteren Verlauf der Tagesordnung gab der Geschäftsführer und Leiter des Österreichischen Freilichtmuseums Prof. Dr. Viktor Herbert Pöttler einen umfangreichen Tätigkeitsbericht.

Den Ausführungen war folgendes zu entnehmen:

Das Österreichische Freilichtmuseum hat die Aufgabe übernommen durch die Übertragung historisch wertvoller bäuerlicher Wohn- und Wirtschaftsbauten in ein geschlossenes Gelände die alte bäuerliche Lebenswelt in kulturell und wissenschaftlich bedeutsamen Beispielen der Nachwelt zu erhalten. Bisher war es möglich, neun Objekte in das Museumsgelände zu überführen, wovon vier Bauten unter Dach gebracht werden konnten.

Als erstes Gehöft wurde im Jahre 1963 das Rauchstubenhaus vulgo „Sallegger Moar“ aus Sallegg bei Birkfeld, Gemeinde Koglhof, in das Museumsgelände übertragen. Das Bauwerk stammt aus dem Jahre 1775 und ist in seiner ursprünglichen Form bis in die Gegenwart völlig unverändert erhalten geblieben. Mit dem heimelig wirkenden Strohdach fügt sich der „Sallegger Moar“ bestens in das Museumsgelände ein und hat dort nach seiner Wiedererrichtung eine neue Heimat gefunden.

Im Februar des Jahres 1964 konnte ein Weingartenhaus vom Tieschener Königsberg in das Museumsgelände übertragen werden. Konstruktion und Ausführung dieses Baues aus dem Jahre 1564 sind so urtümlich, daß die Hausforschung das Weingartenhaus als Archetyp des Hausbaues unserer Landschaft bezeichnen kann, und auch die Archäologie ihr Interesse für dieses Objekt bekundet hat.

Aus Unterschnitten im Burgenland konnte ein mit 1771 datierter Kitting (Getreidespeicher) erworben und in das Museumsgelände gebracht werden.

Im April 1964 wurde ein Bregenzerwälderhaus aus Schwarzenberg in Vorarlberg in das Freilichtmuseum eingeholt. Das Bauwerk ist ein aufschlußreiches Beispiel für die hochentwickelte Wohnkultur des Bregenzerwaldes und wird unser westlichstes Bundesland würdig vertreten. Mit dem Wiederaufbau des Objektes konnte im Mai 1965 begonnen werden.

Für die im Freilichtmuseum geplante Almsiedlung konnte aus dem salzburgisch-tirolischen Grenzraum bei Gerlos eine Sennhütte erworben und in das Freilichtmuseum übergeführt werden.

Ein besonders eindrucksvolles Bauwerk, das Rauchstubenhaus vulgo „Säuerling“ aus Einach an der Mur, dessen Anfänge wahrscheinlich in das 16. Jahrhundert zurückreichen, hat gleichfalls seine Wanderung in das Museumsgelände im vorigen Sommer angetreten. Die Wiedererrichtung des Bauwerkes ist soweit vorangeschritten, daß noch bis Dezember 1964 mit dem Abschluß der wesentlichsten Arbeiten gerechnet werden kann.

Eine besonders wertvolle Bereicherung des Österreichischen Freilichtmuseums stellt der „Wegleithof“ aus St. Walburg im Ultental in Südtirol, dar, der im Juli des vergangenen Jahres in das Museumsgelände übersiedelt ist. Das Objekt besteht aus einem Wohnhaus und einem großen Stallgebäude. Das Wohnhaus konnte bis November unter Dach gebracht werden. Das gesamte Gehöft soll noch bis Ende 1965 fertiggestellt werden.

Aus St. Nikolai im Sölketal wurde ein Rauchstubenhaus vulgo „Lara“ in das Museumsgelände eingeholt und erwartet dort in absehbarer Zeit seine Wiedererrichtung.

Zu den genannten Objekten kommt noch eine Getreidestampfe, eine Mühle und eine Hausschmiede.

Für 1965/66 ist die Überführung von Objekten aus Tirol, Salzburg, Kärnten und Oberösterreich vorgesehen. Auch die Bundesländer Wien und Niederösterreich sind zur Zeit bemüht ein geeignetes Objekt für die Übertragung in das Österreichische Freilichtmuseum ausfindig zu machen.

Nach diesem Tätigkeitsbericht sprach der Finanzreferent des Österreichischen Freilichtmuseums Kommerzialrat Dr. Sigbert Pauritsch, Generaldirektor der Steiermärkischen Sparkasse in Graz, über die Finanzgebarung 1964/65 und erbat von Bund und Länder auch für 1966 die Bereitstellung von Förderungsbeiträgen. Namens der Steiermärkischen Sparkasse konnte Herr Generaldirektor Dr. Pauritsch die Genehmigung eines Förderungsbeitrages von S 120.000,— bekanntgeben.

Die Veranstaltung, die mit Dankesworten des Vorsitzenden Minister a. D. Dr. Drimmel an die Berichterstatter, sowie an alle Sitzungsteilnehmer schloß, zeigte, daß der Aufbau des Österreichischen Freilichtmuseums außerordentlich erfolgreiche Fortschritte macht und der hohe Wert dieser Gründung sich schon jetzt erkennen läßt.

Am Nachmittag besuchten die Teilnehmer an der Jahreshauptversammlung des Österreichischen Freilichtmuseums das Museumsgelände in Stübing und konnten sich an Ort und Stelle vom Aufbau des Freilichtmuseums überzeugen.

Über diese Jahreshauptversammlung 1965 wurde ein „Protokoll“ angelegt, das auch vervielfältigt in Form eines eigenen stattlichen Heftes (25 Seiten und 16 Zeichnungen) erschienen ist.

Viktor Herbert Pöttler

Die „Sammlung Religiöse Volkskunst“ in Wien

Am 18. Mai 1966 wurde durch den Herrn Bundesminister für Unterricht Dr. Theodor Piffl-Perčević in Anwesenheit zahlreicher prominenter Gäste die „Sammlung für Religiöse Volkskunst mit der alten Klosterapotheke im ehemaligen Wiener Ursulinenkloster“ eröffnet. Es handelt sich dabei um eine erste Außenstelle, eine Dependence des Österreichischen Museums für Volkskunde, deren Errichtung seit längerer Zeit bereits betrieben und vorbereitet worden war. Das Gebäude des alten Ursulinenklosters (Wien I., Johannesgasse 8) war nach der Übernahme durch das Bundesministerium für Unterricht der Akademie für Musik und darstellende Kunst übergeben worden. Die kleine spätbarocke Klosterapotheke im Erdgeschoß wurde bei dieser Gelegenheit dem Museum für Volkskunde zur musealen Verwaltung übergeben. Das Museum übernahm die seinem Wirkungsbereich nur sehr bedingt zuzuweisende Apotheke unter der Bedingung, einige im Bereich des Apotheckenraumes befindliche Räume dazuzubekommen und in ihnen eine Außenstelle einrichten zu können.

Das Bundesministerium für Unterricht willigte in diesen Plan der Museumsdirektion ein, das Bundesministerium für Handel und Wiederaufbau ließ durch die ihm unterstellte Bundesgebäudeverwaltung die Räume zu sehr brauchbaren Museumsräumen ausgestalten. Es handelte sich um eine Art von Restaurierung, die aus den stark vernachlässigten, unterteilten Räumen des Wirtschaftstraktes eine kleine Einheit von drei Ausstellungsräumen und einem ebenfalls der Aufstellung dienenden langen Gang schuf. Die Räume wurden einheitlich mit beleuchtbaren Vitrinen ausgestattet, die Apothekenmöbel konnten von den Restauratoren und Tischlern des Museums wiederhergestellt werden. Das große Bild „Christus als Apotheker“, das sich in der Apotheke vorfand und das wie die anderen Bilder in diesem Raum in den Werkstätten des Bundesdenkmalamtes vorzüglich restauriert wurde, unterstützte wesentlich die von der Museumsdirektion angestrebte Widmung der Außenstelle zu einer kleinen Galerie alter religiöser Volkskunst. Entsprechend dem Charakter und der Geschichte des Ursulinenklosters wurde auf die barocke volksfromme Kunst der Hauptwert gelegt. Das reiche Depotmaterial des Museums, das weitgehend dem gleichen Zeitraum angehört, bot für diese Widmung die Möglichkeit einer beinahe mühelosen Verwirklichung. Die Gegenstände mußten nur aus ihren diversen Unterbringungen herausgeholt, gesäubert und mitunter etwas restauriert werden, um bereits entsprechende Gruppen für die mehr oder minder ikonographisch angeordneten Räume bzw. Vitrinen zu ergeben. Diese interne Arbeit, die zugleich zur Nachinventarisierung diente, erschloß die in den Einlaufinventaren meist nur sehr flüchtig gekennzeichneten Gegenstände ihrer Herkunft und ihrer stofflichen und formalen Eigenart nach. Sehr viele Objekte konnten ikonographisch bedeutend klarer als bisher zugeordnet werden, es ergaben sich bestimmte Gruppen, für die sich auch einige Schaubehelfe, vor allem Verbreitungskarten, erarbeiten ließen.

Dementsprechend wurde der Raum vor der Apotheke also Christus gewidmet, und besonders die Symbolik und Allegorik um Christi Geburt, Leiden und Tod herausgearbeitet. Einige Objekte konnten direkt den geistigen Weg zum „Christus als Apotheker“ ebnen, der in einer derartigen intimen Aufstellung ja auch für den Laien-Besucher erkennbar sein soll. Nur dann versteht er die geistliche Bedeutung der Ausstattung der alten Klosterapotheke selbst, die ihrer-

seits wieder durch eine Karte der Verbreitung des Bildmotives „Christus als Apotheker“ aufgeschlossen wurde. Der Raum nach der Apotheke wurde, anknüpfend an ein vorzügliches Maria-Taferl-Votivbild in der Apotheke, der Darstellung der Marienverehrung gewidmet. Die Vitrinen auf dem Gang schließlich enthalten Objekte der Verehrung des hl. Joseph, des hl. Florian, der Pestpatrone Sebastian, Rochus und Rosalia, der hl. Dreifaltigkeit, der hl. Anna, des hl. Johannes des Täufers, der Ordensheiligen Franziskus von Assisi und Antonius von Padua, des hl. Nepomuk und schließlich der Gruppe der „Wahren Bildnisse“ von Jesus und Maria. Die Karten (Christus als Apotheker, Sebastian, Dreifaltigkeit, Anna) wurden von Dr. Klaus Beitzl neu entworfen und von Frau Friedel Zimmermann gezeichnet. Eine Reihe von Karten (Mariazeller Wallfahrten, Marienwallfahrten in Österreich usw.) konnten aus dem Bestand des Museums übernommen und hier zu neuer Geltung gebracht werden.

Die neue Sammlung, diese erste Dependence des Museums, soll in absehbarer Zeit durch einen ausführlichen Katalog erschlossen werden.

Leopold Schmidt

1. Seminar für Volksliedforschung an der Akademie für Musik und Darstellende Kunst in Wien vom 4 bis 15. Oktober 1965

Das 1. Seminar für Volksliedforschung zeigte von neuem, daß die Probleme und Aufgaben der Volksliedforschung nie enden werden, solange wir das Volkslied als Teil unseres musikalischen Daseins betrachten. Was man vom Seminar erwartete, wurde durch die Vortragenden im höchsten Maße erfüllt: 17 Referenten haben in 11 Tagen die Fülle des Materials, die Größe der Aufgaben und viele Probleme der Volksliedforschung Österreichs in 26 Vorträgen behandelt. Fruchtbare erwies sich das Zusammenfassen aller großen Persönlichkeiten der Forschung, die nun durch das für sie geschaffene Forum an der Akademie ihr wichtiges Wort auch dorthin lenken konnten, wohin es bisher nicht zu dringen vermochte. Die zahlreichen Referate trugen wesentlich zur Festigung, Erneuerung und Weiterführung der Forschung bei. Die durch den Präsidenten der Akademie, Prof. Hans Sittner angekündigte Fortsetzung des Seminars liegt in der Unermeßlichkeit des Stoffes begründet, die das volksmusikalische Schaffen kennzeichnet. Deshalb ist den Referenten zu danken, daß sie in ihren Vorträgen all das herausstellten, was zur Darstellung der Gesamtheit unseres Volksliedes führen soll. Erst in einer systematischen Erweiterung des Seminars und in der Durchdringung aller Gebiete unserer musikalischen Volkskultur werden wir die Geschichte des Volksliedes und der Volksmusik in Österreich schreiben können.

Bemerkenswert am 1. Seminar waren neben den Referaten über die kulturgeschichtlichen (L. Schmidt) und die musikalischen Grundlagen (F. Eibner) des Volksliedes in Österreich die ersten Versuche, österreichische Liedlandschaften darzustellen. Für das Burgenland sprach H. Dreß, für Salzburg W. Keller, für Tirol K. Horak und für Vorarlberg J. Bitsche. Solcherart Vorträge entwickeln sich zum Angelpunkt der Volksliedforschung. Bedenkt man, daß das Erforschbare aus dem Sammelmateriale erwuchs, dann ist man erstaunt, daß im Gegensatz zu den „alten“ Ländern der Volksliedforschung — wie z. B. Tirol oder Salzburg — das Land vor dem Arlberg erst seit 1954 ein eigenes Archiv

und einen eigenen Arbeitsausschuß für die Sammlung und Bearbeitung des Materials besitzt.

Hier erweist es sich, daß es nie zu spät ist, anzufangen. Josef Bitsche konnte erstmalig einen Überblick über ein Land geben, dessen Konturen in volksmusikalischer Hinsicht nur erahnt wurden. In der wirklichkeitsgetreuen Darstellung anhand des gesammelten und erforschten Materials entstand das Bild des singenden Menschen in Vorarlberg, sein Liedgut, und die Art, es zu singen.

Wie stark auch heute noch alles Überlieferte von den Gesetzmäßigkeiten des Brauchtums, des Klanges und der Sprache getragen wird, bewiesen die Referate von Leopold Schmidt (Das Brauchtumslied), Franz Eibner (Die Mehrstimmigkeit im österreichischen Volkslied) und Norbert Wallner (Rhythmische Formen des alpenländischen Liedes). In diesen Referaten kündete sich die zukünftige Ganzheitschau an, die am Volkslied ebenso vorgenommen werden wird, wie dies schon in anderen Bereichen der Geisteswissenschaften geschieht.

Im Verlauf des Seminars wurden auch jene Probleme vorgestellt, die in engster Beziehung zur Gegenwart stehen: „Das österreichische Volkslied und seine Bearbeitung (E. L. Uray), „Das Volkslied im Hörfunk“ (Günther Richter), „Die Volksliedforschung und Volksliedpflege in der Schule (E. Würzl), und „Die Volksliedpflege in der Landschaft“ (N. Wallner). Hier bewahrheitete sich jenes Wort von der „Magna Charta“ der österreichischen Volksliedforschung, das Leopold Nowak am Beginn des Seminars ausgesprochen hatte. Wissenschaft und Pflege waren in der Volksliedforschung Österreichs immer schon ein Paar, das in manchen glücklichen Fällen in der Person eines Forschers vorbildhaft wirksam wurde (Georg Kotek). Alle Bearbeitung und Pflege kann aber nicht ohne das „Sammelgut“ sein, von dem Hans Comenda sprach; und die Gegenwart kann ihre Aufgaben nicht ohne die Leistungen der Vergangenheit erfüllen (W. Deutsch).

Geschichte im Lied (K. M. Klier), Geschichte in der Sprache (Maria Hornung), Geschichte als Werdegang forschender Tätigkeit, wie sie in den Bibliographien sichtbar wird (Maria Kundegrabner), und Geschichte, gewonnen aus den Lautentabulaturen (Josef Klima), immer verstanden als Geschichte des Liedes, das als poetisch-musikalischer Ausdruck des singenden Menschen, von der Vergangenheit herkommend unsere Gegenwart bereichert und die Zukunft noch hoffentlich befruchtet.

Dieses 1. Seminar der Musikakademie bekundete, daß jegliches Fortschreiten der Volksliedforschung in Österreich vom Anteil des einzelnen Forschers abhängig ist. Sein Wissen und seine Erkenntnisse kann er nur dann fruchtbringend weitergeben, wenn ihm der lebendige Hörer vor Augen steht. So begrüßt es die Akademie für Musik und darstellende Kunst in Wien, forschenden Persönlichkeiten als Forum zu dienen, um für jenen nicht leicht faßbaren Begriff „Volkslied“ auch in diesem Bereich Tiefe, Höhe und Breite zu gewinnen. Walter Deutsch

Stammel-Ausstellung in Graz

In der Zeit vom 25. November 1965 bis 16. Jänner 1966 fand im Ecksaal des Joanneums in Graz eine von der Alten Galerie am Landesmuseums Joanneum veranstaltete Sonderausstellung „Josef Thaddäus Stammel“ zu Ehren des vor zweihundert Jahren gestorbenen steirischen Bildschnitzers statt. Die vom Leiter der Alten Galerie Kurt Woischschläger veranstaltete Ausstellung soll hier besonders erwähnt wer-

den, weil sie in der Gestaltung und im Katalog versuchte, von dem in den letzten Jahrzehnten etwas zum Klischee gewordenen Bild Stammels als „typischen Vertreters der bodenständigen alpenländischen Barockplastik“ wegzukommen, ein Bild, das nicht zuletzt durch Stammels Weihnatskrippen mitbestimmt worden ist. Woisetschläger konnte aber zeigen, daß Stammel, der Sohn eines aus Eschenlohe in Bayern um 1680 nach Graz eingewanderten Bildhauers, eigentlich ein Künstler ganz anderer Art war, daß das architektonische Element, das ja auch den Aufbau seiner Krippen bestimmt, für ihn wesentlich war. Die „Gestaltungsprinzipien barocker Bühnenkonzeptionen“ haben ihn bei weitem stärker beeindruckt als etwa die Traditionen der Krippe mit ihren beweglichen Elementen, Figuren und Szenengruppen. Schon um seiner kritischen Haltung wegen wird man daher den schönen Katalog (29 Seiten und 16 Abb. auf Tafeln) in guter Erinnerung behalten müssen und zum Handapparat einer historischen Volkskunsthforschung stellen.

Leopold Schmidt

Großmährische Ausstellung

In der Zeit vom 8. März bis zum 8. Mai 1966 fand im Wiener Künstlerhaus die bedeutende Ausstellung „Großmähren und die christliche Mission bei den Slawen“ statt, die von der Tschechoslowakischen Akademie der Wissenschaften veranstaltet und vom Institut für Österreichkunde betreut wurde. Da es sich um die versunkene Kultur eines kurzlebigen Staatsgebildes an der Nordgrenze von Niederösterreich handelt, erscheinen die Ergebnisse der seit Jahren durchgeführten Ausgrabungen in Mähren und in der Slowakei, die hier dargeboten wurden, auch für die historische Volkskunde unserer Landschaften wichtig. Die Ausstellung bot das frühgeschichtlich sehr genau durchgearbeitete Fundmaterial in einer modern brillierenden Aufstellungsart, mit reicher Verwendung von mehr oder minder filmischen Effekten, also Beleuchtungen, Vergrößerungen, Bodenversenkungen usw. Soweit man sich dennoch auf das Ausstellungsmaterial konzentrieren konnte, ließen sich für uns wichtige Gruppen der Keramik und der bäuerlichen Arbeitsgeräte erkennen. Bei beiden Gruppen waren ähnlich wie beim Schmuck die spätantiken Beziehungen am ehesten wahrzunehmen. Auch wenn es merkwürdig klingen mag, so scheint es in diesem versunkenen Großmährischen Reich eigentlich nur Kulturgüter aus der Spätantike, und zwar von Rom wie von Byzanz wie von Aachen her gegeben zu haben, aber so gut wie keine altslawischen Bestände. Die symmetrischen Arl-Scharen, die Sichel- und Sensenklingen, die Querhauenklingen, sie alle und noch weit mehr aus diesen Fundmaterialien würden sich, ohne den Fundzusammenhang zu kennen, in jenem 9. Jahrhundert nicht lokalisieren lassen.

Außer vielen Komplexen bekannter oder bekannt anmutender Dinge zeigte die Ausstellung erfreulicherweise auch einige Funde, die sich nicht ohne weiteres zuweisen lassen. Im Bereich der geistigen Kultur gilt dies besonders für die kleinen Tonplastiken in Tierform (Stier, Pferd, Phantasiegestalten, Nr. 1089), die als Opfergaben angesprochen werden, ohne daß man solche Votive in dieser Zeit sonst nachweisen könnte. So zweifelhaft also diese und manche andere Stücke der Exposition auch sein mögen, es war sehr verdienstlich, sie einmal vor einem großen Publikum in Wien zu zeigen. Von dauernder Bedeutung wird der umfangreiche Katalog der Ausstellung bleiben (247 Seiten,

98 Abb. auf Tafeln, mehrere Karten im Text), der auch eine Reihe von wichtigen Aufsätzen (von Herbert Mitscha-Märheim, Heinrich Koller, Franz Zagiba und den Ausgräbern Josef Poulik, Vilem Hruby, Josef Cibulka, Klement Benda, Anton Tocik, Radomir Pleiner, Herbert Jan-kuhn, Frantisek Kalousek, Antonin Dostal und Lubomir Havlik) enthält. Da die bisherigen Berichte und Mitteilungen über diese Fundkomplexe zumeist nur in tschechischer Sprache erschienen sind, wird dieser Katalog mit den fundierten Aufsätzen und den guten Bildern und Karten für längere Zeit ein Handbuch der Geschichte und Kulturgeschichte des kurzlebigen Großmährischen Reiches ersetzen müssen.

Leopold Schmidt

4. Tagung für niederösterreichische Volkskunde

Die Arbeitsgemeinschaft für Volkskunde im Niederösterreichischen Bildungs- und Heimatwerk veranstaltete in der Zeit vom 9. bis 12. Juni 1966 in Zwettl ihre 4. Tagung. Die Tagungsteilnehmer wurden von den Vertretern der Behörden des Landes, des Bezirkes, sowie der Stadt herzlich begrüßt, eine Besichtigung des Stiftes Zwettl und seiner Kunstsammlungen bildete den Auftakt zu den weiteren Veranstaltungen, die infolge der vorzüglichen Organisation seitens des Landesvorsitzenden Bezirksschulinspektor Hans Gruber und der Leiterin der Arbeitsgemeinschaft Frau Dr. Helene Grunn pünktlich abliefen. Der 10. Juni brachte nach einer Besichtigung des Anton-Museums im alten Zwettler Stadtturm zunächst die Vorträge von Dir. Josef Buchinger über die Sagen des Bezirkes St. Pölten und von Schulrat Rupert Riedl über die von ihm im Waldviertel und in der Wachau gesammelten Sagen. Am Nachmittag des gleichen Tages sprach zunächst Oberstaatsbibliothekar Dr. Walter Pongratz über die Bibliographie der Volks-sage in Niederösterreich, und anschließend versuchte der Referent die niederösterreichische Sage im Spiegel der Herkunfts- und Verbreitungsforschung darzustellen. Am 11. Juni fanden zunächst die Vorträge von Dr. Klaus Beitzl über die Historische Sage mit besonderer Berücksichtigung Niederösterreichs und von Frl. Dr. Christine Lauter über die Legenden im niederösterreichischen Waldviertel statt. Am Nachmittag sprach Dr. Helmut Fiehlauer über die Sagen des Bezirkes Scheibbs, mit besonderer Ausführung des Motives der kämpfenden Böcke.

Die wissenschaftlichen Veranstaltungen waren von einigen künstlerischen und gesellschaftlichen umrahmt. Der erste Abend brachte im Saal der Arbeiterkammer eine Lesung von charakteristischen Waldviertler Dichtungen. Es wurde aus dem „Hehmann“ von Josef Pfandler ebenso vorgetragen wie aus den „Rossen des Urban Roithner“ von Imma von Bodmershof. Am zweiten Abend brachte eine Laienspielschar aus Schrems einige Szenen des Volksstückes „Der Grasel“ von Siegfried Freiberg zur Aufführung, wonach noch einige Grasel-Vierzeiler abgesungen wurden. Die beiden Abende zeigten, wie sich die sehr oft weiteren Kreisen gar nicht bekannte Sagendichtung der Sagensammlung und Sagenforschung an die Seite stellen läßt.

An gesellschaftlichen Rahmenveranstaltungen bleibt nach der Führung durch Stift Zwettl noch die von der Stadt Zwettl gebotene Fahrt zu den Kampthal-Stauseen zu erwähnen, und schließlich die am Sonntag-Vormittag durchgeführte Fahrt nach Gmünd, wo von der Stadt

die Besichtigung der sagenumwobenen Blockheide, eines schönen Naturschutzgebietes, geboten wurde. Es bleibt zu hoffen, daß diese von einem eigenen Stil getragene Tagung für die weitere Entwicklung der Sagensammlung und -forschung im Lande nicht ohne Folgen bleiben wird. Die starke Anteilnahme der fast hundert Teilnehmer aus Wien, aus ganz Niederösterreich und aus einigen weiteren Bundesländern sowohl an den Vorträgen und Führungen, wie an den künstlerischen Abendveranstaltungen, läßt dies jedenfalls hoffen.

Leopold Schmidt

Zum Jubiläum des Berliner Museums für Volkskunde

Wir konnten hier (ÖZV Bd. XVIII/57, 1965, S. 84) darauf hinweisen, daß das Museum für Volkskunde in Berlin seinen fünfundsiebzighjährigen Bestand feiern konnte. Nunmehr ist, freilich mit beträchtlicher Verspätung, auch die von der östlichen Hälfte dieses bedauernswerten Museums längst geplante Festschrift erschienen, unter dem Titel „75 Jahre Museum für Volkskunde zu Berlin. 1889—1964“ (Berlin, Staatliche Museen zu Berlin, 1964. 240 Seiten, zahlreiche Abb. auf 64 Tafeln). Der Band bringt vor allem eine ausführliche Entwicklungsgeschichte des Museums aus der Feder des derzeitigen Direktors, Ulrich Steinmann, die museums- und forschungsgeschichtlich sehr aufschlußreich ist. Die meisten anderen Beiträge gehören der Sachvolkskunde, besonders der Geräteforschung an. Als Gast kommt Aleksei Peterson aus Dorpat mit dem Beitrag „Über die Methodik der Sammeltätigkeit des Staatlichen Ethnographiemuseums der Estnischen SSR in den Jahren 1958 bis 1963“ zu Wort. Dann behandeln Wolfgang Jacobeit und Rudolf Quiertzsch „Bäuerliches Arbeitsgerät im Museum für Volkskunde zu Berlin“. Ebenfalls aus dem Berliner Forscherkreis stammt der Beitrag von Reinhard Peesch „Die Knüttstöcke von Bergen auf Rügen“ (es handelt sich um Proben-Stöcke zum Netzstricken aus der schwedischen Zeit Rügens). Dann behandelt Wolfgang Rudolph den „Bootsbau in Brandenburg“. Der bedeutende mecklenburgische Bauernhausforscher Karl Baumgarten erläutert „Mecklenburgisch-vorpommersche Durchgangshäuser des 18. Jahrhunderts“. Das Berliner Museum enthielt einstmals einen sehr stattlichen Bestand österreichischer Volkskunst. Darauf bezieht sich mein Beitrag „Bäuerliche Möbel aus Niederösterreich im Volkskunde-Museum zu Berlin“, durch den auch die zu Kriegsende verbrannten Stücke aus Niederösterreich erfaßt und abgebildet erscheinen. Joachim Pommerning behandelt „Die Spanbeleuchtung“, unter den Beispielen befinden sich ebenfalls einige österreichische Stücke. Erika Karasek schreibt über „Die Beziehungen zwischen Gewebebreite und Schnitt bei volkstümlichen Hemdformen“, mit Beispielen aus Thüringen. Brigitte Born kann einen „Egerländer Hochzeitszug auf einem Zinnteller aus Schönfeld bei Schlaggenwald“ feststellen, offenbar eine Übertragung von den bekannten Deckfarbenmalereien aus dem Egerländer Brauchtum. Johanna Jaenecke-Nickel befaßt sich mit den Brauchspielgeräten „Abschußvogel und Abwurftaube“, wobei es sich zum Teil um eine Volkskunst der Gegenwart in Pommern handelt. Helmut Wilsdorf schließlich handelt ausführlich über „Montanethnographie und Museum“, wobei er sich nachdrücklich auf unsere kleine Ausstellung von 1959 bezieht. Seine alphabetische Aufzählung von Gegenständen und Gegenstandsgruppen aus bergmännischem Bereich, die

volkskundlich gesammelt und bearbeitet werden können, ist bemerkenswert.

So zeigt diese Festschrift, daß doch in dieser Osthälfte des alten Berliner Museums wissenschaftliches Leben herrscht, und eine gewisse Einstellung auf die Arbeitsgebiete des Instituts für Volkskunde an der Berliner Akademie der Wissenschaften richtunggebend wirkt. Der Ausgriff über die früher fast ausschließlich gepflegte Volkskunsthochforschung hinaus in Richtung der Geräteforschung, der im Zusammenhang mit der durch Wolfgang Jacobkeit durchgeführten Arbeitsgeräteaufnahme verstanden werden muß, hat dem Museum zweifellos eine neue eigene Geltung eingetragen. Zu ihrer weiteren Steigerung wird aber freilich vor allem ein neues Gebäude notwendig sein. Aber dem Berliner Museum ist ja leider in all den 75, jetzt eigentlich schon 78 Jahren seines Bestehens, ein vernünftiges, praktikables Gebäude versagt geblieben, alle seine Unterkünfte waren nur Notbehausungen. Es bleibt also sehr bedauerlich, daß Ulrich Steinmann seine Museumsgeschichte doch mit der zaghaften Forderung schließen muß: „Um einen umfassenden Überblick über die materielle Volkskultur geben zu können, sind aber ausreichende Räumlichkeiten notwendig, die auf der Museumsinsel nicht zur Verfügung stehen. Vielmehr ist für die großen Aufgaben dieses zentralen Volkskunde-Museums ein besonderes Gebäude innerhalb Berlins notwendig“. Von dem ebenso zaghaft angeschlossenen Wunsch, dann auch noch Gelände für ein Freilichtmuseum zu bekommen, braucht wohl kaum gesprochen zu werden. Es wäre schon schön, wenn wenigstens die große Bitte um ein eigenes Haus für dieses traditionsreiche, aber auch vielleicht doch zukunftsverheißende Museum diesmal nicht umsonst ausgesprochen wäre.

Leopold Schmidt

Auszeichnung

Der Bundespräsident hat dem Mitglied unseres Vereines Herrn Dipl.-Ing. Wilhelm Ast, Sekretär der Bezirksbauernkammer Gutenstein, mit Entschließung vom 28. III. 1966 anlässlich seines Ausscheidens aus dem aktiven Dienst das Goldene Verdienstzeichen der Republik Österreich verliehen. (Wiener Zeitung Nr. 90 vom 19. IV. 1966, S. 2)

Anton Dörner 80 Jahre

Am 13. Juni 1966 konnte Univ.-Prof. Dr. Anton Dörner, Direktor der Innsbrucker Universitätsbibliothek in Ruhe, seinen 80. Geburtstag feiern. Anton Dörner, seit Jahrzehnten der Volkskunde eng verbunden, Korrespondierendes Mitglied unseres Vereines, hat von 1947 bis 1954 auch an der Redaktion der Österreichischen Zeitschrift für Volkskunde Anteil gehabt.

Dörners reiches Lebenswerk auf den Gebieten der Germanistik, der Theaterwissenschaft und der Volkskunde, in allen Disziplinen im wesentlichen auf Tirol eingestellt, alle diese Gebiete mit Tiroler Materialien bereichernd und von innertirolischen Standpunkten her interpretierend, läßt sich kaum überblicken. Dörner hat 1951 sein Leben und Werk in einer sehr lebendig geschriebenen kleinen Autobiographie überschaut und dieser auch eine sehr nützliche Bibliographie beigegeben. Sie umfaßte damals 241 Nummern, wobei die sehr zahlreichen kleinen Aufsätze, Buchbesprechungen usw. nicht eigens gezählt sind.

phie erfaßt hat. Es mögen alles in allem tausende von gedruckten Veröffentlichungen sein, mit denen Dörrer, stets ebenso angeregt wie anregend, zu seinen Forschungsgegenständen Stellung genommen hat. Vom kurzen Zeitungsartikel bis zum umfangreichen Buch hat es in diesem Lebenswerk alles gegeben, Untersuchungen und Darstellungen ebenso wie Kritiken, Mahnworte, Polemiken der verschiedensten Art und Tönung. Wer sich mit Tirolensien unserer Interessengebiete beschäftigt hat, ist ein halbes Jahrhundert hindurch nicht um Dörrers Werk herumgekommen, hat sich mit ihm auseinanderzusetzen gehabt, und ist mit so manchem Hinweis, so mancher Aufmunterung oder auch manchem Tadel, mancher Aburteilung, in dieses Werk hineinbezogen worden. Gerade dadurch ist sein Werk zweifellos zum Spiegel des Menschen, des Charakters seines Verfassers geworden. So verstanden ergeht unser respektvoller Gruß zu Dörrers 80. Geburtstag nach Innsbruck.

Leopold Schmidt

Paul de Keyser †

Ende Februar 1966 ist das Korrespondierende Mitglied unseres Vereines, Prof. Dr. Paul de Keyser in Gent, Belgien, unerwartet gestorben. Paul de Keyser war eine der bedeutendsten Gestalten im Bereich der europäischen Volkskunde, ein großer Kenner vor allem der flämisch-niederländischen Volkskultur, für deren Erforschung er von seinem Lehrstuhl an der Universität Gent aus sehr viel geleistet hat. Er hat 1926 den „Bond der Oostvlaamse Volkskundigen“ gegründet, von diesem aus das Genter Volkskunde-Museum geschaffen, und die Zeitschrift dieser Vereinigung „Oostvlaamsche Zanten“ ins Leben gerufen, die heute bereits im 41. Jahrgang steht, eine der lebensvollsten Volkskunde-Zeitschriften, die wir kennen.

Paul de Keyser hat sich der Volkskunde von der Seite seines Berufes, der Erforschung der mittelniederländischen Sprache und Literatur her genähert. Die geistige Volkskultur tritt dementsprechend in seinen Veröffentlichungen stark hervor, nicht wenige seiner Zeitschriftenbeiträge beschäftigten sich beispielsweise mit den Sagen seiner geliebten Stadt Gent. Aber auch die Bildzeugnisse zur alten Volkskultur interessierten ihn sehr, derartige Motive bei Bosch und Breugel hat er gern verfolgt. Durch seine Tätigkeit für das von ihm geschaffene Museum kam er auch zu so manchem sachkundlichen Beitrag über altes Arbeitsgerät (Dreschflegel, Hirtenstab, Handmühle, Kesselhaken, Fang-eisen usw.). Aus diesen vor allem während des letzten Krieges geleisteten Arbeiten gelangte er auch zu jenem Überblick über die flämische Volkskunst, die ihn zur Herausgabe des schönen zweibändigen Werkes „Ars folklorica Belgica“ (Antwerpen 1949/1956) befähigte, an dem seine Freunde und Kollegen Victor de Meyere, Jules Pieters, J. Vandenbroucke, E. Dhanens, H. Stalpaert, Josef Weyns, R. de Bock, H. Braber, L. Maerevoet, A. J. J. van de Velde, J. Duyvetter und Albert Nieuwburg mitarbeiteten. Paul de Keyser war ein treuer Freund seiner Freunde. Dieser Eigenschaft verdanken wir eine Anzahl von biographischen, wissenschaftsgeschichtlichen Artikeln aus seiner Feder, da er so manchem flämischen Vertreter der Volkskunde den Nachruf schreiben mußte. Besonders sein Gedenken an Victor de Meyere, den sehr bedeutenden Antwerpener Forscher (Jaarboek van de Maatschappij der Nederlandse Letterkunde te Leiden 1950—1951, erschienen 1952, Seite 157 ff.) ist hier zu erwähnen.

Paul de Keyser hat die Volkskunde nicht nur durch viele eigene Beiträge verfolgt, wovon sicherlich eine von den Kollegen in Gent vorzulegende Bibliographie noch Zeugnis geben wird. Er hat dauernd und aufmerksam das Werden neuer Ideen, neuer Bestrebungen in unserem Fach verfolgt, und auch gern und aufgeschlossen darüber berichtet. Auch wichtige Einrichtungen wie die Freilichtmuseen in den Niederlanden und im flämischen Teil Belgiens haben davon Gewinn gehabt. Das Werden des Freilichtmuseums von Bokrijk hat de Keyser mit größter Anteilnahme verfolgt. Man hatte im Gespräch mit ihm über diese Dinge stets das Gefühl, daß er in der Mitte aller dieser Bestrebungen stand. Seine Schüler haben ihm diese Anteilnahme auch mit herzlicher Liebe vergolten. Wer das Glück gehabt hat, ihn persönlich zu kennen, mußte zur gleichen Einstellung kommen. Wir trauern daher mit den Vertretern der flämisch-niederländischen Volkskunde um Paul de Keyser, eine der bedeutendsten Persönlichkeiten unseres Faches in diesem Jahrhundert.

Leopold Schmidt

Erich Seemann †

Am 10. Mai 1966 ist unser Korrespondierendes Mitglied, Honorarprofessor Dr. Erich Seemann, ehemaliger Leiter des Deutschen Volksliedarchives in Freiburg im Breisgau, im 79. Lebensjahr einem Herzinfarkt erlegen. Seemann ist wohl einer der „volkskundlichsten“ Volksliedforscher gewesen, die es in unseren Jahrzehnten gegeben hat. Sein Lebenswerk ist aus der Geschichte unseres Faches nicht wegzudenken. Hohe Ehre seinem Andenken.

Leopold Schmidt

Literatur der Volkskunde

Karl M. Klier, *Allgemeine Bibliographie des Burgenlandes. V. Teil: Volkskunde.* XXI und 313 Seiten. Eisenstadt 1965, Burgenländisches Landesarchiv. S 150,—.

Robert Wildhaber, der es als Bearbeiter der Internationalen Volkskundlichen Bibliographie am besten wissen muß, hat vor kurzem ausgeführt, daß die Zahl der landschaftlichen, nationalen und regionalen Bibliographien deutlich im Steigen begriffen ist¹⁾. Wir haben tatsächlich knapp nacheinander derartige Bibliographien für Ungarn (für den Zeitraum von 1945—1954)²⁾ wie für das flämisch-niederländische Sprachgebiet (für den Zeitraum von 1888—1938)³⁾ begrüßen können. Sie ergänzen die selbstverständlich auch weiterhin unentbehrliche Internationale Volkskundliche Bibliographie in wertvoller Weise, ja sie erschließen meist die bisherige volkskundliche Bearbeitung einer Landschaft so, wie dies eigentlich auf keine andere Weise geschehen kann. Die Bibliographie zur Volkskunde der Deutschen in Böhmen, einstmals von Adolf Hauffen begonnen und von Gustav Jungbauer ergänzt herausgegeben, bestätigt dies in hervorragender Weise.⁴⁾

Für die österreichischen Länder liegen mancherlei ältere und jüngere Versuche der Erfassung der volkskundlichen Literatur vor. Sie haben alle nicht den Stand einer wirklichen Bibliographie erreicht, und reichen so gut wie nirgends an die Gegenwart heran. Man muß daher den vorliegenden Band mit besonderer Dankbarkeit begrüßen. Karl M. Klier hat sich seit Jahrzehnten mit burgenländischer Volkskunde, vor allem mit dem Volkslied und dem Brauchtum des Burgenlandes beschäftigt. Er hat bereits 1927, in dem ersten von Raimund Zoder und ihm herausgegebenen Heft „25 echte Volkslieder aus dem österreichischen Burgenland“ eine Zusammenstellung „Geistige Volksüber-

¹⁾ Robert Wildhaber, *Die Internationale Volkskundliche Bibliographie* (Volkskunde, Bd. 66, Amsterdam 1965, S. 94 ff.).

²⁾ István Sándor, *A Magyar Néprajztudomány Bibliográfiája 1945—1954.* Budapest 1965.

³⁾ Karel C. Peeters, *Nederlandse volkskundige bibliografie Deel I: Volkskunde 1888—1938.* door Ingrid Peeters-Verbruggen. Antwerpen 1964.

⁴⁾ Adolf Hauffen, *Einführung in die deutsch-böhmische Volkskunde* nebst einer Bibliographie (= Beiträge zur deutsch-böhmischen Volkskunde, Bd. I/1) Prag 1896. Neubearbeitet von Gustav Jungbauer, (= Beiträge zur sudetendeutschen Volkskunde, Bd. XX), Reichenburg 1931.

lieferungen der Heanzen“ veröffentlicht,⁵⁾ in der auf Publikationen zu den Gebieten der Mundart, der Sprichwörter und Redensarten, der Kindersprüche und Kinderlieder, des Volksliedes und des Volksglaubens sowie des (damals noch kaum erfaßten) Volksschauspieles aufmerksam machte, Veröffentlichungen die damals außer ganz wenigen Spezialisten kaum jemand gekannt hat. Diese erste Burgenland-Bibliographie Kliers ist jahrzehntelang vielen Bearbeitern des Gebietes zugute gekommen.

Nun aber haben wir das großartige Gegenstück, sozusagen die großformatige Ausführung der damals im ersten Ansatz vorgelegten Bibliographie in Händen, wahrhaftig die Vollendung eines zäh durchgehaltenen Planes. Konnte Klier damals, 1927, ganze 30 Nummern zusammenstellen, so sind es im vorliegenden Band nun nicht weniger als 3897 Nummern geworden. Eine staunenswerte Zahl, auch wenn man gern zugeben wird, daß auch kleinste Veröffentlichungen aufgenommen erscheinen und nicht wenige inhaltsreiche Publikationen mehrfach genannt sind. Das freilich aus durchaus praktischen Gründen: Wer jemals mit Bibliographien zu tun gehabt hat, die von einem Stichwort zum anderen verweisen, der weiß, wie bald vor allem der Laienbenützer dabei ermüdet. Kliers Werk dagegen ist, soweit man das von einem derartigen Buch überhaupt sagen darf, geradezu lesbar, sie ist sogar kritisch-räsonierend und gibt in zahlreichen Fällen mit einem oder zwei kleingedruckten Schlagwörtern an, was sich unter dem betreffenden Titel nun wirklich verbirgt. Zur besseren Führung des Lesers ist die Bibliographie wohl nach dem Muster der Internationalen Volkskundlichen Bibliographie Wildhabers angelegt, aber mit landesbedingten Erweiterungen versehen. Besonders die Einbeziehung von kleinen Erzählungen, die man nicht ganz zur Volkserzählung rechnen kann, die aber doch hierhergehörige Stoffe verarbeiten, wird man dankbar begrüßen. Daß die burgenländische Mundartdichtung auch gleich miterfaßt wurde, wird man verstehen: Wo hätte sie sonst in dem großen Gesamtkorpus der „Allgemeinen Bibliographie des Burgenlandes“ ihren Platz finden sollen. Klier hat übrigens auch die Buchbesprechungen zu den selbständigen Veröffentlichungen gesammelt und nachgewiesen. Die Internationale Bibliographie kann dies seit einiger Zeit nicht mehr tun, in erster Linie aus Platzmangel, in zweiter Linie, weil Wildhaber befürchtet, keine Vollständigkeit oder auch nur gerechte Auswahl erreichen zu können. Bei den relativ wenigen selbständigen Veröffentlichungen über ein einzelnes Land läßt sich dagegen, wie Kliers Arbeit zeigt, sehr wohl so etwas wie Vollständigkeit erreichen. Außerdem waren und sind für diese Publikationen die Besprechungen mitunter von selbständigem Wert. Zumal bei den Veröffentlichungen in ungarischer und kroatischer Sprache lohnt sich der Hinweis auf die Besprechungen für den deutschsprachigen Benützer in hohem Grade.

Und diese Heranziehung der ungarischen und kroatischen Veröffentlichungen zur burgenländischen Volkskunde stellt selbstverständlich noch einen besonderen Wert der Klierschen Bibliographie dar. Er hat mit freundlicher Unterstützung einer Reihe von Helfern hier alles zu erfassen versucht, was es überhaupt gibt, und das ist nicht wenig. Die kroatische Veröffentlichungstätigkeit gerade auf diesem Gebiet ist innerhalb und außerhalb des Burgenlandes beträcht-

⁵⁾ (Raimund Zoder und Karl M. Klier), 25 Echte Volkslieder (1- und 2-stimmig) aus dem österreichischen Burgenlande. Herausgegeben von der Zeitschrift „Das deutsche Volkslied“. Wien 1927. S. 12 ff.

lich. Und die ungarische Volkskunde, die im Lande wenig Rolle spielt, muß mit ihren zentralen Leistungen mitbeachtet werden. Die sehr rüh-
rige und publikationsfreudige Volkskunde in Budapest berücksichtigt
auch heute noch immer das westungarische Grenzgebiet, und für manche
Themenkreise, beispielsweise für die gesamte Sachvolkskunde, sind
diese meist monographisch angelegten Studien völlig unentbehrlich. In
Zukunft wären auch die seit einigen Jahren von den verschiedenen
ungarischen Provinzmuseen herausgegebenen Jahrbücher heranzu-
ziehen.

Davon kommt also dem Burgenland viel zugute, und es ist äußerst
nützlich, daß Klier die Titel (mit Übersetzung) aufgenommen hat. Frei-
lich, alle Veröffentlichungen sind nur bis 1960 exzerpiert, das Buch ist
offenbar in der Herstellung ziemlich lange liegengeblieben, und hüben
wie drüben sind inzwischen schon wieder viele, auch wichtige Arbeiten
erschienen, die man nun hier nicht mehr findet. Es wird also in einiger
Zeit eine Ergänzung in irgendeiner Form notwendig sein.

Aber das kann die Freude an der Tatsache nicht trüben, daß ein
österreichisches Bundesland eine vollständige Volkskunde-Bibliographie
erhalten hat. Nun stellt sich ganz von selbst die Frage an die anderen
Länder: Wer wird sie jeweils dort machen, und wann werden wir damit
rechnen können? Freilich, wenn man bedenkt, daß eine Bibliographie
der Volkskunde von Niederösterreich zum Beispiel so ungefähr vier-
bis fünfmal so umfangreich werden müßte als der vorliegende Band,
dann wird man kaum an ein entsprechendes Werk in naher Zukunft
zu denken wagen. Aber vielleicht ließe sich doch die eine oder andere
zuständige Stelle dazu bewegen, die Vorbedingungen dafür zu schaffen.
Exempla trahunt, gute Beispiele sollen angeblich aufmunternd wirken.
Nun, Kliers Werk für das Burgenland ist ein ganz vorzügliches Bei-
spiel, die Herausgabe durch das Burgenländische Landesarchiv nicht
minder, und so wollen wir hoffen, daß es auch tatsächlich entsprechende
Nachfolger nach sich ziehen wird.

Leopold Schmidt

Emil Mück, Die Geschichte von Marchegg. Zehn Fortsetzungen.
Heft 4. 56 Seiten, mehrere Abb. im Text. Marchegg 1966. Selbstverlag
des Verfassers (Marchegg, N.-Ö., Bahnstraße 74).

Unser geschätztes Mitglied Emil Mück setzt seine wertvolle Arbeit
der Darstellung des Lebens der kleinen Stadt an der Ortsgrenze Nieder-
österreich rüstig fort. Die vorliegende 4. Lieferung ist vor allem dem
Handel und dem Gewerbe gewidmet. Für uns kommen daher die Mit-
teilungen über die Fischer, Müller, Fleischhauer, Bäcker, Lebzelter usw.
besonders in Betracht. Es kann vor allem auf die Abbildungen der er-
haltenen Zech- und Bruderschaftsbücher hingewiesen werden, aber auch
auf die Mitteilungen über die Wirtshaus schilder usw. An die Nach-
richten über die letzten Marchfischer könnten sich wohl Untersuchungen
bezüglich der Art des alten Fischens in der Gegend, auch über die Art
der Fischspeisen und ihrer Zubereitung anschließen. Unsere Nachbarn
in Ungarn und in der Slowakei sind auf diesen Gebieten sehr tätig, es
wäre wünschenswert, wenn ihre Spezialarbeiten bei uns stärker berück-
sichtigt würden. In diesem Zusammenhang ist besonders auf die Arbei-
ten von Ede Solymos vom ungarischen Fischereimuseum in Baja
(Türr István Múzeum, Baja, Deák Ferenc ut. 1) hinzuweisen.

Leopold Schmidt

Franz Eppel, *Ein Weg zur Kunst*. Franz Eppel führt durch Niederösterreich. Salzburg 1965. 267 Seiten, 32 Abb. auf Tafeln, 1 Karte. Verlag St. Peter.

Wer sich um Denkmale der Volkskultur im Lande rings um Wien zu kümmern hat, wer sie auch nur auf Exkursionen besucht, muß sich fast ständig auch mit ihrer künstlerischen Einbettung befassen. Also beim Besuch von Wallfahrten beispielsweise ist die Kirche und ihre auch nicht wallfahrtsmäßig bestimmte Ausstattung doch weder zu übersehen noch zu übergangen, beim Besuch so mancher Heimatmuseen wird man ihre Unterbringung in Gebäuden aus der Renaissance- oder Barockzeit mitzuwürgen haben usw. Es ist daher erfreulich, daß man sich seit einiger Zeit der verschiedenen Bücher des derzeitigen Landes konservators von Niederösterreich bedienen kann, der in seinem Bändchen „Kunst im Lande rings um Wien“ einen sehr brauchbaren Kunstführer geschaffen hat, und in den beiden Bänden „Waldviertel“ und „Wachau“ wahre Kunsthandbücher, mehr als illustrierte Dehio-Neuaufgaben, vorlegen konnte. Besonders die beiden letztgenannten Bände zeigten Eppel doch auch auf dem Weg zu einem eingehenden Verständnis für kleine Denkmäler, für Bauernhäuser, für Bildstöcke, für Friedhofskreuze usw., wie es gerade für unsere Zwecke nur wünschenswert erscheinen konnte. Man hätte also einen weiteren Band dieser Art (beispielsweise für den Wienerwald und das westliche Voralpengebiet) dankbar begrüßt.

Statt einer Fortsetzung dieser Reihe legt der Verfasser nunmehr einen Band ganz anderer Art vor, dessen Titel „Franz Eppel führt durch Niederösterreich“ sich mit dem Obertitel „Ein Weg zur Kunst“ in dem Sinn zusammenschließt, daß die Wege der Kunstentfaltung in unserem Land von Eppel auf seine Weise gedeutet werden. Und zwar handelt es sich dabei nicht um Kunstgeschichte, ganz besonders nicht um „Kunstgeschichte als Geistesgeschichte“, was Eppel sogar als „gefährliches Schlagwort“ ablehnt, sondern um den Versuch, beziehungsweise eine Versuchsreihe, in Niederösterreich befindliche Kunstwerke — die aber doch in zeitlicher Reihenfolge angeordnet sind — „strukturanalytisch“ zu betrachten. In einem Nachwort hat Eppel seine Methode, die er vor Jahren in seinem Werk zur prähistorischen Kunst „Fund und Deutung“ (Wien 1958) sehr interessant vorexerziert hat, deutlich zu machen versucht. Es geht ihm um die seiner Ansicht nach in jedem Kunstwerk in erster Linie enthaltenen künstlerische Aussage: „Man versuche nicht, aus dem Kunstwerk von vornherein etwas herauszulesen: Eine Auskunft über alte Trachten oder Volksbräuche, über Ritterrüstungen oder über die ursprüngliche Form eines umgebauten Turmes. Solche Fragestellungen — so interessant sie im einzelnen sein mögen — gefährden das Kunsterlebnis. Denn sie werden dem Wesen eines Kunstwerkes nie und nimmer gerecht; sie provozieren vielmehr irgendwelche Scheinantworten, die vom Wesentlichen völlig ablenken. Solches mag bei Museumsführungen beliebt sein, aber Trachtenkunde, Volkskunde, Topographisches (alte Ortsbilder), Biographisches (Porträtähnlichkeit) usw. sind nicht das zentrale Anliegen der bildenden Kunst.“ (S. 239). Das sind Dinge, die bedeutenden Richtungen der Kunstwissenschaft wohl ganz selbstverständlich erscheinen dürften, und man würde diese Forderungen gern durch die Qualität der Einzelinterpretationen nun bestätigt sehen. Leider findet man in den vielen kleinen Einzeldarstellungen von Bauten und Bildwerken im Lande (die durch viel zu wenig Abbildungen gestützt erscheinen) eigentlich nicht, was da

methodisch so streng angekündigt wurde, sondern doch eher eine Art von impressionistischer Schilderung mit ausgesprochen subjektiven Formulierungen. Zudem gibt es kaum einen Absatz, der nicht sprachlich unangenehm berühren würde; man nehme ganz willkürlich irgendeine Aussage: „Ein Bildstock ist ein kleines, bescheidenes Denkmal, das nur auf einem Bein steht.“ (S. 116) Das ist unschön ausgedrückt, inhaltlich völlig belanglos, kehrt aber in Titeln und Texten hundertfach ähnlich wieder: „Was Niederösterreich fehlt: die Mathematik“ (S. 125). Wenn die Strukturanalyse nichts ergibt, wie beispielsweise beim Georgskreuz von Neustadt, so droht der Zeigefinger: „Die Lotungen in zeitgenössischen Anliegen der Religion, der Gläubigkeit, der Gesellschaft, ja sogar der Landesgeschichte, des Verteidigungswillens usf. liegen allzu nahe. So nahe, daß vor dem Kurzschuß eindringlich gewarnt werden muß, Kunstgeschichte mit Geistesgeschichte gleichzusetzen. Die bildende Kunst hat ihre eigene Welt — freilich innerhalb der mannigfachen Lebensformen dieser Welt.“ (S. 130). Davon hat der Betrachter nichts, in ihm setzt sich der Eindruck fest, daß diese strukturanalytische, in Wirklichkeit impressionistische Betrachtungsweise solchen Denkmälern einfach nicht ganz gerecht zu werden vermag, und es nun nicht wahrhaben will, daß andere Betrachtungsweisen ergiebiger sind.

Das muß gesagt werden, weil Eppel, ein sehr kenntnisreicher und den verschiedensten Anregungen aufgeschlossener Kenner und Pfleger unserer Kunst im Lande, vielleicht durch diese seine Liebhaberei doch manche gutwillige Freunde dieser Denkmale einigermaßen abschrecken könnte. Gewiß kann sich mancher kritisch eingestellte örtliche Betrachter die für ihn wichtigen Kapitel des Buches zusammensuchen und wird vielleicht auch einen gewissen Gewinn davon haben, wenn er, gereizt durch die oft sehr eigenwillige Sprache, über diese Art der Betrachtung der ihm vertrauten Denkmale, nachdenkt, und sicherlich häufig auch ihre Berechtigung anerkennen wird. Wer das Buch als solches von einem ganz anderen, beispielsweise vom volkskundlichen Standpunkt aus durcharbeitet, mag sich freilich fragen, ob nicht eine andere Art, eine solche Beispielreihe der Kunst im Lande Niederösterreich vorzuführen, bei weitem notwendiger gewesen wäre.

Leopold Schmidt

Schatzkammern des Landes. Oberösterreichische Museen und Heimat Häuser (= Oberösterreich. Halbjahresschrift für Kunst, Geschichte, Landschaft, Wirtschaft, Fremdenverkehr. Bd. 13, Linz 1963, Heft 1/2). 94 Seiten, mit zahlreichen Abb. Linz 1963, Oberösterreichischer Landesverlag. S 28.—.

Obgleich uns das vorliegende interessante Heft nicht zur Besprechung zugegangen ist, soll doch kurz darauf hingewiesen werden, weil es wichtige Beiträge zur Sammlung des Volkskulturgutes im Lande ob der Enns enthält. Von den schönen Beiträgen sei hier zunächst der Gedenkartikel „Anton von Spaun — Der Vater des Oberösterreichischen Landesmuseums“ von Hans Sturmberger genannt. An ihn schließt sich die Betrachtung über „Das Museum Francisco-Carolinum in Linz und sein Gebäude“ von Alfred Mark an, zu dem eigentlich der Schlußartikel von Fritz Dworschak „Das Museum im Linzer Schloß“ das richtige Gegenstück darstellt. Mit diesen beiden Musealgebäuden ist ja Linz nunmehr sehr gut ausgestattet. Walter Kunze schildert in seinem Aufsatz „Die Aufgaben eines Heimatbundes“ eigent-

lich die Musealbestrebungen in Mondsee, die zur Unterbringung der Bestände des Mondseer Heimatmuseums im Raum der gotischen Klosterbibliothek und zur Aufstellung des „Mondseer Rauchhauses“ geführt haben. Friedrich Morton berichtet über „Das Museum in Hallstatt“, dessen Hauptbedeutung freilich auf prähistorischem Gebiet liegt; man merkt deutlich, wenn unter der Abbildung von zwei schmiedeeisernen Votivtieren aus dem 18. Jahrhundert bemerkenswerterweise „Vorgeschichtliche Opfertiere“ steht. Max Bauböck schreibt sehr schön über das „Innviertler Volkskundehaus und Innviertler Galerie in Ried im Innkreis“, weist auch ein Bild des schlichten großen Sammlers Pfarrer Veichtlbauer vor und gibt Beispiele aus dessen Anhängersammlung, aber auch aus der interessanten Innviertler Porträtgalerie. Einen Überblick über sein eigenes museales Lebenswerk gibt Franz Dichtl in seinem Bericht über „Die Überlieferung des alten Handwerks in Heimathäusern“; seine Leistungen für Freistadt sind doch ganz außerordentlich.

Diesen meist auch gut bebilderten Aufsätzen schließt sich eine sehr wertvolle Übersicht „Oberösterreichische Sammler — Ein Streifzug durch die privaten Sammlungen des Landes“ von Franz Lipp an. Der Überblick ist nicht bebildert und verschweigt auch manchmal die Namen der glücklichen Besitzer. Aber er meint, daß es gegenwärtig vielleicht an die tausend — eintausend — Sammler von qualitätvollen Dingen in Oberösterreich gäbe, und berichtet über an die hundert davon, mit Hinweisen auf die speziellen Sammelgebiete, so daß der knappe Überblick doch wichtig erscheint. Es ergeben sich dabei wohl manche naheliegende Fragen, etwa die des zeitgeschichtlich bedingten Zustromes nach 1945, oder die der Zugänglichkeit und Nutzbarmachung so mancher offensichtlich umfangreichen Kollektionen von Keramik, Möbeln usw. Vielleicht kann Franz Lipp, der infolge seiner Museal- und Ausstellungstätigkeit mit vielen Sammlern in gutem Einvernehmen lebt, über deren Schätze, zumindest jene volkskünstlerischer Art, noch einmal ausführlicher berichten. Es steht ja tatsächlich so, wie er gelegentlich (S. 64) einmal sagt, nämlich „daß die Sammlungen oft wahre ‚Rückzugsgebiete‘ und Reservationen des Volkstums sind“ (wir hätten nur statt „Volkstum“ vielleicht lieber „Volkskunst“ o. ä. gelesen). Irgendeine Form der Ergänzung unserer offiziellen (und etwas dürr geratenen) Musealverzeichnisse in Richtung auf die Privatsammlungen hin wäre jedenfalls begrüßenswert.

Leopold Schmidt

Fritz Winkler, Sagen aus dem Mühlviertel. Waldmarksagen. 128 Seiten. Illustrationen von Gerhard Hirnschrodt. Linz 1964. Oberösterreichischer Landesverlag.

Anton Mitmannsgruber, Sagen aus Liebenau (O.-Ö.). (Sonderdruck aus den Oberösterreichischen Heimatblättern, Bd. 18, Linz 1964, 24 Seiten. Illustrationen von Norbert Karner) Linz 1964.

Oberösterreich ist, was die Sagensammlung betrifft, stets recht gut dran gewesen. Schon die älteren Sagensammlungen, beispielsweise von Sieß (1896 ff.) oder von Gloning (1912) haben ihre Verdienste. Das von dem hoch verdienten Adalbert Depiny 1932 herausgebrachte „Oberösterreichische Sagenbuch“ vollends gehört zu jenen landschaftlichen Sammlungen, die für Jahrzehnte genügen und tatsächlich so gut wie alle bisher gesammelten Aufzeichnungen nutzbar machen, erschließen.

Dennoch gibt es auch nach solchen in ihrer Art sehr vollständigen landschaftlichen Sammlungen immer wieder örtliche oder kleinlandschaftliche Nachsammlungen. Manchmal handelt es sich um Arbeiten von Vertretern nachwachsender Generationen, nicht selten auch um Kollektionen, die aus Schüleraufschreibungen oder ähnlichen Quellen zusammengestellt wurden. Ein oberösterreichisches Beispiel dafür sind die von Ferdinand Schönbaß zusammengestellten „Sagen aus Lenzing und Umgebung“ (12. Jahresbericht der Hauptschule Lenzing, Schuljahr 1960/61. Vervielfältigt).

Das sagenreiche Mühlviertel hat schon früh die Sagensammlung angezogen. Sieß hat seine Sammlung seit 1896 herausgebracht, und in den Heimatzeitschriften wurden immer wieder Mühlviertler Sagen veröffentlicht. Nunmehr sind knapp nach einander zwei örtliche Sammlungen erschienen, die voneinander sehr verschieden sind und dementsprechend auch verschieden beurteilt werden müssen. Fritz Winkler hat Sagen aus der Gegend um den Sternwald, im Bezirk Rohrbach im Oberen Mühlviertel veröffentlicht. Es handelt sich um 50 Sagen, Legenden und mehr oder minder sagenhaften Geschichten, von denen der größte Teil gut örtlicher Herkunft sein dürfte. Sagen um Spursteine, Teufelsgeschichten, Ursprungslegenden stehen nebeneinander. Alle freilich ziemlich ausgesponnen, in der Art von Lesebuchgeschichten verlängert, zum Teil mit pseudohistorischen Zutaten versetzt (z. B. S. 44 „Der Drudenstein bei St. Stefan am Walde“ mit „Opferpriestern der Slawen“ usw. ausgeschmückt). Dafür keine Herkunftsangabe, kein Hinweis, inwiefern aus Veröffentlichungen geschöpft wurde, und inwieweit vielleicht doch Aufzeichnungen aus dem Volksmund zugrundeliegen.

Das schlichte Heft unseres verehrten Mitarbeiters Anton Mitmannsgruber dagegen, der schon eine ganze umfangreiche Heimatkunde von Liebenau bewerkstelligen konnte, bietet nicht weniger als 100 Sagen in knappster Form. Es sind Motivgeschichten, oft nicht mehr als drei oder vier Zeilen lang, und der Sammler vermerkt am Schluß, von welchen Gewährsleuten er die Sagen hat, und was er an Veröffentlichungen benutzen konnte. Der Hinweis ist sicherlich karg, aber redlich, und man kann leicht durch den Vergleich mit den ähnlich knapp gegebenen Aufzeichnungen bei Depiny feststellen, was nun als echter Zuwachs unseres Wissens aufzufassen ist. Freilich hat Mitmannsgruber so manche Kindheitserinnerung mit aufgenommen, die überhaupt keine Sage darstellt (z. B. Nr. 89), und manche Geschichte ist unvollständig, der Erzähler hat offenbar die Motivierung vergessen (z. B. Nr. 83), aber das ist alles besser als jenes erzählerische Verschönen, das in dem Büchlein von Winkler so stört.

Man muß kaum anmerken, daß keine der genannten Sammlungen auch nur den geringsten Apparat besitzt, also irgendeinen Versuch einer Zusammenordnung oder gar Auswertung unternommen hat. Mitmannsgruber hat seine Aufzeichnungen wenigstens in beiläufige Gruppen zusammengestellt (I. Sagen um die Jankusmauer, II. In der Mettennacht, III. Versunkene Stadt, IV. Teufelserzählungen, V. Aus der Glashüttenzeit, VI. Unruhige Zeiten, VII. Bildbäume, Marterl, Wegkreuze, VIII. Verschiedene Sagen), so daß man die Erzählmotive leichter auffinden kann. Aber von irgendeiner Form der Volkserzählforschung sind alle diese Sammler nie berührt worden. Es würde sich lohnen, und man möchte

es hier wahrhaftig begrüßen, einen landschaftlichen Sagenkatalog auszuarbeiten, um wenigstens einen Überblick über das auf so verschiedene Weise geborgene Sagengut zu gewinnen, wodurch ja auch erst ein Vergleich mit ähnlichem Sammelstoff in den Nachbarlandschaften möglich wäre.

Leopold Schmidt

Ligister Heimatbuch. Herausgegeben im Festjahr 1964. Herausgeber und Verleger: Marktgemeinde Ligist (Steiermark). 350 S., Bildtaf., Text-illustr.

Wir bekommen Heimatbücher in die Hand, die für die Volkskunde so gut wie gar nichts aussagen, können in anderen Einzelheiten über die Volkskultur einer Gemeinde finden; verhältnismäßig selten wird uns ein schöner volkskundlicher Überblick geboten. Zur letzten, erfreulichen Gruppe gehört das vorliegende Heimatbuch, das anlässlich der 500. Wiederkehr der Markterhebung der weststeirischen Gemeinde erschienen ist und unter dessen Mitarbeitern auch die Grazer Volkskundlerin Gundl Holoubek-Lawatsch aufscheint, die im Kapitel „Brauchtum und Volksdichtung“ (S. 217—257) eine beachtenswerte Sammlung zusammengetragen hat, großteils bisher Unveröffentlichtes, z. T. auch eigene Aufzeichnungen, die sich auf Arbeit und Fest im Jahreskreis, Sitte und Brauch im Lebenslauf, Wetterbräuche und Bauernregeln, Sprüche und brauchtümliche Lieder, heimische Sagen und Märchen beziehen. Neben den Aufzeichnungen liegen den Ausführungen eine ortskundliche Stoffsammlung in der Volksschule Ligist, sowie Fragebogen-Beantwortungen zum deutschen und österreichischen Volkskundeatlas (handschriftlich im Steirischen Volkskundemuseum) zugrunde. Bedauerlich ist, daß von den Liedern keine Melodien mitgeteilt werden konnten. Unter den Sprüchen finden sich Kinderreime, Orts- und Namenspott und der Text eines Lichtmeßliedes. Die 25 mitgeteilten Sagen sind Teufelsagen, Sagen von helfenden Männlein, von der Bestrafung Geiziger, eine Hexensage; „Hier ist meine Hacke wieder!“ verrät den Zusammenhang mit einer Wilde Jagd-Sage. „Der Keil Brot“ scheint aus zwei Sagen entstanden zu sein. Neun Sagen wurden aus Walter Kainz' Sammlung „Volksdichtung aus dem Kainachtal“ (1936) wieder aufgenommen, gleichfalls wieder abgedruckt sind Aufzeichnungen Viktor von Gerambs aus dem Jahr 1915, die ebenfalls schon 1940 im ersten Band des „Joanneum“ erschienen sind.

Neben diesem rein volkskundlichen Abschnitt bietet u. a. Karl Amon in seiner Pfarrgeschichte (S. 147—215) Mitteilungen, an denen wir nicht achtlos vorbei gehen können: Er berichtet von der Sakramentsprozession am „schönen Sonntag“, dem alten Kirdhweihtag (S. 159); über alte Natursammlungen (S. 165 f.); von den Bruderschaften, u. zw. der Wolfgangbruderschaft und der Bruderschaft „Unserer Lieben Frau, der hl. Anna und des hl. Sebastian“ (S. 168 f.) und einer Rosenkranzbruderschaft (S. 190). Schließlich erfahren wir von der Errichtung eines Wetterkreuzes 1727 und im selben Jahr sind eine „Auferstehung“ und ein „Heiliger Geist“ für kirchliches Brauchtum vorhanden. Von zahlreichen Prozessionen erfahren wir ebenso (S. 188), wie von den Wallfahrten und einem „Paradeis- und Schäferspiel“, das 1852 in der Gemeinde Unterwald zur Aufführung gekommen sein muß (S. 195).

Peter Klug steuert einen Beitrag „Wirtschaft und Aufbau im Laufe der Jahrhunderte“ bei, in dem sich gleichfalls verstreute Notizen finden, die hier erwähnt werden sollen: Die Bürgermahlzeiten bei der

Herrschaft, als Ausdruck eines rechtlich bedingten Brauches zu deuten (S. 51), und die Erwähnung des Nachtwächters und seiner Pflichten (S. 121 f.).

Hans Trummer schließt sich mit „Ligister Weingeschichten. Eine heitere Betrachtung auf geschichtlicher Grundlage“ dem volkskundlichen Abschnitt an. Interessant ist in unserem Zusammenhang die Schilderung einer Bürgermahlzeit von 1734, bei der z. B. ein Pfeifer und ein Tambour zum Tanz aufspielten (S. 189) und u. a. eine Betrachtung des „Arbeitsreichen Weinjahres“ (S. 303–308) mit seinen Festlichkeiten.

In „Ligist und die Musik“ erfahren wir mehr von der gegenwärtigen Musikpflege als vom altüberlieferten Volksgesang.

Abschließend kann aber wohl gesagt werden, daß diese Heimatbuch-Erscheinung den Volkskundeforscher erfreuen mag. Es wäre für unser Fach erfreulich, wenn sich alle Herausgeber eines solchen Festbandes so sehr darum bemühen würden, auch die eigene überlieferte Kultur der Bewohner zu berücksichtigen, wenn auch hier noch mancher Wunsch offen geblieben sein mag, etwa der nach einer Schilderung der bodenständigen Bauformen, des Arbeitsgerätes und möglicherweise auch der noch vorhandenen Reste alter Wohnkultur, ob sie nun kleinbürgerlich oder bäuerlich gewesen sein mag.

Maria Kundegraber

Anton Anderluh, Kärntens Volksliedschatz. Zweite Abteilung / 1. Band: Balladen, Romanzen, Erzählende Lieder (= Buchreihe des Landesmuseums für Kärnten, Bd. XXI) Großformat, 279 Seiten mit Noten. Klagenfurt 1966, Verlag des Landesmuseums für Kärnten.

Der Leiter des Kärntner Volksliedarchives, Anton Anderluh, hat vor einigen Jahren begonnen, in einem umfassenden Werk das gesamte Volksliedgut Kärntens herauszugeben. Die ersten drei Bände waren den Liebesliedern gewidmet. Da sie in alphabetischer Reihe ihrer Anfänge angeordnet sind, und jedes kleine Lied für sich aufgenommen werden soll, wird es wohl noch einige Zeit dauern, bis diese Serie abgeschlossen sein mag. Inzwischen ist Anderluh siebzig Jahre alt geworden, und der Direktor des Landesmuseums für Kärnten, gleichzeitig Herausgeber der Buchreihe des Landesmuseums, Hofrat Prof. Dr. Gotbert Moro, hat die Gelegenheit wahrgenommen, um Anderluhs besonderen Wunsch zu erfüllen, und die von ihm für den Druck vorbereiteten Kärntner Balladen und anderen erzählenden Lieder in einem eigenen, eben dem vorliegenden 1. Band einer zweiten Abteilung des Gesamtwerkes herauszugeben. Es soll an dieser Stelle dem Urteil der Volksliedforschung nicht vorgegriffen werden, das wie immer ausführlich im Jahrbuch des österreichischen Volksliedwerkes erscheinen soll. Es sei nur positiv betont, daß die Herausgabe von erzählenden Liedern in den Alpenländern selten und daher wichtig ist. Der Querschnitt, den Anderluhs Sammlung darstellt, reicht von den frühen deutschen Balladen (Graf und Nonne, Ulinger, Rheinbraut, usw.) über balladeske Lieder aus dem Totentanzbereich (Das Mägdlein in den Garten ging, Es war einmal eine Jungfrau zart usw.) zu den „Romanzenhaften Liedern“ (Waldmann, Fahrt ins Heu, Graserin und Fähnrich, Brombeerlied usw.) zu den Schauderballaden (Moritaten wie: Ich bin ein Bursch von einundzwanzig Jahren, Die Rosen die blühen im Tale usw.) bis zu den „Volkstümlichen erzählenden Liedern meist neuerer Art“ (Stand ich einst vor Eisengittern, Bei einem Strom, der rauschend schoß, neueren Liebesballaden und schließlich Soldatenballaden). Das bedeutet die Darbietung eines sehr vielschichtigen Gutes, mündliche Überlieferung reich unterfüttert mit

Flugblatt-Tradition, Soldatenliedgut, Wiener sentimentalem Volkssängerlied usw. Viel davon ist in Anderluhs Anmerkungen bereits ausgewiesen, manches wird sich noch nachweisen lassen. Man könnte einen Kärntner Dissertanten damit beauftragen, einen genauen volksliedkundlichen Kommentar dazu zu erarbeiten, es würden sich nicht unbeträchtliche volkskundlich-geistesgeschichtliche Schlüsse daraus ziehen lassen.

Aber alles in allem sei vor allem der Direktion des Landesmuseums für Kärnten dafür gedankt, daß sie den umfangreichen Band ermöglicht hat, der gleichzeitig eine originelle und wertvolle Festschrift für Anderluh, den Verfasser und Jubilar, darstellt. Ich glaube, die meisten Autoren würden sich solche Festschriften, die sie selbst geschrieben haben, wünschen, zumal, wenn eine vornehme Verlagsleitung wie in diesem Fall dafür sorgt, daß schließlich ein so beachtlicher und stattlicher Band vorliegt.

Leopold Schmidt

Alois Kieslinger, Kärntner Steinätzungen (= Buchreihe des Landesmuseums für Kärnten, Bd. XIX) Großformat, 52 Seiten mit 16 Abb. und Noten. Klagenfurt 1965, Verlag des Landesmuseums für Kärnten. S 165,—.

Alois Kieslinger ist seit vielen Jahren als Meister der geistesgeschichtlichen Aufschlüsselung der „nutzbaren Gesteine“ bekannt; seine Art von Geologie trägt unerwartete Aufschlüsse zur Kunst- und sogar zur Musikgeschichte bei. Die „Musikalischen Denkmäler der Steinätzung des 16. und 17. Jahrhunderts“ sind seit dem gleichnamigen Buch von Bertha Antonia Wallner (München 1912) an sich wohl bekannt. Aber sie haben sich seit 1912 beträchtlich vermehren lassen, Kieslinger hat bereits auf manche Nachträge für Österreich hingewiesen. Das vorliegende schmale Buch macht mit einer derartigen geätzten steinernen Tischplatte bekannt, die sich heute in der Kirche von Rosegg (Bez. Villach) befindet. Sie weist als umlaufende Bordüre ein vierstimmiges lateinisches Gesellschaftslied (*Dulcis memoria et suavis recordatio*) mit Noten und im Feld links und rechts vom Kanonbild des Gekreuzigten ein deutsches geistliches Lied (Herr biß du meine Zuversicht) auf, bedeutet also ein sehr gewichtiges Zeugnis für die hochschichtliche Liedkenntnis etwa um 1570. Vielleicht ist die Tischplatte im Bereich des Grazer Hofes geätzt worden, von wo sich ja mehrere ähnliche Platten erhalten haben (vgl. Kieslinger, Zwei neue steirische Steinätzungen, in: Zeitschrift des Historischen Vereins für Steiermark, Bd. 49, Graz 1958, S. 152 ff.). Im ganzen also ein wichtiger Beitrag zur Lied- und Geistesgeschichte der inneren Alpenländer im Zeitalter der frühen Gegenreformation.

Leopold Schmidt

Maria Hornung, Mundartkunde Osttirols. Eine dialektgeographische Darstellung mit volkskundlichen Einblicken in die altbäuerliche Lebenswelt. Graz — Wien — Köln, Hermann Böhlaus Nachf., Kommissionsverlag der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, 1964. 182 Seiten, 39 laut- und wortkundliche Karten und 61 Abbildungen. (= Studien zur österreichisch-bairischen Dialektkunde Nr. 3). S 180,—.

Die Mundartkunde Osttirols kündigt in ihrem Untertitel volkskundliche Einblicke an, die es angezeigt erscheinen lassen, das Werk auch in unserer Zeitschrift vorzustellen. Es kann nicht die Aufgabe dieser Rezension sein, auf die mundartkundlichen und sprachwissenschaft-

lichen Ergebnisse einzugehen; aber das Buch darf als beispielgebend für jede landschaftlich gebundene Arbeit, die sich mit einem kulturellen Problem befaßt, hingestellt werden; was hier an der Mundartkunde vorerzählt wird, darf auch für die Volkskunde gelten: Die Ergebnisse der wissenschaftlichen Untersuchung werden vor dem historischen und geographischen Hintergrund, unter Beachtung des landschaftlichen Charakters und im Einklang mit den Ergebnissen anderer Fachrichtungen dargeboten. So werden im Sinne von Rudolf Meringers „Wörter und Sachen“ volkskundliche Erscheinungen, d. h. die Sachkultur herangezogen, um Vorstellungen des Volksglaubens und kurze brauchtümliche Schilderungen vermehrt, wie sie an Hand von Erzählungen der Gewährsleute der Forscherin festgehalten werden konnten. Der Reichtum des Materials war gerade in Osttirol, in dem Vorarbeiten weitgehend gefehlt haben, nur durch gründliche Feldforschung zu erarbeiten.

Aus dem Wesen der Publikation, die den mundartlichen Klein- und Kleinräumen nachspürt, ergibt sich die Streuung der volkskundlichen Bemerkungen, deren Auffindung aber durch gut benützbare und genau gearbeitete Register nicht schwer fällt. Neben den im eigentlichen Sinne volkskundlichen Ergebnissen lassen sich auch an mancher Worterklärung Schlüsse auf das Alter und auf die Verbreitung von Einzelercheinungen ablesen. Die im Mittelalter von Osttirol aus besiedelten Sprachinseln in Krain und Friaul werden gebührend berücksichtigt. Auf vierzehn Tafeln stellt Maria Hornung in 61 ausgewählten Bildern Haus, Hausrat und Arbeitsgerät vor und unterstützt damit das Verständnis ihrer sprachwissenschaftlichen Ausführungen. Die 39 Karten im Anhang, klar und sauber gezeichnet, sind selbstverständlich in erster Linie für den Sprachforscher bestimmt.

Maria Kundegrabner

Hans Hohenegg, Heiligenverehrung in Nord- und Osttirol. Beiträge zur Religiösen Volkskunde (= Schlern-Schriften Bd. 170) 158 Seiten, XVI Bildtafeln. Innsbruck 1965, Universitätsverlag Wagner. S 168,—.

Hans Hohenegg, seit langem als eine Autorität auf dem Gebiet der religiösen Volkskunde Tirols anerkannt, hat auch in den letzten Jahren nicht gerastet. Er hat seine bedeutende Sammlung, die vor allem Kleingraphik umfaßt, bereichert, und zahlreiche andere, dem Bereich des Devotionalwesens angehörige Kleinsachen dazugesammelt. Er hat sich aber auch tatkräftig um das lange Zeit vernachlässigte Haller Heimatmuseum angenommen, das ebenfalls reiche Bestände zur religiösen Volkskunde und Kulturgeschichte enthält, wie in dieser stark geistlich bestimmten kleinen alten Stadt fast selbstverständlich. Aus vielen dieser Beobachtungen und Ergebnisse hat Hohenegg, der auch Jahrzehnte hindurch die „Tiroler Heimatblätter“ leitete, kleinere und größere Aufsätze geformt, die freilich sehr zerstreut erschienen sind und daher eine größere Fachwelt kaum erreicht haben dürften.

Es ist daher sehr zu begrüßen, daß Hohenegg nunmehr hier in diesem Band diese Artikel, veröffentlichte und unveröffentlichte, zusammengestellt hat, manche auch etwas bearbeitet und erweitert, wie es das Material eben ergab. So begrüßen wir hier wieder die bedeutende Abhandlung über „Wallfahrten über die (tiroler) Landesgrenzen“, eine kleine Monographie „Die Verehrung des hl. Josef in Tirol“, einen Beitrag „Zur Geschichte der Herz-Marien-Verehrung in Tirol“, ferner „St. Isidor und seine Verehrung in Tirol“ und mehrere andere kleinere

Abhandlungen. Besonders wichtig ist die Zusammenstellung „160 religiöse Drucke aus Tirol bis zum Anfang des 19. Jahrhunderts“, die jede einschlägige Sammlung begrüßen wird, welche beispielsweise Flugblattlieder oder Bruderschaftsbriefe enthält. Und die abschließende Materialsammlung „Volkskundliches über die Heiligtümer Nord- und Osttirols“ bedeutet eine sehr ergiebige Nachlese zu den eigenen wie zu Gugitz' Arbeiten. Die dichtgedrängten Miszellen enthalten Beiträge zu den Alberti-Tafeln, zu den Armen Seelen, Baulegenden, Baumheiligtümern, Begräbnisstätten, Bergmannsheiligtümern, Blumen-Muttergottes (Ried im Oberinntal), Blut Christi, Bluttaten, Brunnen in und bei Kirchen, Befreiung von Christensklaven, Christi Himmelfahrt, Christus als Apotheker, Eindrücke im Stein, Einsiedeleien, Glocken, Gnadenbilder, Gottesgerichte, Herz-Jesu- und Herz-Marien-Verehrung, Kalvarienberge, Kirchtage, Pestheiligtümer, Pilgerherbergen, Prozessionen, Reliquien, Schiffahrtsereinerungen, Teufelsgeschichten, Totentanz, Urchristliches, Vorchristliches, Wanderungen der Kircheneinrichtungen, Wechsel der Kirchenpatrone und der Wallfahrtsziele. Man sieht, eine reiche Fülle, die nur jeweils knapp alphabetisch geordnet ist; eine nähere Verarbeitung des oft bemerkenswerten Materials erscheint nicht gegeben, auch stützen sich die Miszellen wohl auf verschiedene kleinste lokale Angaben von recht verschiedenem Wert. Aber was hier in Kleindruck zusammengestellt nun eben bereitsteht, wird doch für jede künftige Beschäftigung mit Tiroler Stoffen dieser Art heranzuziehen sein.

Die beigegebenen, größtenteils der Sammlung Hohenegg entstammenden Bilder vermitteln weitere lebensvolle Einblicke in dieses für das katholische Alpenland kernwichtige Gebiet der Volkskultur.

Leopold Schmidt

Weihnachtskrippen aus Österreich. Unter Mitwirkung zahlreicher Fachleute herausgegeben von Nikolaus Grass. 108 Seiten, 18 farbige und 70 Schwarzweißbilder, sowie 16 Zeichnungen. Innsbruck 1965, Verlag Felizian Rauch.

Dieses als repräsentative Veröffentlichung gedachte, unter Mitwirkung zahlreicher Fachleute von Nikolaus Grass herausgegebene Werk läßt nach dem Titel des Buches eine Überschau über die bedeutendsten Denkmäler der Krippenkunst in Österreich vermuten. Deren Bedeutung kann auf rein künstlerischem Gebiete, wie auf dem im weitesten Sinn rein volkskundlichen liegen. Der unmittelbare Anlaß zur Herausgabe dieses Werkes war durch die Salzburger Ausstellung „Krippenkunst in Österreich“ gegeben. Leider fehlten auf der Salzburger Ausstellung viele Spitzenwerke österreichischer Krippenkunst, von denen gerade besonders charakteristische sich in ausländischen Sammlungen befinden. So konnte die Salzburger Schau, um deren Ausgestaltung sich Friederike Prodingher nach Kräften und oft unter sehr schwierigen Bedingungen bemühte, nicht ein geschlossenes Bild österreichischer Krippenkunst vermitteln.

Alle Mitarbeiter an der vorliegenden Veröffentlichung haben sich jede erdenkliche Mühe gegeben, die Leistungen ihres Landes auf dem Gebiete des Krippenwesens ins rechte Licht zu rücken. Manche konnten dabei aus dem Vollen schöpfen, lagen doch, wie die Anmerkungen und die Literaturhinweise vieler Beiträge bezeugen, in Ländern mit einer großen Krippentradition eine große Zahl von Einzelabhandlungen über das Krippenwesen, zum Teil sogar geschlossene Darstellungen in Buch-

form vor. Manchem Mitarbeiter, dessen Land eine Tradition im Krippenwesen nicht kennt, mag der Auftrag großes Kopfzerbrechen gemacht haben, und so blieb nichts anderes übrig, als sich mit den Randgebieten des eigentlichen Themas zu befassen. Der Auftrag des Herausgebers lautete, die Leistungen Österreichs auf dem Gebiete der Krippenkunst länderspezifisch zur Darstellung zu bringen. Damit sollten auch die Erwartungen der Mitglieder der Krippenvereine in den einzelnen Bundesländern befriedigt werden.

Die Weihnachtskrippe in Tirol fand in dem sachkundigen, mit kritischem Urteil ebenso wie mit echtem Krippengeist begabten Direktor des Tiroler Volkskunstmuseums Franz Colleselli einen in jeder Hinsicht zuverlässigen Bearbeiter. Der Verfasser legt vor allem auf die Eingrenzung des Begriffes Krippe großes Gewicht und bleibt seiner Auffassung bis zum Ende seiner Darstellung treu. Er folgt damit den Anschauungen des bedeutendsten internationalen Krippenforschers, des Kunsthistorikers Rudolf Berliner. Damit fallen alle bildlichen Darstellungen des evangelischen Weihnachtsberichtes, soweit sie nicht ausgesprochenen Krippencharakter besitzen, außerhalb der Betrachtung. Wohl weiß der Verfasser die Bedeutung aller die krippenmäßige Auffassung des Themas befruchtenden Vorstufen richtig einzuschätzen, nimmt aber bewußt Abstand von einer Einbeziehung der sogenannten Krippenaltäre und läßt auch die später zu Krippen umgebauten Predellengruppen verlorengegangener Altäre nicht als Krippen im eigentlichen Sinne gelten. Es war notwendig, hier einmal einen klaren Fixpunkt zu setzen. Nach Colleselli beginnt das tirolische Krippenwesen erst am Beginn des 17. Jahrhunderts, zunächst in den Kirchen, und wandert erst in josefinischer Zeit in größerem Umfange in die Bürger- und Bauernhäuser. In knapper, auf ausgebreiteter Kenntnis des Gegenstandes beruhender Darstellung werden die Entwicklung des tirolischen Krippenwesens vom 17. Jahrhundert bis in die Gegenwart aufgezeigt und wesentliche Bildbeispiele von trefflicher lichtbildnerischer Qualität beigebracht.

Die Leiterin der volkskundlichen Abteilung des Salzburger Landesmuseums Carolino Augusteum, Friederike Prodingler schrieb in guter Einfühlungsgabe und eingehender Kenntnis der geschichtlichen Quellen einen Überblick über die Entwicklung des Krippenwesens im Lande Salzburg. Nach einem Hinweis auf die Salzburger Krippenkünstler des 17. Jahrhunderts wendet die Verfasserin ihr Augenmerk den noch erhaltenen Kirchenkrippen mit meistens bekleideten Figuren mit Wachsköpfen zu und kommt dann auf die Bedeutung der Salzburger Bildhauerfamilie Hitzl für die Krippenkunst zu sprechen, die nachhaltigst die Tätigkeit der Sterzinger Krippenschnitzerfamilie Probst beeinflusst hat. Andererseits hat Salzburg durch die eine oder andere dorthin verschlagene Tiroler Krippe (Giner, Pendl) Anregungen empfangen. Prodingler kommt dann etwas ausführlicher auf die Hauskrippen, Schulkrippen und Repräsentationskrippen im Lande Salzburg zu sprechen. Wie in den meisten österreichischen Ländern mit alter Krippenkultur hat die Welle zur Wiederbelebung des Krippenbrauchtums auch in Salzburg viele künstlerische Kräfte auf den Plan gerufen.

Der Steiermark hat Leopold Kretzenbacher schon 1953 ein aus volkskundlicher Sicht geschriebenes Krippenbuch geschenkt. Es hat den Blick auf den Bestand an Krippen in der Steiermark gelenkt und zu systematischer Gesamtaufnahme der steirischen Kirchenkrippen angeregt, die derzeit noch in Durchführung begriffen ist. Georg Kodolitsch be-

richtet darüber und wendet dabei sein Augenmerk vor allem den volkstümlichen Krippen zu, deren Aussage für die Dokumentation der Volksreligiosität und für den im Volke schlummernden schöpferischem Spieltrieb ihm wichtiger erscheint, als es die bedeutenden, von Künstlerhand (J. Thaddäus Stammel, Veit Königer) geschaffenen steirischen Barockkrippen sind. Die Krippe in der Grazer Minoritenkirche, ungefähr gleichzeitig entstanden wie die kunstreichen, in ihrer Komposition sichtlich italienisch beeinflussten Admonter und Kallwanger Krippen Stammels, wird nun dem aus dem Pustertal stammenden Veit Königer zugeschrieben. Auch sie ist die Schöpfung eines Bildhauers, dem es dabei um eine künstlerische Aussage zu tun war, was allerdings bei der im Buche gezeigten Abbildung nicht zum Ausdruck kommt. Leider mangelt vielen, die heute eine Krippe aufstellen, die Fähigkeit, die freibeweglichen Figuren richtig zu gruppieren, damit das vom Bildhauer im Geiste gesehene Krippenbild wieder vor unserem Auge entsteht.

Otfried Kastner, der ein viel beachtetes Werk über die Krippe in Oberösterreich geschrieben hat, kommt auch in unserem Buche nach einem einleitenden Hinweis auf die lokalen Krippenausstellungen der letzten Jahre in Oberösterreich auf die religionsgeschichtlichen Aspekte zu sprechen, die sich ihm bei der Krippenforschung aufdrängten, womit das Thema von der Sphäre volkstümlich-sinnlich bildhaften Deutung der Heilsgeschichte in die der Religionswissenschaft und Ikonologie zurückgeblendet wird. Das barocke volkstümliche Krippenwesen des alpenländischen Raumes kannte derartige gedankliche Beziehungen jedenfalls nicht. Nach Hinweisen auf die Zusammenhänge des Krippenwesens mit der Literatur- und Theatergeschichte und der Volkskunde im weitesten Sinne kommt der Verfasser auf die hauptsächlichsten Krippenlandschaften Oberösterreichs zu sprechen, wobei der Hauptakzent auf die Betrachtung der volkskundlichen Seite gelegt wird. Wir erfahren daraus, was lange nicht erkannt wurde, daß auch Oberösterreich ein Land mit einer alten und weitschichtigen Krippentradition ist. Wie die Steiermark in J. Th. Stammel einen Krippenkünstler von beachtlichem künstlerischen Rang hervorgebracht hat, so hat in Oberösterreich die weitverzweigte Familie der Bildhauer Schwanthaler dem Lande viele Krippen geschenkt, darunter auch Werke, wie z. B. die Pramer Krippe Joh. Peter Schwanthalers d. Älteren, die zu den Spitzenleistungen der österreichischen Krippenkunst gerechnet werden dürfen. Dazu gehört auch die Krippe Marian Rittingers im Pfarrhof in Garsten, was allerdings die sehr schwache lichtbildnerische Wiedergabe in unserem Buche nicht aussagt.

Über das Krippenwesen in Niederösterreich berichtet in dem Buche der Direktor des Österreichischen Museums für Volkskunde, Leopold Schmidt. Er hat in seinem Museum nicht nur bedeutende Krippenschätze aus den Ländern der alten Monarchie zu betreuen, sondern hat auch manchen davon ausführliche und warmherzige Schilderungen gewidmet. Er war sicher die berufenste Persönlichkeit, über das Krippenwesen in Niederösterreich zu berichten. Leider erfahren wir aus seiner Darstellung, daß das Land unter der Enns immer ein krippenarmes Land war, ein Land, das wohl vielfältige Weihnachtsbräuche und gewisse Vorformen der Krippe gekannt, die große Krippenbewegung des späten 17. und des 18. Jahrhunderts aber nur recht dürftig mitgemacht hat. Gewiß war einmal mehr vorhanden, als die wenigen Fragmente aus älterer Zeit heute vermuten lassen, aber mit dem Auf-

schwung des Krippenwesens in Tirol, Salzburg und Oberösterreich konnte Niederösterreich nicht Schritt halten. Die Gründe hierfür mögen verschiedener Art gewesen sein.

Seit dem Ende des 17. Jahrhunderts mehren sich aus in Niederösterreich die Nachrichten über das einstige Vorhandensein in Kirchenkrippen. Aus dem ersten Drittel des 18. Jahrhunderts hat sich in Dürnstein ein ganzjährig aufgestelltes dreiteiliges Krippenszenarium mit der Darstellung der Geburt Jesu, des Kindesmordes und der Flucht nach Ägypten erhalten, ein künstlerisch beachtenswertes Werk, das der Werk, das der Werkstätte des Kremser Bildschnitzers Johann Schmidt zugeschrieben wird. Der Weihnachtsbericht der Evangelien hat zu allen Zeiten Künstler zu krippenartigen Gestaltungen angeregt; das beweisen in Niederösterreich die aus Ton modellierte und kalte bemalte Krippenszene des Bildhauers Johann Georg Dorffmeister von 1772 (heute in der Krippensammlung des Bayerischen Nationalmuseums in München), wie auch die in der Art von Biskuitfiguren fein bossierte Wachsfigurenkrippe in Deutsch-Altenburg. Gewiß befindet sich noch da und dort in niederösterreichischem Privatbesitz die eine oder andere Krippenschöpfung von künstlerischem Rang. Diese Einzelschöpfungen haben aber auf das bodenständige volkstümliche Krippenschaffen keinen tieferen Einfluß ausgeübt, und als es in der Spätzeit des 19. und am Beginn des 20. Jahrhunderts auch in Niederösterreich zu einem neuen Aufschwung des Krippenwesens kam, hatten daran auswärtige und einheimische Kräfte ungefähr den gleichen Anteil.

Das nicht sehr klar erfaßbare Hauskrippenwesen Niederösterreichs gipfelte in der sogenannten Groß-Hollensteiner Kapellenkrippe, einer Aufsammlung älterer und jüngerer Kastenkrippen und einzelner Krippenfiguren, die ein passionierter Krippenfreund zusammengetragen hatte. Für den Volkskundler bildet der umfangreiche Anmerkungs- teil in Leopold Schmidts Beitrag einen wertvollen, weitausegreifenden Weg- weiser zum gesamten Umkreis des Themas.

Der Verfasser des Abschnittes über die Wiener Kirchenkrippen, Friedrich Thomek, mußte infolge des völligen Fehlens älterer Denkmäler der Krippenkunst in Wiener Kirchen zur Aufzählung von Altar- und Wandbildern mit Krippenszenen Zuflucht nehmen. Die aus dem 18. Jahrhundert stammende neapolitanische „Alabasterkrippe“ der Barmherzigen Brüder — sie befindet sich heute im Wiener Diözesan- museum — ist eine Holz-Elfenbeinkrippe, eingebaut in einen reich geschnitzten Glaskasten, während die Krippe bei den Ursulinen in die Gruppe der präziösen, fürstlichen, noch vom Geist der Kunst- und Wunderkammern berührten Gegenstände privater Devotion gehört und nur mit gewissen Einschränkungen noch zu den Denkmälern der Krippen- kunst gezählt werden kann. Der Verfasser wendet nun sein Haupt- augenmerk den in neuerer Zeit entstandenen Kirchenkrippen zu und kommt noch auf die Pastormessen der Wiener Klassik zu sprechen.¹⁾

¹⁾ Dazu ist zu bemerken, daß „die große c-moll Messe“ nicht der zwölfjährige, sondern der fünfundzwanzigjährige Mozart geschrieben hat (1782/83). Die zur Einweihung der Waisenhauskirche geschriebene Festmesse des zwölfjährigen Mozart gilt nach B. Paumgartner und W. Senn als verschollen, falls sie nicht etwa mit der Messe op. 139 zu identifizieren ist.

Über Wechselbeziehungen zwischen den volkstümlichen Wiener Krippen und dem Wiener Krippenspiel unterrichtet in ausführlicher Weise Museumsoberrat Hubert Kaut, ebenso über den Wiener Christkindlmarkt und die dort seit der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts angebotenen Krippen, „wie man sie dort (nach Joh. Georg Dorffmeisters Selbstbiographie) auf dem Markte als Spielzeug für Kinder verkauft“ Wir hören da von Krippenfiguren aus gebrannten Ton und von den „Wiener Mandlbogen“, den von Künstlern und Verlegern in den Handel gebrachten Ausschnidebogen. Auch der jüngsten Bestrebungen, das Wiener Krippenwesen zu beleben, wird gedacht.

Die Beiträge über das Krippenwesen der Bundesländer Kärnten, Vorarlberg und Burgenland fielen bei dem Mangel einer Krippentradition in diesen Ländern naturgemäß etwas mager aus. Doch haben sich vor allem die Beiträger Oskar Moser und Klaus Beitzl vom Österreichischen Museum für Volkskunde in Wien ehrlich bemüht, alles zusammenzutragen, was das einstige Vorhandensein eines, wenn auch nicht blühenden, sondern nur da und dort nachweisbaren Krippenbrauchtums bestätigt. Bei beiden Beiträgen spürt man, daß zünftige Volkskundler die Feder geführt haben, und man ist dankbar für die vielen Hinweise im Anmerkungsstil zum Umkreis des Themas.

Kann Vorarlberg mit der Meschacher Krippe des Erasmus Kern sogar mit einer Schöpfung der Hochkunst aufwarten, so Kärnten mit der heute im Klagenfurter Landesmuseum aufbewahrten Moserkrippe mit einem Denkmal der Volkskunst, das einen Blick in das Bauern-, Hirten- und Handwerkerleben um die Wende des 18. und 19. Jahrhunderts gewährt. Das Burgenland kennt leider keine Krippentradition.

Die Beiträge der Professoren Jungmann, Grass, wie der Herren Kollreider und Krause haben mit dem Thema der Publikation „Weihnachtskrippen in Österreich“ keinen näheren Zusammenhang. Dies gilt auch von einem beträchtlichen Teil des mit vieler Mühe und großem Fleiß, wie auch mit sicherem Wissen um den Gegenstand verfaßten Katalog der Salzburger Krippenausstellung, die neben einigen bedeutenden Denkmälern der Krippenkunst auch sehr viele Objekte aus dem Bereich der bildenden Kunst, des Kunstgewerbes und der Volkskunst zeigte, die wohl mit Weihnachten thematisch in irgendeinem Zusammenhang standen, jedoch mit der Krippenkunst nichts zu tun hatten.

Zum Schlusse sei noch ein Hinweis auf den Bildteil des neuen Krippenbuches gestattet. Ein Krippenbuch, das heute in breiteren Kreisen Anklang finden will, muß vor allem mit guten Bildern ausgestattet sein. Heute werden große Anforderungen an das Bild gestellt, sowohl was seine Aussage, wie auch was seine lichtbildnerische Qualität betrifft. Auch in Bezug auf die Aussage sind da und dort Mängel vorhanden, vor allem aber, was die Qualität eines Teiles der Farb-, wie auch vieler Schwarz-weiß-Bilder und deren Anordnung und Gegenüberstellung anlangt. Man hat stellenweise das Gefühl einen Werbekatalog einer Verlegerfirma vor sich zu haben. Das, was die hübschen Farbbilder des Einbandes versprechen, wird nicht durchgehalten. Die Herausgeber hätten bei der Auswahl des sehr unterschiedlichen Bildmaterials strengere Maßstäbe anlegen und auch auf ästhetische Gesichtspunkte ein viel größeres Gewicht legen müssen, als dies der Fall war.

Josef Ringler

Wörterbuch der bairischen Mundarten in Österreich. Bearbeitet von Eberhard Kranzmayer unter Mitwirkung von Franz Röttinger, Maria Hornung und Alois Pischinger. 3. Lieferung (S. 125–188) Wien 1965, Hermann Böhlau Nachf., Kommissionsverlag der Österreichischen Akademie der Wissenschaften.

Sehr erfreulich, daß das so spät als buchmäßige Leistung begonnene Wörterbuch nun rüstig fortschreitet. Auch die neue, von „Alapatika“ bis „ämfig“ reichende Lieferung enthält wieder eine Reihe von Stichwörtern, die volkscundlich wichtig sind, bzw. ihrem Stoff nach, auch seiner Bearbeitung und Veröffentlichung nach mit der bisherigen volkscundlichen Leistung eng zusammenhängen. Das gilt also beispielsweise für den „Alb“ ebenso wie für die „Alben“ (Almen), für den „Alberer“ und den „Albler“, für den „Aller“ (Krautgrube) wie für den „Almer“ (Kasten) usw. Andere wichtige Artikel behandeln den „Alraun“, die „Alte“ (Ackerfurche), das „Alzel“ (eine Wenigkeit), oder auch den „Amplatz“ (Jochriemen), dessen Vorkommen als Personenname erwähnt hätte werden können. Vielleicht stammt der Personenname vom Spottnamen für den Langschläfer in der Karwoche, der erfreulicherweise genannt wird.

Das Wörterbuch führt der Natur der Sache nach Ausdrücke älterer Sprache, ganz- und halbverklungene Wörter ebenso an wie solche der gegenwärtigen Umgangssprache. Ob hier nicht manchmal zuviel miteinbezogen wurde, läßt sich vielleicht noch nicht sagen. Aber ein Stichwort wie S. 139 „Alkoholiker, Mask., Säufer, nur umgangssprachl., vgl. auch unter Antialkoholiker“ kommt einem doch etwas überflüssig vor. Wenn man dagegen nach einer Etymologie für ein Wort sucht, das dem Sachvolkscundler dunkel erscheint, wie der „Kraut-Aller“, muß er zu seiner Enttäuschung S. 146 lesen: „Etym. u. Lemma sind unklar und unsicher“. Schade. Nun, solche Unklarheiten bleiben wohl bei jeder dermaßen großen Arbeit. Es ist, wie gesagt, erfreulich, daß sie überhaupt zügig vorwärtsschreitet.

Leopold Schmidt

Eberhard Dünninger und Dorothee Kiesselbach (Herausgeber), **Bayerische Literaturgeschichte** in ausgewählten Beispielen. Mittelalter. 434 Seiten, mit 4 Farbtafeln, 35 Abb. auf Tafeln, 22 im Text. München 1965, Süddeutscher Verlag.

Der Bayerische Rundfunk veranstaltet immer wieder wertvolle Sendereihen, bei denen es sich lohnt, daß die Texte später in Sammelbänden zusammengefaßt herausgegeben werden. Wir haben auf derartige Bände, beispielsweise die „Wallfahrtskirchen und Gnadenstätten“ der Reihe „Unbekanntes Bayern“ bereits gelegentlich hingewiesen.

Im Fall des vorliegenden Bandes handelt es sich um ein noch größeres Unternehmen. Die alte Literatur der im heutigen Bayern vereinigten Stämme soll in diesem Werk querschnittartig vorgelegt werden, und der bereits erschienene erste Band beweist, daß es sich dabei um ein gut geplantes Unternehmen handelt. Selbstverständlich um keine „Literaturgeschichte“ etwa im Sinn unseres Nagl-Zeidler-Castle, aber doch um eine repräsentative Auswahl von Proben, die jeweils von vorzüglichen Kommentaren begleitet sind. Für die volkscundliche Betrachtung kommen vor allem die Dichtungen der Frühzeit in Betracht, was also Eberhard Dünninger in den ersten Kapiteln als „Bayerische

Literatur im Mittelalter“ zusammenfaßt: Von der „Heroischen Dichtung der Frühzeit“ über die wichtigste geistliche Literatur des 11. und 12. Jahrhunderts bis zum Fastnachtspiel des Spätmittelalters. Im einzelnen behandelt dann beispielsweise Josef Dünninger, der bedeutende Würzburger Vertreter der Volkskunde, „Wessobrunner Gebet und Muspilli“, Gerlinde Weber den seltsamen lateinischen Roman „Ruodlieb“, Erich Wimmer gibt einen interessanten Querschnitt durch die „Kaiserchronik“, Eberhard Dünninger behandelt die „Vision des Tundalus“ und Edgar Marsch das immer wieder problemreiche „Spiel vom Antichrist“, und so lassen sich die weiteren Kapitel aufzählen, die man als durchaus ertragreich befinden wird. Vielleicht soll man das sehr verständige Eingehen auf spezielle bayerische Motive betonen. So hebt Erich Wimmer beispielsweise aus der „Kaiserchronik“ die „Erzählung von Herzog Adelger als Zeugnis bayerischen Stammesbewußtseins“ heraus, und Josef Dünninger schildert bei seiner überlegten Darstellung des Nibelungenliedes besonders den „Bayerischen Hintergrund“ des Gedichtes, sowie den in diesem Zusammenhang wichtigsten Teil, nämlich den „Zug der Nibelungen vom Donauübergang zu Etzels Hof“.

Ähnliche kräftige Betonungen der jeweiligen Eigenart wird man auch in anderen Kapiteln finden, so in Josef Dünningers Behandlung des „Tannhäuser“ oder in Georg Drummers Darstellung des Georgs-Epos des Reinbot von Durne, woraus sich das „höfische Bild eines ritterlichen Heiligen“ ergibt. Lehrreich auch die Behandlung des Hugo von Trimberg durch Bernhard Schemmel oder die Darstellung des großen Predigers Berthold von Regensburg durch Eberhard Dünninger. Mit besonderem Interesse liest man das Kapitel „Weihnachtliche Motive in der Mystik der Dominikanerinnenklöster Maria Medingen und Engelthal“ von Josef Dünninger. Aber auch mehr am Rande stehende Kapitel wie das über „Die Übersetzung des Dialogus Miraculorum“ des Johann Hertlieb von Dieter Harmenig oder die Behandlung des „Ehebüchleins“ des Albrecht von Eyb durch Gerlinde Weber wird man dankbar zur Kenntnis nehmen. Das Schauspielwesen ist vielleicht nicht ganz in dem Ausmaß behandelt, das man erwarten würde. Außer dem „Ludus de Antichristo“ ist doch nur das „Benediktbeurer Passionsspiel“ durch Erich Wimmer ausführlicher behandelt.

Aber im ganzen präsentiert sich der stattliche Band, nicht zuletzt auch durch die begrüßenswerte Beigabe sehr guter Abbildungen, als eine geglückte Leistung. Einem ähnlichen zweiten Band für die Dichtung der Neuzeit wird man daher erwartungsvoll entgegensehen können. Dort wird wohl auch dem Volkslied und dem Volksschauspiel in Bayern gebührender Raum gegeben werden.

Leopold Schmidt

Votivbilder in Bayerisch-Schwaben.

Es gibt meines Wissens kein Buch mit diesem Titel, aber doch viele Votivbilder in Wallfahrtskirchen des bayerischen Teiles von Schwaben. Die Votivbilder in den Kirchen des Allgäu, also des zu Bayerisch-Schwaben gehörenden Landkreises Sonthofen habe ich bei meiner Besprechung des vor kurzem erschienenen Bandes der Kunstdenkmäler von Bayern (ÖZV Bd. XIX/58, 1965, S. 279 ff.) namhaft gemacht.

Aber nun ist mir zufällig, antiquarisch, ein Bändchen in die Hände gefallen, das in diesem Zusammenhang genannt werden muß. Alfred Weitnauer hat als erstes Bändchen einer wunderlichen Reihe „Meister des unfreiwilligen Humors“ Zeugnisse einer sonderbaren Art von Dichtung, nämlich „Die erhebendsten Grablieder des Hochwürdigen Herrn Michael von Jung, weiland Pfarrer zu Kirchdorf bei Memmingen“ herausgegeben (Kempten im Allgäu, 1963. Verlag für Heimatpflege. 122 Seiten). Zur Illustration dieser wirklich unfreiwillig humorvollen Grablieder des Pfarrers Jung (1781—1859) dienen nun nicht weniger als 15 vorzüglich farbig reproduzierte Motivbilder, aus den schwäbischen Wallfahrten Maria Steinbach, St. Wolfgang-Kapelle in Aichstetten, Biberbach, Bobingen, Bühl bei Immenstadt und aus dem Museum von Mindelheim. Es handelt sich um sehr gute, inhaltsreiche Motivtafeln vom späten 17. bis zum frühen 19. Jahrhundert, die neben den seltsamen „Grabliedern“ einen eigenen Wert besitzen. Man sucht sie nicht in diesem Büchlein. Vermutlich wird sie auch die Volkskundliche Bibliographie dort nicht suchen, aber nunmehr auf dieses Kuriosum hinweisen können.

Leopold Schmidt

Rosemarie Weber, Westfälisches Volkstum in Leben und Werk der Dichterin Annette von Droste-Hülshoff (= Schriften der Volkskundlichen Kommission des Landschaftsverbandes Westfalen-Lippe, Bd. 17), 150 Seiten, 10 Abb. Münster 1966, Verlag Aschendorff. DM 21.

Eine fleißige, nützliche Dissertation, die aus den gut erforschten Lebensdaten und Werken der großen Dichterin heraushebt, was in unseren Forschungsbereich gehört. Zunächst wird dargetan, was die Dichterin eigentlich gekannt hat, persönlich erfassen konnte, welche Volksschichten in welchem Zeitraum sie erfassen mochte, usw. Ihr Münsterland hat sie vorzüglich gekannt, schon das Paderbornsche lag ihr recht fern; ihre diesbezügliche Darstellung hat schon zu ihren Lebzeiten Widerspruch erregt. Aus dem Sauerland konnte sie gerade nur mehr oder minder belanglose Reisenotizen zusammenstellen.

Dennoch hat die Verfasserin in ordentlicher Gliederung eine stattliche Zahl von Angaben, eben vor allem aus dem engsten Lebensbereich der Jugend der Dichterin, zustandegebracht. Sie führt die Belege für das Brauchtum im Jahres- und im Lebenslauf vor, dann sehr ausführlich die Bezeugungen für das „Zweite Gesicht“, das doch auch in der Familie der Dichterin selbst vorgekommen zu sein scheint, und gibt schließlich Hinweise auf die Gebiete Volksglaube, Volkssprache, Volkscharakter, Volkslied, Sage und Märchen. Annette hat an der Aufzeichnung von Sage und Märchen bei weitem weniger Anteil gehabt als man wohl ab und zu meinen mochte. Die anderen Mitglieder des Kreises der Familie Haxthausen wurden durch Wilhelm Grimm in bei weitem stärkerem Ausmaß dazu angeregt. Annette hat sich, offenbar als schöpferischer Mensch innerlich zu selbständig für derartige Helferdienste, damit nur am Rande befaßt.

Die Verfasserin hat für die mühsame Erhebung der vielen Einzelzeugnisse nicht nur die ganze Literatur, sondern auch die wichtigen Familienarchive und -erinnerungen herangezogen. Zur Interpretation der Glaubens- und Brauchzüge hat sie leider zu oft die doch schon sehr überholten Deutungen des Handwörterbuches des deutschen Aberglaubens benutzt. Alles andere ist dementsprechend weit besser geglückt.

Leopold Schmidt

Rätsel aus aller Welt. Herausgegeben von Karl Rauch. Kl. 8°, 184 Seiten (= Diederichs Taschenausgaben, Bd. 33). Eugen Diederichs Verlag, Düsseldorf-Köln 1965. DM 12,80.

Die Rätsel stammen aus volkstümlicher Überlieferung, wie das Inhaltsverzeichnis ausweist, aus 26 geographischen Bereichen Europas, dem Vorderen Orient bis nach Indien. Da findet sich neben dem Abschnitt „Deutschland“: Tirol, die Schweiz, Mähren, das Egerland, Siebenbürgen — offenbar, wie sich eben die Quellen darboten. Diese sind übrigens, wenn auch summarisch, auf der letzten Seite angeführt. Der Herausgeber gibt auf 16 Seiten eine gute Übersicht, ausgehend von antiken Überlieferungen, über die verschiedenen Arten der Rätsel mit Ausblicken auf moderne Examen und Verhöre des Richters: der Prüfende gibt sozusagen Rätsel auf, die vom Kandidaten zu lösen sind, der Angeklagte gibt dem Gericht Rätsel auf, die der Richter zu lösen hat — beides oft existenzwichtig wie in der Antike die Beantwortung der Fragen der Sphinx, in deutschen Vorzeiten die Lösung eines „Halslöserätsels“. — Bemerkenswert sind die zutage tretenden Altersschichten, wie S. 98 das urtümliche Muschelhorn, 43, 160 und 162 das Zündholz des 19. Jhs.; lehrreich ist ein Vergleich zwischen europäischen, dann arabischen und persischen Rätseln, die den gleichen Gegenstand betreffen wie etwa die Zwiebel, einerseits realistisch S. 76, 78, 99, 130, 149 — dann 169, 172 mit ganz anderer phantasievoller Fragestellung. Häufig ist ein urtümliches Nahrungsmittel, wie das Ei (S. 58, 62, 66, 67, 101, 102, 119, 122, 131, 139, 169). Merkwürdigerweise folgt der Zahl nach der Floh, vom deutschen bis zum arabischen Rätsel reichend (33, 51, 54, 55, 90, 93, 108, 114, 131, 154, 171); man wird dabei an das Flohlied bei Goethe erinnert oder an das muntere Kettenlied aus Niederösterreich „Jetzt fang ich mir ein Floh“ (Ztschr. Das deutsche Volkslied, Bd. XX, 1918, S. 31), eigentlich ein Zwiegesang, aus Frage und Antwort bestehend. An die noch heute bekannten Rätsellieder gemahnen die Strophen aus dem Tragemundlied, 12.—13. Jh., die Rauch an die Spitze der Aufzeichnungen aus Deutschland stellt. — Eine lehrreiche Sammlung; ein Register der Auflösungsbegriffe hätte das Buch wenig belastet und Vergleiche wie die oben angeführten erleichtert. Karl M. Klier

Wolfgang Jacobeit, Bäuerliche Arbeit und Wirtschaft. Ein Beitrag zur Wissenschaftsgeschichte der deutschen Volkskunde (= Veröffentlichungen des Instituts für deutsche Volkskunde an der Deutschen Akademie der Wissenschaften zu Berlin, Bd. 39), 261 Seiten. Berlin 1965, Akademie-Verlag.

Die Sammlung und Forschung auf dem Gebiet der bäuerlichen Wirtschaft, insbesondere die Arbeitsgeräteforschung, ist lange Zeit ein Stiefkind der Volkskunde gewesen. Trotz mancher wichtiger landwirtschaftlicher Sammlungen ist sie lange Zeit in die zusammenfassenden Darstellungen, die doch immerhin dem Bauernhaus einen beträchtlichen Platz einräumten, sowie in den akademischen Unterricht kaum aufgenommen worden. Die Verhältnisse haben sich in den letzten Jahrzehnten stark gewandelt, wie man vielleicht am besten an Josef Dünningers schönem Beitrag „Hauswesen und Tagewerk“ in der 2. Auflage von Stammlers „Deutsche Philologie im Aufriß“ (Lief. 38/39, Sp. 2781 ff.) ansehen kann. An dieser Wandlung hat Wolfgang Jacobeit mit seinen nun ungefähr schon zwei Jahrzehnte hindurch betriebenen Arbeiten beträchtlichen Anteil, besonders seine Geräteaufnahmen in den Heimat-

museen im östlichen Mitteldeutschland (vgl. z. B. Jacobeit, Das bäuerliche Arbeitsgerät in den Museen der DDR: Neue Museumskunde, Band 6, 1963, S. 145 ff.) haben diese Sammlungs- und Forschungsrichtung zumal im Bereich des Berliner Akademie-Institutes auf einen neuen Stand gebracht. Es ist daher sehr begrüßenswert, daß Jacobeit nunmehr seine Übersicht über die Forschungsgeschichte dieses Gebietes vorlegt, mag man mit ihr nun mehr oder weniger einverstanden sein.

Jacobeit holt weit aus und versucht den ganzen Forschungsweg von den Brüdern Grimm bis annähernd zur Gegenwart herauf nachzuzeichnen. Er setzt also mit den Vorarbeiten und Anregungen der Brüder Grimm selbst und ihres Freundeskreises ein, schildert dann Pläne und Werk des Freiherrn von und zu Aufseß, des Gründers des Germanischen Nationalmuseums, der freilich ebensowenig wie andere Romantiker in dieses realistische Gebiet vorzudringen vermochte. Dann folgen die interessanten Abschnitte über die deutschen Geschichts- und Altertumsvereine, innerhalb derer mitunter Pläne zur Sammlung auch auf diesem Gebiet erwogen wurden; die Ergebnisse waren stets mehr als mager. Der Zusammenschluß dieser Vereine zu dem „Gesamtverein der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine“ bot dem hessischen Archivar Gustav Landau Gelegenheit, in Ulm 1855 einen Plan vorzulegen, der besonders der Erforschung der Ackerbaugeschichte galt. Jacobeit hat mit Landau einen der Geschichte der deutschen Volkskunde bisher Unbekannten herausgestellt, dessen Anregungen späterhin freilich fast nur der Haus- und nicht der Geräteforschung zugutekommen sollten. Hierhergehöriges Material brachte dagegen die gewaltige Fragebogenaktion von Wilhelm Mannhardt, über die wir durch Richard Beitzl und nunmehr durch Ingeborg Weber-Kellermann (vgl. oben ÖZV Bd. XX/69, 1966, S. 56 f.) bereits sehr gut informiert sind. In Mannhardts Fragebogen liegen eigentlich die Wurzeln der späteren Atlas-Unternehmungen, die freilich erst im Zeitalter einer stärkeren organisatorischen Fundierung des Faches ins Leben treten konnten.

Nach diesen Kapiteln der Vorgeschichte der Ergologie bespricht Jacobeit „Bäuerliche Arbeit und Wirtschaft als Untersuchungsgegenstand von Nachbardisziplinen der deutschen Volkskunde“. Zunächst die „Altertumskunde“, worunter nur die deutsche Altertumskunde verstanden wird; ein Blick auf die klassische Archäologie wäre hier sehr nützlich gewesen. Dann folgen „Landesgeschichte und Landeskunde“, wie im Bereich der Universität Leipzig begreiflich, wo sich die großen Kämpfe um August Meitzen und Karl Lamprecht abgespielt haben. Der Einbruch des „Materialismus“ in die Geschichtswissenschaft ist dort erfolgt, und Jacobeit geht diesen Dingen ausführlich nach. Besonders wichtig erscheint die Einordnung von Karl Rhamm in diese Zusammenhänge, dessen ungefüge Werke geradezu unausschöpflich erscheinen. Man müßte ihn freilich mit anderen Zeitgenossen vergleichen, beispielsweise mit dem Prähistoriker Gustav Kossina, um seine eigentliche Zielsetzung besser zu verstehen. Aber Jacobeit wendet sich nach der Behandlung von Lamprechts Werken den diesem in mancher Hinsicht verbundenen Kulturgeographen Friedrich Ratzel und Rudolf Kötschke zu, von denen aus sich die neuere Haus- und Siedlungsforschung entwickelt hat, nicht aber die Geräteforschung. Nur der Meisterschüler Ratzels, Wilhelm Peßler, hat sich auch mit dem Gerät, neben dem Haus und vielen anderen Teilen der Volkskultur, zugewendet, und ähnlich wie Otto Lauffer in Hamburg die „Sachgeographie“ wirklich gefördert. Für diese Periode und ihre Vertreter setzen übrigens schon Jacobeits

politische Einwände ein: Er ist empfindlich, wenn ein Forscher vor fünfzig, vierzig oder dreißig Jahren Gruppen der Volkskultur besiedlungsmäßig Menschengruppen, etwa gar „Stämmen“ zugeordnet hat. Rhamms Zuweisungen von Gerätegruppen an Nord- und Ostgermanen scheinen ihm entgangen zu sein. Aber bei Peffler heißt es schon sehr ablehnend: „Von der methodischen Seite her erfüllt die Geräteforschung jedoch von ihm weniger eine Förderung. Nicht zuletzt wohl deshalb, weil er die ‚Sachgeographie‘ zu stark im Rahmen seiner stammesmäßigen ‚Volksstumsgeographie‘ betrieb, durch die auch er den Nazis Material für ihre ‚Blut und Boden‘-Theorie lieferte“. Derartige Vorwürfe häufen sich in den nächsten Kapiteln.

Zunächst aber wirft Jacobeit noch einen Blick auf die „Sprachforschung“, innerhalb derer die Sachforschung doch häufig einen beachtlichen Raum eingenommen hat. Jacobeit berücksichtigt in erster Linie Rudolf Meringer, aber auch den Grazer Romanisten Hugo Schuchhardt, und das Werden der „Wörter und Sachen“-Schule, die sich mit Eduard Hoffmann-Krayers sammlicherisch-museologischer Einstellung eng berührte. Dementsprechend fehlen hier nicht Hinweise auf die großen Sachromanisten wie Fritz Krüger oder Paul Scheuermeier. Viel zu kurz kommen jedoch die deutschen Mundartwörterbücher weg, fast nur mit dem Satz: „Wir erwähnen abschließend noch, daß auch die landschaftsgebundenen Wörterbücher, in ihrer Frühzeit ganz vom Geiste der Gebrüder Grimm inspiriert, an ‚sachkundlichen‘ Studien nicht vorbeigegangen sind und für die volkskundliche Ergologie noch heute eine unschätzbare Quelle darstellen.“ Das ist wirklich viel zu wenig, die jahrzehntelange Arbeit des Bayerisch-Österreichischen Wörterbuches beispielsweise hätte eine ganz andere Beurteilung verdient. Die Archive der jeweiligen großen Mundartwörterbücher hätten, zumal sie ja durchwegs seit Jahrzehnten Berichte veröffentlichen, in ganz anderem Ausmaß gewürdigt werden müssen.

Anschließend versucht Jacobeit das Verhältnis der volkskundlichen Geräteforschung zur „Völkerkunde“ im gleichen Zeitraum zu kennzeichnen. Der Ansatz von den „Anthropologischen Gesellschaften“ her ist richtig, das in deren jeweiligen „Mitteilungen“ veröffentlichte Material — man denke bei uns nur an Johann R. Bünker für das Burgenland oder an Leopold Bein für Steiermark — würde eine ausführliche Würdigung verdienen. Aber Jacobeit geht auf dabei wesentlich beteiligte Männer wie Felix von Luschan nicht ein, er wendet sich kurz der „Ergologischen Wirtschaftsforschung“ zu, wie sie Wilhelm Koppers eine zeitlang pflegte. Von dort sind selbstverständlich starke Anregungen ausgegangen, wie beispielsweise die Pflug-Forschungen von Paul Leser erweisen. Aber in unserem Zusammenhang hätte wohl die Verarbeitung der auf vielerlei Wegen gewonnenen Geräte-Materialien durch Arthur Haberlandt im Europa-Band der Buschanschen Völkerkunde (1926) eher und ausführlicher berücksichtigt werden müssen. Ich bin überzeugt davon, daß jeder, der nach einem Gerät oder einer Gerätegruppe und einer Arbeitsweise fragt, auch heute noch zuerst im (leider recht unzulänglichen) Register bei Haberlandt-Busch nachschlägt, bevor er den Einzelveröffentlichungen nachzugehen versucht. Im übrigen ist das Gebiet „Völkerkunde“ für uns keine Einheit. Man kann die sogenannten „Primitiven“ und ihr Gerät nicht mit den ost- und südostasiatischen Hochkulturvölkern vergleichen. Ich finde, man kann über diese Probleme überhaupt nicht in kurzer Form schreiben. Wenn man das Thema aber schon anschneidet, dann wohl am ehesten in dem Sinn, wie einst-

mals Paul Leser seine Gedanken über „Westöstliche Landwirtschaft“ (Festschrift für P. Wilhelm Schmidt, Wien 1928, S. 461 ff.) vorgetragen hat.

Jacobeit wendet sich jedoch nun der „Agrargeschichte“ zu, die tatsächlich für die Geräteforschung viel getan hat, wenn ihre Ergebnisse auch die längste Zeit nur recht unzureichend berücksichtigt wurden. Die ungemein wertvollen Materialsammlungen von Richard Braungart werden immerhin anerkannt, der freilich als „Chauvinist der germanischen Stämme und ihrer spezifischen Ackergeräte“ nicht erst von Jacobeit abgekanzelt wurde. Es bleibt geradezu belustigend, daß man Braungarts unwahrscheinlich fleißige Arbeiten zu seiner Zeit immerhin so weit anerkannte, daß der Münchner Historiker v. Giesebrecht bei ihrem Erscheinen (1881) den Plan vortrug, am Germanischen Nationalmuseum in Nürnberg eine ackerbaugeschichtliche Sammlung aufzubauen: Es gelang damals ebensowenig wie vorher unter Aufseß, und wie in allen späteren Epochen. — Die weitere Entfaltung der agrargeschichtlichen Geräteforschung wird bis Wilhelm Seedorf heraufgeführt.

Der III. Hauptabschnitt versucht, die „Positive Einstellung der deutschen Volkskunde zur Erforschung der bäuerlichen Arbeit und Wirtschaft“ und zwar im wesentlichen im Zeitalter Karl Weinholds darzustellen. Weinhold war in seiner schlesischen Heimat wie während seiner akademischen Lehrtätigkeit in Graz, mit vielen Dingen bekanntgeworden, die den großen Germanisten, den Grimm-Schüler, zur Volkskunde im neueren Sinn brachten. Sein Verein, seine Zeitschrift haben in Berlin jahrzehntelang ein echtes Zentrum der Sammlung und Forschung dargestellt, das sich auch für österreichische Sammler und Aufzeichner stets als anziehend erwies. Die Abklärungs- und Abgrenzungsversuche Weinholds haben dem Fach sehr genützt, seinem Programm ist beispielsweise der sehr unternehmende Pommer Ulrich Jahn gefolgt, dem das Berliner Museum (die Gründung von 1888) wesentliche Bestände verdankte. In diese Reihe stellt Jacobeit — nach den Vorarbeiten von Hans Moser — auch den Würzburger Oskar Brenner. Jacobeit hat hier quellenmäßig das Wossidlo-Archiv benützen können, mit Briefen, Aufruf-Entwürfen usw., welche vor allem das unermüdliche Bemühen Brenners innerhalb der 5. Sektion des Gesamtvereins der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine erkennen lassen. Nach Brenner zieht Jacobeit auch andere Süddeutsche, so Christian Frank in Kaufbeuren und Karl Bohnenberger in Tübingen heran, die, jeder von seinem Standort aus, beachtliche Beiträge zu diesem Gebiet geleistet haben. Der Schüler Bohnenbergers, Max Lohf, der innerhalb seines Buches über das Bauernhaus in Württemberg (Wörter und Sachen, 1932) ausführlich über das dort verwendete Arbeitsgerät gehandelt hat, findet sich leider nicht erwähnt. Die Hinweise auf die österreichischen Arbeiten, die sich hier anschließen, sind, offenbar absichtlich, kurz gehalten, ebenso jene über die Schweiz.

Freilich folgt nun ein Abschnitt über die „Volkskunde-Museen“, wo manches von den genannten Themen wieder aufgenommen werden muß. Aus Jacobs Darstellung geht deutlich hervor, daß die sachkundlichen Sammlungen in den Museen Deutschlands meist schlechter weggekommen sind als in jenen Österreichs und der Schweiz. Die auch heute noch vielfach festzustellende Tatsache, daß selbst Museen mit reichen volkskundlichen Stoffsammlungen über keinen volkskundlich geschulten Beamten verfügen, galt vor wenigen Jahrzehnten noch ganz

allgemein, auch in den für unser Gebiet wichtigsten Museen in München oder in Nürnberg gab es einfach keinen volkskundlichen Fachmann; und heute sitzt dort, wenns hoch kommt, je einer, — ein in jeder Hinsicht unmöglicher Zustand, der aber die ganz ungleichmäßige, geradezu willkürliche Bearbeitung unserer Stoffe in Deutschland erst verständlich macht. Jacobeit behandelt diese Verhältnisse zunächst für Nürnberg, dann für Berlin, ferner für Celle, um hier das Lebenswerk von Wilhelm Bomann zu würdigen. Aber bei aller Anerkennung der Sammelleistung von Bomann wäre doch zu erwähnen gewesen, daß für Braunschweig und Lüneburg zunächst die „Braunschweiger Volkskunde“ (1901) des großen Geographen und Ethnographen Richard Andree maßgeblich anregend gewesen ist, und daß man die sehr wesentlichen Anstöße der Landvolk-Bewegung von Heinrich Sohnrey und Eduard Kück hier nicht ausklammern kann. Ohne „Das alte Bauernleben der Lüneburger Heide“ von Kück (Leipzig 1906) ist Bomanns Arbeit überhaupt nicht recht denkbar. Aber Andree, Sohnrey, Kück, das waren durchwegs Männer, die Jacobeit wohl politisch nicht recht gelegen sein mögen.

Der folgende Abschnitt „Volkskunstofforschung“ versucht die von dieser Seite her erfolgten Vorstöße auf dem Sachkulturgebiet zu erfassen, wobei wohl Alois Riegl und August Schmarsow herangezogen werden, nicht aber der tatsächlich wichtige Otto Schwindrazheim, an dessen „Deutscher Bauernkunst“ (Wien 1903) kaum ein Volkskundler von damals vorübergegangen sein dürfte. — Im Anschluß daran weist Jacobeit auf die „Bauernhausforschung“ hin, deren wirkliche Beziehungen zur Geräteforschung doch bei weitem eingehender dargestellt werden müssen. — Danach nimmt Jacobeit noch zu Wilhelm Heinrich Riehl Stellung. Riehls „allseitige Auffassung“ (S. 100) wird doch mehr postuliert als ausgeführt; auch Jacobeit übersieht, wie mancher seiner Vorgänger, daß Riehl eigentlich Journalist war. Man muß sich damit abfinden, daß wie Jacobeit selbst schreibt, bei Riehl in seinem Buch „Die deutsche Arbeit“ (1861) „mehr von der ‚Idee der Arbeit‘ als vom Arbeiten selbst die Rede ist.“ Viel wichtiger aber bleibt der immer zu wiederholende Hinweis, daß die tatsächlich betriebene Volkskunde der Jahrzehnte vor und nach 1900 Riehl gar nicht mehr gekannt hat, daß von einer Auswirkung seiner eventuellen Anregungen in unserem eigenen Forschungsbereich vor den Zwanzigerjahren nicht die Rede sein kann.

Nun folgt der bemerkenswerte V. Abschnitt „Ablehnung der Forschungen über bäuerliche Arbeit und Wirtschaft durch die deutsche Volkskunde“. So allgemein ist der Titel natürlich unstatthaft; es waren vielleicht einige Persönlichkeiten oder Gruppen, die da „ablehnten“, aber doch nicht „die deutsche Volkskunde“ in ihrer schmalen Gänze. Jacobeit meint zunächst „die Volkskunde nach Weinhold“ mit der organisatorischen Trennung des „Verbandes deutscher Vereine für Volkskunde“ von der volkskundlichen Sektion des „Gesamtvereines“. Diese Dinge, der Streit zwischen Albrecht Dieterich und Adolf Strack einer- und der Grimm-Weinhold-Schule andererseits, werden breit ausgeführt, weil Jacobeit Material aus dem Bereich von Eugen Mogk verwerten konnte, sowie die schon erwähnten Briefe von Oskar Brenner an Richard Wossildo. Der Prozeß der „Psychologisierung“ der Volkskunde nahm seinen Anfang, die Sachvolkskunde wurde weitgehend ausgebootet. Dementsprechend heißt Jacobeits nächster Abschnitt direkt „Die

psychologistische Richtung in der Volkskunde und ihr Mißbrauch“. Bemerkenswerterweise findet Jacobeit hier auch politische Widerhaken und reibt sich beispielsweise an dem Vorwort von Hans Meyers „Deutsches Volkstum“ (1903), das doch auf die Forschung gar keinen Einfluß gehabt hat. Aber Jacobeit sieht nun allseits „nationalistische Tendenzen“, er kämpft gegen das seit einem halben Jahrhundert versunkene Wilhelminische Deutschland, als ob dies Sache unserer Wissenschaftsgeschichte wäre. Tatsächlich folgt ein umfangreicher Abschnitt über Dilthey, mit Auseinandersetzungen über die philosophisch postulierte „menschliche Wirklichkeit“, die für uns einfach keinen Zweck haben. Man liest verdrießlich, daß die Volkskunde damals wie alle anderen „Geisteswissenschaften“ „unter dem Einfluß dieser reaktionären, politisch stark engagierten Ideologien“ gestanden sei, und fragt sich, ob nicht Jacobeit sein Buch auch unter dem Einfluß irgendeiner „Ideologie“ geschrieben habe, wenn ja auch sicherlich nicht „unter dem alles beherrschenden Einfluß der idealistischen Ideologie“ (S. 121), die er unseren Großvätern so übelnimmt. Aber er will eben die Genesis der Volkskunde im nationalsozialistischen Deutschland darlegen, bis zu Fehrlé, Freudenthal, Spamer, Spieß usw., wobei Spamers persönliche Haltung jeweils eigens ausgeklammert wird. Von der Geschichte der Sachforschung in dieser Zeit ist bedauerlicherweise gar nicht die Rede. Die anschließend angeführten „Gegenstimmen“ sind aber auch recht dünn; die zitierte Berliner Habilitationsschrift von Wolfgang Schuchhardts „Volksrealien oder Volkskunst“ ist nie erschienen; daß das Berliner Museum, an dem Schuchhardt tätig war, 1941–1943 sein Jahrbuch „Volkswerk“ in drei Bänden herausgeben konnte, und bei der Berücksichtigung der Sachgüter darin von niemandem behindert wurde, wird leider nicht erwähnt.

Ein nicht viel hübscheres Kapitel bedeuten „Die Diskussionen um die bäuerlichen Arbeitsgeräte im Atlas der deutschen Volkskunde“. Dieser forschungsgeschichtlich so wichtige Atlas ist mehrmals unter schlechten Sternen gefördert worden, und die Diskussionen um die Sachgüter haben sich dort wirklich peinlich ausgewirkt. Es sind aber immerhin manche Sachgüter abgefragt worden, Herbert Schlenger hat gelegentlich darüber berichtet (Jahrbuch für historische Volkskunde, Bd. 3/4, 1934, S. 348 ff.) und bei der Fortsetzung des Atlas-Unternehmens unter Matthias Zender in unseren Jahren hat man sich sehr bemüht, dort, und nicht etwa bei dem mißglückten 5. Fragebogen anzuknüpfen, dessen Schicksal Jacobeit ausführlich schildert. Die negativen Seiten der Atlas-Geschichte werden nach archivalischen Quellen recht ausführlich geschildert; für unsere Forschungsgeschichte sind sie längst nicht mehr wichtig.

Diesen umfangreichen Darlegungen folgt ein verhältnismäßig kurzer Schlußabschnitt „Bäuerliche Arbeit und Wirtschaft als Forschungsgegenstand der deutschen Volkskunde nach 1945“. Für die Bundesrepublik werden vor allem die Anregungen Will-Erich Peuckerts und die Dissertationen seiner Schüler hervorgehoben, die Umfragen Günter Wiegelmanns und die neu gegründeten Freilichtmuseen. Für das östliche Mitteldeutschland kann Jacobeit aus der eigenen Arbeit berichten, über sein systematisch aufgebautes Dokumentierungs-Unternehmen, und über die damit im Zusammenhang stehenden Veröffentlichungen, die meist in der schon so stattlich gewordenen Schriftenreihe des Berliner Institutes erschienen sind. Auf die Arbeiten in Österreich und

in der Schweiz, die in den vergangenen zwei Jahrzehnten doch auch recht gefördert wurden, wird nicht mehr eingegangen. Vieles dazu steht jedoch in den ausführlichen Anmerkungen.

Das Buch hat also zweifellos seine Verdienste. Es belastet sich nur streckenweise mit zu langen Ausführungen über Dinge, die gerade nur hätten erwähnt werden brauchen, und gleitet außerdem an vielen Stellen in politische Polemik ab. Nun ist das jene Art der „Bewältigung der Vergangenheit“, wie sie zur Zeit in beiden Teilen Deutschlands üblich ist. Wir haben erst vor kurzem die Ausführungen von Hermann Bausinger über „Volksideologie und Volksforschung. Zur nationalsozialistischen Volkskunde“ (Zeitschrift für Volkskunde, Bd. 61, Stuttgart 1965, S. 177 ff.) zur Kenntnis nehmen müssen, die zweifellos vielfach umstritten sein dürften. Auch der objektive Betrachter mag zugeben, daß man sich mit so schwierigen Kapiteln unserer Forschungsgeschichte nun einmal beschäftigen soll; ob wir aber heute, 1966, nicht schon eine etwas abgeklärtere, eine wirklich unparteiische Einstellung dazu gefunden haben müßten, darf doch wohl gefragt werden. Es wäre sicherlich nicht unrichtig, rein sachlich zu überprüfen, was an tatsächlichen Leistungen erzielt wurde, was sich in den Zeitschriften von damals beispielsweise an brauchbaren Mitteilungen erhalten hat, oder welche in den damals neu gegründeten Veröffentlichungsreihen und Zeitschriften vorgetragenen Meinungen heute noch zu diskutieren wären. Danach könnte man doch erst sagen, was nun vorbei, vergangen, überwunden, oder eventuell auch schon damals als verfehlt angesprochen werden sollte. Rein politische Aburteilungen, wie sie sich bei Jacobeit so häufig finden, scheinen uns dagegen nicht am Platz. Man möchte hoffen, daß die von Jacobeit und seinen Mitarbeitern getragene neue deutsche Sachvolkskunde sachlicher als diese wissenschaftsgeschichtliche Einordnung verlaufen wird.

Leopold Schmidt

Jahrbuch für ostdeutsche Volkskunde. Im Auftrag der Kommission für ostdeutsche Volkskunde in der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde herausgegeben von Alfons Perlick, unter Mitarbeit von Friedrich Heinz Schmidt-Ebhausen. Bd. 9, Marburg an der Lahn 1965. N. G. Elwert Verlag. 238 Seiten, mehrere Abbildungen auf Tafeln. DM 33,—.

Dieses Jahrbuch — ebenso wie die herausgebende Kommission, ebenso wie das entsprechende Stuttgarter Institut — heißt nicht mehr nach den Heimatvertriebenen, es ist aber ihr Organ geblieben und arbeitet weiterhin ihre Stoffe auf. „Ostdeutsch“ im älteren Sinn, etwa wie Karl Brunners „Ostdeutsche Volkskunde“ von 1925, ist das nicht, sondern der Versuch, für die in sich ganz unterschiedlichen deutschstämmigen Siedler vom Baltikum bis nach Syrmien eben einen verbindenden Namen zu finden. Die ganz außerordentliche Verschiedenheit der Volkskulturen aller dieser ehemals — zu kleinen Teile auch heute noch — deutsch besiedelten Gebiete fällt auch an den Beiträgen dieses Bandes wieder auf. Zwischen den Ausführungen von Misch Orend über die Siebenbürger Sachsen, jenen Eugen Bonomis über die ehemaligen deutschen Bauern im Ofner Bergland (bei Budapest) und den Aufzeichnungen Erhard Riemanns über den Flachs im ostpreußischen Volksbrauch gibt es so gut wie keine Verbindungen. Dementsprechend sind nicht wenige Beiträge eigentlich nur mehr der For-

schungsgeschichte gewidmet. Alfons Perlick selbst gibt eine fundierte „Geschichte der volkswissenschaftlichen Forschung in Oberschlesien“, der man es fast nicht anmerkt, einen wie bedeutenden Teil dieser Arbeit Perlick selbst ganz persönlich geleistet hat. Er hat es in diesem Band auch unternommen, Leben und Werk des nunmehr fünfundsiebzehnjährigen Alfred Karasek darzustellen. Dabei konnte er offenbar ebenso wie bei der beigegebenen Bibliographie weitgehend auf Karaseks Aufzeichnungen oder Mitteilungen fußen. Eine andere Persönlichkeit, eine andere Leistung, aber forschungsgeschichtlich sicherlich nicht weniger bedeutend, im Ausgriff über weite Landschaften, in der Heranziehung der verschiedensten Mitarbeiter, in der Schaffung eines bedeutenden privaten Archives zu Achtung und Anerkennung verpflichtend.

Vielleicht hat nur der Beitrag von Erhard Riemann jene Qualitäten, die, im Bereich monographischer Darstellungen, dem Stand der heutigen Forschung entsprechen. Den meisten anderen Arbeiten haftet ein bißchen zu sehr die Vergangenheit an, sie hätten um 1930 und 1940 geschrieben worden sein können, ja manche sind es sogar, und gelangen, post tot discrimina rerum, eben erst jetzt zur Veröffentlichung. Das darf in keinem Fall ein Kriterium sein, dazu sind diese Bände viel zu sehr vom Schicksalsatem unserer Jahrzehnte umweht. Aber man könnte sich selbstverständlich vorstellen, daß an den Instituten wenigstens, von denen einige (Stuttgart, Bremen und Berlin) hier Berichte vorlegen, der Zusammenhang mit den Methoden und Forschungszielen der Gegenwart hergestellt werden könnte. Leopold Schmidt

Friedrich Lotz, Hodschag. Geschichte einer Marktgemeinde in der Batschka. Zweite, erweiterte Ausgabe. Freilassing, Pannonia-Verlag. 1964. (= Donauschwäbische Beiträge 52). 232 S., zahlr. Bildtafeln. — DM 25,—.

Der Pannonia-Verlag bemüht sich in vorbildlicher Weise die Erinnerungen der Südostdeutschen an ihre verlorene Heimat festzuhalten, und hat mit seinen Publikationen auch schon beachtenswertes Material für die volkswissenschaftliche Forschung bereit gestellt. Unter den Buchveröffentlichungen treten immer wieder Ortsmonographien hervor. Die vorliegende über den Markt Hodschag (in Jugoslawien offiziell Odžace genannt) ist für uns nicht nur im Abschnitt „Volkstum und Brauchtum“ (S. 157—167) von Interesse, in dem die Tracht, die Jahr- und Wochenmärkte und das Treiben der Faschingszeit behandelt werden, sondern bietet uns auch anderwärts Material, z. B. über das Kolonistenhaus im 1753 gegründeten Ort im Kapitel über „Die Ansiedlung der Deutschen“, über das Handwerk, das in Hodschag stark und vielfältig vertreten war, über den Hanfbau und die Bearbeitung des Hanfes, u. a. auch über das Spinnen, in einem eigenen Abschnitt des Buches. Nur: „Portiunkula“ ist kein Heiliger und kann daher nicht „Hanfpatron“ sein (S. 148); Portiunkula ist vielmehr ein Kirchlein bei Assisi und der 2. August nach der Überlieferung der Tag der Neuweihe dieses Kirchleins im Jahre 1212 auf Veranlassung des hl. Franz von Assisi. Besonders hervorgehoben sollen die schönen reichhaltigen Abbildungen des Bandes werden; sie bieten dem, der sie zu deuten versteht, reiches Wissen über Tracht, Brauchtum, Arbeit und Wirtschaft, über das Leben in der Gemeinschaft. Ein Ortsplan im Text, eine Landkarte der Batschka und eine Flurkarte von Hodschag auf dem Vorsatzpapier werden zur Orientierung dankbar begrüßt.

Maria Kundgraber

Josef Kupi, Ulmbach. Geschichte einer deutschen Gemeinde im Rumänischen Banat. Freilassing, Pannonia-Verlag, 1964. (= Donauschwäbische Beiträge 53). 164 S., Bildtaf. — DM 20,—.

Dieses Heimatbuch vermittelt uns nach einem Kapitel über die Durchführung der Ansiedlung und über die Siedler selbst, über den Ortsnamen, die Dorfanlage und die Flurform, über die Hofform, das Vereinswesen und die Wirtschaft ein umfassendes Bild vom Brauchtum im Jahreslauf (S. 61—134). Die Darstellung folgt Monat für Monat dem Kalender und zeichnet sich durch erfreuliche Ausführlichkeit aus. Es finden sich in diesem Abschnitt aber auch Bemerkungen über den Volksglauben, Bauernregeln, das Sternsingerlied von Ulmbach, eine Beschreibung der Tanzsitten und des Kirchweihländlers (es wäre schön, wenn dazu auch noch die Melodie mitgeteilt wäre!). Die jährliche Wallfahrt nach Maria Radna und die Hochzeitsbräuche sind im Monat September eingeschoben. Die Mundart wird u. a. nach Sachgruppen vorgeführt. Den Beschluß bildet eine Schilderung des traurigen Schicksals dieser deutschen Gemeinde und ihrer Bewohner nach dem Kriegsende. Einige Bildtafeln vermitteln uns eine Vorstellung vom Aussehen des Dorfes und seiner Menschen. Auf dem Vorsatzpapier ist wieder eine Landkarte des Banats und ein genauer Dorfplan abgedruckt. Der Volkskundler würde sich solche Heimatbücher in größerer Zahl wünschen!

Maria Kundegaber

Műveltség és Hagyomány. Studia ethnologica Hungariae et centralis ac orientalis Europae = Kultur und Tradition. Jahrbuch des Ethnolog. Instituts der L. Kossuth Universität Debrecen. Bd. VII: **Attila Paládi-Kovács, A keleti Palócok pásztorkodása** (Die Schäfferei im Osten von Palócok). Debrecen 1965, Gr. 8°, 214 Seiten, 83 Abb., französ. Resümee.

Die Palocen-Gegend, eine Landschaft im nordöstlichen Ungarn, westlich von Miskolc an der slowakischen Grenze, ist offenbar noch heute traditionsreich, insbesondere, was die dort wichtige Schafzucht und Schafhaltung betrifft. In sieben Kapiteln werden dargestellt: die Arten der Schafzucht, die für sie benützten Bauwerke — vorwiegend in altertümlicher Art aufgeführt —, die Rassen der Schafe und ihre Produkte, schließlich die Schäfer, ihre Stellung in der bäuerlichen Gesellschaft, ihr Brauchtum, Gerät und volkskünstlerische Betätigung. Gute Bilder unterstützen die Darlegungen. — In dem reichen Verzeichnis ungarischer und deutscher Literatur vermißt man die Darstellung von Adalbert Riedl, Die Hirtenzunft im Burgenland. Ein Beitrag zur Geschichte des Hirtenwesens im burgenländischen Raum (Eisenstadt 1962, Landesmuseum) mit dem orientierenden Vorwort von Leopold Schmidt; daß die Schafzucht hier seit altersher betrieben wurde, beweist das Ergebnis vom Jahre 1704, als dem Grafen Batthyani auf Güssing von den Steirern an die 150 wertvolle Zuchtschafe auf kuriose Art „enteignet“ wurden (K. M. Klier, Burgenländ. Forschungen 50 [Eisenstadt 1965, Landesarchiv], S. 3).

Klier

András Béres, A nádudvari fekete kerámia (Die Schwarzk Keramik von Nádudvar). Schriftenreihe des Museums von Hajdú-Bihar. Debrecen 1965, Gr. 8°, 164 Seiten (130—163 Bildtafeln), deutsches Resümee.

Die schön bebilderte Monographie erinnert in vielen Dingen an die Töpfer in Stob; bemerkenswert sind die Zeichenvorlagen für die volksmäßige Ornamentik.

Klier

József Szabadfalvi, A Debreceni mézeskaláczos mesterség (Die Kunst der Lebzelter von Debrecen). Schriftenreihe des Déri-Museums, Debrecen 1963, Gr. 8°, 64 Seiten, 8 Tafeln, französisches Resümee.

Debrecen ist ein Zentrum der Lebzeltenherstellung in Ungarn; schon 1713 erscheint hier ihre Zunft, wohl von deutschen Zuwanderern begründet. Die Herzen mit ihren Reimsprüchen, dann die Model des 18. Jhdts.: Wickelkinder, Reiter, Modedamen und -Paare, sogar die „Standeln“ auf den Märkten kommen uns wohlbekannt vor. Klier

Albert Kurucz, Az észak-bihari szőlőművelés és borgazdálkodás (Weinbau und Weinwirtschaft im nördlichen Teil des Komitats Bihar). Schriftenreihe des Museums von Hajdu-Bihar. Debrecen 1964, Gr. 8°, 104 Seiten, 82 Abb., XIII Tafeln, deutsches Resümee.

Die Weinwirtschaft hat in dem abgelegenen Gebiet nur der Selbstversorgung zu dienen, bewegt sich daher in althergebrachten Formen, unberührt von den Veränderungen der letzten Jahrzehnte. Eine lehrreiche Darstellung! Klier

Zoltán Újváry, Hahnenschlagen und Hahnenschießen in Ungarn. In: Acta ethnographica, Bd. XIV, Budapest 1965, S. 277–301.

Der Verfasser beschäftigt sich mit der Verbreitung des auch bei uns wohlbekannten Brauches, der Frage der wechselseitigen Beeinflussung, der Übernahme durch die Ungarn. Klier

Laurits Bødker, Folk Literature (Germanic) (= International Dictionary of Regional European Ethnology and Folklore Bd. II) 365 Seiten. Kopenhagen 1965. Verlag Rosenkilde and Bagger. Dänische Kronen 84,—.

Das von der alten Leitung der CIAP konzipierte Unternehmen eines Lexikons der Volkskunde schreitet fort. Nach dem I. Band (vgl. ÖZV Bd. XVI/65, 1962, S. 43 f.), in dem Ake Hultkrantz die Grundbegriffe des Faches zu sammeln und zu erläutern versuchte, folgt nunmehr der von Bødker bearbeitete Band über die Volksdichtung, oder wie man nun den schillernden Ausdruck „Folk Literature“ übersetzen will. Die englischen Ausdrücke sind die größte crux des ganzen Unternehmens. Was ich vom Anfang an darüber sagte und schrieb, bestätigt nunmehr auch der Autor des vorliegenden Bandes: „English language... is so lacking in folkloristic terms that it cannot form the sole basis of a Dictionary of Folk Literature“ (S. 7). Bødker handelt auch nach dieser sprachlichen Grundeinsicht und exzerpiert die termini aus allen germanischen Sprachen. Es kann dabei passieren, daß er S. 250 das Stichwort „Rommelpotlied“ auswirft, und gegenüber auf S. 251 „Rummeltopflied“; das hätte sich bei besserer Überlegung bzw. besserer Ordnung der Zettel sicherlich vermeiden lassen. Aber es ist immer noch besser, als wenn er einen allseits unverständlichen englischen Ausdruck dafür gewählt hätte. Der Band muß also anders als der I. benützt werden, und er bietet, umfassend betrachtet, selbstverständlich weniger, weil er eben die romanische und die slavische Terminologie von vornherein beiseite-, bzw. eigenen weiteren Bänden der Reihe überläßt. Aber die Zusammenordnung der englischen, schwedischen, norwegischen, isländischen, niederländischen und deutschen termini ist dem Dänen Bødker wohl auch so schon schwer genug gefallen, und man wird der von ihm erarbeiteten

Lösung der problematischen Aufgabe daher in erster Linie dankbar zustimmen. Es ist zweifellos nützlich, die bekanntesten Ausdrücke der Märchen-, Sagen- und Balladenforschung in all den genannten Sprachen hintereinander zu finden, mit kurzen Angaben ihrer Bedeutung, ihres Aufkommens und ihrer Verwendung in der Literatur.

Freilich drängen sich bei der Benützung sogleich mehrere Fragen auf. Zunächst die naheliegendste: Wie weit reicht eigentlich Bødkers „Folk Literature“? Kennt sie wirklich nur Märchen, Sage, Legende, Schwank, Rätsel und Ballade, an die sich verschiedene Volkslied-Stichwörter nur mehr lose anschließen? Warum ist das Volksbuch darin ebenso wenig berücksichtigt wie das Volksschauspiel? Wären Sprichwort und Redensart hier nicht auch zu berücksichtigen gewesen? Es wird doch kaum so bald ein eigener Band dieses Lexikons diesen Kleinformen der Volksdichtung gewidmet werden? Es bleibt sicherlich anerkennenswert, daß ein Spezialist der Volkerzählforschung sich anhand des Erk-Böhme und einiger weniger anderer Volkslied-Arbeiten in dieses gewaltige Gebiet hineinzuarbeiten versucht. Aber die bei Erk und Böhme verwendeten termini sind längst nicht mehr die üblichen, und was Joseph Schopp in seinem „Arbeitslied“ dazugesellt hat, erfreut sich auch nicht allgemeiner Bekanntheit. So ist „Arbeitslied“ selbstverständlich wichtig, „Flachsarbeitslied“ dagegen (bis auf einen Hinweis) entbehrlich. Unter einem „Ruflied“ wird man nicht mit Schopp einen Lockruf verstehen, hier wäre ein Stichwort „Ruf“ (als eigene Gattung des geistlichen Liedes, vgl. Eva Friedrich, = Germanische Studien H. 174, Berlin 1936) notwendig gewesen. Ähnlich steht es beim „Zahlenlied“, wo man wirklich keinen Hinweis auf Schopps „Arbeitszählhied“ erwartet, sondern eine Ausführung über das (geistliche) Zahlenlied eben. Eine Durcharbeitung des Zoderschen General-Index der Zeitschrift Das deutsche Volkslied (Wien 1947) hätte also die Stichwörterliste Bødkers sehr bereichert; aber wie oft wird man das noch sagen müssen, und in wievielen Fachbibliotheken fehlt denn dieses unentbehrliche Buch eigentlich immer noch?

Es ist selbstverständlich eine Frage, in welcher Beziehung die einzelnen Bände dieses Lexikons zueinander stehen sollen und werden. Man denkt darüber nach, wenn man beispielsweise Stichwörter aufschlägt, die von der Volksdichtung zum Brauchtum hinüberführen. Sicherlich kann man ein Stichwort „Sterndreherlied“ aufnehmen; aber eigentlich müßte man doch den bekanntesten Ausdruck „Sternsingen“ als Grundartikel dafür ausarbeiten. Das gilt weiterhin für alle Brauchtumslieder, der entsprechende Grundartikel ist mehr als dürftig, die ganze reiche deutsche Literatur dazu fehlt. Ein Band „Brauchtum“ innerhalb dieser Reihe wird also viel nachzuholen haben.

Das Unternehmen ist also an sich zu begrüßen, und Laurits Bødker soll der Dank für seine viele Arbeit gewiß nicht vorenthalten bleiben. Aber zur Kritik am ganzen Unternehmen wie an vielen Einzelheiten ist doch Anlaß genug vorhanden. Leopold Schmidt

Alan Dundes, The Study of Folklore. 480 Seiten. University of California at Berkeley. Prentice-Hall, Inc., Englewood Cliffs, New Jersey, 1965.

Vor einigen Jahren erschien das nützliche Buch von Gerhard Lutz „Volkskunde“ (vgl. ÖZV Bd. XII/61, 1958, S. 274 f.), das wichtige Texte zur Geschichte der deutschen Volkskunde aus dem Jahrhundert zwischen W. H. Riehl und Adolf Spamer, Viktor Geramb und Julius Schwietering

bot. Hier liegt nun ein Gegenstück aus dem Bereich der skandinavisch-anglo-amerikanischen Volkskunde, im speziellen der „Folklore“ vor. Es sind auch hier Originalkapitel oder -Aufsätze, von William Thoms (1846) bis Stith Thompson (1953), welche die Forschungsgeschichte vor allem der Volkerzählforschung in jenem Bereich kennzeichnen. 34 Artikel werden in 6 Kapiteln dargeboten, die von der Frage „Was ist Folklore“ bis zu „Ausgewählten Studien zur Folklore“ reichen. Bekannte Artikel etwa von Archer Taylor, Ernest Jones, Axel Olrik, C. W. von Sydow, Paul G. Brewster oder August C. Mahr stehen neben neueren und weniger bekannten etwa von Richard M. Dorson (The Eclipse of Solar Mythology), Bruno Nettl (Unifying Factors in Folk and Primitive Music), Frank Hamilton Cushing (The Cock and the Mouse), Paul V. Gump und Brian Sutton-Smith (The It Role in Children's Games). Das speziell amerikanische Element kommt begreiflicherweise mehrfach zur Geltung, so bei Alan Dundes selbst (Structural Typology in North American Indian Folktales), Robert H. Lowie (Some Cases of Repeated Reproduction), Herbert Passin und John W. Bennett (Changing Agricultural Magics in Southern Illinois) oder Hugh Tracey (Tina's Lullaby). Der Band schließt mit einigen bibliographischen Hinweisen zur weiteren Arbeit auf dem Gebiet, wobei unter den alphabetisch angeordneten wichtigsten Zeitschriften erfreulicherweise auch die unsere angeführt erscheint.

So einseitig diese Art von „Folklore“-Forschung auch sein mag, und so selten sie sich bisher noch mit der Volkskunde nach unserer Auffassung zu berühren scheint, eine genauere Kenntnisnahme wäre doch nützlich. So würde es beispielsweise zum gegenseitigen Verständnis beitragen, wenn dieser Band in einer deutschen Übersetzung erscheinen könnte.

Leopold Schmidt

Anzeigen / Einlauf 1964—1966: Bildende Volkskunst

Jose Luis de Arrese, Arte religioso en un pueblo de Espana. Madrid 1963. 622 Seiten, 189 Tafeln. 18.052

Manfred Bachmann und Günter Reitz, Der Blaudruck. Leipzig 1962. 46 Seiten, 171 Tafeln. 18.812

(Gösta Berg), Folklig konst i tyg och lera. Ett urval fran nordvästtyska museer. Vandringsutställning i Sverige. 1963/1964. Katalog, unpaginert, mit Tafeln. 18.524

Otto Bihalji-Merin und Aloyz Benac, Steine der Bogomilen. Photographien von Toso Dabac. Wien — München 1964. XXXV Seiten, 80 Tafeln. 18.259

Fritz Blümel, Möbel- und Figurenöfen (Alte und moderne Kunst, Bd. 9, Wien 1964, Nr. 77, S. 24 ff.). 18.886

George Burday, The History of Christmas Card. London 1964. XXIII und 304 Seiten, 201 Abb. 19.110

Bohuslav Chropovsky, K vyvoju slovanskeho hrnciarstva (Zur Entwicklung der slavischen Töpferei) (Slovensky Narodopis, Bd. XIII, 1965, S. 515 ff.). 19.117

Bernward Deneke, Die Entdeckung der Volkskunst für das Kunstgewerbe (Zeitschrift für Volkskunde, Bd. 60, Stuttgart 1964, S. 168 ff.). 18.619

Gerd Dörner, Mexikanische Volkskunst. München — Wien 1962. 67 Seiten, 28 Farbaufnahmen. 18.317

Hans Eckstein und Klaus-Jürgen Sembach, Lampe-Leuchter-Laterne. Gebrauch und Form vom 3. Jahrtausend bis heute. München, Ausstellung der Neuen Sammlung, 1964/65. 40 Seiten, Abb. im Text. 18.985

Günter Gall, Leder im europäischen Kunsthandwerk. Ein Handbuch für Sammler und Liebhaber. Braunschweig 1965. XII und 406 Seiten, 16 Farbtafeln und 305 Abb. 18.805

(Carl Graepler und Alfred Höck), Gesticktes und Gestricktes. Dörfliche Textilkunst aus dem nördlichen Hessen. Ausstellung im Marburger Universitätsmuseum für Kunst und Kulturgeschichte, 1965. 71 Seiten, 33 Abb. auf Tafeln. 18.729

Roland Hampe und Adam Winter, Bei Töpfern und Zieglern in Süditalien, Sizilien und Griechenland. Mit einem Beitrag von Ulrich Hofmann und Hans-Peter Boehm. Mainz 1965. XII und 274 Seiten, 3 Farbtafeln, 60 Tafeln, 150 Abb. im Text. 18.791

Anneliese Hanisch, Die Klöppelspitze und ihre geschichtliche Entwicklung. Berlin 1959. 53 Seiten mit Abb. 19.011

Ernst Georg Hanssen und Fritz Hahn, Über Model (Deutsche Lebensmittel-Rundschau, Heft 12, Dezember 1963, S. 343 ff., mit 15 Abb. im Text). 18.041

Alois Hergouth, Giebelzeichen. Schutz für Haus und Familie. Eine Bildbroschüre von Koloman Vollath jun. Wien 1963. 18 Seiten, 20 Abb. im Text, 13 Bildtafeln. 18.058

Alfred Höck, Beiträge zur hessischen Töpferei. I. Michelsberg im Kreis Ziegenhein (Hessische Blätter für Volkskunde, Bd. 56, 1965, S. 87 ff.). 19.085

Eberhard Hölscher, Firmenschilder aus zwei Jahrtausenden. Malerei im Dienste der Werbung. München 1965. 352 Seiten. 273 Abb., 9 Farbtafeln. 18.801

Otto Höver, Das Eisenwerk. Die Kunstformen des Schmiedeeisens vom Mittelalter bis zum Ausgang des 18. Jahrhunderts. Tübingen 1961. XXXIV Seiten, 320 Bildtafeln. 18.340

Ruzena Hrbková und Ludvik Kunz, Olomoucka a Sternberska keramika (Olmützer und Sternberger Keramik). Brünn, Ethnographisches Museum 1964. 36 Seiten, 16 Bildtafeln. 18.979

Norbert Humberg, Alte Vogelbauer. Ein Brevier. Braunschweig 1965. 48 Seiten mit Abb. 19.113

(Valentin Jacquet), Lateinamerikanische Volkskunst. Objekte des Brauchtums. Führer durch das Museum für Völkerkunde und Schweizerische Museum für Volkskunde Basel. Sonderausstellung 1965/1966. 20 Seiten, 32 Bildtafeln. 18.957

Richard H. Kastner, Ziegeldächer. Sieben Jahrhunderte ihrer Entwicklung im Wiener Raum (Die Wienerberger, Jg. 1963, H. 6, S. 3 ff., mit Abb. im Text). 18.486

Otto Keil, Spielzeug. Aus dem Deutschen Spielzeugmuseum Sonneberg. 32 Tafeln von Gerhard Kube. 38 Seiten. Leipzig 1963. 18.078

F. H. König, Alt-Gmundner Fayencen. Eine Handwerkskunst aus dem Salzkammergut. Linz 1964. 116 Seiten, 33 Farbtafeln. 18.295

Vlasta Koren, Zbirka brisac v Pokrajinskem muzeju za Pomurje v Murski Soboti (Die Sammlung von Handtüchern im Bezirksmuseum für das Murgebiet in Murska Sobotka) (Slovenski Etnograf, Bd. XVI bis XVII, Laibach 1964, S. 89 ff.). 19.045

Hanna Kronberger-Frentzen, Altes Bildergeschirr. Bilderdrucke auf Steingut aus süddeutschen und saarländischen Manufakturen. Tübingen 1964. 111 Seiten, 91 Abb. 18.667

Maria Kundegrabner, Gottscheer Hinterglasmaler im Böhmerwald (Gottscheer Zeitung 62. Jg. 1965, Nr. 9, S. 14 f. mit 2 Abb.) 18.923

Franz Lipp und Jan Bujak, Volkskunst der Tatra in Polen. Ausstellung Linz 1965. 30 Seiten, mit Abb. 18.984

Gorazd Makarovic, Panjske koncnice stajerske ljudske slikarske delavnice (Bienenstockbretter einer steirischen volkstümlichen Malerwerkstatt) (Slovenski Etnograf, Bd. XVI—XVII, 1964, S. 183 ff. 19.154

Giuseppe Marotta, Im Lande des Exvotums (!). Mit einem Vorwort von Leonardo Borge (Der Kunstmarkt in den Ländern der EWG und Großbritannien. Bd. III, Nr. 8, 1964, S. 57 ff.). 18.079

Walter Marti, Sackstempel. Mit heraldischen Hinweisen von Paul Boesch. Bern 1964. 113 Seiten. 18.694

George Mills und Richard Grove, Himmlische Zuflucht. Santos aus New Mexiko. Feldafing 1964. 47 Seiten, Farbbilder. 18.407

Anka Novak, Domace tkalstvo v Gornjesavski dolini (Hausweberei im Oberen Savetal) (Slovenski Etnograf Bd. XVI—XVII, 1964, S. 245 ff.). 19.059

(Lothar Pretzell), Volkskunst und Volkshandwerk. 75 Jahre Museum für deutsche Volkskunde. Ausstellung im Urania-Haus. Berlin 1964. Unpag., mit Abb. 18.519

Josef Ringler, Sarntaler Bauernmöbel (Der Schlern, Bd. 39, Bozen 1965, S. 151 ff., mit 10 Abb.). 18.881

derselbe, Tiroler Hafnerkunst (= Tiroler Wirtschaftsstudien Bd. 22) Innsbruck 1965. 128 Seiten, 96 Abb. auf Tafeln, 4 Farbtafeln. 19.132

Hellmut Rosenfeld und Erwin Kohlmann, Deutsche Spielkarten aus fünf Jahrhunderten. (Insel-Bücherei Bd. 755) Frankfurt am Main 1 + 964. 51 Seiten, 79 Abb. 18.676

Karl Rumpf, Das Bett im hessischen Bauernhaus. Zugleich ein Beitrag zur Geschichte des Bettes (Zeitschrift des Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde, Bd. 74, 1963, S. 125 ff.). 18.379

derselbe, Alt-Kasseler Schreinerkunst im 16. und 17. Jahrhundert (Zeitschrift des Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde, Bd. 75/76, 1964/65, S. 219 ff.). 19.084

(Rudolf Schenda), Bilderbogen aus Epinal. Ausstellung des Institut Francais im Ludwig Uhland-Institut der Universität Tübingen, 1964. 13 Seiten. 18.525

F. W. Schlegel, Kulturgeschichte der Türschlösser. Duisburg 1963. 71 Seiten, 35 Abb. 18.770

Leopold Schmidt, Zöblitzer Serpentinegefäße im Österreichischen Museum für Volkskunde (Letopis. Jahresschrift des Instituts für sorbische Volksforschung, = Festschrift für Friedrich Sieber. Reihe C, Nr. 6/7, 1964, S. 147 ff.). 18.478

derselbe, Die Weihnachtskrippe von Rinn in Tirol (Der Anschnitt, Jg. 16, Nr. 6, Dezember 1964, S. 3 ff.). 18.507

derselbe, Vorarlberger Volkskunst in Wien (Österreichische Hochschulzeitung, Bd. 17, Nr. 13 vom 1. Juli 1965, S. 7). 18.899

derselbe, Alte Weihnachtskrippen in Niederösterreich (Niederösterreichische Illustrierte, Bd. 12, 1965, H. 12, S. 6 ff.) 19.081

derselbe, Bäuerliche Möbel aus Niederösterreich im Volkskunde-Museum zu Berlin (75 Jahre Museum für Volkskunde 1889—1964. S. 135 ff.) 19.152

Oskar Schmolitzky, Volkskunst in Thüringen vom 16. bis zum 19. Jahrhundert. Weimar 1964. 118 Seiten, 110 Abb. 18.670

Ernst Schneider, Keramik am Untermain. Zusammengestellt, in Verbindung mit Willibald Fischer und Andreas Pampusch (= Veröffentlichungen des Geschichts- und Kunstvereines Aschaffenburg, Bd. 8) Aschaffenburg 1964. 137 Seiten, 73. Abb. 18.815

Hugo Schnell, Bayerische Frömmigkeit. Kult und Kunst in 14 Jahrhunderten. Aufnahmen von Bruno Keysselitz. München-Zürich 1965. 111 Seiten, 368 Tafeln, 36 Farbtafeln. 18.470

Maria Schuette und Sigrid Müller-Christensen. Das Stickereiwerk. Tübingen 1963. 59 Seiten, 296 Bildtafeln, XXIX Farbtaf. 19.013

Elisabeth B. Sergö, Dunaujvarosi nepi butarok (Alte Volksmöbel aus Dunaujvaros) (Istvan Siraly muzeum közleményei. Bd. 2/3, 1963, S. 182 ff.) 18.207

(Herbert Sohm und Wolfgang Rusch), Stuben aus Vorarlberg. Bregenz 1963. Mappe mit 27 Seiten Text und 19 Seiten Bildern, 29 Tafeln Zeichnungen. 18.096

László Timaffy, A győri szíjgyártó és nyerges mesterek munkái a XVII—XX. században (Arbeiten der Riemen- und Sattlermeister von Raab im 17.—20. Jahrhundert) (Arrabona 1965, S. 365 ff.) 19.125

A. J. G. Verster, Das Buch vom Zinn. Hannover 1963. 101 Seiten, 143 Bildtafeln und XII Tafeln, 1 Farbtafel. 18.166

derselbe, Schönes Schmiedeeisen. Herausgegeben von Robert M. Vetter. Hannover 1964. 92 Seiten, Abb. im Text, 113 Bildtafeln. 18.587

Ungarische Volkskunst aus zwei Jahrhunderten. Ein Führer für Ausstellungsbesucher. Budapest, Magyar Nemzeti Múzeum-Neprajzi Múzeum. o. J. 32 Seiten, Abb. im Text. 18.978

Piroska Weiner, Geschnitzte Lebkuchenformen in Ungarn. Budapest 1964. 49 Seiten, 48 Abb. auf Tafeln. 18.219

Hans Woede, Wimpeln der Kurenkähne. Geschichte — Bedeutung — Brauchtum (= Ostdeutsche Beiträge aus dem Göttinger Arbeitskreis, Bd. 32) Würzburg 1965. 269 Seiten, 124 Abb., 1 Karte. 19.101

Marijan Zadnikar, Znamenja na Slovenskem (Bildstöcke im slovenischen Volksgebiet) Laibach 1964. 194 Seiten, LXIV Bildtafeln. 18.279

**Zwei Außenstellen
des Österreichischen Museums für Volkskunde:**

1. Sammlung Religiöse Volkskunst

mit der alten Klosterapotheke im ehemaligen Ursulinen-
kloster

Wien I., Johannesgasse 8

Geöffnet: Jeden Sonntag 9—13 Uhr

2. Sammlung Altösterreichische Volksmajolika

im Schloßmuseum Gobelsburg

Gobelsburg bei Hadersdorf am Kamp, Niederöster-
reich

Geöffnet täglich (außer Montag) 9—17 Uhr
(nur Sommerhalbjahr)

Eigener Katalog: S 10.—.

Selbstverlag des Vereines für Volkskunde
Alle Rechte vorbehalten
Druck: Holzwarth & Berger, Wien I
Wien 1966

Stößel, Obstquetsche und Obstmühle

Zur Einführung der Christ'schen Apfelmühle in der Steiermark.

(Mit 2 Abbildungen im Text)

Von Anni Gamerith

Spielend leicht lassen sich Trauben entsaften. Schwer und mühevoll ist es, Kernobst zur Saftgewinnung aufzuschließen.

Das Austreten der Trauben mit bloßen Füßen, einem Werkzeuge, das jedem von Natur mitgegeben, stets bereit steht, war in weinbestandenen und Weinbau treibenden Ländern seit je üblich und ist in primitiven Gebieten bis in unsere Zeiten noch nicht ganz verschwunden¹⁾.

Konnte schon beim Austreten ein gut Teil des abrinrenden Saftes gewonnen werden, so macht ein nachfolgendes Auspressen der Masse durch ein drehendes Auswinden in einem Sacke²⁾ oder durch Hebeldruck keine besonderen technischen Schwierigkeiten mehr.

Die Hebelpresse, in der das Auspressen mittels Senken eines langen, schweren Preßbaumes erfolgt, dessen äußerstes Armende mit Steinen oder auch daran hängenden Menschen³⁾ beschwert oder durch Drehen einer beschwerten, freihängenden oder fest im Boden verankerten Spindel herabgeschraubt wird⁴⁾, stand schon im Altertum in Gebrauch⁵⁾, ist aus dem Frühmittelalter in Deutschland belegt⁶⁾, von Hörmann für Tirol⁷⁾, von

1) So konnte ich dies etwa vor 30 Jahren auf dem bosnischen Hochplateau des Karstes allgemein beobachten.

2) So schon auf einem Wandgemälde in Theben, abgebildet in A. Neuburger, Die Technik des Altertums, S. 107.

3) Auf einem griechischen Vasenbild, abgebildet in A. Neuburger, a. a. O., S. 115.

4) Beide Formen heute in Ost- und Weststeiermark als „Gwar-“ (oder „Senk-“) und „Zwengpreßn“ üblich. Eigene Beobachtung und H. M. Fuchs, Bauernkost im Sulmtal (ZVK, N. F. I, Heft I, S. 41, 42).

5) Vitruv VI, 9.

6) Abbildung in Herrad von Landsperg, Hortus Deliciarum, 12. Jh.; Heyne, Fünf Bücher deutscher Hausaltertümer, II. Bd., S. 360.

7) L. Hörmann, Der tirolisch-vorarlbergische Weinbau (Ztschr. D. Ö. A. V. 1906, S. 106 ff.)

Th. Beck für die Schweiz beschrieben⁸⁾), vom Österreichischen Ingenieur- und Architektenverein für die deutschen Weinländer der Monarchie seit dem 17. und 18. Jahrhundert nachgewiesen und abgebildet⁹⁾), von Kardos für Südwestungarn bezeugt (Tafel 7, 8), und gilt entgegen allen Neuerungsversuchen der Erzherzog-Johann-Zeit stets als die „heimische, steirische Presse“¹⁰⁾).

Weisen die Formen dieser Presse mancherlei — ebenfalls einer Betrachtung werten — Abweichungen auf, — ist für kleinere Mengen auch eine andere Preßform, „Spindelpreß“ genannt, üblich, bei der eine in einem Rahmengestell befestigte Spindel direkt und ohne Hebelwirkung senkrecht das Preßgut niederdrückt¹¹⁾ — die überwiegend verbreitete, wuchtige Hebelpresse, die „Bampreß“, ist bis in unsere Tage die gleiche, vorherrschende geblieben.

Und dieselbe Presse, die der Gewinnung des Traubensaftes dient, dient auch der Gewinnung des Obstmostes.

Obst aber läßt sich nicht austreten wie Trauben, es gibt seinen Saft nur her, wenn es vor der Pressung in kleinste Teile zerkleinert und zerquetscht wird, ohne daß jedoch das Gefüge dieser Teilchen selbst verloren geht.

Wie wurde diese Arbeit im Laufe der Zeiten gemeistert?

Nicht wenige bäuerliche Menschen erinnern sich hierzulande noch des Zerstoßens der Früchte durch hölzerne Stößel. Vereinzelt wurde es noch bis in die Jahre nach dem letzten Kriege durchgeführt¹²⁾).

Das Obst wurde in einen Winkel des großen, geräumigen Bodens der Presse, in der Südoststeiermark „Preßblatt“ genannt, geschüttet, davon eine Lage sorgsam in der Mitte des Preßblattes ausgelegt, von den barfuß im Preßboden stehenden Arbeitsleuten des Hofes — Männer mit aufgekrempeelten Hosen — abends und oft die Nacht hindurch mit den keulenartigen, schweren Stößeln in mühsamer Handarbeit zerstoßen.

Birnen waren besser zu bearbeiten, weil sie nicht rollten wie die Äpfel und, wenn sie teigig waren¹³⁾, geringere Kraft erforderten.

⁸⁾ Th. Beck, im Civilingenieur 1887, S. 147.

⁹⁾ Das Bauernhaus in Österreich-Ungarn, vom Österr. Ingenieur- und Architektenverein 1906, S. 167—170.

¹⁰⁾ In den Verhandlungen und Aufsätzen der k. u. k. Landwirtschaftsgesellschaft in der Steiermark.

¹¹⁾ Siehe Paul Scheuermeier, A. Neuburger, a. a. O.

¹²⁾ So etwa noch 1947 in Ranning bei Gnas beim Berfranzl, bis 1948 in Oberzirknitz etc., südliche Ostsmk.

¹³⁾ Das Fleisch der meisten Mostbirnensorten wird bei voller Reife braun und weich, d. i. teigig.

Bei Äpfeln, die kugelförmig dem Stößel auszuweichen versuchen, muß erst der äußere Rand der ausgelegten Lage rundherum acht-sam zerstoßen werden. Liegt dieser zerquetscht, dann können die darin befindlichen Früchte nicht mehr weichen, und sorgloser können die Stößel darauf niederfallen.

Ist die ausgelegte Lage entsprechend gleichmäßig zerkleinert, wird sie in den dem unbearbeiteten Obsthafen entgegengesetzten Winkel des Preßbodens geschoben und die nächste Lage aufgelegt. Diese Arbeit wiederholt sich so oft, bis das gequetschte Obst für eine Pressung reicht.

Viele Abende, ja Nächte hindurch wurde so von den Arbeits-leuten eines Hofes gestößelt. Ging es dabei oft auch lustig zu, so war Anstrengung und Ermüdung dennoch groß, und die Menge des Mostes, den der Hof herzustellen vermochte, durch die be-schränkte Arbeitskraft der Hausleute begrenzt.

Die Stößel bestanden aus einem keulenartigen, oben enge-ren, unten breiteren Hartholzstück (oft Apfelbaumholz), das an einem brusthohen Stiele befestigt war. Diese Form des Stößels ist auch heute noch zum Krauteinstoßen üblich.

Wenn auch als seltene Ausnahme einmal von einem eisernen Ringe um den unteren Teil des Stößels gesprochen wird — durch-wegs bestanden diese Stößel der Oststeiermark nur allein aus Holz. Man lehnte allgemein jede Beschwerung und Härtung des Stößels durch Eisen ab, weil „das Eisen rostet“ und weil „der Most vom Metall schwarz wird“¹⁴⁾.

Dagegen sagt Krünitz in dem 1806 in Berlin erschienenen 103. Bande seiner Enzyklopädie: „Die Stößer bestehen aus höl-zernen Keulen, deren Bahn mit eisernen oder messingenen Nägeln beschlagen ist“¹⁴⁾. Und vor mehreren Jahrzehnten wurde in man-chen Gegenden Deutschlands, so etwa um Ulm, Mostobst für den Hausbedarf noch mit Stößeln, an deren Stoßfläche ein kreuz-oder sternförmiges eisernes Messer befestigt war, zerstoßen¹⁵⁾.

Im Jahre 1821 überreicht der Herr Pfarrer zu St. Veit, Josef Winter, der k. u. k. Landwirtschaftsgesellschaft in der Steiermark „das Modell einer bey Pöllau eingeführten Vorrich-tung zum Obstquetschen mittels eines Mühlsteines, der an einer Welle in einem krummen Troge läuft“¹⁶⁾.

Und 1823 berichtet die Filiale Weiz auf der 8. Versammlung die-ser Gesellschaft,

¹⁴⁾ J. G. Krünitz, Ökonomisch-technische Enzyklopädie, 103. Bd., Seite 573.

¹⁵⁾ Nach mündlichen Berichten dort Aufgewachsener.

¹⁶⁾ Verhandlungen, a. a. O., 7. Heft, S. 87.

„daß in der Gegend bey A n g e r sowie auch in anderen Gegenden in- und außerhalb der Steiermark, es üblich sey, um Zeit und Kraftaufwand zu ersparen, das Obst in einem langen hölzernen Troge durch Hin- und Herrollen eines senkrecht aufgestellten Mühlsteines zu einem Brey zu zermalmen und sonach zu pressen.“¹⁷⁾

Dieser sogenannte Rollnursch, hier um 1800 als ein im Bauern- tum der nördlichen Oststeiermark gebräuchliches Gerät erwähnt, ist im Bauernhauswerk des Österreichischen Architektenvereines abgebildet und als in der Steiermark und in Oberösterreich üblich bezeugt¹⁸⁾. Pfarrer Christ kennt ihn für Westdeutschland:

„Man bedient sich . . . hölzerner Stoßer oder eines Mahltroges, der eine Zirkelkrümme hat, worin ein dün- ner Mühlstein auf- und niedergetrieben wird, der die Äpfel zermalmt, wobey immer eine Person auf und nieder gehet, und mit einem Holze die Apfelmstücke unter den Stein schiebet“¹⁹⁾.

Krünitz beschreibt ihn überaus umständlich²⁰⁾, und unsere Soldaten bezeugen, ihn im nördlichen Burgenland ebenso wie in der Normandie getroffen zu haben²¹⁾. Im Balkan diente er auch der Zermahlung des Getreides. Diese war auch bei uns nicht un- bekannt. Die Enthülsung der Gerste darin bezeugten mir alte Bäuerinnen aus der Gegend von Gschaidt. (Fischbacher Alpen)³⁷⁾

In der nördlichen Oststeiermark, dem traditionellen Most- birnenlande, war dieser Rollnursch als Obstquetsche noch vor Jahrzehnten in vielen Häusern vorhanden und benutzt. Im ober- österreichischen Salzkammergut, gleich über der steirischen Grenze, findet er sich als „Wölig“, „Wölg“ vereinzelt noch heute und steht im Herbst im Gebrauch. Der südlichen Oststeiermark

¹⁷⁾ ebenda, 11. Heft, S. 105.

¹⁸⁾ Das Bauernhaus, a. a. O., S. 170.

Der Trog steirischer Rollnursche hat, im Gegensatz zum abgebilde- ten oberösterreichischen, meist nur die Form eines Halbkreises.

¹⁹⁾ J. L. Christ, Handbuch der Obstbaumzucht, 3. Theil, S. 404.

²⁰⁾ Krünitz, a. a. O., 103. Bd., S. 574—575.

²¹⁾ Nach mündlichen Berichten bauerlicher Soldaten.

³⁷⁾ Die Bäuerin des vlg. Tafelmeisters, Bayerdorf b. Anger bei Weiz erzählte:

„Früher hab ma a Rulln ghobt, . . . a krummer Bam; muaßt aus einem Stück Holz ausgehackt sein, . . . an gestücktn hot ma nia gsegn, — . . . habn 4—5 muaßt anschiabn . . . is immer lusti gwen!

Birnen und Äpfel grullt!“

Da sagt die Altbäuerin auf einmal dazwischen: „Früher auch Gerstn drin grullt! Is net so schön worn wia auf der Ölstampf, aber auch 3 mal gnetzt und 3 mal gefahrt wia dort . . .“

Geschicht 1957, G. Gammert.

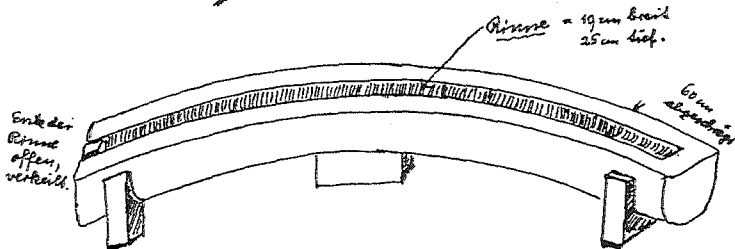
Berlin

Brücke "Einfachstuhl" =
oder "Einfachstuhl"

Baujahr b.

Ordnung & Anzahl.

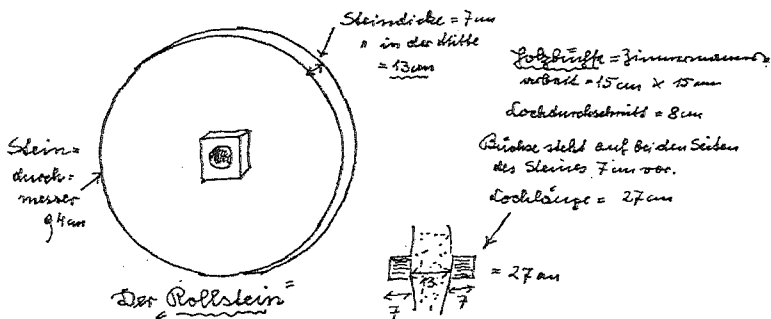
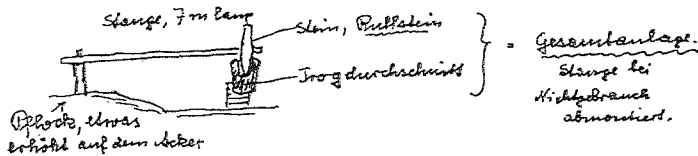
Die Rollen



Der Trog

Trogbreite = 30-33 cm

Troglänge = 4 m



war und ist er unbekannt. (Die vielen Farbaufnahmen einer solchen „Rulln“ im Gebiet um Anger sind leider bei der Entwicklungsfirma verloren gegangen.)

Johann Ludwig Christ, lutherischer Pfarrer im Mainzischen, der auch Mathematik studiert und sich dem Obst- und Weinbau und der Landwirtschaft gewidmet hatte, gab eine große Zahl landwirtschaftlicher, darunter ökonomisch-technischer Schriften heraus, deren manche in kurzer Zeit eine Reihe von Auflagen erlebten ²²⁾).

Im Jahre 1783 erschien sein Traktat: „Beyträge zur Landwirtschaft und Ökonomie“ ²³⁾, in dem er eine Traubenmühle bekannt-macht, durch die die Traubenentsaftung schneller, reiner und vollkommener ²⁴⁾ vor sich gehe. Sie ist in der 1800 erschienenen Arbeit „Vom Weinbau und Bierbrauen“ auf drei Tafeln in genauen technischen Zeichnungen abgebildet, ihr Bau und ihre Größe in rheinländischen Werkschuh neunseitenlang eingehend beschrieben ²⁵⁾.

Ein großes hölzernes Schwungrad treibt über einen Drilling zwei Kammräder, deren Achse fest mit zwei geriffelten Holzwalzen ²⁶⁾ verbunden ist. Die durch einen abhebbaren Holztrichter zwischen die sich gegeneinander drehenden Holzwalzen einsinkenden Trauben werden zerquetscht und fallen in eine darunterstehende Bütte.

Ob Gedanke und Konstruktion dieser Traubenmühle auf Pfarrer Christ selbst zurückgehen, oder ob er diese nur bekannt und populär gemacht hat, geht aus den mir erreichbar gewesenenen Schriften nicht eindeutig hervor.

Wohl aber ist die vereinfachte Form, die er in seinem Handbuche über die Obstbaumzucht ²⁷⁾ zum Zerkleinern des Obstes

²²⁾ Geb. 1735, gest. 1813. Lebensbild: Ersch u. Gruber, Enzyklopädie der Wiss. und Kunst, 17. Teil. 1. Sektion, S. 66; Frühwerke: J. G. Meusel, Das gelehrte Deutschland, 1. Nachtrag zur 4. Ausg., S. 96 u. V. Nachtrag, 1. Abt., S. 221—222; Überblick der wichtigsten Werke, Allgemeine Deutsche Biographie, 4. Bd., S. 143.

²³⁾ Frankfurt a. M., 1783, mit 3 Kupfern.

²⁴⁾ Da eine Quetschung und Verletzung der Kämme und Stiele, die den Wein bitterlich macht, dabei vermieden wird.

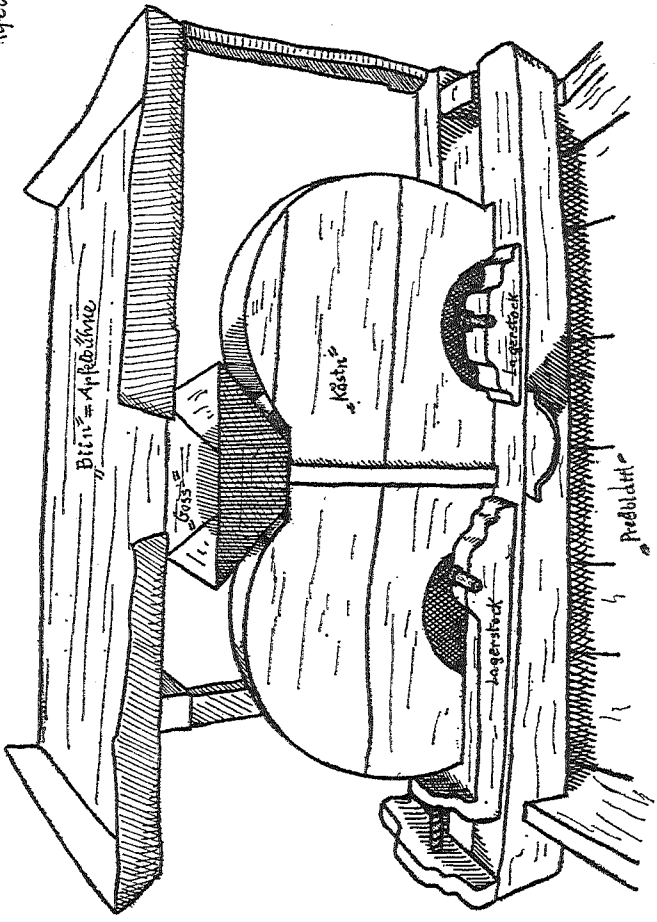
²⁵⁾ Frankfurt, Hermann'sche Buchhandlung, 1800, mit 3 Kupfern. Vermutlich enthält schon die erste Schrift 1783 Zeichnung und Beschreibung. Sie war mir jedoch nicht erreichbar.

²⁶⁾ Es empfehle sich, Walzen aus Stein oder Eisen bereit zu haben, um sie gelegentlich zum Zerquetschen von Äpfeln oder Kartoffeln gegen die Holzwalzen auswechseln zu können, ist jedoch dazu vermerkt.

²⁷⁾ 1789 „Von Pflanzung und Wartung der nützlichsten Obstbäume“, 3 Auflagen, 4. Aufl. umgetauft in „Handbuch über die Obstbaumzucht“, 2. Auflage 1797, 3. Aufl. 1811, 4. nach des Verfassers Tod hgg. Aufl. 1817.

Apfelmühle

Heplerhaus, Giebelisdorf bei
St. Anna a. d. Hohen
1960



empfiehl und beschreibt²⁸⁾, seine eigene Erfindung und ist als Christ'sche Apfelmühle in das Schrifttum der folgenden Zeit übergegangen²⁹⁾.

Er selbst sagt dazu:

„Ich habe diese ziemlich theure Einrichtung . . . (der Traubenmühle) . . ., wobey es auch leichtlich bey der Arbeit des Gesindes etwas zu reparieren gibt, hier nicht nötig gefunden, und sie einfacher eingerichtet. Hierbey treiben zwey Personen mit mäßiger Gewalt die 2 steinernen Walzen, zwischen welche die Äpfel vermittelst eines darauf stehenden Trichters eingeschüttet werden.

Diese Mühle hat den herrlichen Vortheil, daß alles gleich rein gemahlen und nicht zermalm, sondern nur gequetscht und zerdrückt wird, jedoch so, daß der Saft von der Kelter sämmtlich kann ausgepresst werden, was sie nur bey gestoßenen oder im Mahltroge geknirschten³⁰⁾ Äpfeln auspressen kann. Und zwar so läuft es von der Kelter helle ab, weil nichts Zermalmtes oder Breyigtes dabey ist, daher auch der Wein so wenig Trub bey sich führet, daß man an 10—12 Ohm wohl ein Ohm gewinnet gegen solche Fässer, worin Apfelwein liegt, dessen Äpfel im Mahltroge geknirschet werden. — Über das gehet es mit dem Mahlen der Äpfel viel fertiger und schneller, als mit obigen beyden Arten her . . .³¹⁾“

Auf der 5. Versammlung der k. u. k. Landwirtschaftsgesellschaft in der Steiermark vom 10. April 1821 verlas der Professor und Gesellschaftssekretär Werner einen Aufsatz „Über die Obstquetschmaschine auf der Religionsfondsherrschaft Gleink bei Stadt Steyr in Österreich“³²⁾.

Er wies darin auf die von Pfarrer Christ in seinem Handbuch erwähnte Apfelmühle hin und beschreibt deren Bau, Arbeitsweise und Vorteile so genau und mit so ähnlichen Worten wie

²⁸⁾ Den ersten Ausgaben muß auch eine Zeichnung auf Kupfer beigelegen sein, weil sie Sickler erwähnt und seine Beschreibung und Abbildung als aus Christ entlehnt bezeichnet.

²⁹⁾ J. V. Sickler, Der deutsche Obstgärtner, Weimar, Verlag d. Industrie Comptoirs, 5. Bd., II. Teil, 1796, S. 145 ff., B V.

Krönitz, a. a. O., 103. Bd., S 577 ff., Abb. 6054, 6055.

Bericht Werner, Verh., a. a. O., 5. Heft, S. 73.

³⁰⁾ Zermalmen im Rollnursch.

³¹⁾ J. L. Christ, Handbuch über die Obstbaumzucht, 5. Auflage, 1811, Seite 405.

³²⁾ Verhandlungen, a. a. O., 5. Heft, S. 72 ff.

Christ selbst, daß wohl anzunehmen ist, daß er dessen Buch im Wortlaut gekannt haben dürfte ³³⁾).

Er berichtet weiter:

„Die Christ'sche Apfelmühle fand ich im Jahre 1812 schon, mit einigen Abänderungen vervollkommenet auf der Religionsfondsherrschaft Gleink, nächst Stadt Steyr, die zur Dotation des Bisthums Linz gehört, im Gebrauche.

Die zwei Walzen sind, statt von Stein, von Eschenholz, jedoch geriffelt, wodurch das Quetschen des Obstes bey Weitem vollkommener bewirkt wird; diese zwey Walzen sind mit einem Kammrade in Verbindung gebracht, welches ein Drilling, an der Welle eines großen Schwungrades befestigt, in Bewegung setzt, und so die beyden Walzen, die das Zerquetschen verrichten, gegeneinander drehet.

Mittels dieser Vorrichtung wird bey unserer Maschine schon ein Arbeiter zum Gegeneinanderdrehen der Walzen erspart.“

Und er empfiehlt sie als höchst zweckmäßig und bewährt und legt der Versammlung die genaue Zeichnung samt Erklärung vor, die der nächsten Verhandlungsschrift als Steindruck beigelegt wurde ³⁴⁾.

Wir sehen, hier ist von der vereinfachten Christ'schen Apfelmühle wieder auf deren Vorläufer, das Grundprinzip der Traubenmühle mit Schwungrad, Drilling, Kammrad und geriffelten Holzwalzen zurückgegriffen, oder die Gleinksche Mühle selbstständig aus dieser Traubenmühle her entwickelt.

Ein genauer Vergleich der Zeichnungen zeigt erhebliche Unterschiede:

³³⁾ Seltsamerweise findet sich im Bücherverzeichnis der k. u. k. Landwirtschaftsgesellschaft nur ein einziges Werk von Christ, das erst nach seinem Tode 1814 erschien. Gartenbuch für Bürger und Landmann (das 1876 seine 4. Aufl. erlebte), obwohl sein Buch Vom Mästen des Rind-, Schweine-, Schaf- und Federviehs, 1790, in 2. Auflage in Grätz 1792 bei Tedeschi gedruckt wurde. Sollten sie als Handbücher ohnehin in den Händen der Interessenten gewesen sein?

Dafür spräche auch der Umstand, daß die Landesbibliothek heute über 10 Werke von Christ verfügt und sein Handbuch der Obstbaumzucht dreifach in Graz vorhanden ist. Die Ausgabe 1797 und 1817 in der Steirischen Landesbibliothek, 1811 in der Bibliothek der Landwirtschaftskammer.

³⁴⁾ Verhandlungen, 5. Heft, S. 146 ff. Diese Zeichnung und Beschreibung enthält zum Unterschied von den Christ'schen keine Maße.

Die Traubenmühle hat zwei kleinere, die Gleink'sche ein großes Kammrad, die hölzernen Walzen sind bei der zweiten bedeutend kleiner, dafür tiefer gerillt und vertieft im Gestell angebracht, der abhebbare Holztrichter durch Einschubbretter ins Gestell, die darunterstehende Bütte durch einen rollbaren Holztrog ersetzt.

In der Erklärung sagt Dr. Werner von den Quetschwalzen, daß sie „von festem hartem Holze, am besten von gegossenem Eisen verfertigt werden“³⁵⁾.

Wer die heute noch vorhandenen, von unseren Bauern „Sternmühlen“ genannten kleinen, aber schweren eisernen Obstmühlen mit ihrem großen, schweren Schwungrade und den kleinen, gußeisernen, tief gerillten und daher im Querschnitt fast sternförmig aussehenden Walzen kennt, wird sofort an das Vorbild der Werner-Gleink'schen Apfelmühle denken.

Ist auch das große Kammrad verschwunden, der Antrieb vereinfacht, die Form der Walzen gleicht ihren hölzernen Vorbildern allzusehr.

Mit Verwendung dieser gußeisernen Walzen ist der alte bäuerliche Grundsatz, Obst dürfe nicht mit Eisen in Berührung kommen, weil es vom Metall schwarz werde, durchbrochen³⁶⁾.

Ob es dieser Widerwille gegen Metall in der Mostbereitung ob es nur der hohe Kostenpunkt und die beharrende Gewohnheit war, daß diese Sternmühle nur teilweise und vereinzelt Eingang in unsere Bauernhöfe fand?

Auf der 13. Versammlung der k. u. k. Landwirtschaftsgesellschaft vom 27. und 28. März 1827 berichtet das Mitglied der Filiale Feldbach, Herr Ambros Braunstein,

„daß er sich eine Obstquetschmaschine nach der im 5. Heft der Verhandlungen und Aufsätze von Professor Werner bekannt gemachten Abbildung, mit Hingeweglassung des Stirnrades und Drillings, anfertigen ließ, und daß 2 mäßig starke Knechte mittels dieser vereinfachten Maschine in 1¼ Stunden so viel Mostobst, als zur Aufsetzung eines Stockes von 4—5 Eimern erforderlich war, vollkommen zerquetscht haben“³⁶⁾.

Dasselbe Streben nach Vereinfachung und Verbilligung des neuen Gerätes, das Christ selbst seine Apfelmühle aus der kom-

³⁵⁾ Verhandlungen, a. a. O., 5. Heft, S. 147.

³⁶⁾ Verhandlungen, a. a. O., 21. Heft, S. 84, N. F. 1. Bd.

³⁸⁾ Moderne Ernährungswissenschaft weiß, daß Berührung mit Eisen den Vitamingehalt (C-Vitamin) von Obst und Gemüse herabsetzt und schädigt. Sie bestätigt so die alte bäuerliche Scheu vor Eisen bei der Saftgewinnung.

plizierten Traubenmühle her entwickeln ließ, führte also hier einen Oststeirer vom Vorbild der Gleink'schen Mühle zu derselben, von Christ gefundenen Form, bei der zwei Walzen durch zwei Knechte gegeneinander getrieben werden, ein besonderer Arbeitsantrieb erspart wird, dafür aber eine Arbeitskraft mehr erforderlich ist.

Leider berichtet Braunstein nicht, aus welchem Materiale er seine Walzen herstellte.

Zwei große, mühlsteinartige Steine, die stehend mit ihren Mantelflächen, die von Zeit zu Zeit behauen, mit leichten Kerben versehen werden müssen, durch zwei Leute an langen, gebogenen Handgriffen gegeneinander getrieben werden, waren bis vor kurzem in der ganzen Südoststeiermark und im Grabenlande beinahe auf jedem Hofe zu finden.

Wenn sie auch, ebenso wie die eiserne Sternmühle meist unmittelbar am Preßkoar, der Umrahmung des Preßbodens der Baumpresse angebracht ist und das Obst von einem ober ihr befindlichen Bretterboden, der „Apfelbien“, gleich in den Trichter hineingelassen werden kann — in ihrer Grundform gleicht sie den Abbildungen der Christ'schen Apfelmühle ebenso wie der Beschreibung Braunsteins.

In den entlegeneren Gegenden, etwa im Grabenlande und im Riegersburger Bergland, fand diese steinerne Apfelmühle erst in den Zwanzigerjahren, also nach dem ersten Weltkriege, Eingang und Verbreitung. Bis dahin wurde Mostobst mit der Hand gestößelt, soweit nicht einzelne die hier als älter geltende Sternmühle eingeführt hatten.

In allerletzter Zeit, seit der Versorgung der Höfe mit „Kraft“, der Motorisierung und Elektrifizierung der Wirtschaften, wurden die Handgriffe beinahe überall abmontiert, und diese Steinmühle selbst auf Motorantrieb umgestellt.

Allerdings heißt es, sie dürfe nicht allzuschnell getrieben werden, eine zu hohe Tourenzahl der schweren Steine sei nicht ungefährlich und könne die Steine zerreißen.

Wenn auch mancher Hof heute eine neuzeitliche, das Obst zerschabende Obstmühle und eine hydraulische Presse angeschafft hat oder anschafft — vorherrschend prägen auch heute noch jene zwei großen steinernen, mühlsteinartigen Walzen der Christ'schen Apfelmühle, wenn auch modernisiert und motorisiert, das Bild unserer bäuerlichen Pressen (Preßhäuser).

Der Anbau von Brandgetreide im Oberen Pielachtal, Niederösterreich

Von Franz Maresch

Auf Kahlschlägen und auf abgeholzten Staudenflächen wurde noch vor etwa 30 Jahren im Oberen Pielachtal ganz allgemein Brandgetreide gebaut. Dieses Getreide war wegen der geringen Beimischung von Unkrautsamen als Saatgetreide sehr beliebt.

Nach dem Kahlschlag, der im Frühjahr erfolgte, wurde das „Grass“ bzw. die kleinen Äste und krummen Stangen, die „Krampen“, die als Brenn- oder Nutzholz keine Verwendung finden konnten, über die ganze abgeholzte Fläche ausgestreut. Diese Fläche war fast immer ein ziemlich steiler Berghang.

Wenn nicht genügend Leute zum Brennen der ganzen Fläche da waren, wurde das Kleinholz in etwa 8 m breite Streifen, „Jaun“ genannt, ausgelegt. Zwischen den Streifen lag ein Stück freier Waldboden, wodurch das Übergreifen des Feuers auf den Nachbarstreifen leicht verhindert werden konnte. Am Boden lag das kleine Zeug und in der Querrichtung zum Berghang wurden die Krampen gelegt, die so leichter brennen.

Das aufgelegte Holz blieb bis zu Jakobi liegen und war dann so trocken, daß das „Moasbrennen“ durchgeführt werden konnte. Das Holz wurde dazu am oberen Ende des Streifens oder der ganzen Fläche entzündet und von zwei bis drei Leuten pro Jaun bzw. entsprechend mehr für die ganze Fläche mit Hilfe von Brandhaken langsam herabgezogen.

Der Brandhaken ist ein etwa 50 cm langer, geschmiedeter Haken, der an einer etwa 3 m langen Holzstange befestigt ist.

Das Brennen war eine sehr unangenehme Arbeit. Wegen des starken Funkenfluges mußte man sich „gut anlegen“ und die Frauen mußten dicke Kopftücher tragen. Auf jeden Fall bekam die Bekleidung zahlreiche Brandlöcher. Das Brennen dauerte einen halben Tag und länger und da die Hitze durstig machte, mußte reichlich für Getränk, meist Most, vorgesorgt werden. Der Most wurde früher in hölzernen „Mostlageln“ zugetragen, später in Tonkrügen.

Am unteren Ende der Brandfläche angekommen, wurden die mitgezogenen größeren Aststücke auf einen Haufen gelegt und völlig verbrannt. Asche und Holzkohle blieben liegen, und im August wurde das Getreide gesät, wozu ein aus Stroh geflochtener „S a a s u m p e r“ Verwendung fand.

Das Getreide wurde mit der B r a n d h a u e nicht zu tief eingearbeitet. Die Brandhaue gleicht der Reithaue, wie sie auch zur Erdäpfelarbeit verwendet wird.

Das Getreide ging schön auf und bildete mannshohe Halme. Der Schnitt erfolgte mit der Sichel und zwar in jüngerer Zeit mit der gewöhnlichen Grassichel. Früher wurde dafür die „B r a n d s i c h e l“ benützt. Solche Sichel finden sich noch in den Inventursprotokollen der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts vielfach erwähnt und konnten auch in verschiedenen Bauernhöfen aufgefunden werden. Die Brandsichel ist wesentlich größer als die normale Grassichel ¹⁾.

Zum Schneiden mit der Brandsichel wurde ein Schüppel Halme mit dem linken Arm so umfaßt, daß die Ähren nach hinten ragten. Die Halme wurden nahe dem Boden abgeschnitten und zu Garben zusammengelegt. Der Schnitter machte sich die Strohbandeln selbst und benützte zum Binden den „S c h a b b i n d k n e b e l“. Es ist dies ein etwa 30 cm langer Holzstab von kreisförmigem Querschnitt, der an einem Ende in eine Spitze ausläuft. Meist ist der Bindeknebel mit eingedrehten Rillen oder Kerbschnitzereien verziert. Am dicken Ende hat er einen Längsschlitz, mit dem er am Gürtel oder am Schürzenband befestigt werden kann.

Ein Mann war dauernd damit beschäftigt von einem Schnitter zum anderen zu gehen und die Sichel zu wetzen. Die Schnitter trugen keinen Fingerschutz und es kam daher mitunter zu Schnittverletzungen.

Da auf der steilen und mit Baumstöcken besetzten Fläche ein „Schiebern“ nicht möglich war, mußten die Garben talwärts zu einem geeigneten Platz gebracht werden. Dazu konnten sie mit einem „R e i s“ abgestreift oder auf einem S t e c k e n getragen werden.

Ein „Reis“ wird aus Laubholzästen gebildet unter denen zum Befestigen der Zugkette ein „Zwieselast“, d. h. eine Astgabel sein muß. Durch das andere Ende der Kette wird ein Querprügel gesteckt, an dem mehrere Menschen das Reis talwärts ziehen. Diese Transportart wird heute noch auf steilen Wiesen zum Abstreifen

¹⁾ Siehe die Abbildung 6 (Brandhaken) und Abbildung 8 (Brandsichel) in F. u. G. M a r e s c h, Hausrat und Gerät im Oberen Pielachtal vor 150 Jahren (ÖZV, Bd. 67, 1964, S. 272).

von Heu benützt. Für den Transport von Getreide ist sie nicht günstig, da dabei viel Frucht ausfällt. Es wurde darum das Herabtragen mit dem Stecken bevorzugt. Der Stecken ist etwa 2 m lang und wie ein Schieberstecken an beiden Enden zugespitzt. In der Nähe des dickeren Endes hat er ein Loch, durch das eine Gurte gezogen wird. Der Stecken wird mit dem dickeren Ende im Boden fixiert, dann werden die Garben aufgesteckt. Der Schädel der Garbe zeigt abwechselnd nach rechts bzw. links. In etwa $\frac{1}{3}$ der Länge wird die Gurte am Stecken befestigt und die restliche Länge mit Garben vollgesteckt. Es können auf diese Art etwa 20 Garben getragen werden. Das Aufheben des vollen Steckens macht keine Schwierigkeiten, da der Mann in dem steilen Gelände hangabwärts steht.

An einem geeigneten Ort wurden die Garben dann „geschiebert“. Zum Schiebern werden zunächst mit der „Eisenstange“ Löcher in den Boden geschlagen und in diese die Schieberstecken gerammt und mit der Eisenstange festgestampft. Die Eisenstange ist ein etwa 1 m langes Rundeisen, das an einem Ende mit einer zu einer Spitze auslaufenden Anstauchung versehen ist. Die Schieberstecken sind zum Unterschied von den Klee- stecken glatt, d. h. sie haben keine wegstehenden Astenden oder eingebohrte Querhölzer.

Man unterschied früher zwei Arten des Schiebers, das „Mandel“ und den „Schober“.

Beim „Mandel“ wird zunächst eine Garbe, deren Ähren umgeknickt wurden, an den Stecken angelehnt. Auf diese Garbe stützen sich drei weitere ab, die kreuzförmig so angelehnt werden, daß sie den Stecken mit den Ähren umfassen. Dann werden die weiteren Garben aufgesteckt und zwar kreuzweise. Sie müssen kräftig auf die Steckenspitze aufgesetzt werden, daher steht der Schieberer auf der „Schieberleiter“, einer kurzen Leiter, die sich gegen zwei schräggehende Stangen abstützt.

Beim „Schober“ wird zunächst unten an den Stecken eine „Hiefel“ gelehnt. Eine Hiefel ist ein Ast mit einer Gabel, wie er auch zum Abstützen der Äste von Obstbäumen verwendet wird. Die Hiefel distanziert die Garben vom Boden. Diese werden nicht aufgesteckt, sondern immer zu viert um den Stecken herumgelegt wobei von jeder Garbe einige Halme um den Stecken gewickelt werden. Auf einen Stecken kommen 24 Garben.

Brandgetreide wurde nur einmal gebaut. Der mit dem Getreide ausgesäte Futtersamen machte den Schlag im nächsten Jahr zu einer guten Weide. Durch natürlichen Anflug wurde aus der Weide im Laufe der Jahre eine Mais und dann wieder Wald²⁾.

Eine Miniaturbrandwirtschaft gibt es heute noch. Auf den „Brennflecken“, das sind die kleinen Flächen, auf den Graß- oder sonstiges Holzzeug verbrannt wurde, werden Hafer, Kraut oder Sauerrüben gebaut.

²⁾ Zur Brandwirtschaft in anderen Gegenden Niederösterreichs vgl.: Ernst Hamza, Die Brandwirtschaft im niederösterreichischen Wechselgebiet (Unsere Heimat N.-Ö., Bd. V, Wien 1932, S. 326 ff.), ferner Arthur Haberlandt, Taschenwörterbuch der Volkskunde Österreichs. Bd. II, Wien 1959, S. 20 ff.

Internationale, vor allem skandinavische Vergleichsliteratur dazu jetzt bei Nils-Arvid Brिंगéus, Brännodling. En historisk-etnologisk undersökning (= Skrifter från Folklichsarkivet i Lund, Bd. 6), Lund 1963.

Zur Brandwirtschaft in Steiermark vergleiche jetzt: Hans Frühwald, Brandwirtschaft (Katalog der Ausstellung Der steirische Bauer. Leistung und Schicksal von der Steinzeit bis zur Gegenwart, = Veröffentlichungen des Steiermärkischen Landesarchives, Bd. 4, Graz 1966, S. 162 ff., mit den Abbildungen 17—20).

Das Museum in der Alten Hofmühle zu Gutenstein in Niederösterreich

(Mit 2 Abbildungen)

Von Hiltraud A s t

A n r e g u n g e n : Das Museum in der Alten Hofmühle zu Gutenstein ist den abgekommenen bäuerlichen Nebengewerben des Schneeberggebietes gewidmet. Die große Bedeutung dieser holzverarbeitenden Nebengewerbe kann man ermessen, wenn man bedenkt, daß ihr Niedergang seit der 2. Hälfte des vorigen Jahrhunderts eine der wichtigsten Ursachen der Entsiedlung unseres Gebietes war.

Wie stark diese Entsiedlung die Wirtschaft und Kultur des oberen Piestingtales verändert hat, kam dem Gründer und derzeitigen Leiter des Gutensteiner Museums, Dipl.-Ing. Wilhelm Ast, zum Bewußtsein, als er 1945 die Sekretärsstelle an der hiesigen Bezirksbauernkammer übernahm und dadurch bald die wirtschaftlichen Verhältnisse der Bevölkerung und die merkwürdige Grundverteilung kennenlernte. Gibt es doch hier außer den Bauerngütern und dem alten Großgrundbesitz auch einen jungen nicht bäuerlichen Gutsbesitz, der gegen Ende des vorigen Jahrhunderts durch Zusammenlegung verlassener Bauernhöfe entstanden ist. Im Gespräch mit seinem Vorgänger bei der Bezirksbauernkammer Gutenstein, Dr. Lothar Brauneis, der eine Dissertation über das bäuerliche Entsiedlungsproblem geschrieben hatte, erfuhr Ing. Ast, daß die drei Gemeinden Gutenstein, Rohr und Schwarza u. i. Geb. ein Entsiedlungsgebiet ersten Ranges sind und daß nicht weniger als 35% der ehemaligen Höfe verlassen und dem neuen Großgrundbesitz einverleibt wurden. Als traurige Zeugen dieser Entsiedlung kann man heute leere Gehöfte und Ruinen antreffen.

Da 80% unserer Heimat von Wald bedeckt sind, konnten die Bauern von der spärlichen Agrarproduktion allein nicht leben, sondern waren auf verschiedene Nebengewerbe angewiesen, wie etwa die Erzeugung von Holzkohle, von Schnittwaren, Binderwaren, Kalk und andere. Gesprächsweise schilderten alte Bauern die Zeit des blühenden Fuhrwerksgewerbes, als die Erzeugnisse

Stöfel, Obstquetsche und Obstmühle

Zur Einführung der Christ'schen Apfelmühle in der Steiermark.

(Mit 2 Abbildungen im Text)

Von Anni Gamerith

Spielend leicht lassen sich Trauben entsaften. Schwer und mühevoll ist es, Kernobst zur Saftgewinnung aufzuschließen.

Das Austreten der Trauben mit bloßen Füßen, einem Werkzeuge, das jedem von Natur mitgegeben, stets bereit steht, war in weinbestandenen und Weinbau treibenden Ländern seit je üblich und ist in primitiven Gebieten bis in unsere Zeiten noch nicht ganz verschwunden ¹⁾).

Konnte schon beim Austreten ein gut Teil des abrinrenden Saftes gewonnen werden, so macht ein nachfolgendes Auspressen der Masse durch ein drehendes Auswinden in einem Sacke ²⁾ oder durch Hebeldruck keine besonderen technischen Schwierigkeiten mehr.

Die Hebelpresse, in der das Auspressen mittels Senken eines langen, schweren Preßbaumes erfolgt, dessen äußerstes Armende mit Steinen oder auch daran hängenden Menschen ³⁾ beschwert oder durch Drehen einer beschwerten, freihängenden oder fest im Boden verankerten Spindel herabgeschraubt wird ⁴⁾, stand schon im Altertum in Gebrauch ⁵⁾, ist aus dem Frühmittelalter in Deutschland belegt ⁶⁾, von Hörmann für Tirol ⁷⁾, von

¹⁾ So konnte ich dies etwa vor 30 Jahren auf dem bosnischen Hochplateau des Karstes allgemein beobachten.

²⁾ So schon auf einem Wandgemälde in Theben, abgebildet in A. Neuburger, Die Technik des Altertums, S. 107.

³⁾ Auf einem griechischen Vasenbild, abgebildet in A. Neuburger, a. a. O., S. 115.

⁴⁾ Beide Formen heute in Ost- und Weststeiermark als „Gwar-“ (oder „Senk-“) und „Zwengpreßn“ üblich. Eigene Beobachtung und H. M. Fuchs, Bauernkost im Sulmtal (ZVK, N. F. I, Heft I, S. 41, 42).

⁵⁾ Vitruv VI, 9.

⁶⁾ Abbildung in Herrad von Landsperg, Hortus Deliciarum, 12. Jh.; Heyne, Fünf Bücher deutscher Hausaltertümer, II. Bd., S. 360.

⁷⁾ L. Hörmann, Der tirolisch-vorarlbergische Weinbau (Ztschr. D. Ö. A. V. 1906, S. 106 ff.)

Th. Beck für die Schweiz beschrieben⁸⁾, vom Österreichischen Ingenieur- und Architektenverein für die deutschen Weinländer der Monarchie seit dem 17. und 18. Jahrhundert nachgewiesen und abgebildet⁹⁾, von Kardos für Südwestungarn bezeugt (Tafel 7, 8), und gilt entgegen allen Neuerungsversuchen der Erzherzog-Johann-Zeit stets als die „heimische, steirische Presse“¹⁰⁾.

Weisen die Formen dieser Presse mancherlei — ebenfalls einer Betrachtung wert — Abweichungen auf, — ist für kleinere Mengen auch eine andere Preßform, „Spindelpreß“ genannt, üblich, bei der eine in einem Rahmengestell befestigte Spindel direkt und ohne Hebelwirkung senkrecht das Preßgut niederdrückt¹¹⁾ — die überwiegend verbreitete, wuchtige Hebelpresse, die „Bampreß“, ist bis in unsere Tage die gleiche, vorherrschende geblieben.

Und dieselbe Presse, die der Gewinnung des Traubensaftes dient, dient auch der Gewinnung des Obstmostes.

Obst aber läßt sich nicht austreten wie Trauben, es gibt seinen Saft nur her, wenn es vor der Pressung in kleinste Teile zerkleinert und zerquetscht wird, ohne daß jedoch das Gefüge dieser Teilchen selbst verloren geht.

Wie wurde diese Arbeit im Laufe der Zeiten gemeistert?

Nicht wenige bäuerliche Menschen erinnern sich hierzulande noch des Zerstoßens der Früchte durch hölzerne Stökel. Vereinzelt wurde es noch bis in die Jahre nach dem letzten Kriege durchgeführt¹²⁾.

Das Obst wurde in einen Winkel des großen, geräumigen Bodens der Presse, in der Südoststeiermark „Preßblatt“ genannt, geschüttet, davon eine Lage sorgsam in der Mitte des Preßblattes ausgelegt, von den barfuß im Preßboden stehenden Arbeitsleuten des Hofes — Männer mit aufgekrempelten Hosen — abends und oft die Nacht hindurch mit den keulenartigen, schweren Stökeln in mühsamer Handarbeit zerstoßen.

Birnen waren besser zu bearbeiten, weil sie nicht rollten wie die Äpfel und, wenn sie teigig waren¹³⁾, geringere Kraft erforderten.

⁸⁾ Th. Beck, im *Civilingenieur* 1887, S. 147.

⁹⁾ Das Bauernhaus in Österreich-Ungarn, vom Österr. Ingenieur- und Architektenverein 1906, S. 167—170.

¹⁰⁾ In den Verhandlungen und Aufsätzen der k. u. k. Landwirtschaftsgesellschaft in der Steiermark.

¹¹⁾ Siehe Paul Scheuermeier, A. Neuburger, a. a. O.

¹²⁾ So etwa noch 1947 in Ranning bei Gnas beim Berfranzl, bis 1948 in Oberzirknitz etc., südliche Ostsmk.

¹³⁾ Das Fleisch der meisten Mostbirnensorten wird bei voller Reife braun und weich, d. i. teigig.

Bei Äpfeln, die kugelnd dem Stößel auszuweichen versuchen, muß erst der äußere Rand der ausgelegten Lage rundherum acht-sam zerstoßen werden. Liegt dieser zerquetscht, dann können die darin befindlichen Früchte nicht mehr weichen, und sorgloser können die Stößel darauf niederfallen.

Ist die ausgelegte Lage entsprechend gleichmäßig zerkleinert, wird sie in den dem unbearbeiteten Obsthauften entgegengesetzten Winkel des Preßbodens geschoben und die nächste Lage aufgelegt. Diese Arbeit wiederholt sich so oft, bis das gequetschte Obst für eine Pressung reicht.

Viele Abende, ja Nächte hindurch wurde so von den Arbeits-leuten eines Hofes gestößelt. Ging es dabei oft auch lustig zu, so war Anstrengung und Ermüdung dennoch groß, und die Menge des Mostes, den der Hof herzustellen vermochte, durch die be-schränkte Arbeitskraft der Hausleute begrenzt.

Die Stößel bestanden aus einem keulenartigen, oben enge-ren, unten breiteren Hartholzstück (oft Apfelbaumholz), das an einem brusthohen Stiele befestigt war. Diese Form des Stößels ist auch heute noch zum Krauteinstoßen üblich.

Wenn auch als seltene Ausnahme einmal von einem eisernen Ringe um den unteren Teil des Stößels gesprochen wird — durch-wegs bestanden diese Stößel der Oststeiermark nur allein aus Holz. Man lehnte allgemein jede Beschwerung und Härtung des Stößels durch Eisen ab, weil „das Eisen rostet“ und weil „der Most vom Metall schwarz wird“¹⁴⁾.

Dagegen sagt Krünitz in dem 1806 in Berlin erschienenen 103. Bande seiner Enzyklopädie: „Die Stößer bestehen aus höl-zernen Keulen, deren Bahn mit eisernen oder messingenen Nägeln beschlagen ist“¹⁴⁾. Und vor mehreren Jahrzehnten wurde in man-chen Gegenden Deutschlands, so etwa um Ulm, Mostobst für den Hausbedarf noch mit Stößeln, an deren Stoßfläche ein kreuz-oder sternförmiges eisernes Messer befestigt war, zerstoßen¹⁵⁾.

Im Jahre 1821 überreicht der Herr Pfarrer zu St. Veit, Josef Winter, der k. u. k. Landwirtschaftsgesellschaft in der Steiermark „das Modell einer bey Pöllau eingeführten Vorrich-tung zum Obstquetschen mittels eines Mühlsteines, der an einer Welle in einem krummen Troge läuft“¹⁶⁾.

Und 1823 berichtet die Filiale Weiz auf der 8. Versammlung die-ser Gesellschaft,

¹⁴⁾ J. G. Krünitz, Ökonomisch-technische Enzyklopädie, 103. Bd., Seite 573.

¹⁵⁾ Nach mündlichen Berichten dort Aufgewachsener.

¹⁶⁾ Verhandlungen, a. a. O., 7. Heft, S. 87.

„daß in der Gegend bey A n g e r sowie auch in anderen Gegenden in- und außerhalb der Steiermark, es üblich sey, um Zeit und Kraftaufwand zu ersparen, das Obst in einem langen hölzernen Troge durch Hin- und Herrollen eines senkrecht aufgestellten Mühlsteines zu einem Brey zu zermahlen und sonach zu pressen.“¹⁷⁾

Dieser sogenannte Rollnursch, hier um 1800 als ein im Bauern- tum der nördlichen Oststeiermark gebräuchliches Gerät erwähnt, ist im Bauernhauswerk des Österreichischen Architektenvereines abgebildet und als in der Steiermark und in Oberösterreich üblich bezeugt¹⁸⁾. Pfarrer Christ kennt ihn für Westdeutschland:

„Man bedient sich . . . hölzerner Stoßer oder eines Mahltroges, der eine Zirkelkrümme hat, worin ein dün- ner Mühlstein auf- und niedergetrieben wird, der die Äpfel zermalmt, wobey immer eine Person auf und nieder gehet, und mit einem Holze die Apfelstücke unter den Stein schiebet“¹⁹⁾.

Krünitz beschreibt ihn überaus umständlich²⁰⁾, und unsere Soldaten bezeugen, ihn im nördlichen Burgenland ebenso wie in der Normandie getroffen zu haben²¹⁾ Im Balkan diene er auch der Zermahlung des Getreides. Diese war auch bei uns nicht un- bekannt. Die Enthüllung der Gerste darin bezeugten mir alte Bäuerinnen aus der Gegend von Gschaidt. (Fischbacher Alpen)²²⁾

In der nördlichen Oststeiermark, dem traditionellen Most- birnenlande, war dieser Rollnursch als Obstquetsche noch vor Jahrzehnten in vielen Häusern vorhanden und benutzt. Im ober- österreichischen Salzkammergut, gleich über der steirischen Grenze, findet er sich als „Wölig“, „Wölg“ vereinzelt noch heute und steht im Herbst im Gebrauch. Der südlichen Oststeiermark

¹⁷⁾ ebenda, 11. Heft, S. 105.

¹⁸⁾ Das Bauernhaus, a. a. O., S. 170.

Der Trog steirischer Rollnursche hat, im Gegensatz zum abgebilde- ten oberösterreichischen, meist nur die Form eines Halbkreises.

¹⁹⁾ J. L. Christ, Handbuch der Obstbaumzucht, 3. Theil, S. 404.

²⁰⁾ Krünitz, a. a. O., 103. Bd., S. 574—575.

²¹⁾ Nach mündlichen Berichten bauerlicher Soldaten.

²²⁾ Die Bäuerin des vlg. Tafelmeisters, Bayerdorf b. A n g e r bei Weiz erzählte:

„Früher hab ma a Rulln ghobt, . . . a krummer Bam; muaßt aus einem Stück Holz ausgehackt sein, . . . an gestücktn hot ma nia gsegn, — . . . habn 4—5 muaßt anschiabn . . . is immer lusti gwen!

Birnen und Äpfl grullt!“

Da sagt die Altbäuerin auf einmal dazwischen: „Früher auch Gerstn drin grullt! Is net so schön worn wia auf der Ölstampf, aber auch 3 mal gnetzt und 3 mal gfaht wia dort . . .“

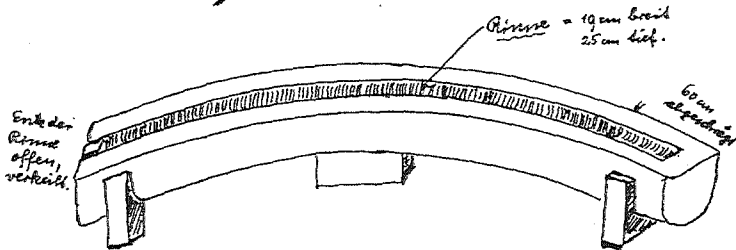
Gesamt 1957, O. Gammelf.

Reinmi

Hölzer, Infatthungel =
oder Infatthungel =

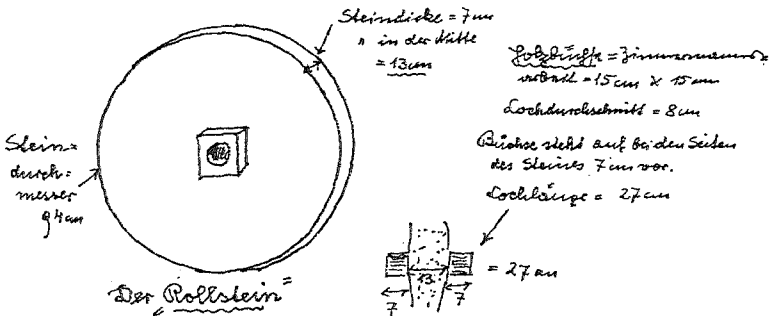
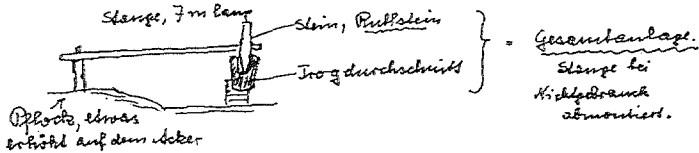
Der Trog &
Bauger & Holz.

Die Rollen



Der Trog

Trogbreite = 30-33 cm
Troglänge = 4 m



war und ist er unbekannt. (Die vielen Farbaufnahmen einer solchen „Rulln“ im Gebiet um Anger sind leider bei der Entwicklungsfirma verloren gegangen.)

Johann Ludwig Christ, lutherischer Pfarrer im Mainzischen, der auch Mathematik studiert und sich dem Obst- und Weinbau und der Landwirtschaft gewidmet hatte, gab eine große Zahl landwirtschaftlicher, darunter ökonomisch-technischer Schriften heraus, deren manche in kurzer Zeit eine Reihe von Auflagen erlebten ²²⁾).

Im Jahre 1783 erschien sein Traktat: „Beyträge zur Landwirtschaft und Ökonomie“ ²³⁾, in dem er eine Traubenmühle bekannt-macht, durch die die Traubenentsaftung schneller, reiner und vollkommener ²⁴⁾ vor sich gehe. Sie ist in der 1800 erschienenen Arbeit „Vom Weinbau und Bierbrauen“ auf drei Tafeln in genauen technischen Zeichnungen abgebildet, ihr Bau und ihre Größe in rheinländischen Werkschuh neunseitenlang eingehend beschrieben ²⁵⁾.

Ein großes hölzernes Schwungrad treibt über einen Drilling zwei Kammräder, deren Achse fest mit zwei geriffelten Holzwalzen ²⁶⁾ verbunden ist. Die durch einen abhebbaren Holztrichter zwischen die sich gegeneinander drehenden Holzwalzen einsinkenden Trauben werden zerquetscht und fallen in eine darunterstehende Bütte.

Ob Gedanke und Konstruktion dieser Traubenmühle auf Pfarrer Christ selbst zurückgehen, oder ob er diese nur bekannt und populär gemacht hat, geht aus den mir erreichbar gewesenen Schriften nicht eindeutig hervor.

Wohl aber ist die vereinfachte Form, die er in seinem Handbuche über die Obstbaumzucht ²⁷⁾ zum Zerkleinern des Obstes

²²⁾ Geb. 1735, gest. 1813. Lebensbild: Ersch u. Gruber, Enzyklopädie der Wiss. und Kunst, 17. Teil, 1. Sektion, S. 66; Frühwerke: J. G. Meusel, Das gelehrte Deutschland, 1. Nachtrag zur 4. Ausg., S. 96 u. V. Nachtrag, 1. Abt., S. 221—222; Überblick der wichtigsten Werke, Allgemeine Deutsche Biographie, 4. Bd., S. 143.

²³⁾ Frankfurt a. M., 1783, mit 3 Kupfern.

²⁴⁾ Da eine Quetschung und Verletzung der Kämme und Stiele, die den Wein bitterlich macht, dabei vermieden wird.

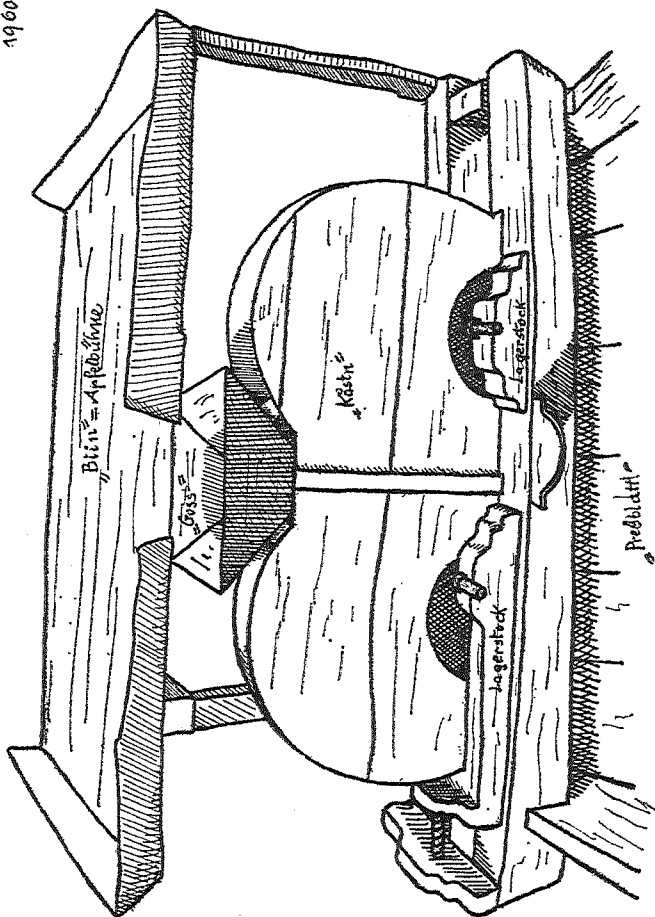
²⁵⁾ Frankfurt, Hermann'sche Buchhandlung, 1800, mit 3 Kupfern. Vermutlich enthält schon die erste Schrift 1783 Zeichnung und Beschreibung. Sie war mir jedoch nicht erreichbar.

²⁶⁾ Es empfehle sich, Walzen aus Stein oder Eisen bereit zu haben, um sie gelegentlich zum Zerquetschen von Äpfeln oder Kartoffeln gegen die Holzwalzen auswechseln zu können, ist jedoch dazu vermerkt.

²⁷⁾ 1789 „Von Pflanzung und Wartung der nützlichsten Obstbäume“, 3 Auflagen, 4. Aufl. umgetauft in „Handbuch über die Obstbaumzucht“, 2. Auflage 1797, 3. Aufl. 1811, 4. nach des Verfassers Tod hgg. Aufl. 1817.

Apfelmühle

Hopferhaus, Siebelsdorf bei
St. Anna a. d. Iggen
1960



empfiehlt und beschreibt²⁸⁾, seine eigene Erfindung und ist als Christ'sche Apfelmühle in das Schrifttum der folgenden Zeit übergegangen²⁹⁾.

Er selbst sagt dazu:

„Ich habe diese ziemlich theure Einrichtung . . . (der Traubenmühle) . . ., wobey es auch leichtlich bey der Arbeit des Gesindes etwas zu reparieren gibt, hier nicht nötig gefunden, und sie einfacher eingerichtet. Hierbey treiben zwey Personen mit mäßiger Gewalt die 2 steinernen Walzen, zwischen welche die Äpfel vermittelst eines darauf stehenden Trichters eingeschüttet werden.

Diese Mühle hat den herrlichen Vortheil, daß alles gleich rein gemahlen und nicht zermalmt, sondern nur gequetscht und zerdrückt wird, jedoch so, daß der Saft von der Kelter sämmtlich kann ausgepresst werden, was sie nur bey gestoßenen oder im Mahltroge geknirschten³⁰⁾ Äpfeln auspressen kann. Und zwar so läuft es von der Kelter helle ab, weil nichts Zermalmtes oder Breyigtes dabey ist, daher auch der Wein so wenig Trub bey sich führet, daß man an 10—12 Ohm wohl ein Ohm gewinnt gegen solche Fässer, worin Apfelwein liegt, dessen Äpfel im Mahltroge geknirschet werden. — Über das gehet es mit dem Mahlen der Äpfel viel fertiger und schneller, als mit obigen beyden Arten her . . .³¹⁾“

Auf der 5. Versammlung der k. u. k. Landwirtschaftsgesellschaft in der Steiermark vom 10. April 1821 verlas der Professor und Gesellschaftssekretär Werner einen Aufsatz „Über die Obstquetschmaschine auf der Religionsfondsherrschaft Gleink bei Stadt Steyr in Österreich“³²⁾.

Er wies darin auf die von Pfarrer Christ in seinem Handbuch erwähnte Apfelmühle hin und beschreibt deren Bau, Arbeitsweise und Vorteile so genau und mit so ähnlichen Worten wie

²⁸⁾ Den ersten Ausgaben muß auch eine Zeichnung auf Kupfer beigegeben sein, weil sie Sickler erwähnt und seine Beschreibung und Abbildung als aus Christ entlehnt bezeichnet.

²⁹⁾ J. V. Sickler, Der deutsche Obstgärtner, Weimar, Verlag d. Industrie Comptoirs, 5. Bd., II. Teil, 1796, S. 145 ff., B V.

Krönitz, a. a. O., 103. Bd., S 577 ff., Abb. 6054, 6055.

Bericht Werner, Verh., a. a. O., 5. Heft, S. 73.

³⁰⁾ Zermalmen im Rollnursch.

³¹⁾ J. L. Christ, Handbuch über die Obstbaumzucht, 5. Auflage, 1811, Seite 405.

³²⁾ Verhandlungen, a. a. O., 5. Heft, S. 72 ff.

Christ selbst, daß wohl anzunehmen ist, daß er dessen Buch im Wortlaut gekannt haben dürfte ³³⁾).

Er berichtet weiter:

„Die Christ'sche Apfelmühle fand ich im Jahre 1812 schon, mit einigen Abänderungen vervollkommenet auf der Religionsfondsherrschaft Gleink, nächst Stadt Steyr, die zur Dotation des Bisthums Linz gehört, im Gebrauche.

Die zwei Walzen sind, statt von Stein, von Eschenholz, jedoch geriffelt, wodurch das Quetschen des Obstes bey Weitem vollkommener bewirkt wird; diese zwey Walzen sind mit einem Kammrade in Verbindung gebracht, welches ein Drilling, an der Welle eines großen Schwungrades befestigt, in Bewegung setzt, und so die beyden Walzen, die das Zerquetschen verrichten, gegeneinander drehet.

Mittels dieser Vorrichtung wird bey unserer Maschine schon ein Arbeiter zum Gegeneinanderdrehen der Walzen erspart.“

Und er empfiehlt sie als höchst zweckmäßig und bewährt und legt der Versammlung die genaue Zeichnung samt Erklärung vor, die der nächsten Verhandlungsschrift als Steindruck beigelegt wurde ³⁴⁾.

Wir sehen, hier ist von der vereinfachten Christ'schen Apfelmühle wieder auf deren Vorläufer, das Grundprinzip der Traubenmühle mit Schwungrad, Drilling, Kammrad und geriffelten Holzwalzen zurückgegriffen, oder die Gleinksche Mühle selbstständig aus dieser Traubenmühle her entwickelt.

Ein genauer Vergleich der Zeichnungen zeigt erhebliche Unterschiede:

³³⁾ Seltsamerweise findet sich im Bücherverzeichnis der k. u. k. Landwirtschaftsgesellschaft nur ein einziges Werk von Christ, das erst nach seinem Tode 1814 erschien. Gartenbuch für Bürger und Landmann (das 1876 seine 4. Aufl. erlebte), obwohl sein Buch Vom Mästen des Rind-, Schweine-, Schaf- und Federviehs, 1790, in 2. Auflage in Grätz 1792 bei Tedeschi gedruckt wurde. Sollten sie als Handbücher ohnehin in den Händen der Interessenten gewesen sein?

Dafür spräche auch der Umstand, daß die Landesbibliothek heute über 10 Werke von Christ verfügt und sein Handbuch der Obstbaumzucht dreifach in Graz vorhanden ist. Die Ausgabe 1797 und 1817 in der Steirischen Landesbibliothek, 1811 in der Bibliothek der Landwirtschaftskammer.

³⁴⁾ Verhandlungen, 5. Heft, S. 146 ff. Diese Zeichnung und Beschreibung enthält zum Unterschied von den Christ'schen keine Maße.

Die Traubenmühle hat zwei kleinere, die Gleink'sche ein großes Kammrad, die hölzernen Walzen sind bei der zweiten bedeutend kleiner, dafür tiefer gerillt und vertieft im Gestell angebracht, der abhebbare Holztrichter durch Einschubbretter ins Gestell, die darunterstehende Bütte durch einen rollbaren Holztrog ersetzt.

In der Erklärung sagt Dr. Werner von den Quetschwalzen, daß sie „von festem hartem Holze, am besten von gegossenem Eisen verfertigt werden“³⁵⁾.

Wer die heute noch vorhandenen, von unseren Bauern „Sternmühlen“ genannten kleinen, aber schweren eisernen Obstmühlen mit ihrem großen, schweren Schwungrade und den kleinen, gußeisernen, tief gerillten und daher im Querschnitt fast sternförmig aussehenden Walzen kennt, wird sofort an das Vorbild der Werner-Gleink'schen Apfelmühle denken.

Ist auch das große Kammrad verschwunden, der Antrieb vereinfacht, die Form der Walzen gleicht ihren hölzernen Vorbildern allzusehr.

Mit Verwendung dieser gußeisernen Walzen ist der alte bäuerliche Grundsatz, Obst dürfe nicht mit Eisen in Berührung kommen, weil es vom Metall schwarz werde, durchbrochen³⁶⁾.

Ob es dieser Widerwille gegen Metall in der Mostbereitung ob es nur der hohe Kostenpunkt und die beharrende Gewohnheit war, daß diese Sternmühle nur teilweise und vereinzelt Eingang in unsere Bauernhöfe fand?

Auf der 13. Versammlung der k. u. k. Landwirtschaftsgesellschaft vom 27. und 28. März 1827 berichtet das Mitglied der Filiale Feldbach, Herr Ambros Braunstein,

„daß er sich eine Obstquetschmaschine nach der im 5. Heft der Verhandlungen und Aufsätze von Professor Werner bekannt gemachten Abbildung, mit Hingewlassung des Stirnrades und Drillings, anfertigen ließ, und daß 2 mäßig starke Knechte mittels dieser vereinfachten Maschine in 1¼ Stunden so viel Mostobst, als zur Aufsetzung eines Stockes von 4—5 Eimern erforderlich war, vollkommen zerquetscht haben“³⁶⁾.

Dasselbe Streben nach Vereinfachung und Verbilligung des neuen Gerätes, das Christ selbst seine Apfelmühle aus der kom-

³⁵⁾ Verhandlungen, a. a. O., 5. Heft, S. 147.

³⁶⁾ Verhandlungen, a. a. O., 21. Heft, S. 84, N. F. 1. Bd.

³⁸⁾ Moderne Ernährungswissenschaft weiß, daß Berührung mit Eisen den Vitamingehalt (C-Vitamin) von Obst und Gemüse herabsetzt und schädigt. Sie bestätigt so die alte bäuerliche Scheu vor Eisen bei der Saftgewinnung.

plizierten Traubenmühle her entwickeln ließ, führte also hier einen Oststeirer vom Vorbild der Gleink'schen Mühle zu derselben, von Christ gefundenen Form, bei der zwei Walzen durch zwei Knechte gegeneinander getrieben werden, ein besonderer Arbeitsantrieb erspart wird, dafür aber eine Arbeitskraft mehr erforderlich ist.

Leider berichtet Braunstein nicht, aus welchem Materiale er seine Walzen herstellte.

Zwei große, mühlsteinartige Steine, die stehend mit ihren Mantelflächen, die von Zeit zu Zeit behauen, mit leichten Kerben versehen werden müssen, durch zwei Leute an langen, gebogenen Handgriffen gegeneinander getrieben werden, waren bis vor kurzem in der ganzen Südoststeiermark und im Grabenlande beinahe auf jedem Hofe zu finden.

Wenn sie auch, ebenso wie die eiserne Sternmühle meist unmittelbar am Preßkoar, der Umrahmung des Preßbodens der Baumpresse angebracht ist und das Obst von einem ober ihr befindlichen Bretterboden, der „Apfelbien“, gleich in den Trichter hineingelassen werden kann — in ihrer Grundform gleicht sie den Abbildungen der Christ'schen Apfelmühle ebenso wie der Beschreibung Braunsteins.

In den entlegeneren Gegenden, etwa im Grabenlande und im Riegersburger Bergland, fand diese steinerne Apfelmühle erst in den Zwanzigerjahren, also nach dem ersten Weltkriege, Eingang und Verbreitung. Bis dahin wurde Mostobst mit der Hand gestößelt, soweit nicht einzelne die hier als älter geltende Sternmühle eingeführt hatten.

In allerletzter Zeit, seit der Versorgung der Höfe mit „Kraft“, der Motorisierung und Elektrifizierung der Wirtschaften, wurden die Handgriffe beinahe überall abmontiert, und diese Steinmühle selbst auf Motorantrieb umgestellt.

Allerdings heißt es, sie dürfe nicht allzuschnell getrieben werden, eine zu hohe Tourenzahl der schweren Steine sei nicht ungefährlich und könne die Steine zerreißen.

Wenn auch mancher Hof heute eine neuzeitliche, das Obst zerschabende Obstmühle und eine hydraulische Presse angeschafft hat oder anschafft — vorherrschend prägen auch heute noch jene zwei großen steinernen, mühlsteinartigen Walzen der Christ'schen Apfelmühle, wenn auch modernisiert und motorisiert, das Bild unserer bäuerlichen Pressen (Preßhäuser).

Der Anbau von Brandgetreide im Oberen Pielachtal, Niederösterreich

Von Franz Maresch

Auf Kahlschlägen und auf abgeholzten Staudenflächen wurde noch vor etwa 30 Jahren im Oberen Pielachtal ganz allgemein Brandgetreide gebaut. Dieses Getreide war wegen der geringen Beimischung von Unkrautsamen als Saatgetreide sehr beliebt.

Nach dem Kahlschlag, der im Frühjahr erfolgte, wurde das „Grass“ bzw. die kleinen Äste und krummen Stangen, die „Krampen“, die als Brenn- oder Nutzholz keine Verwendung finden konnten, über die ganze abgeholzte Fläche ausgestreut. Diese Fläche war fast immer ein ziemlich steiler Berghang.

Wenn nicht genügend Leute zum Brennen der ganzen Fläche da waren, wurde das Kleinholz in etwa 8 m breite Streifen, „Jaun“ genannt, ausgelegt. Zwischen den Streifen lag ein Stück freier Waldboden, wodurch das Übergreifen des Feuers auf den Nachbarstreifen leicht verhindert werden konnte. Am Boden lag das kleine Zeug und in der Querrichtung zum Berghang wurden die Krampen gelegt, die so leichter brennen.

Das aufgelegte Holz blieb bis zu Jakobi liegen und war dann so trocken, daß das „Moasbrennen“ durchgeführt werden konnte. Das Holz wurde dazu am oberen Ende des Streifens oder der ganzen Fläche entzündet und von zwei bis drei Leuten pro Jaun bzw. entsprechend mehr für die ganze Fläche mit Hilfe von Brandhaken langsam herabgezogen.

Der Brandhaken ist ein etwa 50 cm langer, geschmiedeter Haken, der an einer etwa 3 m langen Holzstange befestigt ist.

Das Brennen war eine sehr unangenehme Arbeit. Wegen des starken Funkenfluges mußte man sich „gut anlegen“ und die Frauen mußten dicke Kopftücher tragen. Auf jeden Fall bekam die Bekleidung zahlreiche Brandlöcher. Das Brennen dauerte einen halben Tag und länger und da die Hitze durstig machte, mußte reichlich für Getränk, meist Most, vorgesorgt werden. Der Most wurde früher in hölzernen „Mostlageln“ zugetragen, später in Tonkrügen.

Am unteren Ende der Brandfläche angekommen, wurden die mitgezogenen größeren Aststücke auf einen Haufen gelegt und völlig verbrannt. Asche und Holzkohle blieben liegen, und im August wurde das Getreide gesät, wozu ein aus Stroh geflochtener „S a a s u m p e r“ Verwendung fand.

Das Getreide wurde mit der B r a n d h a u e nicht zu tief eingearbeitet. Die Brandhaue gleicht der Reithaue, wie sie auch zur Erdäpfelarbeit verwendet wird.

Das Getreide ging schön auf und bildete mannshohe Halme. Der Schnitt erfolgte mit der Sichel und zwar in jüngerer Zeit mit der gewöhnlichen Grassichel. Früher wurde dafür die „B r a n d s i c h e l“ benützt. Solche Sicheln finden sich noch in den Inventursprotokollen der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts vielfach erwähnt und konnten auch in verschiedenen Bauernhöfen aufgefunden werden. Die Brandsichel ist wesentlich größer als die normale Grassichel¹⁾.

Zum Schneiden mit der Brandsichel wurde ein Schüppel Halme mit dem linken Arm so umfaßt, daß die Ähren nach hinten ragten. Die Halme wurden nahe dem Boden abgeschnitten und zu Garben zusammengelegt. Der Schnitter machte sich die Strohbandeln selbst und benützte zum Binden den „S c h a b b i n d k n e b e l“. Es ist dies ein etwa 30 cm langer Holzstab von kreisförmigem Querschnitt, der an einem Ende in eine Spitze ausläuft. Meist ist der Bindeknebel mit eingedrehten Rillen oder Kerbschnitzereien verziert. Am dicken Ende hat er einen Längsschlitz, mit dem er am Gürtel oder am Schürzenband befestigt werden kann.

Ein Mann war dauernd damit beschäftigt von einem Schnitter zum anderen zu gehen und die Sicheln zu wetzen. Die Schnitter trugen keinen Fingerschutz und es kam daher mitunter zu Schnittverletzungen.

Da auf der steilen und mit Baumstöcken besetzten Fläche ein „Schiebern“ nicht möglich war, mußten die Garben talwärts zu einem geeigneten Platz gebracht werden. Dazu konnten sie mit einem „Reis“ abgestreift oder auf einem S t e c k e n getragen werden.

Ein „Reis“ wird aus Laubholzästen gebildet unter denen zum Befestigen der Zugkette ein „Zwieselast“, d. h. eine Astgabel sein muß. Durch das andere Ende der Kette wird ein Querprügel gesteckt, an dem mehrere Menschen das Reis talwärts ziehen. Diese Transportart wird heute noch auf steilen Wiesen zum Abstreifen

¹⁾ Siehe die Abbildung 6 (Brandhaken) und Abbildung 8 (Brandsichel) in F. u. G. M a r e s c h, Hausrat und Gerät im Oberen Pielachtal vor 150 Jahren (ÖZV, Bd. 67, 1964, S. 272).

von Heu benützt. Für den Transport von Getreide ist sie nicht günstig, da dabei viel Frucht ausfällt. Es wurde darum das Herabtragen mit dem Stecken bevorzugt. Der Stecken ist etwa 2 m lang und wie ein Schieberstecken an beiden Enden zugespitzt. In der Nähe des dickeren Endes hat er ein Loch, durch das eine Gurte gezogen wird. Der Stecken wird mit dem dickeren Ende im Boden fixiert, dann werden die Garben aufgesteckt. Der Schädel der Garbe zeigt abwechselnd nach rechts bzw. links. In etwa $\frac{1}{3}$ der Länge wird die Gurte am Stecken befestigt und die restliche Länge mit Garben vollgesteckt. Es können auf diese Art etwa 20 Garben getragen werden. Das Aufheben des vollen Steckens macht keine Schwierigkeiten, da der Mann in dem steilen Gelände hangabwärts steht.

An einem geeigneten Ort wurden die Garben dann „geschiebert“. Zum Schiebern werden zunächst mit der „Eisenstange“ Löcher in den Boden geschlagen und in diese die Schieberstecken gerammt und mit der Eisenstange festgestampft. Die Eisenstange ist ein etwa 1 m langes Rundeisen, das an einem Ende mit einer zu einer Spitze auslaufenden Anstauchung versehen ist. Die Schieberstecken sind zum Unterschied von den Klee- stecken glatt, d. h. sie haben keine wegstehenden Astenden oder eingebaute Querhölzer.

Man unterschied früher zwei Arten des Schiebers, das „Mandel“ und den „Schober“.

Beim „Mandel“ wird zunächst eine Garbe, deren Ähren umgeknickt wurden, an den Stecken angelehnt. Auf diese Garbe stützen sich drei weitere ab, die kreuzförmig so angelehnt werden, daß sie den Stecken mit den Ähren umfassen. Dann werden die weiteren Garben aufgesteckt und zwar kreuzweise. Sie müssen kräftig auf die Steckenspitze aufgesetzt werden, daher steht der Schieber auf der „Schieberleiter“, einer kurzen Leiter, die sich gegen zwei schrägstehende Stangen abstützt.

Beim „Schober“ wird zunächst unten an den Stecken eine „Hiefel“ gelehnt. Eine Hiefel ist ein Ast mit einer Gabel, wie er auch zum Abstützen der Äste von Obstbäumen verwendet wird. Die Hiefel distanziert die Garben vom Boden. Diese werden nicht aufgesteckt, sondern immer zu viert um den Stecken herumgelegt wobei von jeder Garbe einige Halme um den Stecken gewickelt werden. Auf einen Stecken kommen 24 Garben.

Brandgetreide wurde nur einmal gebaut. Der mit dem Getreide ausgesäte Futtersamen machte den Schlag im nächsten Jahr zu einer guten Weide. Durch natürlichen Anflug wurde aus der Weide im Laufe der Jahre eine Mais und dann wieder Wald²⁾.

Eine Miniaturbrandwirtschaft gibt es heute noch. Auf den „Brennflecken“, das sind die kleinen Flächen, auf den Groß- oder sonstiges Holzzeug verbrannt wurde, werden Hafer, Kraut oder Sauerrüben gebaut.

²⁾ Zur Brandwirtschaft in anderen Gegenden Niederösterreichs vgl.: Ernst Hamza, Die Brandwirtschaft im niederösterreichischen Wechselgebiet (Unsere Heimat N.-Ö., Bd. V, Wien 1932, S. 326 ff.), ferner Arthur Haberlandt, Taschenwörterbuch der Volkskunde Österreichs. Bd. II, Wien 1959, S. 20 ff.

Internationale, vor allem skandinavische Vergleichsliteratur dazu jetzt bei Nils-Arvid Bringéus, Brännodling. En historisk-etnologisk undersökning (= Skrifter fran Folkivsarkivet i Lund, Bd. 6), Lund 1963.

Zur Brandwirtschaft in Steiermark vergleiche jetzt: Hans Frühwald, Brandwirtschaft (Katalog der Ausstellung Der steirische Bauer. Leistung und Schicksal von der Steinzeit bis zur Gegenwart, = Veröffentlichungen des Steiermärkischen Landesarchives, Bd. 4, Graz 1966, S. 162 ff., mit den Abbildungen 17–20).

Das Museum in der Alten Hofmühle zu Gutenstein in Niederösterreich

(Mit 2 Abbildungen)

Von Hiltraud A s t

A n r e g u n g e n : Das Museum in der Alten Hofmühle zu Gutenstein ist den abgekommenen bäuerlichen Nebengewerben des Schneeberggebietes gewidmet. Die große Bedeutung dieser holzverarbeitenden Nebengewerbe kann man ermessen, wenn man bedenkt, daß ihr Niedergang seit der 2. Hälfte des vorigen Jahrhunderts eine der wichtigsten Ursachen der Entsiedlung unseres Gebietes war.

Wie stark diese Entsiedlung die Wirtschaft und Kultur des oberen Piestingtales verändert hat, kam dem Gründer und derzeitigen Leiter des Gutensteiner Museums, Dipl.-Ing. Wilhelm Ast, zum Bewußtsein, als er 1945 die Sekretärsstelle an der hiesigen Bezirksbauernkammer übernahm und dadurch bald die wirtschaftlichen Verhältnisse der Bevölkerung und die merkwürdige Grundverteilung kennenlernte. Gibt es doch hier außer den Bauerngütern und dem alten Großgrundbesitz auch einen jungen nicht bäuerlichen Gutsbesitz, der gegen Ende des vorigen Jahrhunderts durch Zusammenlegung verlassener Bauernhöfe entstanden ist. Im Gespräch mit seinem Vorgänger bei der Bezirksbauernkammer Gutenstein, Dr. Lothar Brauneis, der eine Dissertation über das bäuerliche Entsiedlungsproblem geschrieben hatte, erfuhr Ing. Ast, daß die drei Gemeinden Gutenstein, Rohr und Schwarza u. i. Geb. ein Entsiedlungsgebiet ersten Ranges sind und daß nicht weniger als 35% der ehemaligen Höfe verlassen und dem neuen Großgrundbesitz einverleibt wurden. Als traurige Zeugen dieser Entsiedlung kann man heute leere Gehöfte und Ruinen antreffen.

Da 80% unserer Heimat von Wald bedeckt sind, konnten die Bauern von der spärlichen Agrarproduktion allein nicht leben, sondern waren auf verschiedene Nebengewerbe angewiesen, wie etwa die Erzeugung von Holzkohle, von Schnittwaren, Binderwaren, Kalk und andere. Gesprächsweise schilderten alte Bauern die Zeit des blühenden Fuhrwerksgebietes, als die Erzeugnisse

des Waldbauernlandes nach Wien und in die nahen Ebenen verführt und dafür Wein und Getreide eingehandelt werden konnten. Die Gründe für den Rückgang und das schließliche Sterben dieser holzverarbeitenden bäuerlichen Nebengewerbe sind im Einzelnen zwar verschieden, gehen aber letzten Endes alle auf die großen Fortschritte der Technik im vorigen Jahrhundert zurück.

Als Überreste dieser einst blühenden Gewerbe fanden sich in der Nachkriegszeit in Schuppen und Dachräumen noch allerlei Werkzeug und Vorrichtungen, die der Entrümpelung der Kriegsjahre entgangen waren. Inzwischen ist allerdings auch das letzte Holzgerät im Feuer und das letzte Stück Eisen im Beton des Neubaues verschwunden.

Vorarbeiten: Die wenigen Stücke, die rechtzeitig gesammelt werden konnten, bildeten den Grundstock für eine kleine Ausstellung, die zunächst in zwei Räumen des 1956 errichteten Hauses der Landwirtschaft in Gutenstein untergebracht war. Die bloß für das Gegenwärtige interessierte Bauernschaft schenkte jedoch dieser Rückschau in die eigene Vergangenheit nur wenig Beachtung.

Es wurden aber weiter verschiedene graphische Arbeiten gesammelt, die das Leben der Waldbauern, die Holzgewinnung und die bäuerlichen Nebengewerbe illustrieren. Erstens waren dies Blätter aus dem Wiener Biedermeier, jener Epoche, in der sich die Künstler mit Hingabe der Schilderung des Volkes und seiner Arbeit widmeten. Zweitens fanden sich Werkszeichnungen aus der 1. Hälfte des 19. Jahrhunderts, in denen Werkzeuge und Vorrichtungen der Holzgewerbe festgehalten sind. Sie sind im Besitze von Professor Richard Schenner, einem Nachfahren des Holzmeisters und Schwemmdirigenten Georg Hubmer. Diese graphischen Arbeiten wurden zusammen mit dem Grundstock an Geräten aus dem Jahre 1956 über Anregung von Univ.-Prof. Doktor Rupert Feuchtmüller in einer Sonderausstellung des niederösterreichischen Landesmuseums im März 1961 in Wien gezeigt. (Abb. 1)

Durch Beschäftigung mit den Quellen zur Geschichte von Gutenstein gelang es, die Bedeutung der bäuerlichen Nebengewerbe auch für die Zeit vor dem Wiener Biedermeier nachzuweisen. Vor allem die Weistümer, die in Gutenstein im Jahre 1512 aufgezeichnet wurden, erwähnen als Ausfuhrprodukte der Waldbauern: Bretter, Weinstecken, Schindeln, Faßdauben, Holzkohle, Kienspäne, Latten, Reifstangen und Felgen. Die Mauterläuterungen der Stadt Wiener Neustadt aus dem Jahre 1310

nennen Tröge, Multern, Heugabeln, Rechen, Stiele, Schafte und Holzschüsseln als Erzeugnis des oberen Piestingtales. Die Waldordnung der Kaiserin Maria Theresia mahnt zur schonungsvollen Behandlung der Wälder im Bezirk Wr. Neustadt, um den wertvollen Rohstoff Holz für alle Nebengewerbe zu sichern. Ein ausführliches Urbar des Paters Faustinus, Priors auf dem Mariahilferberge, aus dem Jahre 1824 gestattet es, die um diese Zeit in Gutenstein betriebenen Sägemühlen und Lohstampfen auch zahlenmäßig zu bestimmen.

Wie in der Graphik so wird auch in den Reiseschilderungen des Biedermeier die Bedeutung der bäuerlichen Nebengewerbe hervorgehoben und gewürdigt. Alexander de Laborde, Schultes, Embel u. a. gehen ausführlich auf das Leben der Köhler, der Pecher und den Betrieb der kleinen Sägemühlen und Kalköfen ein.

Die eben genannten Vorarbeiten ermöglichten es, in der Landesausstellung 1961, „Friedrich Gauermann und seine Zeit“ einige Räume in der Postlmühle in Miesenbach dem Leben und Erwerb der Waldbauern in der Biedermeierzeit zu widmen und Gerät und Graphik, vermehrt um zwei Modelle, im Katalog des Niederösterreichischen Landesmuseums, Neue Folge Nr. 2, zu erfassen. Diese gut gelungene Ausstellung weckte das allgemeine Interesse, brachte neue Anregungen und Leihgaben und führte schließlich auf den Gedanken mit diesem Themenkreis, der für das Schneeberggebiet so charakteristisch ist, in Gutenstein ein Heimatmuseum zu gründen.

U n t e r b r i n g u n g : Für das Heimatmuseum wurde schließlich die Alte Hofmühle ausersehen, die früher der gräflichen Familie Hoyos-Sprinzenstein gehört hatte, aber stets verpachtet gewesen war. Im Jahre 1942 kam sie in den Besitz der Familie Bienert, ist seit 1958 aber außer Betrieb, da der Getreidebau hier weiter zurückgeht. Die Witwe des letzten Müllers war gerne bereit, das stattliche alte Gebäude zur Errichtung eines Heimatmuseums an die Gemeinde Gutenstein zu vermieten.

Diese Wahl bietet für das Heimatmuseum Vorteile in mancherlei Hinsicht: Das dreigeschoßige, mit einem steilen Walmdach gedeckte Haus liegt in einem weiten Wiesenboden eingebettet inmitten des reizenden Talkessels von Gutenstein, das als alter Markt seit jeher den verwaltungsmäßigen, wirtschaftlichen und kulturellen Mittelpunkt des Herrschaftsgebietes bildete und sich auch heute noch zu dieser letzteren Aufgabe berufen fühlt. Gleichsam symbolisch liegt die Alte Hofmühle am Zusammenfluß der drei Quellflüsse der Piesting, die seit der Besiedlung unser Tal

mit Energie versorgt hat. Aus den Fenstern der Museumsräume eröffnen sich liebliche Ausblicke auf das rauschende Wehr, die alte Burg und das neue Schloß inmitten seines herrlichen Gartens.

Reichliche Parkmöglichkeiten im Hofe der Mühle und an der nahen Bundesstraße, von der das Heimatmuseum jedoch in angenehmen Abstand liegt, erleichtern den Besuch.

Die Erhaltung der Alten Hofmühle, einer einfachen Arbeitsstätte ihrer Vorfahren, ist uns Gutensteinern zu einer Herzensangelegenheit geworden und durch ihre Widmung als Museum gesichert.

Die Notwendigkeit, sich auf die bäuerlichen Nebengewerbe als Besonderheit des Waldbauernlandes zu beschränken, war auch durch die Schlichtheit der Räume geboten, umso mehr, als ein Teil der Mühleneinrichtung noch vorhanden ist. Diese Beschränkung führte aber anderseits zu dem Gedanken, das Ausstellungsmaterial durch Filme zu ergänzen. So schuf Fachinspektor Anton Lehner in den letzten Jahren in mühevoller Kleinarbeit einige Kurzfilme, in denen Waldbauern beim Holzfällen, beim Kohlenbrennen und bei der Herstellung verschiedener Holzwaren gezeigt werden. Die geräumige Mühle bietet Platz für einen Vorführraum für ungefähr 40 Personen.

Aufstellung und Eröffnung: Bei der Einrichtung war vor allem das Kulturreferat der n.-ö. Landesregierung der Gemeinde Gutenstein behilflich. Nach kleineren Umbauten durch Gutensteiner Handwerker wurden die Exponate im Juni 1965 durch die bewährten Kräfte des N.-Ö. Landesmuseums unter Leitung von Architekt Wilhelm Zotti aufgestellt und das Museum am 4. Juli 1965 durch Herrn Landesrat Emil Kuntner eröffnet. Hierbei wurde auch ein aus mehreren Kurzfilmen zusammengestellter Kulturfilm das erstemal der Öffentlichkeit vorgeführt.

Die Zusammenstellung des von Anton Lehner illustrierten Kataloges erfolgte nach der vorhandenen Kartei. Der Katalog wird durch vielfältigste Ergänzungen auf dem Laufenden gehalten.

Gliederung: Der Vorraum bringt einiges aus der jüngeren Geschichte der Herrschaft Gutenstein und macht mit dem hiesigen Entsiedlungsproblem bekannt. Die Werkzeuge der Holzknechte (1) führen den Besucher dann mitten ins Thema. Es folgen die einzelnen bäuerlichen Nebengewerbe: Lohegewinnung (2), Sägemühlenwirtschaft (3), Holzkohlenerzeugung (4), Kalkbrennerei (5), Pecherei (6), Bottichmacherei (7), Korbflechterei (8), Schindelerzeugung (9), Rechenmacherei (10). Der Kulturfilm ergänzt die Punkte: 1, 3, 4, 6, 7, 8, 9.

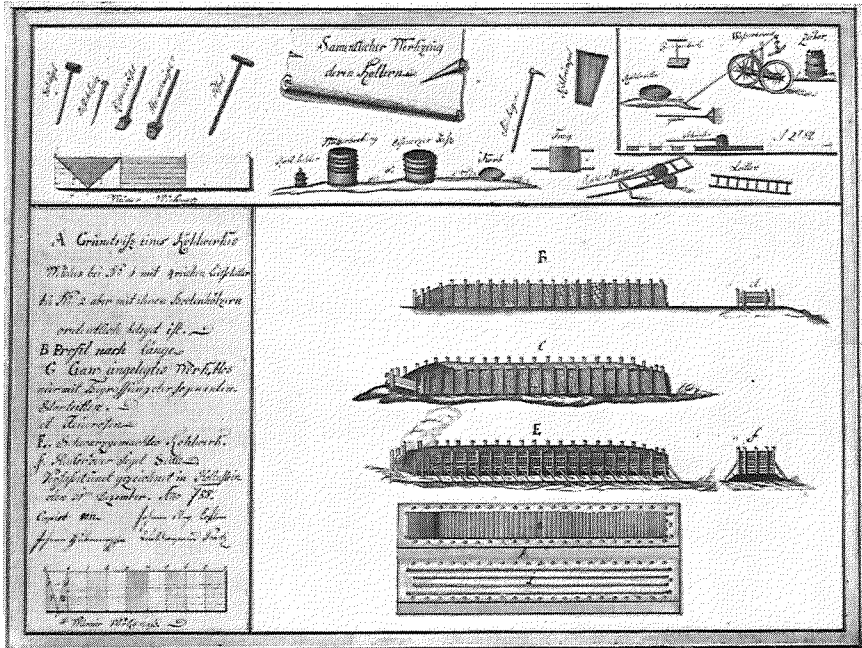
Die Herstellung von Brunnenrohren, Sensenwürfen und Dachrinnen ist als Erweiterung 1966 dazugekommen.

Der kleine Sonderausstellungsraum, der an das mittlere Geschoß anschließt, ist dem Holzmeister Georg Hubmer und seinem Lebenswerk, dem Holztransport vom Naßwald und vom Neuwald bis Wien gewidmet. Dazu gehören u. a. der Bau von Holzziesen, der Stollenbau, die Trifftanlagen und die Flößerei auf dem Wiener Neustädter Kanal.

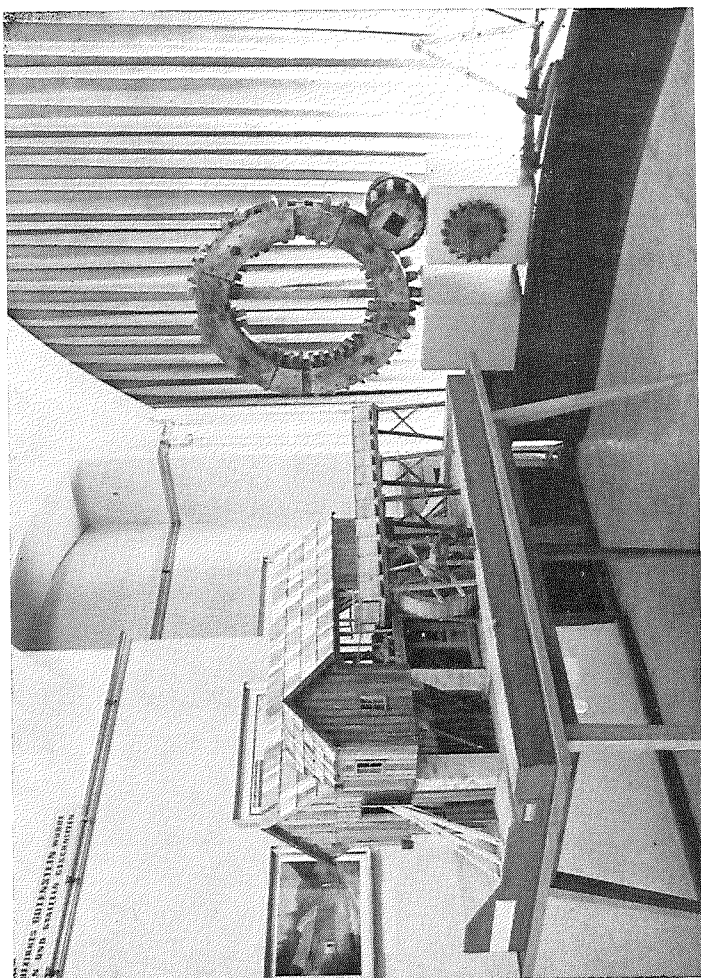
Unter den Ausstellungsstücken finden sich einige Modelle, von denen besonders dasjenige einer Sägemühle hervorzuheben ist. Es ist von Anton Lehner geschaffen worden und stellt maßstabgetreu eine inzwischen verfallene Sägemühle in der Längapiesting bei Gutenstein dar. (Abb. 2)

Den Hauptteil der Objekte bilden Werkzeuge für die verschiedenen Nebengewerbe ergänzt durch Maße, Lehren, Vorrichtungen und Transportmittel. Die vorhandene Graphik gliedert sich in künstlerische Darstellungen und Werkszeichnungen. (Abbildungen 3 und 4) Auch einige Produkte wie Holzkohle, Kolophonium, Kalk und einige Gebinde sind zu sehen.

Die Bestände des Museums haben sich seit seiner Errichtung um etwa ein Drittel vergrößert. Dies ist dem wachsenden Interesse der Bevölkerung des Waldbauernlandes an ihrem Heimatmuseum zu danken.



1. „Samentlicher Werkzeug deren Kollern.“
Graphische Darstellung der Köhlerei. Nach einem Original aus Hol-
enstein von 1788 noch im 18. Jhdt. kopiert. Museum Gutenstein



2. Modell der ehemaligen Sägemühle in der Längapicesting bei Gutenstein

Bäuerliches Gewerbe — Museum in Schloß Bruck, Lienz

(Mit 4 Abbildungen)

Von Franz Kollreider

Dem im Jahre 1954 in den Zwingeranlagen (6 Räume mit ca. 300 m² Fläche) des Schlosses Bruck eingerichteten „Museum bäuerlicher Arbeitsgeräte“¹⁾, wie dieselben der Bauer zur Pflege von Acker, Wiese, Wald benötigt und im Laufe eines Arbeitsjahres, vom Dung nach der Schneeschmelze bis zur letzten Ernte (Weißrüben) und der darauf folgenden Brache vor dem Gefrieren des Bodens, zur Hand nimmt, folgte zehn Jahre später eine Erweiterung dieses Museums durch die Darstellung der wichtigsten bäuerlichen Hausgewerbe der früheren, völlig autarken bäuerlichen Bevölkerung des Bezirkes Osttirol.

Wenn z. B. im ersten Teil des „Bauernmuseums“ bereits sämtliche Geräte für die Fasergewinnung aus Flachs und Wolle, von der Riffel und Schafschere bis zum Webstuhl ausgestellt und auch die Tischlerei (Hobelbank), Drechslerei (Hoanzlbank), Mülerei (Mühlenmodell), die Bäckerei (Backofen), Schusterei (komplette Werkzeuggarnitur) und Schmiede (Amboß, Schwanzhammer etc.) in deren Hauptgeräten angedeutet waren, so kam nun im Wehrgang über den vorgenannten Räumen die Weiterverarbeitung der quasi durch die Geräte des unteren Traktes entwickelten Rohstoffe zur Schaustellung.

Die Ausführung dieser Arbeiten war nicht jedermanns Sache, sondern wurde von angelernten, eigenen Berufsgruppen in eigenen Werkstätten oder vom arbeitenden, bäuerlichen Menschen auch vielfach in Störarbeit in den Bauernhöfen besorgt, es waren dies neben der Handwäscherei vor allem die Rot-Schwarz-Färberei von Loden und der Blaudruck auf Leinen, die Seilerei und Huterei, die Töpferei und Schleiferei, sowie die Lodenwalke. Spinnen, Stricken und Nähen

¹⁾ Katalog zum „Museum Bäuerlicher Arbeitsgeräte“ in Schloß Bruck, Lienz, v. Dr. Franz Kollreider, Sonderdruck a. d. ÖZV, Bd. 11, H. 1, Wien 1957.

waren selbstverständliche Allgemeinkenntnisse der Hausfrau und Magd.

Allein die Herstellung eines Filzhutes beanspruchte in unzähligen, mühsamen und heiklen Handgriffen einen Großteil obiger Handfertigkeiten und gar manche der Loden-Leinenerzeugungsgeräte: so muß die Schurwolle des Schafes zuerst gewaschen werden. Diese wieder getrocknete Wolle gibt man dann in den „Wolf“ (Gerät i. M.), wo sie durch Eisenzähne aufgerissen wird. Hierauf geht die gelockerte Wolle durch die „Fachmaschine“, eine Art Kartatsche (Gerät i. M.), wo sie mittels vieler größerer und kleinerer Walzen ganz fein zerrissen, als 8 cm dickes „Fach“ von der größten Walze herunter genommen und einerseits als Wollwickel auf den Spinnrocken kommt, anderseits aber über die „Filzmaschine“ und „Walke“ zu Filzplatten verarbeitet werden kann oder gleich auf einem kegelförmigen „Konus“ aufgefacht, bereits die erste Form des Hutstumpens — noch Wolle — ergibt. Dieser „Fach-Stumpen“ kommt ebenfalls in die Filzmaschine, wo er unter Dampf, Druck und rüttelnder Bewegung erhitzt und gepreßt wird, wobei er stark eingeht. Daraufhin muß er mit der Hand und einem „Walkholz“ gewalkt, d. h. in heißes Wasser getaucht und solange zusammengerollt und geknetet werden, bis er zur Hälfte eingegangen ist. Dieser halbfertige Stumpen gelangt dann auf die „Reibmaschine“, wo er bei rotierender Bewegung mit Bimsstein und Glaspapier so lange abgerieben wird, bis alle groben Haare verschwunden sind. Nun muß der Stumpen noch geformt, appretiert und schließlich auf das „Rastl“ aufgezogen, getrocknet und façoniert werden, wobei er auch auf die „Zurichte“ gesetzt wird, um mit „Stumpenbürste“ und „Rundbügeleisen“ (alle Geräte i. M.) bearbeitet zu werden, sowie das „Randl“ (Krempe) aufgesetzt zu erhalten. Der nun zwar fertige Hut wird zum Schluß noch von Frauenhänden mit Bändern und Futter außen und innen ausstaffiert.

Bei einem feinen Velourhut aus Hasenhaaren werden die ersten Arbeitsvorgänge mit dem „Fachbogen“ oder der „Geige“ (Gerät i. M.) ausgeführt.

Besonders eindrucksvoll und raumbherrschend wurde in der neuen Abteilung des Gerätemuseums die Kojе mit eingebauter, originaler Kornmühle und angeschlossenem Leck- und Gerstestampf, sowie den verschiedenen Obst- und Beerenpressen herausgehoben.

Eine weitere Kojе zeigt ausführlich die Milchwirtschaft mit den dazugehörigen beweglichen Geräten (meist aus Holz), den verschiedenen „Almern“ und Butterkübeln, den Brot- und Schüssel-

rahmen, den Schmalz- und Käsestößln, sowie den vielen Milchschüsseln am Milchleiterl auf Tisch und „Drehndl“. So treten uns diese Geräte in den alten Verlassenschaftsinventaren des 18. Jhs. von Bergbauern aus dem Pustertal entgegen, wobei sie zum Teil in der „Kuchl“, im „Kasten“, in der „altn Stubn“ (Milchgaden) oder auch in der „Kammer ob der altn Stubn“ (Speicher- und Machkammer) aufbewahrt wurden. In einer „Inventur v. 1781“ steht unter anderem zu lesen²⁾: „In der Kuchl 18 Milchschüßl — 36 xr, 2 Schlaker und 1 Milchseich — 15 xr, 2 Waschzuber, 2 Wasser und 2 Milchsöchter — 32 xr. Im Kasten: 6 Korn- und Mehlgrant — 5 fl, darinnen 14 Metz Haaber (Hafer), 4 Metz Roggen, 1 Metz Weizen, 2 Metz weiße Gerste; 3 Schmalzstößen — 15 xr, 3 Korn Reuttern und 3 Sieber — 48 xr, 2 Mahl Balg und 1 Korn Sack — 1 fl.“ Ein anderes Inventar v. 1781 berichtet hinwiederum³⁾: „In der altn Stubn 1 schlechtes Tischl — 8 xr. 70 Milchschüßln à 2 xr, 2 Schlaker, 4 Kibelen und 1 Milch Seich — 18 xr; 4 kleine Söchterlen, 1 Milch Schaffl und 2 Pitterer zusammen 16 xr; ein Schmalz Stözl, 2 Wasser Zuber, 1 Wasser Stibich — 18 xr“; oder in der „Kamer ob der Stubn“: 1 Milch Kastl — 18 xr, 8 größere und kleiner Korngränt — 1 fl., 1 Mehl Sibeles und ein „Pachmitl“; in einem Korngrand 60 Galfen Roggen à 18 xr; sechs Pfund Schmalz zu 10 xr, 41 Pfund geräuchertes Fleisch à 5 xr u. s. w.“

Schließlich nennt schon ein Inventar von 1745⁴⁾ „In der Kamer ob der Stubn 1 Korn Grant mit drey Klostern, ein Grantl (für Mehl) mit vier Klostern — 1 fl 6 xr, 1 Drenndl mit drey Scheiben — 4 xr, 1 Mehl Stibich — 6 xr, 1 Milch Kastl — 15 xr, 1 Schlaikher, 20 Milch Schüßln und 2 Söchterlen, auch 1 Seich — 99 xr, 1 Magn Stampf und ein Nudlbreth — 12 xr etc.“

Die im Bezirke Osttirol für das Bauerngeschirr bis vor vierzig Jahren so wichtige Hafner- und Kachelerei mit je einem Zentrum in Bruneck, Abfaltersbach und Lienz konnte durch eine komplette Mustersammlung an Kachelmodellen der Abfaltersbacher Werkstätte Troger-Steger über das ganze 19. Jh., sowie durch handgedrehte, bemalte und glasierte Suppen-, Krapfen- und Milchschüsseln illustriert werden. Der Stil dieser Ofenkacheln zeigt vor allem den Formenschatz des Neoklassizismus und der Neugotik, wie er uns heute noch in vielen benützbaren Öfen von städtischen Altwohnungen entgegentritt. In der Bauernstube stand früher ja ausschließlich der gemauerte Tonnenofen mit Ofenhöhle

²⁾ Museumsarchiv Schloß Bruck, Inv.-Nr. 2176/d.

³⁾ Museumsarchiv Schloß Bruck, Inv.-Nr. 2176/e.

⁴⁾ Museumsarchiv Schloß Bruck, Inv.-Nr. 2176/f.

und Ofenbank unten herum, der beliebten Ofen-Liegepritsche aus Brettern obenauf.

Eine eingebaute Töpferscheibe und ein fahrbarer Schleifstein des letzten wandernden Scheren- und Messerschleifers von Lienz (erst 30 Jahre außer Betrieb) füllen ein Rondellstüberl mit romantischem Rundblick durch die Schießscharten des Wehrganges auf den Naturpark und dunklen Schloßteich.

Besonders instruktiv im Hinblick auf die Eisenverarbeitung wird für den Laien die als Freilichtmuseum ausgebaute und komplett eingerichtete, originale „Klösterleschmiede“ aus dem 16. Jh. im Weichbild der Stadt Lienz empfunden werden. Hier wurden Jahrhunderte hindurch bis in die jüngste Zeit Ochsen, Pferde und Räder allein durch Feuer und menschliche Kraft mit Eisen beschlagen. Den weithin tönenden Klang des Hammers gibt unten stehendes Abschiedslied eines Schmiedes eindrucksvoll wieder.

Wenn meine letzte Stunde schlägt, laßt meinen Amboß klingen
Sein helles Lied mich leichter trägt, hinaus auf seinen Schwingen.
Dann bindet mir mein Schurzfell um, das mich geziert so lange;
Legt in die Finger hart und krumm den Hammer und die Zange.
Und setzt mir keinen stolzen Stein, ich will was Zünftiges haben.
Ein Amboß soll das Zeichen sein, hier liegt ein Schmied begraben ⁵⁾.

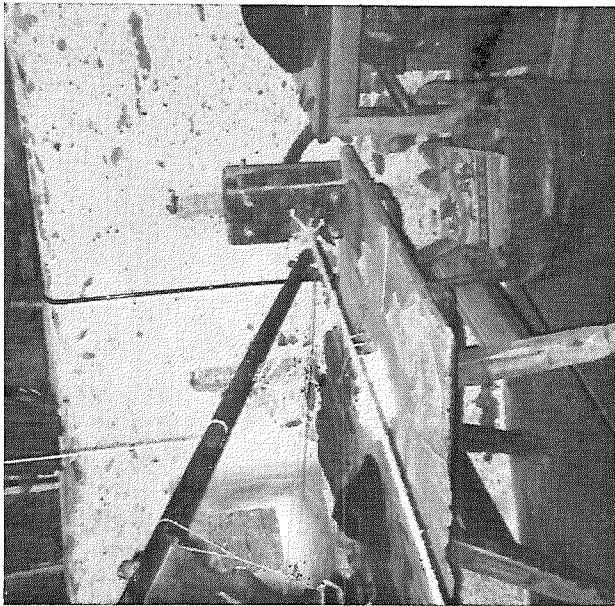
Hier und in Schloß Bruck gewinnt also der naturferne, städtische Museumsbesucher erschöpfenden und direkten Einblick in die fundamentalen, „Brot“ erzeugenden bäuerlichen Arbeiten, sowie in die primitive Herstellung der meisten, ihm heute als Industrieware geläufigen Gebrauchsgüter. Er lernt die Funktion der noch allenthalben sichtbaren aber verlassenen ländlichen Werkstätten kennen und schätzen.

⁵⁾ Mündliche Überlieferung des Schmiedemeisters Johann Anton Riepler, geb. 12. Juni 1902 in Lienz im alten Schmiedhaus.

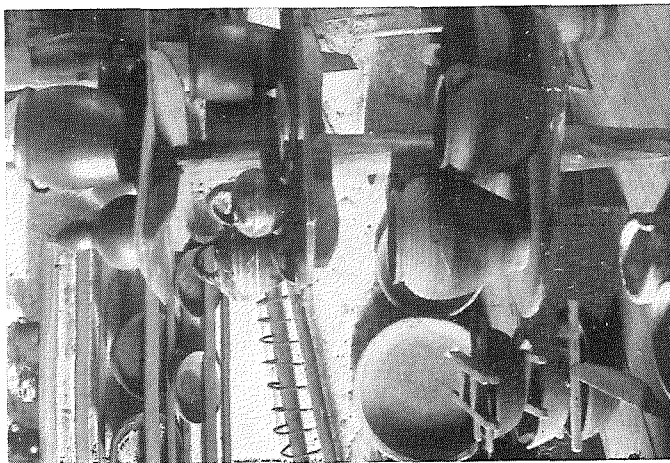
zu Kollreider, Schloß Bruck



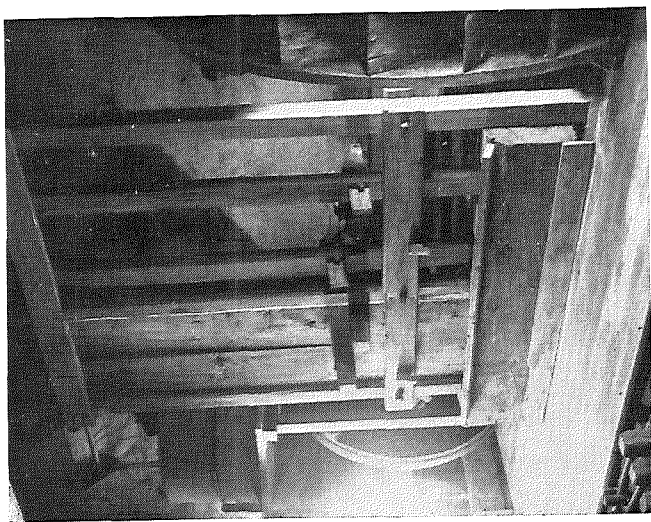
2. Linsenklapper und Stampfen



1. Huterei und Seilerei



4. Milchkammer (Gaden)



3. Mühle, Leck- und Gerstenstampf

Chronik der Volkskunde

Hanns Koren 60 Jahre

Der 2. Vizepräsident unseres Vereines für Volkskunde, Landeshauptmann-Stellvertreter Univ.-Prof. Dr. Hanns Koren feiert am 20. November 1966 seinen 60. Geburtstag. In der Steiermark wird der Tag gebührend begangen werden, die steirische Wissenschaft bringt eine entsprechende Festschrift heraus. Das in der Persönlichkeit Korens innig verbundene Miteinander von Wissenschaft und Kulturpolitik findet also sicherlich seine Würdigung, soweit dies bei einem Mann, der mitten in diesem tätigen Leben steht, möglich erscheint.

Von seiten des Faches, von dem Koren einstmals ausgegangen ist und mit dem er als Inhaber der Lehrkanzel für Volkskunde an der Universität Graz noch immer aufs engste verbunden ist, läßt sich eine ähnliche Würdigung am ehesten mit einem Hinweis auf seine wichtigsten Arbeiten zur Volkskunde bewerkstelligen. Sein Ausgangspunkt und sein weiterer Weg werden mit den Titeln und Erscheinungsjahren seiner in Buchform erschienenen Arbeiten deutlich. Schon 1934 konnte sein Handbuch „Volksbrauch im Kirchenjahr“ erscheinen. 1936 legte er drei zusammenhängende Vorträge gemeinsam unter dem Titel „Volkskunde als gläubige Wissenschaft“ vor. Diesen Veröffentlichungen seiner Salzburger Jahre folgte dann das Hauptwerk aus der Zeit seiner Arbeit am Grazer Museum: 1950 erschien „Pflug und Axl“ als „Ein Beitrag zur Volkskunde der Ackergeräte“. Der Auseinandersetzung mit der Problematik des Faches nach dem zweiten Weltkrieg diente 1952 das Bändchen „Volkskunde in der Gegenwart“. Und 1954 legte Koren seine Habilitationsschrift „Die Spende. Eine volkskundliche Studie über die Beziehung ‚Arme Seelen — arme Leute‘“ gedruckt vor.

Es ist nicht Aufgabe dieser kurzen Würdigung, ein Bibliographie der Veröffentlichungen Korens zu geben. Das mag zu einem späteren Zeitpunkt und vielleicht auch von anderer Seite her geschehen. An uns ist es diesmal nur, dem Sechzigjährigen für seine ganz persönliche Einstellung zu unserem Fach und seinen Aufgaben zu danken, an die vielen Anregungen zu erinnern, die er innerhalb der Wissenschaft gegeben hat, und an die wahrlich nicht wenigeren, die er als Politiker nicht nur verstreut, sondern auch in die Tat hat umsetzen lassen. Was in den letzten zwanzig Jahren an volkskundlichen Anregungen in die allgemeine Kulturpolitik des Landes Steiermark eingegangen ist, mag sich erst später beurteilen und überblicken lassen. Aber daß die großen Landesausstellungen, besonders jene zum Erzherzog-Johann-Jahr 1959 und nunmehr diese über den Steirischen Bauern 1966 gerade diese Form erhalten haben, in der sie sich dem Beschauer darbieten, und daß großartige Kataloge ihre bleibenden Denkmäler darstellen, daß läßt sich auch heute schon als bedeutende Leistung Korens erkennen. Als Leistungen übrigens auch in jenem Sinn, daß man solche Dinge einfach hier und jetzt tun müsse, wie dies Koren selbst in seinem Geleitwort zum Katalog der Ausstellung

von 1966 so einprägsam ausgeführt hat: „Das alles ist nicht Zukunftsmusik und Versprechung, sondern in Leistungen und Ansätzen, aber auch in Zustimmung und Ablehnung nachprüfbar.“ Wohl dem, der ein solches Wort unter ein Kapitel seiner Lebensarbeit schreiben kann. Dieses „Wirken, solange es Tag ist“ wollen wir Koren auch für die weiteren Jahrzehnte wünschen.
Leopold Schmidt

Volkskunde in der Historischen Landeskommission für Steiermark

In einem festlichen Akt überreichte Landeshauptmann-Stellvertreter Univ.-Prof. Dr. Hanns Koren am 27. Juni 1966 im Steinernen Saal des Grazer Landhauses verschiedenen Persönlichkeiten, die sich um die steirische Landesforschung verdient gemacht haben, die Ernennungsdekrete als Korrespondenten der Historischen Landeskommission für Steiermark. Unter den Ernannten befanden sich auch mehrere Herren, die sich besonders auf dem Gebiet der steirischen Volkskunde verdient gemacht haben, so Mag. Ernst Gasteiger (Murau), Kommerzialrat Wolfgang Haid (Leoben), Dr. Karl Haiding (Schloß Trautenfels), Oberstudienrat Prof. DDr. P. Adalbert Krause (Admont) und Feldmarschalleutnant i. R. Klepsch-Kirchner (Weißkirchen). Die steigende Anerkennung der volkskundlichen Arbeit durch die Historische Landeskommission für Steiermark erscheint höchst erfreulich.
Schdt.

Ausstellung „Der steirische Bauer“

In der Reihe der Steirischen Landesausstellungen, die seit ungefähr einem Jahrzehnt auf Anregung des Landeshauptmann-Stellvertreter Univ.-Prof. Dr. Hanns Koren in Graz durchgeführt werden, nimmt die 1966 veranstaltete Ausstellung „Der steirische Bauer. Leistung und Schicksal von der Steinzeit bis zur Gegenwart“ einen besonderen Rang ein. Vom Thema her schon ist sie volkskundlich besonders wichtig, und es sind tatsächlich alle volkskundlich Tätigen in der Steiermark zur Mitarbeit herangezogen worden, und haben unter der Oberleitung von Univ.-Prof. Dr. Fritz Posch, dem Direktor des Steiermärkischen Landesarchivs, und der Ausstellungsleitung von Frau Dr. Gertrud Smola, Vorstand des Museums für Kulturgeschichte und Kunstgewerbe am Joanneum eine wertvolle Ausstellung von großem Format geschaffen. Das bleibende Denkmal der in der Grazer Industriehalle gezeigten Ausstellung wird der umfangreiche Katalog bleiben, ein Band mit 605 Seiten und zahlreichen Abbildungen, der vor allem für die bäuerliche Sachvolkskunde der Steiermark einer erstmaligen Dokumentation darstellt. Von den zahlreichen Abschnitten seien hier nur die für uns besonders wichtigen hervorgehoben. Dazu gehören beispielsweise Abschnitte wie der über „Das steirische Bauernhaus“ von Viktor H. Pöttler, dann die ganze Gruppe „Die Wirtschaftsformen und die Arbeitsweise in ihrer Entwicklung“, in der Fritz Posch den „Pflanzenbau“, Hans Frühwald die „Brandwirtschaft“, Fritz Schneider die „Tierzucht“, Karl Haiding das „Almwesen“, Wilhelm Herzog die „Waldwirtschaft“, Franz Leskoschek den „Weinbau“ und A. Katschner den „Obstbau“ behandelt haben. In einem umfangreichen eigenen Abschnitt stellt Sepp Walter „Das bäuerliche Arbeitsgerät der vorindustriellen Zeit“ dar. Die Gruppe „Tragen und Fahren“, in der beispielsweise auch der Heubogen dargestellt erscheint, ist von Wilhelm Müller bearbeitet. Alle zuletzt genannten Kapitel erweisen deutlich die Erfolge der österreichischen Arbeitsgeräteforschung in den letzten zwei Jahrzehnten. Meist ist auch die entsprechende Literatur entsprechend erwähnt und verwertet.

Durch die Vorweisung sehr vieler Sach- und Bildzeugnisse sowie entsprechender Karten erscheint aber der steirische Anteil an dieser Geräteforschung nunmehr bedeutend verstärkt, und das ganze Gebiet einmal querschnittmäßig dargestellt.

Der Abschnitt „Die bauerliche Lebensweise“ ist von drei Frauen bearbeitet worden. Gertrud Smola hat „Das bauerliche Wohnen“ behandelt, Anni Gamerith „Die Nahrung des steirischen Bauern“ und Gundl Holoubek-Lawatsch „Die Kleidung des steirischen Bauern“. Hier wirkt die Schule von Geramb und Koren besonders stark nach, das Material zur Tracht beispielsweise ist eben in Graz so gut voraufbereitet wie kaum irgendwo anders.

Es wäre undankbar, die wichtigsten anderen Teile der Ausstellung, bzw. der betreffenden Katalogabschnitte, nicht wenigstens zu erwähnen. So hat Walter Modrijan das erste Kapitel „Von der Steinzeit bis zu den Römern“ bearbeitet, Fritz Posch hat „Die Wiederbesiedlung des Landes und die Entstehung des steirischen Bauerntums“ dargestellt. Das wichtige Kapitel „Die Sozialformen des Bauerntums in ihrer Entwicklung“ haben sich Fritz Posch, A. A. Klein und G. Pferschy aufgeteilt. F. W. Kosch hat „Das Bild des Bauern in der Literatur bis zur Bauernbefreiung“ nachgezeichnet und Kurt Woisetschlager „Das Bild des Bauern in der Kunst“ kenntnisreich vorgeführt. Im Abschnitt „Die Gefährdung des bauerlichen Lebensraumes“ hat Elfriede Grabner die „Volksmedizin“ dargestellt. Wallfahrten und verwandtes findet sich in dem Abschnitt „Gefährdung durch Naturkatastrophen und Seuchen“ durch Reiner Puschnig kenntnisreich und mit guten Bildern dargetan. Die Farbwiedergabe des Votivbildes von Weißenkirchen (im Judenburger Museum) wird man ebenso dankbar begrüßen wie jene des Votivbildes mit dem Kuruzzeneinfall im Feistritztal von 1704 (Filialkirche Blaindorf).

Eine große, wichtige Ausstellung also, die vielleicht deutlicher als manche andere die zentrale Stellung der Volkskunde im Gefüge unserer wissenschaftlichen Einrichtungen erwiesen hat: Ohne die vielfältige, vielschichtige, ineinander verschränkte Arbeit der Museen, bei der immer wieder der eine vom andern zu lernen hat, wäre diese große Leistung nicht möglich gewesen. Die großen Sammlungen haben ordnend und richtungweisend gewirkt, aber auch die kleineren, ja kleinsten Sammlungen konnten noch wertvolles Material beisteuern, sie sind bei dieser Gelegenheit einmal ihren Beständen nach gewürdigt worden, was ihnen sicherlich nicht mehr vergessen werden wird. Korens Wort von der guten Zusammenarbeit aller Beiträger, denen er in seinem Geleitwort dankt, ist auch in diesem Sinn zu verstehen.

Der Forschung werden Ausstellung und Katalog sicherlich auch in dem Sinne dienen, daß man sich mit der gebotenen Materialfülle, mit den Einzelobjekten wie mit den zusammenfassenden Kapitelübersichten wird kritisch auseinandersetzen können. Auch in dieser Hinsicht wird diese große Ausstellung also fachlich in die Zukunft weiterwirken.

Leopold Schmidt

Schloßmuseum Gobelsburg

Am 28. Mai 1966 wurde das „Schloßmuseum Gobelsburg“ bei Hadersdorf am Kamp in Niederösterreich durch den Herrn Bundesminister für Unterricht Dr. Theodor Piffl-Percevic feierlich eröffnet. Das Schloßmuseum, an sich im Rahmen der Schloßmuseen des Bundesministeriums für Unterricht selbständig, stellt sachlich eine Außenstelle des Öster-

reichischen Museums für Volkskunde dar, das dort eine „Sammlung Altösterreichische Volksmajolika“ errichtet hat. Das schöne Barockschloß, 1725 in den heutigen Bauzustand gebracht, besitzt eine Reihe von Repräsentationsräumen, die zusammen mit Stiege, Gang und Schloßkapelle ein gutes museales Ensemble ergeben. Die hochbarocken Räume mit ihren vorzüglichen Kachelöfen ließen sich mit Vitrinen aus dem Kunsthistorischen Museum in Wien schlicht einrichten. Diese einstmals der Sammlung für Plastik und Kunstgewerbe gehörenden Vitrinen bringen die eindrucksvollen Majolikakrüge vorzüglich zur Geltung. Die Sammlung stellt einen Querschnitt der Volksmajolika auf dem Boden der ehemaligen österreichisch-ungarischen Monarchie dar, von Oberitalien bis Böhmen, Mähren und Schlesien, und selbstverständlich mit besonderer Berücksichtigung von Ober- und Niederösterreich. Der Gmundner Majolika wurde ein eigener Saal eingeräumt¹⁾. Obwohl ungefähr 230 Museumsobjekte zur Ausstellung gebracht wurden, mußte keines der Schausammlung des Haupthauses entnommen werden. Selbst die auf dem breiten lichten Gang aufgestellten bemalten Möbel standen seit Jahrzehnten nur in den Depots in der Laudongasse. Zu diesen Möbeln wurde eine Zeile von Bildern aus Volksleben und Volkskultur Österreichs von Malern unserer Gegenwart gehängt, ein Teil jener „Neuen Galerie“ unseres Museums also, der in den letzten zwanzig Jahren mit der dankenswerten Unterstützung durch das Bundesministerium für Unterricht erworben werden konnte, und im Hauptgebäude auch nicht zur Geltung gebracht werden kann.

Die Schaffung des Schloßmuseums ist vor allem der Energie des Administrators des Zwettler Stiftsgutes Gobelsburg, Hw. P. Bertrand Baumann zu verdanken. Er hat die Gelder für die Restaurierung des Schlosses von Bund und Land zusammengebracht. Das Unterrichtsministerium hat für die Einrichtung des Museums vor allem die Gelder für die Aufstellung, für Plakat und Katalog bewilligen können, wofür auch von der Seite unseres Museums aus besonders gedankt werden muß. Kommen doch auf diese Weise die gesammelten Schätze unseres Museums wieder einmal in besonderer Form zur Geltung, und bezeugen, daß hier nicht nur einfach gehortet, sondern sinnvoll gesammelt wurde, was aber auch einer entsprechenden wertvollen Schaustellung ohne weiteres zugutekommen soll. In diesem Sinn wurde die weite lichte Aufstellung durchgeführt und wurde auch der Katalog verfaßt, der die Besucher durch dieses schöne Spezialgebiet führen soll. An diesen Arbeiten waren alle Beamte und Angestellte des Museums beteiligt, welche die bedeutenden zusätzlichen Leistungen weit über ihre normale Dienstverpflichtung hinaus erbrachten.

Leopold Schmidt

Volkskundliches aus dem Bezirk Scheibbs

Unter diesem Titel veranstaltete die Kammer für Arbeiter und Angestellte, Amtsstelle Scheibbs, Niederösterreich, in der Zeit vom 30. Juli bis 28. August 1966 eine Ausstellung aus der privaten Volkskunde-Sammlung des Fachlehrers Hans-Hagen Hottenroth. Die reichhaltige Kollektion des jungen Sammlers kam im Festsaal der Arbeiterkammer in Scheibbs gut zur Geltung. Ein knapp gefaßter Katalog (8 Seiten hektographiert) stand zur Verfügung. Schdt.

¹⁾ Zur sachlichen Aufgliederung des Ausstellungsgutes vgl. auch Konrad Strauß, Eine Ausstellung Alt-Österreichischer Volksmajolika im Schloß Gobelsburg bei Krems. (Die Weltkunst, Bd. XXXVI, München 1966, Heft 15, S. 699 f., mit 4 Abb.)

Volkskunde an den österreichischen Hochschulen

Universität Wien

Dissertation

Elisabeth Wieser, Das Sternsingen in Österreich. 1966.
(Schmidt — Wolfram)

Montanistische Hochschule Leoben

Prof. Dipl.-Ing. Dr. Mont. Franz Kirnbauer erhielt einen Lehrauftrag „Beiträge zur Kulturgeschichte des Bergwesens“. Am 24. Mai 1966 hielt er seine Antrittsvorlesung über das Thema: „Bergmanns-Brauchtum und Bergmanns-Kultur im Wandel der Zeit und ihre Bedeutung in der Industriegesellschaft von heute“.

Karl Magnus Klier †

Am 29. September 1966 ist der bedeutende österreichische Volksliedforscher K. M. Klier, Ehrenmitglied unseres Vereines für Volkskunde in Wien, ehrenamtlicher Leiter des Zentralarchives des Österreichischen Volksliedwerkes, im 74. Lebensjahr gestorben. Klier hat ein reiches Lebenswerk auf allen Gebieten des Volksliedes, der Volksmusik, aber auch vielen anderen Teilgebieten der Volkskunde eingebracht, mit einer ganz persönlichen Literatur- und Bildkenntnis, die ihn zur Schaffung seiner längst unentbehrlich gewordenen Veröffentlichungen befähigten. Seine von ihm selbst stammende Bibliographie zählte schon 1950 nicht weniger als 291 Publikationen auf. In den letzten 15 Jahren sind aber noch viele und wichtige weitere erfolgt, die zusammen das Andenken an den vielseitigen, immer anregenden Sammler und Forscher wacherhalten werden.

Leopold Schmidt

Volkskundliches aus Niedersachsen

Arbeitstagung zur Vorbereitung des 4. Bandes der volkskundlichen Buchreihe des Europarates in Göttingen vom 6. bis 7. Juni 1966.

I

Mehrfach konnte in der ÖZV über das publizistische Unternehmen des Rates für kulturelle Zusammenarbeit des Europarates, über die Herausgabe der europäischen volkskundlichen Buchreihe „Folklore européen“ bzw. „European Folklore Series“ berichtet werden (ÖZV XII/61, 1958, S. 269 f.; XVI/65, 1962, S. 112 f.; XVIII/67, 1964, S. 289 f.). Nachdem im September des vergangenen Jahres in dieser Buchreihe der dritte Band mit dem Titel „Le théâtre populaire européen“ erscheinen konnte (vgl. ÖZV XX/69, 1966, S. 42 ff.), wurden nunmehr die abschließenden Vorbereitungen für die Veröffentlichung des Bandes IV über den volkstümlichen Schwank der europäischen Völker (Titel der geplanten französischen und englischen Ausgaben: „Anecdotes et facéties européennes“ bzw. „European Anecdotes and Jests“) getroffen. Prof. Dr. Kurt R a n k e, der als verantwortlicher Herausgeber dieses 4. Bandes zeichnet, hat zu diesem Zweck am 6. und 7. Juni 1966 die vom Europarat bestellte Arbeitsgruppe an das Seminar für deutsche Volkskunde der Georg-August-Universität in Göttingen eingeladen. An den Beratungen nahmen Frau Doktor Marie-Louise T e n è z e (Paris), Prof. Dr. Leopold Schmidt, Herr

Arnold Struyken als Beauftragter des Europarates (Straßburg) und der Berichterstatter teil.

Prof. Ranke konnte ein im wesentlichen abgeschlossenes Manuskript von Texten volkstümlicher Schwänke vorlegen, das eine repräsentative Auswahl für ganz Europa bietet. Die Auswahl ist von den Gedanken geleitet, einerseits für jedes Land typische Erzählungen zu bringen, andererseits aber auch weiten Landschaften gemeinsame Schwankmotive in einzelnen Proben aufzuzeigen. Im Gegensatz zu den bisher vorliegenden Bänden der volkskundlichen Buchreihe des Europarates, die sich in der Auswahl von volksmäßigen Märchen- bzw. Schauspieltexten aus gemeinhin bekannten Gründen vorerst auf Belege aus der westlichen Hälfte Europas zu beschränken hatten, konnte nunmehr durchgesetzt werden, daß die europäischen Völker in ihrer Gesamtheit, sozusagen „vom Atlantik bis zum Ural“, zumindest mit einigen wenigen charakteristischen Beispielen vertreten sein werden. Die sich langsam anbahnende Ausweitung der politischen Horizonte in Europa vermag anscheinend auch den volkskundlichen Anthologien des Europarates jene Vervollständigung und innere Bereicherung zu verschaffen, die von den verantwortlichen Autoren der ersten Bände immer wieder gewünscht und gefordert worden sind.

Formal soll der Band über die europäischen Volksschwänke den Grundsätzen des vorangegangenen Volksschauspielbuches entsprechen: zweisprachige Wiedergaben der ausgewählten Textbeispiele, und zwar in Originalfassung und in französischer bzw. englischer Übersetzung; Auflockerung des Textes durch entsprechende Illustrationen; Übersicht der Textauswahl durch eine beigefügte Verbreitungskarte; Gesamtumfang 450 Seiten, von denen 20 auf die allgemeine Einführung, 350 Seiten auf die zweisprachigen Textbeispiele und 80 Seiten auf den Kommentar entfallen.

Band IV wird Ende 1967 oder 1968 zugleich in einer französischen und englischen Ausgabe erscheinen. Nach einer Absprache der Verleger sollen auch die bisher erschienenen Bände jeweils in einer zweiten Sprachfassung vorgelegt werden: Band I (Laurits Bødker, „European Folk Tales“) wird demnach eine — nach allgemeiner Übereinkunft neu bearbeitete und erweiterte — französische, Band III (Leopold Schmidt, „Le théâtre populaire européen“) eine englische Edition erfahren. Der Repräsentant des Europarates teilte der Arbeitsgruppe auch mit, daß das Manuskript für Band II (Erich Seemann und Dag Strömbäck, Europäische Volksballaden) nunmehr in den Druck gehen kann und 1967 in der englischen Fassung vorliegen wird; die entsprechende französische Ausgabe dieses Bandes ist für 1969 geplant.

In absehbarer Zeit wird also eine vollständige englische und französische Reihe der vom Europarat herausgegebenen volkskundlichen Anthologien vorliegen. Bestrebungen gehen dahin, auch eine deutsche Ausgabe der Buchreihe zu ermöglichen. Damit wird das publizistische Unternehmen, das in mancher Hinsicht in Neuland vorstößt und von einem Band zum anderen ausgereifere Formen findet, seine volle Bedeutung erlangen. Im Augenblick, da die europäischen Völker den Weg zueinander suchen, müßte dieser Initiative zur Herausgabe von Sammlungen zur vergleichenden europäischen Volkskunde, die es in dieser Art und in diesem Umfang noch nicht gegeben hat, ein besonderer Wert beigemessen werden. In dieser Erkenntnis hat Österreich bei der Gestaltung dieser volkskundlichen Buchreihe von Anfang an mitgewirkt, was nicht zuletzt dem Ansehen der österreichischen Volkskunde auf europäischer Ebene förderlich ist.

II

Der Aufenthalt in Göttingen, der „Universitätsstadt im Grünen“, gestaltete sich für die Teilnehmer an der Arbeitsgruppe durch die gute Aufnahme am Seminar für Deutsche Volkskunde und die persönliche Gastfreundschaft von Prof. Ranke überaus angenehm. Der Gastgeber ermöglichte es den Besuchern vor allem, die Einrichtungen und die Tätigkeit der wissenschaftlichen Volkskunde am Ort der niedersächsischen Universität kennenzulernen. Es ist zu allererst auf das Göttinger Seminar für deutsche Volkskunde in der Merkelstraße hinzuweisen, das nach der langjährigen Bautätigkeit von Will-Erich Peuckert und heute durch das Wirken von Kurt Ranke das Zentrum der deutschen und als Sitz der Redaktion der Zeitschrift „Fabula“ und des „Internationalen Erzählarchives“ auch ein Brennpunkt der internationalen Volkserzählforschung geworden ist. Die von Dr. Gerhard Lutz umsichtig betreute Seminarbibliothek mit ihren reichen Beständen ist ganz besonders auf dieses Spezialgebiet der volkskundlichen Forschung eingestellt. Die Tätigkeit von Dr. Fritz Harkort am „Internationalen Erzählarchiv“ konzentriert sich auf die überaus umfangreichen Vorarbeiten für die geplante „Encyclopädie des Märchens“ (Kurt Ranke, Encyclopädie des Märchens, in: Fabula 1. Bd., 1958, S. 164). Bei der Archivierung des geradezu unermeßlichen internationalen Märchenbestandes werden hier hinsichtlich der Methode und der Systematik solcher umfassenden Aufarbeitungen Erfahrungen gewonnen, die eine Mitteilung an die breitere interessierte Öffentlichkeit als wünschenswert erscheinen lassen.

Dem Seminar für deutsche Volkskunde an der niedersächsischen Landesuniversität fällt insbesondere auch die Aufgabe zu, die volkskundliche Landesforschung wissenschaftlich zu betreuen. Zu diesem Zweck besteht am Seminar in Göttingen selbst die „Niedersächsische Landesstelle für Volkskunde“, deren Tätigkeit gegenwärtig in zwei Richtungen zielt. Einerseits wurde entsprechend gleichlaufenden Bestrebungen in anderen Ländern der Bundesrepublik die planmäßige volkskundliche Archivforschung eingeleitet; diese Arbeiten werden von Göttingen direkt durchgeführt und liegen in den Händen von Graf Pfeil. Als zweites dringendes Erfordernis betrachtet man die intensive und systematische Feldforschung. Die institutionellen Voraussetzungen dafür werden soeben geschaffen. In Anbetracht der sehr weiten räumlichen Erstreckung des Landes Niedersachsen werden einige Institutsaußenstellen errichtet, die unter der wissenschaftlichen Leitung der zentralen Landesstelle in Zukunft selbständig arbeiten werden. Die materiellen Voraussetzungen hierzu sind gegeben in einem eigenen Institutsbau mit Fachbibliothek, Archiv, Fotolabor, Arbeits- und Vortragsräumen sowie Gästeparlament; für den wissenschaftlichen Leiter mit einem festen Dienstvertrag steht außerdem eine eigene Wohnung zur Verfügung. In einer mehrstündigen schnellen Überlandsfahrt brachte Prof. Ranke, der Leiter dieses Projektes, seine Besucher zu der ersten Institutsgründung dieser Art in der Kreisstadt Rotenburg an der Wümme in der norddeutschen Tiefebene am Westrand der Lüneburger Heide. Das dortige „Institut für Heimatforschung“ ist in einem 1964 völlig neu und zweckmäßig-modern errichteten Gebäude untergebracht. Von diesem Stützpunkt der regionalen Forschung soll von nun an nach einem bestimmten Programm zunächst der engere Rotenburger Raum und später auch die umliegenden Landschaften zwischen Weser und Elbe wissenschaftlich bearbeitet werden.

Grundsätzlich wird an diesem Institut Heimatforschung in ihrem ganzen Umfang betrieben: die Besetzung der Institutsleitung mit einem ausgebildeten Volkskundler, Günter P r e t s c h e l, zeigt jedoch, daß ein Schwerpunkt der Institutstätigkeit auf dem Gebiet bei der Volksforschung liegen wird. Träger des Institutes für Heimatforschung ist der Heimatbund Rotenburg/Wümme e. V., der auch durch die Herausgabe der in zwei Reihen — als Halbjahreshefte mit kürzeren Beiträgen und als Sonderhefte mit umfangreicheren Monographien — erscheinenden „Rotenburger Schriften“ die Möglichkeit zur Veröffentlichung abgeschlossener volks- und landeskundlicher Untersuchungen aus diesem Bereich bietet.

Daneben hat die Niedersächsische Landesstelle für Volkskunde in Göttingen ihrerseits mit der Edition einer eigenen Buchreihe begonnen: innerhalb der „Schriften zur niederdeutschen Volkskunde“ erschien jetzt als erster Band die Monographie „Schiffsmodelle in niedersächsischen Kirchen“ von Hans S z y m a n s k i. Dem Rotenburger Institut für Heimatforschung, das das erste Aufbaustadium jetzt hinter sich hat, soll in nächster Zeit eine zweite Neugründung im Raum von Braunschweig zur Seite gestellt werden. Damit werden in Niedersachsen in absehbarer Zeit völlig neue Möglichkeiten für eine dezentralisierte regionale Volksforschung geschaffen sein; in Hinblick auf Erfordernisse, die sich für volkskundliche Forschung auch in den österreichischen Bundesländern ergeben, werden die hier gewonnenen Erfahrungen von Bedeutung sein.

Das Institut für Heimatforschung in Rotenburg/Wümme wurde in der unmittelbaren räumlichen Nachbarschaft zu einem gleichfalls vom erwähnten Heimatbund geschaffenen Heimatmuseum errichtet, so daß sich die volkskundliche Sammel- und Forschungstätigkeit in dieser Landschaft auf ein richtiges Instituts-Ensemble stützen kann. Das Heimatmuseum ist in einem niedersächsischen Bauernhaus untergebracht, das, 1695 erbaut, ursprünglich auf dem Hof Delventhal in Brockel am Westrand der Lüneburger Heide stand und nach seinem Abbruch im Jahr 1954 auf das ehemalige Burggelände von Rotenburg als Mittelpunkt eines kleinen landschaftlichen Freilichtmuseums übertragen werden konnte. Zum geräumigen Zweistöckerhaus gesellen sich heute die Gebäude eines Speichers, eines Roßstalles und eines Backofens hinzu. Hier in diesem Museum sind Möglichkeiten zu Wechselausstellungen gegeben, in denen die mit Umsicht weitergeführte Sammeltätigkeit dargestellt werden kann; so 1966 die Ausstellung „Bäuerlicher Hausrat und Arbeitsgeräte aus vergangenen Tagen“, zu der ein sorgfältig gearbeiteter Führer aufliegt. Was Wilhelm B o m a n n in seinem Standardwerk „Bäuerliches Hauswesen und Tagewerk im alten Niedersachsen“ vor Jahren im größten landwirtschaftlichen Rahmen behandelt hat, wurde hier noch einmal für einen kleinen Raum Niedersachsens nachgearbeitet.

III

In Fachkreisen so gut wie unbekannt und vorläufig auch durch keine bedeutendere Publikation erschlossen ist ein anderes Heimatmuseum im südlichen Niedersachsen. In der Kreisstadt D u d e r s t a d t in der Goldenen Mark, der „Perle unter den mittelalterlichen Städten“ wie sie sich selbst gerne nennen läßt, entsteht seit wenigen Jahren durch das hingebungsvolle Wirken von Herrn B l a s c h k e eine städtische Sammlung, deren überraschend reiche Bestände heute schon eine vorzügliche Einsicht in die Geschichte der Stadt, in die Kultur ihrer Bürgerschaft (Handwerkswesen mit vollständigen Werkstätteninventaren, Zunft-

altertümern, Schützengilden usw.) und in das Volksleben des eichsfeldischen Umlandes gewähren. Duderstadt ist in der Mitte des 14. Jahrhunderts bereits in den Besitz der Erzbischöfe von Mainz gelangt, die von ihren Besitzungen auf dem Eichsfeld aus nach Norden vorgedrungen sind und somit ihre Stellung an der alten Nordsüdstraße von den nord-deutschen Seehäfen nach Oberdeutschland gefestigt haben. Das Stadtbild wird noch heute von der breiten mittelalterlichen Marktstraße mit den gotischen Hallenkirchen St. Servatius und St. Cyriakus, vom Fachwerk-Rathaus mit der steinernen Halle und von den prächtigen renaissancezeitlichen Bürgerhäusern geprägt. Die Landstadt des mainzischen Fürstentums Eichsfeld (bis 1802) trägt als alte katholische Enklave überdies die unverkennbaren barockzeitlichen Züge dieser einstmals geistlichen Herrschaft (Das tausendjährige Duderstadt. Bilder aus der mittelalterlichen Stadt in der Goldenen Mark. Herausgegeben vom Heimatverein Goldene Mark, Untereichsfeld, v. V. Duderstadt, Verlag Aloys Mecke, o. J., 36 S., zahlreiche Abb. — Paul B u e r s c h a p e r, Aus der Geschichte der Goldenen Mark, II. Teil. Heimatlese. Ein Lesewerk für die Schulen der Goldenen Mark. Hg. vom Arbeitskreis für Heimatkunde in der Goldenen Mark, Heft 5. Duderstadt, Verlag Aloys Mecke, o. J., 63 S.). — Ergriffen steht der Besucher des Duderstädter Museum vor der Totenmaske von Georg Schreiber, dem großen katholischen Gelehrten der kirchlichen Rechtsgeschichte und religiösen Volkskunde, der 1882 in Rüdershausen bei Duderstadt geboren wurde und hier im Museum seiner Heimat eine Gedenkstätte erhalten hat.

Über eine eigene Abteilung Volkskunde verfügt das 1889 von Moriz H e y n e als „Altertümersammlung“ für Stadt und Fürstentum Göttingen gegründete heutige „Städtische Museum Göttingen“. In der von Wolfgang R a b e unlängst mit sehr großem Geschmack durchgeführten Neuaufstellung im Hardenberger Hof, einem vorzüglichen bürgerlichen Fachwerkbau, konnte nur der Kunst, das Kunstgewerbe und die Göttinger Stadt- und Universitätsgeschichte berücksichtigt werden; mit anderen Beständen zusammen muß die Volkskunde auf „unabsehbare Zeit“ deponiert bleiben (Wolfgang R a b e, 75 Jahre Städtisches Museum Göttingen 1889—1964. Göttingen 1964).

Erinnerung an Ebergötzen! Nur wenige Kilometer von Göttingen entfernt liegt dieses Dorf, in dessen Mühle Max und Moritz, die bösen Buben, ihre Streiche verübten und wo der Dichter, Zeichner und Philosoph Wilhelm Busch die Sommertage gerne verbrachte. Der achtzigjährige Bauer J ö d e vom Nachbarhof weiß noch sehr wohl zu erzählen, wie es war, wenn Herr Busch wieder einmal nach Ebergötzen kam. Die persönlichen Erinnerungen dieses Gewährsmannes und sein Wissen um die Einzelheiten am Handlungsort der weltberühmten Bildgeschichte von den beiden Nichtsnutzen mit denen es ein böses Ende nahm, werden nun vom Seminar für deutsche Volkskunde in Göttingen aufgezeichnet. Die denkmalpflegerische Erhaltung der langsam verfallenden Mühle in Ebergötzen als literarische und kulturgeschichtliche Gedenkstätte und auch die Bergung einer baulich überaus interessanten und wertvollen, in ihrem Bestand aber bedrohten Rats- und Tanzlaube, des sogenannten „Gemeindetie“, sind eine dringende Aufgabe. Erfreulicherweise kann sich das Göttinger Institut in alle derartigen Problemkomplexe nutzbringend einschalten.

Klaus Beitz

Literatur der Volkskunde

Österreichischer Volkskundeatlas. Herausgegeben von der Wissenschaftlichen Kommission für den Volkskundeatlas unter ihrem Vorsitzenden **Richard Wolfram**. 2. Lieferung. 12 Karten und Kommentar. Wien 1965 (erschienen Mitte 1966), Verlag Hermann Böhlau.

Vor sieben Jahren erschien die 1. Lieferung dieses Werkes, auf dem Titelblatt standen damals Ernst Burgstaller und Adolf Helbock. Nunmehr zeichnet Richard Wolfram als verantwortlich, der eine stattliche Anzahl von Mitarbeitern dafür gewonnen hat, Karten und Kommentare zu erstellen. Von ihm selbst stammen die beiden Ausarbeitungen „Christbaum und Weihnachtsgrün“ und „Brauchtümlich bevorzugte Wochentage für die Abhaltung bäuerlicher Hochzeiten“.

Diese 2. Lieferung beginnt wieder mit einigen Karten, die offenbar als notwendige Grundkarten angesehen werden. Egon Lendl, der Geograph, hat „Wohnbevölkerung nach Wirtschaftsgruppen“ bearbeitet und Eberhard Kranzmayr „Einzelne Dialekträume in Österreich“. Auch noch im Vorhof der Volkskunde sind die beiden weiteren Ausarbeitungen von Ingrid Kretschmer und Josef Piegler angesiedelt, nämlich „Bäuerliches Erbrecht“ und „Ausgedinge“. Vielleicht würde man jetzt eine Karte über die Ausgeding-Wohnungen erwarten. Es kommt jedoch die Ausarbeitung „Bauten und Einrichtungen zur bäuerlichen Vorratshaltung“ von Oskar Moser. Dann wendet sich die Lieferung der Volksnahrung zu. Dietmar Assmann behandelt die „Backöfen außerhalb des Wohngebäudes“ und, eine Nummer überspringend, Anni Gamberith „Herkunft und Herstellung des bäuerlichen Hausbrottes“. Dazwischen findet sich von Helmut Fielhauer „Umritte“ eingeschoben. Nach dem Hausbrot folgt, von Ingrid Kretschmer bearbeitet „Haustrunk — Schnapsherstellung im bäuerlichen Haushalt“. Dann kehren wir wieder zum Brauchtum zurück, es folgt die umfangreiche Darstellung „Christbaum und Weihnachtsgrün“ von Richard Wolfram (Kommentar 60 Seiten), ferner von Sepp Walter „Frisch- und g'sund-Schlagen“, und den Abschluß bilden die „Brauchtümlich bevorzugten Wochentage für die Abhaltung bäuerlicher Hochzeiten“ wieder von Wolfram.

Es scheint noch nicht angängig, das Werk ausführlicher zu beurteilen, da vermutlich so manche Karten, die sich thematisch hier anschließen müßten, wohl für spätere Lieferungen geplant sein werden. Der allgemeine Eindruck ist wohl der, daß sich jeder Bearbeiter redlich bemüht hat, mit seinem Thema sachgerecht fertig zu werden. Bewährte Fachleute wie Oskar Moser etwa konnten ihre Kastenspeicher selbstverständlich eher unter Dach bringen als Anfänger, die sich alle sachlichen und methodischen Grundlagen erst für diesen Anlaß beschaffen mußten. Die Themen kommen uns zum größten Teil gut bekannt vor. Einen nicht geringen Teil davon habe ich für das Burgenland zumindest längst bearbeitet, meist auch vorherveröffentlicht, so daß die erweiternde Nach-

arbeit wohl nicht allzu schwierig sein mochte. Es hat wenig Sinn darauf im einzelnen einzugehen. Nur auf die beträchtliche Ungleichheit der Kommentare mag noch hingewiesen werden: Sehr ausgreifende Darstellungen mit Einbeziehung bunten Vergleichsmaterials stehen völlig auf unser Land beschränkte Ausführungen zur Seite, und exakte, ganz auf die Auswertung des reinen Befragungsmaterials bedachte Ausarbeitungen werden von umfangreichen, beinahe monographischen Kommentaren mit Heranziehung aller erreichbaren Literatur einigermaßen überschattet. Das ergibt sich aber bei verschiedenen Mitarbeitern und einer so langen Vorbereitungszeit wohl fast von selbst, und es scheint doch gut so, daß nunmehr alle diese Aufarbeitungen von Einzelproblemen in einem gemeinsamen Werk der öffentlichen Diskussion dargeboten sind.

Leopold Schmidt

Zwei Instituts-Veröffentlichungen aus Österreich

Zufällig haben sich zwei der drei österreichischen Universitätsinstitute für Volkskunde hintereinander entschlossen, selbständige Institutspublikationen vorzulegen. Zuerst erschien der Band in Innsbruck, dann jener in Wien. Man kann derartige Aufsatzsammlungen nicht wie andere Bücher besprechen, aber zumindest öffentlich ankündigen muß man sie doch, schon um das derzeitige Maß an volkskundlichen Veröffentlichungen im Lande festzuhalten.

Volkskundliche Studien. Aus dem Institut für Volkskunde der Universität Innsbruck. Zum 50. Geburtstag von Karl Ilg. Besorgt von Dietmar Assmann (= Schlern-Schriften Bd. 237) VIII und 220 Seiten, mit Abb. auf XIV Tafeln. Innsbruck 1964, Universitätsverlag Wagner.

Der Band setzt mit „Vergleichenden Studien über Mensch und Siedlung in den Alpen und in Hochgebirgen Asiens“ von Christoph Jentsch ein, also besiedlungsgeographischen Ausführungen; der hier nicht zitierte Arthur Haberlandt hat vor Jahrzehnten schon darüber gesprochen und geschrieben. Dann schreibt Franz Fliri „Über Veränderungen in der Flur des mittleren Inntales während der letzten dreihundert Jahre“, wieder ein Stück Siedlungsgeographie also. Ferner kommt Hans Gschnitzer mit „Gedanken zum ländlichen Siedlungsausbau während des 20. Jahrhunderts im mittleren Innthal“ zu Wort, mit jenen „Verhäuselungs“-Fragen, die manche Geographen bewegen. Lioba Beyer hat über „Siedlungsbewegungen und Wandel des Ortsbildes im innersten Pitztal“ gearbeitet, sie versucht, die Erweiterung des Ortes Plangeroß in den letzten Jahrzehnten zu erfassen. Ein Spezialgebiet von Karl Ilg hat Alois Köhlmeier mit den „Wohnsitten der Arbeiter im Vorarlberger Rheintal“ in Angriff genommen. Einer traditionelleren Sachgruppe gehört der Beitrag „Almhütten im bayerischen und tirolischen Karwendel“ von Pankraz Friedan, bei dem die Vorarbeiten von Torsten Gebhard spürbar werden. Mehr der Innsbrucker kulturgeographischen Richtung ist dagegen wieder der Beitrag von Anni Müller-Schuler „Sitte und Brauch als bevölkerungsbiologische Faktoren, dargestellt am Beispiel Serfaus“ verpflichtet. Von dem Hochzeitsmaskenspiel der Burschen (S. 81) hätte man gern gelesen.

Die nächste Gruppe von Beiträgen wendet sich anderen Themen zu. Dietmar Assmann führt diesen Teil der Beiträge mit „Untersuchungen“ an, die der Wallfahrt zu Unserer Lieben Frau im Walde in Landeck gewidmet sind, und unter anderem die „Beziehung mit vor-

christlichen Kulturen und ihrer Volkstümlichkeit“ erheben wollen. Es handelt sich um eine gute, kluge Arbeit, die auch das alte Baummotiv richtig einordnet. Nikolaus Kogler, der über Inntaler Votivbilder dissertiert hat, handelt als nächster über „Die Mirakelbilder der Wallfahrt Maria Stein“, also eine Fortführung der Monographie von Matthias Mayer (1933), Karl Bleimfelder beschäftigt sich mit den „Motiven der Malereien an den Häusern des Wipptales“, übrigens mit Einbeziehung sehr junger Wandmalereien; S. 139 f. steht ein nach Motiven geordnetes Verzeichnis dieser Darstellungen. Etwas außerhalb dieser Beitragsreihe steht der Artikel „Volkskundliches in Wolkensteins „Tirolischer Chronik““ von Eduard Widmoser. Diese um 1600 entstandene, 1936 veröffentlichte Chronik enthält nicht gerade viel für uns. Es folgt Norbert Wallner mit „Zachäus im Tiroler Kirchweihlied“. Wallner erbringt den interessanten Nachweis für „Ein Brauchlied der Gegenwart im Lichte der Überlieferung“, und legt damit einen ausgesprochen wichtigen Beitrag zur Volksliedforschung vor, mit 19 Texten.

Eine weitere Reihe von Beiträgen setzt mit den Überlegungen über die „Tracht in der Kleidung unserer Zeit“ von Karl Santner ein, einem Thema also, das vor allem Franz Lipp schon vielfach durchdacht und besprochen hat. Der gedankenreiche, essayistisch geschriebene Beitrag ist anregend. Es folgen Darlegungen über die „Wandlungen in der volkstümlichen Nahrungsweise im Paznauntal“ von Magda Szilveszter, und Überlegungen „Zur Situation der Bäuerin in Oberösterreich“ von Inge Loidl-Eckstein. Auf Anregungen Ilgs geht schließlich die Beobachtung von Gertrud Grabner „Die Bauweise der 'cabane de pierre' zurück, wobei es sich um „Ein charakteristisches Beispiel für das Traditionsbewußtsein der Bewohner der Camargue“ handeln soll.

Man sieht also, es lassen sich bestimmte Richtungen erkennen, die am Innsbrucker Institut in den letzten Jahren zur Geltung gebracht wurden. Ilg hat seine Schüler offensichtlich nicht nur durch Vorlesungen und Übungen, sondern vor allem auch durch Exkursionen vielfach angeregt, der Band zeigt, in welchem Ausmaß und mit welchen Erfolgen für die Vermehrung unseres Kenntnisstandes. Das kommt eigentlich in dem Vorwort nicht zur Geltung, das Ernst Kolb dem Band vorangestellt hat. Es bringt eher Ilgs Zähigkeit in der Verfolgung seiner Ziele zur Geltung und betont Ilgs Verdienste um den Bau des Innsbrucker Studentenheimes, als daß es den Forscher und Lehrer herausstellen würde. Nun, das besorgen ja dann die dankbaren Schüler jeweils in ihren Beiträgen zu diesem Band, den man von außen her geradezu als eine Art von Pegel benutzen mag: So viel und nach diesen Richtungen hin wird eben an dem Innsbrucker Institut gearbeitet. —

Ein beträchtlicher Teil dieser hier vorgelegten Untersuchungen macht einen recht „erwachsenen“ Eindruck. Der nun anzuzeigende Band erweckt nicht ganz die gleichen Vorstellungen.

Volkskundliche Beiträge anlässlich der Eröffnung des Instituts für Volkskunde der Universität Wien herausgegeben von Helmut Fiehlhauer und Ingrid Kretschmer (= Veröffentlichungen des Instituts für Volkskunde der Universität Wien. Vorstand: Richard Wolfram. Bd. 1), 191 Seiten, mehrere Abb. auf Tafeln. Wien 1966, Verlag A. Schendl.

Anders als bei der Innsbrucker Instituts-Festschrift liegt hier ein Band vor, der nicht einer Person, sondern einer im Aufbau begriffenen Einrichtung gewidmet ist. Auch das ist vermutlich ungewöhnlich, aber

vielleicht nicht unmöglich. Die Beiträger gehören dem Institut als Assistenten, Mitarbeiter oder auch noch Studenten an, und wollen im wesentlichen Kapitel ihrer derzeit in Vorbereitung oder Fertigstellung begriffenen Arbeiten vorlegen. Nur der erste Beitrag gehört nicht dazu, der Assistent Otto Höflers Helmut Birkhan kommentiert ein Stück aus der Kaiserchronik unter dem Titel „Sin gebaine si uf ain irmensul begrouben . . . Zur Symbolik einer Romsage“. Dann setzt Helmut Fielhauer mit seinem Beitrag „Allerheiligenstriezel aus Stroh. Beiträge zum burschenschaftlichen Jahresbrauchtum im Weinviertel“ ein, es wäre ja auch verwunderlich gewesen, wenn Wolframs Assistent nicht über ein Thema der Burschenschaften gehandelt hätte. Frau Hannelore Fielhauer-Fiegl verfolgt das einstmals von Edmund Frieß aufgegriffene Thema der „Nikolaushäuschen in Niederösterreich“. Dann bringt Karoly Gaal aus seinen Aufzeichnungen im Burgenlied einen Beitrag über das „Klagelied in Stinatz“, neun zum Teil recht lange kroatische Texte mit Übersetzung. Ingrid Kretschmer, die maßgebend am Österreichischen Volkskunde-Atlas mitgearbeitet hat, schreibt „Vom Fragebogen zur volkskundlichen Karte“, nämlich „Über die kartographische Auswertbarkeit der mittels Fragebogen gesammelten volkskundlichen Belege aus dem Bereich der Sachkultur“. Dann legt Wolfgang Lipp „Marginalien zum Begriff Tradition“ vor, wobei Soziologen wie Gehlen oder Schelsky mit volkskundlichen Gedankengängen konfrontiert werden. Aus diesen theoretischen Gefilden führt der Beitrag von Emil Schneeweis „Wandlungen und Wege der Heiligenverehrung“ wieder zur schlichten Aufnahmearbeit (in diesem Fall mit Notizbuch und Kamera) zurück, es handelt sich um Notizen zu Bildstöcken, besonders Nepomukstatuen in Wien und Niederösterreich. Hermann Steininger behandelt schließlich ausführlich „Das Maibaumumschneiden in der Steiermark“, worüber er gleichzeitig auch einen Artikel („Das rituelle Brauchspiel beim Maibaumumschneiden in Ostösterreich“ in: Unsere Heimat Bd. 37, Wien 1966, S. 129 ff.) vorgelegt hat.

Die zweite Hälfte des Bandes füllt eine Art von Textausgabe, unter dem Obertitel „Aus dem Archiv des Institutes“. Helmut Fielhauer legt „Sagen aus der Sammlung Alois M. Wolfram, Scheibbs“ eingeleitet und kommentiert vor. Es handelt sich um 129 Sagen (die übrigens auch in anderen Archiven abschriftlich vorhanden sind), mit einem Sachregister versehen.

Man wird einen solchen Sammelband von verschiedenartigen und verschiedenwertigen Studien nicht wie ein fertiges Werk kritisieren wollen. Es handelt sich um ein Bündel von, kurz gesagt, Schülerarbeiten, bei denen es nicht schlecht ist, daß sie einmal öffentlich vorgelegt erscheinen. Landschaftlich haben sie den beachtlichen Vorteil, stark auf Wien, Niederösterreich, das Burgenland und die nähere Umgebung eingestellt zu sein. Auch die Veröffentlichung der Sagensammlung von Alois Wolfram wird man in diesem Sinn begrüßen. Und sonst mag man eben abwarten, wie sich die verschiedenen Beiträger nach diesen ersten Probegängen entfalten, und was von ihren mehr oder minder noch unsicheren Vorstudien vielleicht zu echten Forschungen führen wird.

Leopold Schmidt

Károly Gaál, Angaben zu den abergläubischen Erzählungen aus dem südlichen Burgenland (= Wissenschaftliche Arbeiten aus dem Burgenland, H. 33) 172 Seiten, mit 7 Abb. Eisenstadt 1965, Burgenländisches Landesmuseum.

Hinter dem sprachlich ungeschickt klingenden Titel steht eine interessante Sammlung von Sagen und sagenhaften Geschichten, wie sie der Verfasser in jahrelanger Sammeltätigkeit bei den deutschen, ungarischen und kroatischen Dorfleuten zwischen der steirischen und der ungarischen Grenze aufgezeichnet hat. Gaál gibt sich bewußt als Sammler, nicht als Forscher: „Ich beabsichtige nicht den Ursprung der Erscheinungen zu erörtern, ich will nur beschreiben, was, wie, von wem, für wen, wo, wann und warum solche Geschichten erzählt werden“ (S. 12). Gaál hat sich jahrelang mit seinen Gewährsleuten in diesen weit-fernen Dörfern angefreundet und dadurch völlig lebensechte Tonbandaufnahmen herstellen können, deren Originale im Phonogramm der Österreichischen Akademie der Wissenschaften liegen. Er bietet schriftsprachliche Übersetzungen von 270 Texten, anhand derer ihm bewußt geworden ist, daß die Geschichten im wesentlichen die gleichen sind, in welcher Sprache immer sie auch erzählt werden mögen. Es kommt den Erzählern nur auf den Inhalt, nur auf den Stoffkern an, von einer besonderen Erzählform kann offenbar kaum die Rede sein. Man glaubt es gern, zumal es sich fast durchwegs um Erzählerinnen handelt, unter ihnen so rede- und gelfreudige wie die Frau Anna Schmied in Schlaibing, die von Frau Elfriede Gaál auch in mehreren Aufnahmen festgehalten wurde.

Die Fülle der Geschichten hat Gaál nach Motiven geordnet. Die erste Gruppe umfaßt Volksglaubensgestalten und -züge wie Trud, Verschauen, Verschreien und den Wechselbalg. Die zweite, wesentlich umfangreichere, die zahlreichen Hexengeschichten. Man gewinnt den Eindruck, daß vor noch nicht allzulanger Zeit alle älteren Frauen in der Gegend gelegentlich für Hexen angesehen werden konnten. Alle bekannten Motive wie Hexenkunst, Erwerbung der Hexenkenntnisse, Hexenflug, Hexenversammlung, Hexenbelauschung usw. finden sich hier. Angeschlossen sind Geschichten vom Schrattl, vom Wirbelwind, von der Verblendung, die plötzlich das Paar Ochsen im Baum erblicken läßt usw. Aber auch das Luzienstühlchen findet sich hier bezeugt. Als eine Art von Einschub wirken die Geschichten von „Falschen Hexen“, also Erzählungen von meist jungen Leuten, die allerlei Unfug anstellen, damit abergläubische Menschen meinen, es habe sich um Hexerei gehandelt.

Dann folgen Erzählungen von wohlbekannten Sagenmotiven, nämlich vom Feuermann, vom feurigen Schab, von den ruhelosen Seelen und schließlich von der wilden Jagd. Eine eigene kleine Gruppe erzählt Geschichten vom „brennenden“ Gold, eine weitere von der „Ötter“, also verschiedene Schlangensagen, die nächste von der „Vila“, der Waldfrau, und schließlich folgen die vor allem aus der ungarischen Überlieferung bekannten Sagen von den mit einem Zahn geborenen Kindern und von den Wolkenlenkern und Drachenreitern, Varianten der Garabonciás-Sagen.

Man sieht, eine reiche Ernte. Gaál hat auf jede Kommentierung verzichtet, was bei seinem Willen zur reinen Stoffdarbietung verständlich sein mag. Für die heimatliche Erzählforschung wäre jedoch ein kurzer Nachweis der bisher veröffentlichten Fassungen, zumindest nach den burgenländischen Sammlungen, möglich und erwünscht gewesen. Aber das läßt sich nachholen.

Leopold Schmidt

Franz Schmutz-Höbarthen, Ringelblumen. Geschichten und Gedichte aus dem Waldviertel. 64 Seiten. Wien 1966, Österreichischer Agrarverlag. S 33,—.

Schmutz-Höbarthen, der bekannte Waldviertler Mundartdichter, der an die achtzig Jahre alt ist, hat sich vielfach auch auf dem Gebiet der Volkskunde betätigt. Auch unsere Zeitschrift hat früher (WZV 38, S. 107; 39, S. 66 ff.; 40, S. 111 f.) so manche Aufzeichnung von ihm gebracht. Die in dem vorliegenden Bändchen vereinigten Erzählungen beruhen zum Teil auf Kindheitserinnerungen, und sind deshalb wertvoll. Besonders die liebenswürdige Skizze „Heilige Tage in der Waldviertler Ahnzeit“ gestaltet Geschichten um den als Nikolaus verkleideten Schuster oder um den ängstlichen Dorftischler, der so gern das Neue Jahr „anschoß“, sehr lebensvoll.

Leopold Schmidt

Historisches Jahrbuch der Stadt Linz 1965. 532 Seiten, mit zahlreichen Abbildungen. Linz 1966, Archiv der Stadt Linz. S 150,—.

Dieses verdienstvolle Jahrbuch bietet ab und zu auch volkswissenschaftliche Beiträge. In letzter Zeit freilich nicht mehr so viele wie früher, als noch Hans Commenda und Karl M. Klier oft daran mitarbeiteten. Auch im vorliegenden Band sind keine eigentlich volkswissenschaftlichen Beiträge enthalten. Man nimmt aber immerhin den Artikel von Helmut Feigl, „Die ältesten Linzer Familiennamen“ mit Interesse zur Kenntnis, da die mittelalterlichen Namen häufig auch für uns wichtige kulturelle Aussagen enthalten. Einige der von Feigl vorgeschlagenen Deutungen der aus Übernamen entstandenen frühen Familiennamen dürften freilich nicht ganz befriedigen. So versucht er den Namen des 1247 als Otto Plenkel und 1256 als Otto Blenclin bezeugten Mannes mit „blenc“ gleich blank, weiß zusammenzubringen. Es handelt sich aber offenbar um einen Gerätenamen: „Plenkel“ war und ist zum Teil noch der Dreschstock (vgl. Schmeller—Frommann—Maußer Bd. I, Sp. 459), der Mann hat also nach einem Dreschgerät geheißt, wie seine Flegel oder Bengel benannten Namensvettern. Auch andere Namensdeutungen, die nicht ins Gerätegebiet gehören, scheinen unsicher. So ist der S. 31 erwähnte „Garzhon“ doch wohl nicht schwierig, er gehört sicher zu mhd. garzun, also Edelknabe usw. Der ebenfalls S. 31 erwähnte „Wenagal“ wird kaum zu „wenig“ oder „a wengerl“ gehören, viel eher zu mhd. venichel, der Fenchel. Auch der S. 32 genannte Ulrich der Pfennig heißt ja eher nach dem Fenchel als nach der Münze. Der ebenfalls S. 32 genannte „hornporst“ dürfte kaum nach dem Abortbesen heißen, wie unter anderem vorgeschlagen, das Wort ist wohl dasselbe wie mhd. hornblast (Lexer, Mhd. Handwörterbuch Bd. I, Sp. 1341), und gehört zu den nicht seltenen Hornschall-Namen. Der mißverständliche „Hirnschall“ lebt davon heute noch mehrfach.

Leopold Schmidt

Georg Stadler, Ein Führer durch den Salzburger Tennengau und das angrenzende Gebiet Berchtesgaden—Bad Reichenhall (= Kunst um Salzburg, Bd. 2). 259 Seiten, mit zahlreichen Abb., Karten und Grundrissen im Text und auf Tafeln. Salzburg 1966, Verlag Das Bergland-Buch. S 98,—.

Ein sehr ansprechender Kunstführer durch ein lohnendes Gebiet. Gewiß sind die Kunstschatze des Tennengaues längst erschlossen, beispielsweise durch den Band XX (Hallein) der Österreichischen Kunsttopographie. Aber diese, offenbar auf persönlicher Nacharbeit beruhende

Neudarstellung hat doch ihren eigenen Wert. Sie verbindet die Kunstbetrachtung außerdem mit Hinweisen auf die Siedlungsgeschichte, stellt die Haus-, Dorf- und Flurformen kurz dar und bringt ein nützliches Kapitel „Entwicklung der Landeshoheit“, das besonders infolge der Einbeziehung des zu Bayern gehörenden Berchtesgadner Landes wichtig ist.

Auch die volkscundliche Betrachtungsweise geht nicht leer aus: Man kann sich beispielsweise S. 34 über die Knappenfahne mit der Schwertanz-Darstellung in Dürrnberg orientieren, oder S. 57 über die Albertitafel in der Armenseelenkapelle von Kuchl nachlesen. Auf S. 60 steht ein interessantes Kleiderverzeichnis der dortigen Passions- und Prozessionskostüme. S. 69 wird die ehemalige bedeutende Ulrichswallfahrt von Scheffau erwähnt. In Scheffau befindet sich auch das berühmte gemalte Glasfenster, das unter anderem einen „S. Rudolfus“ zeigt, einen bauerlichen Heiligen mit einer Haue und einem Tragtier, wovon die geläufigen Ikonographien gar nichts wissen. S. 71 findet sich die kleine Hinterglasbildersammlung des Briefträgers Anton Rusegger in der Kirche von Scheffau erwähnt, usw. Mit seinen instruktiven Zeichnungen, Plänen und Bildern also auch für uns ein benützbare Buch.

Leopold Schmidt

Achentaler Heimatbuch. Zusammengestellt von Katharina Staudigl-Jaud. 458 Seiten, XLVI Bildtafeln, 1 Karte (= Schlern-Schriften 241). Innsbruck, Universitätsverlag Wagner, 1965, S 325,—.

Man nimmt jedes Heimatbuch, von dem man erwarten darf, daß es auch volkscundliches Material enthält, mit Freude in die Hand. In diesem Buch ist ein eigener Abschnitt (S. 373—458) der Volkskunde vorbehalten; in ihm werden verschiedene gesammelte Materialien vorgelegt, die allerdings keine volkscundliche Ortsmonographie ergeben, aber immerhin einen Beitrag zu unserem Fach liefern, der beachtet werden soll. Schilderungen von Hochzeitsbräuchen, einige Berichte über Bräuche im Jahreslauf, volkstümliche Speisen, Kinderspiele und Kinderreime, Achentaler Hausmarken, Volksmedizinisches und schließlich eine von Hans Klingler zusammengestellte Sagensammlung werden durch Erzählungen aus dem Volksleben ergänzt.

An anderen Stellen verstreut sind Nachrichten über das Schützenwesen, über eine Sammlung von Andenkenbildchen Verstorbener, aber auch ein Abschnitt über „Hausbau und Trachten im Achental“, in dem sich allerlei verschiedene volkscundliche Bemerkungen, etwa auch über Bräuche und Speisen eingestreut finden; der Artikel ist merkwürdigerweise bei der „Siedlungsgeschichte“ untergebracht worden. Im gleichen Abschnitt wurden auch Artikel über Haus-, Flur- und Familiennamen zusammengefaßt. Unter „Kirchengeschichte“ wiederum können wir von einer Fastenkrippe, dem Heiligen Grab und von Kapellen und Dorfkreuzen lesen. Schließlich wird auch ein altes Karfreitagslied mitgeteilt. Hugo Klein steuerte einen Beitrag über Ludwig Rainer und seine Truppe bei. Es ist also eine Fülle von Material, wenn auch unübersichtlich, zusammengetragen worden. Es ist nur schade, daß nicht wirklich alles volkscundliche unter „Volkskunde“ vereinigt wurde. Eine gute Ergänzung geben schließlich die zahlreichen Bilder, die noch manches aussagen, was im Text unausgesprochen geblieben ist. Schade, daß man nicht einen volkscundler als Berater bei der Stoffeinteilung herangezogen hat.

Maria Kundegaber

Norbert Hölzl, *Theatergeschichte des östlichen Tirol vom Mittelalter bis zur Gegenwart* (= Theatergeschichte Österreichs, Bd. II: Tirol, Heft 1. Österreichische Akademie der Wissenschaften, Kommission für Theatergeschichte Österreichs). 258 Seiten, mit 33 Abb. auf 14 Tafeln und 4 Abb. im Text. Wien 1966, Kommissionsverlag Hermann Böhlau Nachf. S 228,—.

Es ist, wie schon öfter betont, nicht ganz leicht, Dissertationen zu besprechen. Auch dann, wenn sie in einer Reihe der Akademie der Wissenschaften erscheinen, oder in einem solchem Fall vielleicht besonders schwer, weil man einen Grund für eine derartige Bevorzugung suchen wird.

Nun, um es kurz zu sagen: Einen Grund gerade für diese Bevorzugung gibt es hier nicht. Hölzls Dissertation, die bei Heinz Kindermann gemacht wurde, ist eine gute Doktorarbeit, und eine Veröffentlichung in einem Vervielfältigungsverfahren wäre ohne weiteres angezeigt gewesen, — mehr nicht. Sie wird hier angezeigt, weil die „Theatergeschichte“ Osttirols eben zu vier Fünfteln aus „Volksschauspiel“ besteht, und Hölzl dementsprechend die entsprechende ältere Forschung auf diesem Gebiet benutzt hat, die er übrigens durch sehr fleißiges Überprüfen noch nützlich ergänzen und berichtigen konnte. Eigene Nachsammlung in Archiven fehlt gleichfalls nicht, und Richard Wolfram hat Hölzl von ihm gesammeltes Handschriftenmaterial aus den Seitentälern des Pustertales zur Verfügung gestellt, so daß sich das Material zu den Weihnachts-, Nikolaus- und Passionsspielen noch etwas verdichten ließ. Das ist also gut so.

Weniger erfreut wird man von der Überbewertung des osttiroler Schauspiels im Mittelalter sein, die Hölzl vornimmt. Auf Grund der knappen Notierung einiger Wanderverse aus einem Osterspiel (Typus A nach Eduard Hartl, den Hölzl nicht kennt) in einem Aufzeichnungsheft, das sich einstmals im Archiv der Grafen von Görz befunden hat, versucht er das Erlauer Spiel III für Lienz zu vindizieren. Da gehen dann die Gedanken (S. 30 f.) selbstverständlich gleich zu den spätgotischen Fresken von Obermauern (Abb. 1 macht aus Taisten leider ein „Faisten“), der erste Passionsspielbeleg für Lienz wird auf der gleichen Seite (S. 35) einmal für 1522, das andere Mal für 1582 angeführt, und dieses ganz lose Gewebe genügt, um den alten Vorort der Grafen von Görz volkstheatergeschichtlich so aufzuwerten, wie es offenbar der Realität nicht entsprochen hat.

Aber Hölzl versucht eben, für seinen zunächst kargen Stoff alle Hilfen heranzuziehen, auch wenn dies nur mit dem Einsatz herber Kritik an der älteren Forschung geschehen kann. In Text und Anmerkungen wird an zahlreichen Veröffentlichungen vor allem Anton Dörrens in einem Ausmaß Kritik geübt, wie dies in einer Anfängerarbeit nicht unbedingt zum guten Ton gehört. Es sei aber durchaus eingeräumt, daß Hölzl sich bemüht, die verschiedenartigen Stoffe, also die sehr wenig bedeutenden Schauspiele und Prozessionen von Lienz selbst wie die hier herangezogenen geistlichen Spiele des Stiftes Innichen einsichtig zu behandeln, daß er sich auch quellenmäßig sehr umgetan hat, um unsere Kenntnis der Passionsspiele von Sillian, über die zuerst Franz Unterkircher gearbeitet hat, zu erweitern usw. Zu den Weihnachtsspielen hat er kein so direktes Verhältnis gefunden, die Zugehörigkeit des Kalser Spieles zu steirisch-kärntischen Gruppe ist ihm entgangen. Von den Nikolausspielen weiß Hölzl verhältnismäßig viel, die interessanten Quer-

verbindungen zu den textlosen Maskenspielen kommen wieder einmal zur Geltung, ohne freilich schon ausgeschöpft zu werden. Die Legendenspiele haben Hölzl besonders interessiert. Warum er das Alexius-Spiel von 1818 nicht mit anderen Spielen über die gleiche Legende verglichen hat, weiß ich nicht. Das Genovevaspiel von Thurn 1826 kennt er wie alle seine Vorgänger nur aus Bauernfelds Beschreibung, die ich der Volksschauspielforschung wieder zugänglich gemacht habe. Dann aber wendet er sich dem Virgener Rosenkranzspiel zu, das er als Spiel von „Dimas“ dem lebenden Laienspiel wiedergegeben hat. Mit diesem im Bereich der Mirakelspiele angesiedelten Legendenspiel hat er sich als Spielleiter und Hauptdarsteller der Aufführungen im Burghof von Schloß Bruck in den letzten Jahren ausführlich beschäftigt, auch der Bildteil schließt mit diesem Spiel, und mit Hölzl als Hauptdarsteller.

In solchen Fällen steht man bekanntlich an gewissen Grenzen der Wissenschaft. Deshalb soll aber dem, was an Hölzls Arbeit gut ist, nicht die Anerkennung versagt sein.

Leopold Schmidt

Adalbert Krause, Admont und das Gesäuse in Geschichte und Sage.

Mit 29 Textillustrationen von Gerhard Hirschnodt. Linz, Oberösterreichischer Landesverlag 1965. 144 Seiten. S 48,—.

Das obersteirische Hochgebirgsgebiet hat durch Adalbert Krause eine schöne Sagensammlung erhalten. Die erste Auflage von 1948 haben wir seinerzeit ausführlicher begrüßt. Die nunmehr vorliegende stattliche Neuauflage ist verbessert und vermehrt, zu den Sagengruppen hat Krause jetzt jeweils kleine orts- und landschaftsgeschichtliche Einleitungen geschrieben, die sich zweifellos als nützlich erweisen werden. Die Sagen selbst dagegen sind so unkommentiert wie früher dargeboten, der Band hat also wie die meisten landschaftlichen Sagenausgaben Österreichs an der Sagenforschung keinerlei Anteil. Dementsprechend ist auch keinerlei kommentierende Literatur angeführt, obwohl dazu mehrfach Gelegenheit gewesen wäre. Die quellenmäßige benutzte Literatur ist dagegen zitiert.

Leopold Schmidt

Leopold Kretzenbacher, Ringreiten, Rolandspiel und Kufenstechen. Sportliches Reiterbrauchtum von heute als Erbe aus abendländischer Kulturgeschichte (= Buchreihe des Landesmuseums für Kärnten, Bd. XX). 228 Seiten, mit 22 Zeichnungen im Text und 43 Abbildungen auf Kunstdrucktafeln. Klagenfurt 1966, Landesmuseum für Kärnten.

Die bäuerlichen Reiterspiele, als „Brauchtum“ ab und zu im 19. Jahrhundert schon vermerkt, haben sich mit dem Ansteigen der volkskundlichen Spielforschung einer steigenden Kenntnisnahme erfreut. Meist ist ihre genauere Erforschung von örtlichen Gestaltungen ausgegangen. Das Gailtaler Kufenstechen beispielsweise ist als Brauch an der Grenze deutschen und slavischen Kulturbereiches in Kärnten besonders oft und eingehend betrachtet worden, zuletzt von Niko Kuret, der ihm 1963 ein eigenes Buch gewidmet hat. Es ist wohl allgemeiner nur durch die ausführliche Besprechung Kretzenbachers bekanntgeworden (unsere Zeitschrift Bd. XVIII/67, 1964, S. 205 ff.), die bereits zeigte, wie intensiv sich Kretzenbacher mit dem Thema befaßte. Das Ergebnis dieser eingehenden und zugleich weiträumigen Studien liegt nunmehr in diesem schönen großformatigen Buch vor, das man gleichzeitig auch als Ab-

schiedsgabe Kretzenbachers an Schleswig-Holstein ansehen kann. Hat er doch in der Zeit seines akademischen Wirkens in Kiel die dortigen bedeutenden Reiterspiele genau kennenlernen können.

Das Buch zeigt dementsprechend überhaupt stark die Spuren der vielen selbsterwanderten Eindrücke von diesen Spielen. Kretzenbacher hat sie nicht nur im Gailtal und in Schleswig-Holstein, sondern auch in Sinj in Dalmatien erlebt und fotografiert, und solche ihm geläufige Ausweitung über das normale germanisch-romanische Gebiet hinaus machen diese Studien sicherlich besonders wertvoll. Kretzenbacher versucht, eine Art von historischer Bezeugung vorzulegen: Er geht zunächst auf die Reiterkampfformen in der Antike ein, mit ausgreifenden Hinweisen auf die kavalleristische Erziehung, die viele Jahrhunderte hindurch nachgewirkt hat. Die Sonderformen der germanischen Bräuche, langobardische Ritte etwa und altenglische Widderspiele kommen zur Geltung, dann die Ausformung der Quintana im mittelalterlichen Frankreich mit den bedeutenden Bezeugungen für das englische Ritterbrauchtum. Eine wichtige Entdeckung ist die Schilderung des Ringstechens in der Fassung D des mittelhochdeutschen Woldfdietrich-Epos. Auch das Gegenstück zu dieser Schilderung im Karlmeinet kommt zur Geltung. Mit der Schilderung des Ringstechens von Treviso im Woldfdietrich ist aber auch italienisches Gebiet erreicht, dem sich Kretzenbacher nunmehr zuwendet, um „Festliche Reiterspiele von Venedig bis Byzanz“ ausführlich vorzuführen und auch das Alka-Reiten von Sinj hier einzuordnen. Das jahrzehntelange Bemühen Kretzenbachers, das kulturelle Erbe Südosteuropas richtig zu verstehen und seinen tatsächlichen Zusammenhängen nach darzustellen, hat sich in diesem Fall besonders gelohnt.

Nun wendet sich die Darstellung dem deutschen Norden zu. Die Sonderformen des Rolandreitens in den niederdeutschen Städten lassen sich seit dem 13. Jahrhundert verfolgen, und ein Spezialkapitel über „Die Reiterspiele der ‚Zirkel-Gesellschaft‘ in Lübeck“ schließt sich sinnvoll an. Sicherlich sind von den Hansestädten die Anregungen zu den verwandten Reiterspielen in Schleswig-Holstein wie in Skandinavien ausgegangen, die aber erst in späteren Kapiteln besprochen werden. Kretzenbacher wendet sich nämlich zunächst dem Werdegang der Spiele vom Mittelalter zur frühen Neuzeit zu, bringt Zeugnisse für verschiedene Ringrennen bei höfischen Festen, vor allem nach der Beschreibung von Kassel 1602. Ein Kapitel „Caroussel und Roßballett“ schließt hier an, wofür es auch beachtliche Bildzeugnisse gibt. Sie häufen sich für den Wiener Hofbrauch, den Kretzenbacher im Kapitel „Der Wiener Kongreß als letztes noch gesamteuropäisches Hoffest mit Ringelstechen und Reitercaroussel“ zu überblicken versucht. Das Material zum Turnierbraucht in Spätrenaissance und Barock ist in Österreich freilich sehr groß, hier könnte man zu den erhaltenen Anlagen, den Karusselhöfen der niederösterreichischen Schlösser Rosenberg und Walpersdorf etwa ausgreifen, und würde auch beachtliche Bildzeugnisse usw. dazu finden. Aber der Abschnitt erweist immerhin die Vorbildkraft des Wiener Hofes selbst im frühen 19. Jahrhundert noch; vielleicht können landschaftliche Nachbearbeitungen nunmehr nach den von Kretzenbacher gesteckten Richtlinien weiteres beibringen.

Er selbst wendet sich der Verbreitung dieser Reiterspiele im Bürger- und Bauerntum zu, mit Berücksichtigung der verschiedenen formelhaften Reitvorschriften, wie sie nicht zuletzt in den militärischen

Reitschulen durchgepaukt wurden. Manchesmal hat es sich dabei wohl um Rückgriffe auf die antiken Vorschriften gehandelt, dem ganzen frühen 19. Jahrhundert haften in solchen Dingen klassizistische Allüren an, die man für unsere Gebiete zum Teil erst wiederaufdecken mußte.

Kretzenbacher wendet sich nunmehr den volkstümlichen Reiter-
spielen in England, Skandinavien und Deutschland zu. Das Hofbrauch-
tum der Holstein-Gottorfer zu Schleswig hat sich ihm quellenmäßig er-
schlossen. Zweifellos hängen die im weiteren behandelten „Brauch-
tümlichen Ringreiten und Rolandstechen im Lande Schleswig-Holstein“
mit diesen Hochzeitsbelustigungen des dänischen Hofes eng zusammen.
Aber auch die bürgerlichen Ringreitspiele lassen sich dort vom 16. Jahr-
hundert an schon verfolgen, wie ein Beleg aus Tondern von 1595 zeigt.
In einem zügigen Querschnitt findet sich nun dargestellt, was von die-
sem wohlerforschten Brauchtum heute zu sagen ist, bis zum Ringreiter-
fest zu Apenrade 1964. Und nunmehr wendet sich Kretzenbacher wieder
seiner alten Heimat zu und behandelt „Adeliges Turnieren, bürger-
liches Ritterspiel und bäuerliches Wettreiten in den österreichischen
Alpen- und Donauländern“. Der Ansatz ist wieder der geschichtliche,
höfische Rittbräuche des 17. Jahrhunderts stehen am Beginn, aber bür-
gerliche Veranstaltungen des 17. und 18. und bäuerliche des 19. Jahr-
hunderts folgen in reicher Zahl, wenn auch durchaus nicht vollständig.
Neues Anschauungsmaterial in Oberösterreich, neueres Archivmaterial
aus Salzburg hat dieses Kapitel wohl bis zur Niederschrift noch mit-
geformt. Aber derartige Notizen wie die zum Ringelrennen von Sar-
leinsbach im Mühlviertel bewirken doch, daß die weiteren Ausführun-
gen über das Gailtaler Kufenstechen nicht so allein dastehen wie dies
in der früheren Literatur manchmal doch der Fall war. Man möchte
den Satz auf S. 191 noch unterstreichen: „Das Sarleinsbacher ‚Faß-
reiten‘ ist der dem Gailtaler Kufenstechen unserer Zeit nächstverwandte
Reiterspielbrauch bürgerlich-bäuerlicher Kreise in den deutschsprachi-
gen Alpen- und Donauländern im Jahrhundert vor dem Greifbarwer-
den der ersten historischen Bezeugungen des Kärntner Volksbrauches“.
Und selbst diese deutliche Formulierung mußte man wohl noch allge-
meiner fassen: Das Gailtaler Kufenstechen war keine lokale oder land-
schaftliche Sondererscheinung, und sie hatte jedenfalls gar nichts mit
der jeweils gesprochenen Sprache oder Mundart des Gailtales zu tun.
Darüber handelt nämlich mit gebotener Eindringlichkeit dann das
nächste Kapitel „Das Gailtaler Kufenstechen und seine europäischen
Verwandten“. Die ausführliche, freundliche Darstellung des Brauches
verwendet alle alten Quellen, wobei sich auch bemerkenswerte Quer-
verbindungen innerhalb der slavischen Romantik ergeben. Die ana-
lytische Behandlung der einzelnen Brauchzüge, beispielsweise der
„Kufe“, die durchaus dem bayerischen „Panzen“ in der Schilderung
Westenrieders von 1784 entspricht, zeigt deutlich, daß wir es mit keinem
national-sprachlich gebundenen Brauch zu tun haben.

Ein wichtiges Buch also, mit Quellenangaben und Registern gut
gearbeitet, vom Verlag auch liebevoll ausgestattet. Gotbert Moro hat
dem Band eine „Bibliographie der wissenschaftlichen Arbeiten von
Leopold Kretzenbacher“ angefügt, „im Hinblick darauf, daß sich dem
Autor beim Erscheinen dieses Werkes ein neuer Abschnitt seiner wis-
senschaftlichen Laufbahn und Tätigkeit eröffnet“. Nicht jeder Gelehrte
erfährt soviel fördernde Sorgfalt. Aber Kretzenbachers Leistung ver-
dient sicherlich eine derartige Würdigung. Leopold Schmidt

Max Rieple, Der Hochschwarzwald. Heimatbuch eines Landkreises. 191 Seiten mit Abb. im Text. Konstanz 1965, Rosgarten Verlag. DM 17,50.

Wer es nicht sonst schon wissen sollte, der kann sich durch einen Blick in das ausführliche Literaturverzeichnis am Ende des schönen Heimatbuches davon überzeugen, daß es seit langem über den Schwarzwald viel Literatur gibt. Man muß noch dazusagen, daß ausgezeichnete Heimatzeitschriften, von den „Badischen Heimatblättern“ bis zum „Alemanischen Jahrbuch“ seit vielen Jahren dafür sorgen, daß alle Gebiete gleichmäßig gepflegt werden, und die Volkskunde an dieser Veröffentlichungstätigkeit ebenfalls einen beachtlichen Anteil hat. Daraus ergibt sich fast von selbst, daß dieses von Max Rieple redigierte Heimatbuch in der wohlgeordneten Folge seiner Beiträge auch viele aufzuweisen hat, die der Volkskunde im eigentlichen Sinn angehören und von gediegenen Kennern geschrieben sind.

Nach den Kapiteln über die Landschaft und die Geschichte des Landkreises folgt der Abschnitt „Volkstum und Brauchtum“ mit Kapiteln über „Die Schwarzwälder Tracht“, über „Das bäuerliche Jahr“ und „Feste, Fasnacht und altes Brauchtum“ mit Heraushebung der „Fasnet“, des „Scheibenschlagens“, des Eulogiusrittes zu Lenzkirch und anderer örtlicher Schaubräuche. Im nächsten Abschnitt „Die Kultur“ behandelt dann Schilli, der landschaftliche Hausforscher, „Das Schwarzwaldhaus“, und ein Abschnitt ist auch dem „Hüsli“, dem Heimatmuseum in Rothaus-Grafenhausen gewidmet, das hier (ÖZV Bd. XV/64, 1961, S. 137 f.) schon eigens gewürdigt wurde. Auch der Abschnitt „Klöster, Kirchen und Kapellen in alter und neuer Zeit“ ist für uns von Bedeutung. Schließlich bereichern die Einzelkapitel im Abschnitt „Wirtschaft und Gewerbe“ unsere Kenntnisse von der Wald- und Forstwirtschaft im Schwarzwald, von den Glasbläsern, Löffelschmieden, Uhrenmachern, Kohlenbrennern, Harzsiedern, Schindelmachern, Strohflechtern usw. Alles in allem also ein gutes, nützliches Heimatbuch, anhand dessen man die angesprochenen Themen auch weiterverfolgen kann, was infolge der alten Beziehungen von Vorderösterreich zu unseren Erblanden auch für uns immer wichtig ist.

Leopold Schmidt

Max Rieple, Sagen und Schwänke vom Schwarzwald. Gesammelt und neugestaltet. Mit Zeichnungen von Franz Josef Tripp. Konstanz 1965, Rosgarten Verlag. 155 Seiten, DM 14,50.

Neben der großen, nun als Neudruck wieder erhältlichen Sammlung der Schwarzwald-Sagen von Johannes Künzig (vgl. ÖZV Band XX/69, 1966, S. 57) hat es jede andere Sammlung aus dem gleichen Gebiet schwer. Aber der von dem bekannten Schriftsteller Max Rieple bearbeitete Band richtet sich an andere Leserkreise als Künzigs vorzügliche Ausgabe. Es handelt sich um ein gutes Buch, das viele der einstmals im Schwarzwald verbreiteten Sagen schlicht neu erzählen will und in dieser schönen Ausstattung auch gewiß seine Freunde finden wird. Ein Literaturverzeichnis weist darauf hin, aus welchen Quellen Rieple geschöpft hat. Er gibt an, außerdem die mündliche Überlieferung benützt zu haben. Darauf weisen wohl die ab und zu den Erzählungen nachgesetzten Personennamen hin. Aber daß die erste Geschichte „Der nackte Mann“ Rieple nun tatsächlich nur aus der Erzählung von Robert Künzig in Pforzheim bekannt sein soll, möchte man doch bezweifeln.

Schließlich handelt es sich um das Motiv des gleichnamigen berühmten Romanes von Emil Strauß, das sich zweifellos größerer Bekanntheit und auch literarischer Verbreitung erfreuen dürfte.

Leopold Schmidt

Beiträge zur Geschichte und Kultur des Landes zwischen Niederrhein und Maas (= Niederrheinisches Jahrbuch Bd. VIII). Herausgegeben im Auftrag des Vereins Linker Niederrhein e. V. Krefeld, unter Mitwirkung von L. de Gou und H. Chr. C. Dobbelstein von Arnold Mock und Gilbert de Smet. Krefeld 1965. Großformat, 204 Seiten, XXIV Tafeln mit zahlreichen Abbildungen.

Das Land an der deutsch-niederländischen Grenze ist uns seit vielen Jahren besonders durch die Zeitschrift des rührigen Vereines „Linker Niederrhein“ bekannt. Der vorliegende mächtige Band ist ein neues Zeugnis für die viele liebevolle Arbeit, die von diesem Verein an die heimatkundliche Arbeit gewendet wird, und zwar diesmal mit besonderer Betonung der gleichen Interessen diesseits und jenseits jener kaum merklichen Grenze. Der Band, der gewissermaßen im Zeichen des achtzigjährigen bedeutenden Germanisten Theodor Frings steht, der ja aus Dülken stammt, enthält zahlreiche wertvolle Arbeiten zur Geschichte, Kunstgeschichte, Literatur- und Mundartforschung des Gebietes. Aber auch die Volkskunde kommt nicht zu kurz, mehrere kleinere Arbeiten sind einigen ihrer Teilgebiete gewidmet. Sie beginnen mit Aufsätzen zur Volksfrömmigkeit: Ludwig Bergmann untersucht „Die Beziehungen der Wallfahrtsorte des unteren Niederrhein zu den westlichen Nachbargebieten“, und Peter Paul Frohn berichtet über „Heiligtumsfahrten an der Grenze“. Das ist im Land der Aachener und der Maastrichter Heiligtumsfahrten besonders wichtig. Man erinnert sich dabei an den schönen, reich bebilderten Band von P. C. Boeren, Heiligdomsvaart Maastricht. Schets van de geschiedenis der Heiligdomsvaarten en andere Jubelvaarten. Maastricht 1962. Ernst Klusen, der dafür berufene Volksliedforscher, behandelt „Wechselseitige Beziehungen zwischen dem niederrheinischen und dem niederländisch-limburgischen Volkslied“. Hier ist an den von Klusen bearbeiteten Neudruck der berühmtesten Volksliedsammlung der Landschaft zu erinnern, an Hans Zurmühlen, Des Dülkener Fiedlers Liederbuch. Viersen 1875, Neudruck Krefeld 1963. — Das Gebiet der Sachkultur ist durch den Beitrag von J. de Kleyn, „Het Limburgse aardewerk en zijn verwantschap met het Nederrijnse“ vertreten. Die dazu veröffentlichten Abbildungen beziehen sich fast durchwegs auf Tongeschirr im Arnheimer Freilichtmuseum. — R. C. Hekker handelt über „Das nordlimburgische Bauernhaus“, mit anschaulichen Skizzen im Text. Adelhard Zippelius hat 1957 über die gleichen Probleme auf der deutschen Seite gearbeitet (Das Bauernhaus am Unteren deutschen Niederrhein, Wuppertal 1957). Als ein auch uns interessierender Beitrag zur Wissenschaftsgeschichte darf die Huldigung an Theodor Frings „Ein Leben im Dienste der rheinischen und niederländischen Sprachforschung“ von G. de Smet angesprochen werden.

So erweist sich der Band als wertvolles Zeugnis der diesseits und jenseits der Grenze am unteren linken Niederrhein geleisteten wissenschaftlichen Arbeit. Veröffentlichungen von dort erreichen uns verhältnismäßig selten. Umso eher scheint es uns notwendig, darauf hinzuweisen. Wer sich mit der älteren Forschung auf diesem Gebiet beschäf-

tigen will, sei übrigens darauf hingewiesen, daß ein einstmaliges wichtiges Büchlein, die „Chronik der Stadt Dülken“ von P. Norrenberg (Viersen und Dülken 1874) vor kurzem (1964) in einem Neudruck vorgelegt wurde. Der Abschnitt „Dülkener Volkstümlichkeiten“ (S. 108 ff.) ist lesenswert geblieben. Sein Verfasser, Pfarrer in Süchteln, ist aber auch jener Volksliedsammler gewesen, der unter dem Pseudonym „Hans Zurmühlen“ eben das erwähnte Liederbuch des Dülkener Fiedlers herausgegeben hat. Leopold Schmidt

Hans Szymanski, Schiffsmodele in niedersächsischen Kirchen (= Schriften zur niederdeutschen Volkskunde, Bd. 1). 56 Seiten, 48 Abb. auf Tafeln. Göttingen 1966, Verlag Otto Schwartz & Co.

Es scheint uns sehr begrüßenswert, daß für die niederdeutsche Volkskunde nunmehr eine eigene Schriftenreihe geschaffen wurde. Sie wird im Auftrag der Niedersächsischen Landesstelle für Volkskunde am Seminar für deutsche Volkskunde der Universität Göttingen von Helmuth Plath (Hannover) und Kurt Ranke (Göttingen) herausgegeben. Der vorliegende erste Band stammt von einem vorzüglichen Kenner der alten Schifffahrt und bringt eine genaue Übersicht aller „Schiffsmodele“ im kultischen Bereich. Es handelt sich dabei selbstverständlich vor allem um alte Schiffsvotive, die niederdeutsche Forschung kann hier an verwandte Arbeiten in Dänemark und Schweden anschließen. Das mittelalterliche Votivwesen hat da auch in protestantischer Zeit noch erheblich nachgewirkt. Bemerkenswert sind die ältesten aktenmäßigen Zeugnisse, für die Votivwesen. Es handelt sich um Nachrichten über wächserne Schiffsvotive in den Viten der hl. Bernhard und Godehard, also 11. und 12. Jahrhundert. Aber auch alle anderen Nachrichten über silberne, eiserne, hölzerne und andere Schiffsvotive sind für uns von den verschiedensten Gesichtspunkten aus von Interesse. Leopold Schmidt

Deutsche Volksmärchen. Neue Folge. Herausgegeben von Elfriede Moser-Rath (= Die Märchen der Weltliteratur, o. Nr.) 331 Seiten. Düsseldorf 1966, Verlag Eugen Diederichs. DM 15,80.

Mit diesem Band dürfte die Darbietung deutscher Märchen in der Diederichs-Reihe einen gewissen Abschluß gefunden haben. Der vorhergehende Band „Deutsche Märchen seit Grimm“ stellte auch in der Neuausgabe noch dem Konzept nach ein Werk Paul Zauberts dar. In diesem Band konnte Elfriede Moser-Rath selbständig die in den letzten Jahrzehnten erschienenen Märchensammlungen von Ostpreußen bis Siebenbürgen auswerten und hat auf diese Weise eine sehr eindrucksvolle Ausgabe der wichtigsten Märchentypen in besonders guten Fassungen erzielt. Ein Nachwort orientiert über den herangezogenen Bereich, der nicht zuletzt durch die Sammlungen der Sprachinselforscher mitbestimmt erscheint. Den Originalaufzeichnungen wurde ihr sprachliches Gewand im allgemeinen belassen, nur wenig bedeutende mundartliche Stellen wurden behutsam übersetzt, charakteristische Originaltexte, eingestreute Verse usw. selbstverständlich belassen. Auf diese Weise sind gut lesbare Fassungen entstanden, und für den Märchenforscher sind knappe, aber sachlich völlig zureichende Anmerkungen beigegeben. Märchenfreunde, welche die vielen einzelnen Bände der Originalausgaben nicht besitzen, mitunter fast gar nicht besitzen können, weil sie versteckt oder in zu kleiner Auflage erschienen sind, werden also gern nach diesem Band greifen. Leopold Schmidt

Märchen der europäischen Völker. Unveröffentlichte Quellen. Im Auftrage der Gesellschaft zur Pflege des Märchengutes der europäischen Völker, herausgegeben von **Georg Hüllen**. Bd. 6. 248 Seiten. Münster in Westfalen 1965, Verlag Aschendorff. DM 19,80.

Die Bände der von uns schon öfter angezeigten Reihe enthalten immer wieder mehr oder minder unveröffentlichte Volkserzählungen, und zwar jeweils in der Volkssprache und in einer deutschen Übersetzung. Der vorliegende 6. Band wird diesmal von „Austria“ angeführt, die beiden Erzählungen stammen von Hans Fink aus Brixen, sind also aus Südtirol und zwar die 1. „Die zwölf wilden Männer“ eine Sage, die 2., „Der neue Pfarrer“ ein Schwank, besser gesagt die schwankhafte Verdrehung des alten Motives vom Maß der Ewigkeit. Unter den Beiträgen aus den anderen Ländern finden sich manche sehr bekannte Namen, so etwa Ariane de Felice für Frankreich, Agnes Kovács für Ungarn und Maja Bošković-Stulli für Kroatien. Aus unserer Nachbarschaft interessieren uns besonders die von Leza Uffer im Engadin aufgezeichneten rätoromanischen Märchen und das von Riccardo Castellani in Casarsi aufgeschriebene friulanische. Die Beistellung der guten Übersetzungen und die manchmal recht ausführlichen Herkunftsnachweise machen den Band wie seine Vorgänger wertvoll.

Leopold Schmidt

Mathilde Hain, Rätsel (= Sammlung Metzler. Realienbücher für Germanisten, Abteilung Poetik. Bd. 53). 62 Seiten. Stuttgart 1966, J. B. Metzler. DM 5,80.

Diese neue, für Germanistik-Studenten vor allem bestimmte Serie bringt ab und zu ein Bändchen aus dem Stoffgebiet der Volkskunde. Wir haben auf gute derartige Bändchen bereits hinzuweisen gehabt, beispielsweise auf das über die Legende von Hellmut Rosenfeld, oder auf jenes über das Märchen von Max Lüthi. Nun hat Mathilde Hain ein entsprechendes Bändchen über das Rätsel vorgelegt, was besonders zu begrüßen ist, da es wohl immer wieder von Verlagen angeregte kleinere oder größere Rätselsammlungen gibt, aber seit langem keine zusammenfassende Darstellung in Buchform. Mathilde Hain hat das Gebiet zuletzt in ihrem Beitrag „Sprichwort und Rätsel“ in Stammers Aufriß (Deutsche Philologie im Aufriß. 2. Auflage, Bd. III, Berlin 1962, Sp. 2727 ff.) behandelt und kann sich nun hier darauf stützen.

Die kleine, aber sehr dichte Monographie geht von der Frühgeschichte des Rätsels in den außerdeutschen Kulturen aus, behandelt dann das wichtige altgermanische Rätsel, die lateinischen „Fragebüchlein des Mittelalters“, die von den mittelhochdeutschen Spruchdichtern verwendeten Rätsel und gewinnt damit einen Überblick über das stättliche Rätselgut des Mittelalters überhaupt. Auf ihm beruht wohl eine gewisse Grundschicht des „Volksrätsels“. Aber zweifellos ist dieses auch durch „Das Rätsel im Zeitalter des Humanismus“ angereichert worden, und auch aus den „Gedruckten Rätselbüchern des 16. und 17. Jahrhunderts“ ist manches in die jüngere Überlieferung übergegangen. Die Rätsel der Barockdichter liegen daher eher am Rand dieses Stromes. Wichtiger scheinen die anschließend daran behandelten „Rätselerzählungen“. Mathilde Hain betont, daß es sich dabei nur zum Teil um „Rätselmärchen“ handelt, wie manchmal zu verallgemeinernd gesagt wird. Ein kleines Sonderkapitel ist den Biblischen Rätseln gewidmet, die besonders in protestantischen Landschaften sehr stark nachgewirkt haben.

Bei den geistlichen Rätseln wäre jetzt noch auf die Arbeit von Elfriede Moser-Rath, Rätselzeugnisse in barocken Predigtwerken (Märchen, Mythos, Dichtung. Festschrift zum 90. Geburtstag Friedrich von der Leyens. München 1963. S. 409 ff.) hinzuweisen.

Die abschließenden Kapitel beschäftigen sich mit „Wesen und Sprachgestalt des Rätsels“ und versuchen auch den „Lebensformen des Rätsels“ nachzugehen. Mathilde Hain hat für die Erfassung der Formen der Kleindichtung im Volksleben ein besonderes Organ. Ihr Buch „Sprichwort und Volkssprache“, Gießen 1951, hat dies deutlich bekundet. Aber auf dem Gebiet des Rätsels ist diesbezüglich wohl zu wenig aufgezeichnet worden, und von den bei Hochzeiten, bei den Begegnungen der Volksschauspieler oder bei anderen brauchmäßigen Gelegenheiten aufgegebenen Rätseln ist auch zu wenig bekannt geworden. Aber etwas mehr Literatur dazu, als hier angegeben, gibt es doch wohl. — Ein Überblick „Sammlungen von Volksrätseln“ beschließt das Bändchen, das gerade für den Studierenden sehr nützlich sein dürfte.

Leopold Schmidt

Wolfgang Suppan, **Volkslied** (= Sammlung Metzler. Realienbücher für Germanisten, Abteilung Poetik, Bd. 52) 59 Seiten. Stuttgart 1966, J. B. Metzler. DM 5,80.

Ein Büchlein über das Volkslied in der gleichen Reihe wie die Bändchen über Legende, Märchen und Rätsel sollte wohl dem gleichen Zweck, nämlich der Information des Studierenden, in erster Linie also des studierenden Germanisten dienen. Es befremdet von Anfang an, daß der Verlag diese Information über ein an sich lang und gut bearbeitetes Feld der Volkskunde einem Musikwissenschaftler überlassen hat. Suppan arbeitet am Deutschen Volksliedarchiv, und hat sich in den letzten Jahren anhand einer Reihe von kleinen Textausgaben, vor allem nach jüngeren Handschriften, mit der Materie sicher vertraut gemacht. Aber die vorliegende Darstellung ist doch deutlich musikwissenschaftlich eingestellt. Dieser Überblick, der dem Untertitel nach die Sammlung und Erforschung des Volksliedes darzustellen versucht, wird daher dem Gebiet nicht gerecht.

Suppan überlegt zuerst „Vorbedingungen wissenschaftlicher Beschäftigung mit dem Volksgesang“, also aufklärerische und romantische Ausgangspunkte, schließlich durch eine Zeittafel von 1806 bis 1966 noch unterstrichen, in der die verschiedensten Sammlungen angeführt sind, die wohl längst nicht mehr zu den „Vorbedingungen“ gehören. Der II. Abschnitt versucht ein Bild der „Volksliedforschung in den deutschsprachigen Ländern“ zu geben, mit Gegenüberstellung von „Rezeptionstheorie“ und „Produktionstheorie“, und einem Hinweis auf Julian von Pulikowskys dickleibige „Geschichte des Begriffes Volkslied im musikalischen Schrifttum“ von 1933, die angeblich totgeschwiegen worden sein soll. Aber Suppan ist mit solchen kurzen Feststellungen stets rasch bei der Hand. Von der in Österreich berichteten Volksliedforschung ist einiges zu lesen, unter anderem auch, daß wir alle seit 1945 „Pommers Ideen“ weitergeführt haben sollen. Daß sogar wie alle S. 11 genannten österreichischen Forscher schon lange vor 1945 gearbeitet, aber nur wenige von ihnen Pommers Ideen weitergeführt haben, läßt sich daraus nicht erkennen. Arbeiten wie die von Klier oder auch von mir lassen sich jedenfalls auf diese Weise nicht charakterisieren.

Im III. Abschnitt soll „Quellengrundlage und Ordnung des Materials“ dargetan sein. Ich lese von Liederhandschriften, Liederbüchern, Flugblattgedrucken. Das Kapitel schließt mit dem Satz „Sogar bis in die dreißiger Jahre unseres Jahrhunderts hält die Wirksamkeit der Flugblattgedrucke an, deren Vertrieb zuletzt bei Bänkelsängern und Krämlern lag“ (S. 16). Zuletzt? Bei wem mag er denn früher „gelegen haben“? — Dann folgen Mitteilungen über ältere und neuere Arten der Sammlung, über die Schwierigkeiten, Wort und Weise nach den Vorsängern festzulegen, und dann besonders über die Liedkataloge, vor allem über die heute so viel beredeten Melodiekataloge, deren Methoden verhältnismäßig ausführlich geschildert werden, und deren (internationale) Literatur weit über den Bedarf des Benützers eines derartigen Büchleins hinaus zusammengestellt erscheint. Nun erst folgt das Kapitel über „Aufgaben der Volksliedforschung“. Bei Anführung der miteinander weniger verbundenen Meinungen von Schirmunsky, von Seemann und von Wiora wird ausgeführt, daß weder Wort noch Ton des Volksliedes ein Lied als solches erkennen lassen; es gibt jeweils nur beiläufige Teilcharakteristiken. Die früher übliche Art der Einteilung beziehe sich nicht auf musikalische Eigenheiten, sondern auf textliche, daher wird davon nicht weiter gesprochen. Suppan wendet sich vielmehr zwei Gruppen zu, die er musikalisch erkennen zu können glaubt, nämlich der Totenklage und dem Kinderlied. Von einer Totenklage ist freilich im deutschsprachigen Bereich so gut wie nichts vorhanden, vom Kinderlied dagegen so viel, daß es sich nicht auf einen einzigen Nenner bringen läßt. Als dritte Gruppe zieht Suppan hier „Das geistliche (Volks-) Lied“ heran, das wir bekanntlich immer nur mit großer Zurückhaltung heranzuziehen gewohnt sind: Wenn man das Liedgut funktionell zuweist, dann hat das geistliche Lied sicherlich einen festen Platz in unseren Darstellungen. Aber die funktionelle Zuweisung, die Entscheidung für das Brauchtumslied, findet sich bei Suppan gar nicht. Er geht vielmehr auf das „Erzählende und historische Lied“ über, das in ganz anderen Zusammenhängen steht, wendet sich dann dem „Arbeits- und Arbeiterlied“ zu, eine Zusammenstellung, die leider von vornherein unmöglich ist, greift dann auf „Liebeslieder, Heimatlieder u. ä.“ aus, abermals eine Zusammenstellung, die angesichts der zentralen Bedeutung des Liebesliedes ganz unverständlich ist, und schließt diesen zentralen Teil seines Büchleins mit dem „Textlosen Singen, Jodeln“, wo der Musikwissenschaftler wieder zu seinem Recht kommt. Zu den wenigen Zeilen über das Jodeln gesellt sich noch ein Abschnitt über den „Stammescharakter“ im Volkslied, im wesentlichen auf Salmen gestützt und ebenso einseitig, und dann ein Anhang über das Lied der Sprachinseln und seine „interethnischen“ Beziehungen. Man sieht, manche Schlagworte aus der neueren Literatur haben hier Beachtung gefunden.

Das anschließende V. Kapitel „Materialanalyse“ ist wieder rein musikwissenschaftlich. Volle neun Seiten des schmalen Bändchens sind Melodietypen, Tonreihen, den Kirchentönen und der Entstehung von Dur und Moll gewidmet, mit Notenbeispielen von Melodievergleichen im Sinn von Walter Wiora usw. Das geht zweifellos auf die praktische Alltagsarbeit Suppans zurück.

Das Abschlußkapitel ist der „Volkslied-Forschung und praktischen Volkslied-Arbeit“ gewidmet. Wenn man wissen will, wie weit die Generation Suppans von der Singfreude der alten Jugendbewegung entfernt ist, mit welchem Eifer man sich den Problemen des Schlagers, der Jazz-Einwirkung usw. widmet, dann muß man dieses Schlußkapitel wohl

lesen. Suppan versteht durchaus objektiv zu sein, sein Schlußsatz: „Hat demnach die Volkslied-Pflege gegen den Jazz zu Felde zu ziehen, — die Volksliedforschung wird das Phänomen ohne Ressentiments betrachten“ ist sicherlich an sich richtig. Aber er verleiht einer Erscheinung am Rande ein Gewicht, das sie nicht besitzt. Das Gebiet des Volksliedes ist viel größer, und auch bei weitem besser ausgebaut, als sich aus diesem Büchlein ergibt.

Leopold Schmidt

Heidemarie Schade, **Das Promptuarium Exemplorum des Andreas Hondorf**. Volkskundliche Studien zum protestantischen Predigtexempel im 16. Jahrhundert. Darmstadt 1966, Studentenwerk (Phototechnischer Druck) 130 Seiten.

Das „Promptuarium“ des evangelischen Pastors Andreas Hondorf (ca. 1530–1572) aus Naumburg an der Saale ist der Volkerzählforschung nicht unbekannt. Das in vielen Auflagen immer erweiterte Werk hat Erzählstoffe der verschiedensten Gruppen aufgenommen, vom mittelalterlichen Exempel bis zur zeitgenössischen Mordgeschichte. Die vorliegende wertvolle Dissertation bemüht sich, Leben und Werk des biographisch nicht leicht faßbaren Pastors darzustellen. Hondorf stand dem Traditionsgut der alten Kirche noch nicht sehr fern. So sehr er Überlieferungen von Luther und Melancthon verbreitete, er schrieb doch auch ein „Calendarium sanctorum et historiarum“, wohl nicht zuletzt aus einer beträchtlichen Freude am Erzählstoff, die ihn eben auch sein Hauptwerk, das „Promptuarium“ hat zusammenstellen lassen. Heidemarie Schade hat sich bemüht, den vielschichtigen Inhalt dieses Werkes einigermaßen aufzugliedern. Sie hebt „Exempel zum Glauben“ im Sinn „Protestantischer Legenden“ heraus, aber auch Exempel von Juden und Ketzern und andere Beispiele konfessioneller Polemik. Dann unterscheidet sie „Exempel zum Aberglauben“, also Geschichten vom Teufel, von Zauberern und Hexen, Erzählungen, die man zu guten Teilen auch als „Märlein“ zusammenfassen kann. Dann wendet sie sich den „Volkstümlichen Erzählstoffen“ in engerem Sinn zu, wobei für das Märchen sehr wenig, für die Sage dagegen viel abfällt. Schließlich weist sie auf die von Hondorf auch eingestreuten „Historien und Aktualitäten“ und die ab und zu verwendeten Sprichwörter, Redensarten usw. hin.

Eine ausführliche Bibliographie weist die Erstausgaben, Editionen und Übersetzungen der Werke Hondorfs nach. Es handelt sich dabei sicherlich um eine verdienstvolle Arbeit, die freilich ein bißchen davon ablenkt, daß in einer volkskundlichen Studie zunächst der Gehalt der Erzählungen des „Promptuarium“ genauer auszuschöpfen gewesen wäre. Hinweise auf die sonstige Verbreitung und Geltung der zahlreichen Beispiele, die wörtlich gebracht werden, finden sich nämlich nur im Kapitel III/4, also bei den „Volkstümlichen Erzählstoffen“. Sie wären aber in den anderen Abschnitten ebenso erwünscht und auch möglich gewesen, also beispielsweise S. 65 zum Märlein vom „Teufel und dem alten Weib“ oder S. 70 f. bei der mythischen Erzählung von der Frau mit den 365 Kindern. Während von der Charakterisierung mancher Geschichten als „Prodigien“ viel und oft die Rede ist, fehlt die rein erzählforschungsgemäße Aufarbeitung ganz. In einigen Fällen sind entsprechende Arbeiten vielleicht erst nach Abschluß der Dissertation erschienen. So vermerkt man die Geschichte vom geretteten Honigdieb hier (S. 89) jetzt doch mit besonderem Vergnügen, seit Claus K re u t z-

berg seine interessante Studie „Die Rettung des Honigsuchers durch den Bären“ (Deutsches Jahrbuch für Volkskunde, Bd. XI, Berlin 1965, S. 92 ff.) vorgelegt hat. Eine Ausweitung der Vergleichsangaben wäre also in allen Kapiteln richtig gewesen. Leopold Schmidt

Spielzeug aus dem Erzgebirge (Sächsische Heimatblätter, 11. Jahrgang, Heft 6, Dresden 1965) S. 481—576, mit zahlreichen Abb. MDN 2,50.

Eine Zeitschrift, die uns sonst nicht erreicht, hat ein Sonderheft herausgebracht, das ganz dem Spielzeug gewidmet ist, wie es im sächsischen Erzgebirge erzeugt wird, und dessen zwei umfangreiche Beiträge vom gleichen Verfasser, nämlich von Karl Ewald Fritzsche stammen. Im ersten Beitrag beschäftigt sich Fritzsche mit der „Umstellung des Bergortes Seiffen zur Spielzeugproduktion“. Seiffen, der ehemalige Bergwerksort, ist uns als Heimstätte der Spielzeugschneiderei mindestens seit zehn Jahren, nämlich seit dem Buch von Manfred Bachmann, Seiffener Spielzeugschneider, Leipzig 1956, wohlbekannt. Fritzsche geht nun quellenmäßig diesem Werdegang „Vom Bergmann zum Spielzeugmacher“ nach, worüber er auch schon vor zehn Jahren (Deutsches Jahrbuch für Volkskunde, Bd. II, Berlin 1956, S. 179 ff.) ausführlich gehandelt hat. Umfangreicher und von allgemeinerem Interesse ist der zweite Beitrag von Fritzsche „Motive des Spielzeuges nach erzgebirgischen Musterbüchern des 19. Jahrhunderts“. Anhand von vielen Zeichnungen erstet hier ein vorzügliches Bild der Vielfalt des sozusagen formelhaft geschaffenen Holzspielzeuges, ob es sich nun um „Spielzeuge zur Sinnesbildung durch Farbe, Klang und Bewegung“ oder um „Spieldinge im Reiche der kleinen Hausfrau“ handelt, und wie die Untergruppen alle heißen.

Gleichzeitig mit diesem Heft ist übrigens ein großer Band „Deutsches Spielzeug“ von Manfred Bachmann und Karl Ewald Fritzsche (Leipzig 1965) erschienen, auf den nur hingewiesen werden kann, da er uns leider nicht zur Besprechung zugegangen ist.

Leopold Schmidt

Greifswald—Stralsunder Jahrbuch, Bd. 5, 1965. Herausgegeben von dem Kulturhistorischen Museum Stralsund, dem Stadtarchiv Stralsund, dem Landesarchiv Greifswald, dem Museum der Stadt Greifswald und dem Stadtarchiv Greifswald. 317 Seiten, mit zahlreichen Abb. und Karten. Rostock 1965, VEB Hinstorff Verlag.

Wir haben bereits mehrfach Gelegenheit gehabt, auf diese wichtige Veröffentlichung aus Pommern hinzuweisen. Der neueste Band zeigt den Verlagswechsel an; trotz der Übergabe des Jahrbuches vom Petermännken-Verlag in Schwerin an den Verlag Hinstorff in Rostock zeigt das Jahrbuch die gleiche gediegene Ausstattung wie bisher, und weist auch wieder einige Beiträge auf, die für die Volkskunde von Wichtigkeit sind.

Volksgeschichtlich interessant ist der einleitende Beitrag „Die schottische Einwanderung in Vorpommern im 16. und frühen 17. Jahrhundert“ von Ilse von Wechmar und Rudolf Biederstedt. Wirtschaftsgeschichtlich wichtig erscheint der Artikel „Der Ackerbau und die Viehwirtschaft im Amt und Distrikt Loitz um 1700“ von Eginhard Wegner, und sozialgeschichtlich bedeutsam die Arbeit von Peter Pooth über „Das Gasthaus zu Stralsund und seine Beziehung zur Geschichte des städtischen Krankenhauses“. Eine wichtige Ergänzung

dazu stellt der Beitrag über „Die Gasthauskirche zu Stralsund“ von Werner Buchholz dar. Der bekannte Bauernhausforscher Karl Baumgarten hat einen kleinen Beitrag „Der Ummanzer Bauernhof des 17. Jahrhunderts“ beige-steuert; die alten Häuser der kleinen Insel Ummanz lassen sich quellenmäßig genau erschließen.

Für das Gebiet der geistigen Volkskunde erscheint der kleine Beitrag „Über die soziale Stellung der Spielleute im mittelalterlichen Greifswald“ von Fritz Westien von Bedeutung, aber auch die umfangreichere Darstellung von „Niederdeutsch als Kirchensprache in Pommern während des 16. und 17. Jahrhunderts“ von Hellmuth Heyden. Freunde der Querverbindungen zwischen Volkskunde und Literaturwissenschaft seien auf die schöne Studie über „Einige pommerschrügische Motive in Gerhart Hauptmanns Schaffen“ von Gustav Erdmann hingewiesen.

Leopold Schmidt

Joseph Lefftz, **Das Volkslied im Elsaß**. Erster Band: Erzählende und geschichtliche Lieder. 395 Seiten, mit Bildern und Noten. Colmar 1966, Alsatia (Auslieferung durch Bärenreiter-Verlag, Kassel). DM 31.

Der hochverdiente Erforscher der elsässischen Volkskunde legt hier nach langen Vorbereitungs-jahren den ersten Band eines auf fünf Bände geplanten elsässischen Volkslied-Werkes vor. Das Werk erinnert äußerlich und innerlich an sein lothringisches Gegenstück, die „Verklindenden Weisen“ von Louis Pinck. Stättlich angelegt, schön ausgeführt, mit Zeichnungen von Pierre Nuss, die stilistisch ganz den berühmten Illustrationen von Henri Bacher in Pincks Werk gleichen.

Der vorliegende erste Band umfaßt 137 Lieder, dazu ausführliche „Nachweise und Hinweise“, die zeigen, wie Lefftz die zumeist aus den bauerlichen Liederheften gewonnenen Lieder jeweils in ihre Zusammenhänge rückt. Wer sich bisher mit den Sammlungen von Weckerlin (1883) und Mündel (1884) begnügen mußte, der findet sich hier nunmehr vor eine bei weitem reichere Volkslied-Ernte gestellt, deren Aufarbeitung nach den verschiedensten Richtungen die Mühe lohnt. Lefftz berichtet in seiner Einleitung in sympathischer Zurückhaltung, wie mühevoll der Weg zu diesem Werk gewesen ist, welche Bedeutung dabei der „Elsässischen Volksliederkommission“ zukommt, die in mehr als einer Hinsicht eine gewisse Ähnlichkeit mit unserem Österreichischen Volkslied-Unternehmen gehabt haben muß. Anscheinend ist dort schon vor 1914 bzw. 1918 viel versäumt worden, und nachher nicht unbegreiflicherweise fast gar nichts mehr geschehen. Das sehr objektiv angelegte Werk zeigt auch heute noch deutlich, daß es doch nur ein deutsches Volksliedgut im Elsaß gegeben hat, und nur wenige französische Schul- und Soldatenlieder etwas allgemeiner bekannt geworden sind. Nur einige wenige unermüdliche private Sammler, besonders der Landarzt Dr. Kassel, förderten die Sammlung ganz objektiv immer weiter, und Lefftz gestaltete ebenso objektiv 1938/39 den ersten Band daraus: Man hat es ihm nicht gedankt, der Band konnte weder unter dem einen, noch unter dem anderen Regime erscheinen. Der nunmehr vorliegende Band ist praktisch eine verkürzte Ausgabe des damals fertig vorliegenden Buches, abermals vom Geist der Gerechtigkeit allen Elsässern gegenüber getragen, mit offenem Sinn für die vielen Einflüsse, welche das Liedleben dieses Grenz- und Zwischenlandes immer bestimmt haben.

Solche Züge lassen sich am vorliegenden 1. Band mit den erzählenden Liedern ablesen. Sie werden aber sicherlich in den Bänden III (Liebes- und Ehestandslieder) und IV (Arbeits- und Brauchtumslieder) noch deutlicher hervortreten. Man möchte nur wünschen, daß die geplanten Bände in rascher Folge erscheinen könnten. Vorläufig sei aber Joseph Leffitz schon jetzt für dieses bedeutende Werk in seiner schönen Ausführung herzlich gedankt.

Leopold Schmidt

Forum alpinum. Geleitet von Brosi und Flotron. Großquart / 432 Seiten, davon viele Tafeln. Dazu 7 Schallplatten. Zürich 1965, Forum alpinum und Neue Schweizer Bibliothek NSB.

Das bemerkenswerte, nach Form und Inhalt außergewöhnliche Werk stellt eine Art von kritischer Dokumentation schweizerischen Landes und Volkes dar, und zwar im wesentlichen der Gebirgskantone, also: Jura, Wallis, Berner Oberland, Emmental, Uri, Schwyz, Unterwalden, Glarus, Tessin, Graubünden, Appenzell, Toggenburg und St. Galler Oberland. Es ist durch die große „Expo 64“, die berühmte Landesausstellung der Schweiz im Jahre 1964 angeregt worden und stellt gewissermaßen deren literarisches Denkmal dar, im Sinn heutiger Dokumentation reich mit Bildern und Schallplatten verlebendigt.

Eine Beurteilung der alpinen Schweiz von außen her ist bekanntlich weder leicht möglich noch gar erwünscht. Kritische Betrachter wie der Graf Keyserling mit seinem „Spectrum Europas“ haben sich keine Freunde in der Schweiz erworben, und friedlichen Gästen wie Hans Weigel („Lern dieses Volk der Hirten kennen“, jetzt auch Taschenbuchausgabe = dtv 363) dürfte nicht sehr viel Sachkenntnis zugeschrieben werden. Sie verstehen im allgemeinen zu wenig von der stolzen, aber selbstkritischen Haltung der Schweizer, für die Richard Weiß ein so vorzügliches Beispiel bot. Seine Abhandlung „Alpiner Mensch und alpines Leben in der Krise der Gegenwart“ (Die Alpen, 1957, Quartalheft 3, S. 209 ff.) hat praktisch gedrängt all das ausgesprochen, was dieses Buch nun breit ausführt. Nicht umsonst hat Arnold Niederer, Schüler und Nachfolger von Weiß in Zürich, die volkskundlichen Abschnitte des Buches geschrieben.

Diese volkskundlichen Texte von Niederer nun sind hier eingefaßt von den anderen Äußerungen, die das alpine schweizerische Leben der Gegenwart jeweils von eigenen Standpunkten aus darzustellen und zu beurteilen versuchen. Der Kulturgeograph kommt dabei ebenso zu Wort wie der Soziologe, der Agrarwissenschaftler wie der Psychologe und Landesplaner, Fachleute für Touristik, Agraringenieure wie schließlich auch Journalisten können sich äußern. In den regionalen Kapiteln werden jeweils nach einem reportageartigen Überblick die Natur, der Mensch, die Landwirtschaft, die Kunst, das Brauchtum, die Sage und die Musik besprochen, wobei die reich mit Noten ausgestatteten Beiträge über Volksmusik von dem inzwischen verstorbenen großen Fachmann Antoine E. Cherbuliez stammen.

Man begegnet überhaupt mehreren wohlbekannten Namen. Außer Niederer und Cherbuliez noch dem Sagensammler Arnold Büchli, dem Geographen Emil Egli, der Psychoanalytikerin Marie-Louise von Franz, dem Direktor des Schweizerischen Alpinen Museums in Bern Georges Grosjean, dem Berner Volkskunsthistoriker Christian Rubi, den beiden Glarnern Georg und Hans Thürrer, und vielen anderen. Imponierend ist das Aufgebot an guten Photographien, die von Pietro

Salati kommentiert sind. Im Gegensatz zu so vielen landschaftlichen Bildbüchern, bei denen man immer das Gefühl hat, die Verfasser hätten am liebsten völlig menschenleere, ja menschenlose Landschaften, die man nur, womöglich vom Auto aus, photographieren könnte, stellt dieses Werk absolut den Menschen in den Mittelpunkt. Ob es sich um Menschen bei der Arbeit oder beim Kartenspielen, beim Tanzen oder beim Kirchengang handelt, um Hirten, um Bauern, um Weber, um Eisenbahner, um Fabrikarbeiter oder um Ruheständler, sie sind hier markant eingefangen. Man kann den alten Sennen mit dem Goldring im Ohr ebenso sehen wie den Soldaten auf der Wacht, ja die Arbeiter im Wasserkraftwerk nicht weniger als die Jazztrompeterin auf der Bühne des Luxushotels, und es sind durchwegs keine gestellten Aufnahmen. Die Darbietung rollt ungefähr wie ein Kulturfilm ab, und man kann sich dazu noch die Schallplatten spielen, die eine beinahe naive Art des Darbietens von Sängern, Chören, Instrumentalgruppen usw. aus den verschiedenen Gebirgskantonen vorexerzieren.

Es handelt sich also um ein kritisches, nicht um ein aufgeschöntes Bild der alpinen Schweiz, und dieser Art der Darstellung sollen offenbar auch die beigegebenen Holzschnitte von Bruno Gentinetta dienen, die man ja nun wirklich nicht schön finden muß. An ihnen wird man ebenso Kritik üben dürfen wie an den Texten zu den Schallplatten, die manchmal sehr überholte Meinungen aufwärmen (etwa die Vermutung, daß das Hackbrett etwas mit den frühmittelalterlichen Sarazenen-Einfällen zu tun haben könne, usw.). Aber im ganzen wird man das Werk auch von unserer Seite her sehr begrüßen. Man kann dieser äußerst eindrucksvollen Selbstcharakteristik des zentralen europäischen Gebirgsvolkes wohl kaum eine ähnliche Dokumentation von ähnlicher Qualität anderswo an die Seite stellen.

Leopold Schmidt

Rudolf Braun, Sozialer und kultureller Wandel in einem ländlichen Industriegebiet (Zürcher Oberland) unter Einwirkung des Maschinen- und Fabrikswesens im 19. und 20. Jahrhundert. Erlenbach-Zürich 1965, Eugen Rentsch Verlag. 368 Seiten. sFr. 26,—.

Der erste Band dieses Werkes erschien 1960 unter dem Titel „Industrialisierung und Volksleben“, wir haben damals (ÖZV Bd. XV/64, 1961, S. 142 f.) eigens darauf hingewiesen. Wir mußten angesichts dieser wichtigen, noch bei Richard Weiß gearbeiteten Dissertation aber auch vermerken, daß es sich um eine Arbeitsrichtung handle, die aus der Volkskunde eher hinausführen werde, als daß sie jemals wieder ins Fach zurückkehren könne.

Der vorliegende, bei weitem umfangreichere II. Band bestätigt unsere Voraussage. Will-Erich Peuckert hat, wie wir damals auch schrieben, zu seiner „Volkskunde des Proletariats“ (1931) keinen zweiten Band erscheinen lassen, weil er eine solche Abwendung von seinem eigenen Fach befürchten mochte. Braun war offenbar immer bereits mehr der Soziologie zugewandt, er konnte also seine Studien fortführen, die, wie der vorliegende Band zeigt, mit unserem Arbeitsgebiet fast nichts mehr zu tun haben. Man kann dies eigentlich schon aus seiner Einleitung entnehmen, die sehr ehrlich sein Arbeitsanliegen umschreibt und von seiner Heranziehung der vielen Quellen aus der Zeit um 1850 spricht, von seiner Abneigung, die Dinge theoretisch zu formulieren, weil ihm die realen Zusammenhänge eben wichtiger seien. Und dabei

schreibt er nun: „Unsere Betrachtungsweise ist eine volkskundlich-soziologische, d. h., wir versuchen das Beziehungsgeflecht der Menschen unter sich und zu den Dingen in der Veränderlichkeit zu erkennen.“ (S. 23). Nun, das ist eben kein Aufgabengebiet der Volkskunde, wir haben es nicht mit der Veränderlichkeit, sondern mit der wirklichen oder vermeintlichen Konstanz zu tun. Nichts gegen derartige sozial- und wirtschaftsgeschichtliche Forschungen kleinräumlicher Art, die sich volkskundlich angereichert zeigen. Aber was da beispielsweise in dem für uns wichtigsten Abschnitt, dem IV. Kapitel „Volksleben und Volkskultur im Spannungsfeld des Fabriksbetriebes und der Fabriksarbeit“ geboten wird, ist eben einfach dürftig. Es hat ja wohl auch bisher niemand bezweifelt, daß das Volksleben durch die frühen Fabriken mit den langen Arbeitszeiten blaß und mager geworden ist. Die klassische Volkskunde hat sich deshalb damit auch nicht beschäftigt.

Die Arbeiten von Braun mögen daher für die schweizerische Sozial- und Wirtschaftsgeschichte von Interesse sein. Volkskundlich bedeuten sie leider nichts. Ich glaube, man lernt zur frühen Arbeitervolkskunde, zum Volksleben im Bereich der Heimarbeit immer noch aus den Quellen, beispielsweise aus den Lebenszeugnissen, den Selbstbiographien selbst mehr als aus derartigen interpretierten Zusammenstellungen. Braun hat, wie übrigens betont werden muß, solche Quellen für sein Zürcher Oberland in reichem Ausmaß herangezogen. Es sind nur leider offenbar keine auch nur einigermaßen ansprechende oder bedeutende darunter, die sich etwa mit „Asmus Sempers Jugendland“ von Otto Ernst vergleichen ließen. — Im Bereich der volkskundlichen Begriffsbildung, des Meinungsaustausches zwischen verschiedenen Richtungen sind die Auseinandersetzungen mit den Arbeiten von Hermann Bausinger von Bedeutung, die sich besonders durch die letzten Kapitel von Brauns Buch ziehen.

Leopold Schmidt

Margarete Möckli v. Seggern, *Arbeiter und Medizin*. Die Einstellung des Zürcher Industriearbeiters zur wissenschaftlichen und volkstümlichen Heilkunde. 211 Seiten. (= Schriften der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde, Band 46.) Basel 1965, Verlag G. Krebs AG.

Der vielversprechende Untertitel dieser Schweizer Dissertation, die ursprünglich nur als Seminararbeit gedacht war und sich auf Befragungsergebnisse stützt, läßt für den Volkskundler auch einige wohl fundierte Kapitel aus der Volksmedizin erhoffen. Der Leser merkt aber sehr bald, daß es der Verfasserin gar nicht so sehr um die Volksmedizin, sondern vielmehr um soziale und sozial-medizinische Probleme ging. So dreht sich die Fragestellung vielfach um Aufklärung, Prostitution, Empfängnisverhütung, Versicherungsinstitutionen, Wetterföhligkeit u. ä. Das reichhaltige und fleißig aufgesammelte Material ist oft durch ein geradezu verwirrendes Deutsch stark beeinträchtigt, die Anmerkungen nachlässig und unvollständig gearbeitet. Zitate wurden ganz einfach nicht überprüft und fehlerhaft übernommen. Der Leser muß also hier die einzelnen Stellen erst mühsam nachprüfen. So z. B. „Seitz, Trost der Armen“ (S. 142). Der vollständige Titel und das Erscheinungsjahr sind nirgends zu ersehen. Hier wäre zu ergänzen: J. N. Seitz, *Vermehrter und im Druck verbesserter Trost der Armen, Das ist: Schlechte, jedoch bewährte Haus-Mittel...*, Nürnberg 1726“. Der genaue Titel des Werkes von Hildegard von Bingen ist nirgends ersichtlich, in der Fußnote wird nur auf „Bargheer S. 59“ verwiesen (S. 142). Nach längerem

Suchen wird man dann erst feststellen können, daß es sich dabei um „S. Hildegardis causae et curae“ handelt, nach einer Ausgabe von Paul Kaiser, Leipzig 1903. Auch hätte man sich schon die Mühe machen müssen, das genaue Zitat bei Plinius (= C. Plinius Secundus, *Historia naturalis*) zu belegen und nicht einfach dafür als Fußnote: „zit. bei Hovorka II, 673“ zu setzen (S. 196).

Das für die Volkskunde noch immer wichtige Buch von Marie Andree-Eysn (selbst der Name wurde unrichtig mit Eysen wiedergegeben) heißt nicht „Volkskundliches aus dem Österreichischen Alpengebiet“, sondern „Volkskundliches. Aus dem bayrisch-österreichischen Alpengebiet“ und ist 1910 in Braunschweig erschienen (S. 156). Zitate wie: „Nach Hovorka., Marzell u. Wbch. d. d. Vk.“ sind nicht nur unvollständig, sondern auch sinnlos.

Auch Bibelzitate wurden nicht nachgeprüft, sondern falsch übernommen. Die Zauberpflanze Dudaim wird nicht im Hohen Lied genannt, sondern in Genesis 30, 14 ff. Sie sollte ein Fruchtbarkeitsmittel sein. Ob diese biblische Pflanze wirklich mit der *Mandragora* identisch ist, wie manchmal behauptet wird, ist völlig ungewiß.

Lateinische Pflanzenbezeichnungen sind teilweise falsch oder fehlen überhaupt. Die Namen für das Tausendguldenkraut sind *Erythraea centaurium* und *Centaurium umbellatum*, nicht aber *Centaurium minus* (S. 57) und die Ringelblume heißt nicht *Claendula* sondern *Calendula* (S. 110).

Wenn man eine Wunde durch das Einlegen einer Bohne offen hielt (S. 159), so setzte man damit eine Fontanelle, durch die man schädliche Säfte ableiten wollte. Denn nach der sogenannten „Humoralpathologie“ hing die Gesundheit von der richtigen Mischung der Säfte im Körper ab. Die Ableitung der schädlichen Stoffe suchte man dadurch zu erreichen, daß man künstliche Wunden erzeugte und sie durch Einlegen von verschiedenen Gegenständen offen hielt. Unter den Namen „Fontanelle“ und „Haarseil“ (*Setaceum*) waren sie ursprünglich ein rationell-ärztliches Mittel, spielen aber auch in der Volksmedizin lange Zeit eine wichtige Rolle. Von dieser Seite muß auch das Tragen von Ohrringen bei verschiedenen Krankheiten, hauptsächlich bei Augenleiden, betrachtet werden. Die ableitende Wirkung wird hier nicht so sehr im Metall des Ohrringes gesehen, sondern vielmehr in der dadurch bewirkten Offenhaltung einer Wunde des Ohrläppchens.

Durch allzu flüchtige Einsicht in Hovorka-Kronfelds „Vergleichende Volksmedizin“, Band I, S. 366 f. verwechselt die Verfasserin den Sadebaum (*Juniperus sabina*) mit dem Wacholder (*Juniperus communis*) und spricht einmal von „Kranewittbaum“ und Wacholder, dann wieder vom Sadebaum, als ob es sich dabei um ein und dieselbe Pflanze handeln würde (S. 166 ff.).

Albertus Magnus, Philosoph und Naturforscher des 13. Jahrhunderts, hat natürlich mit der Fieberübertragung auf den Nußbaum nichts zu tun (S. 174 u. 176). Hier fehlt der Hinweis, daß es sich dabei um das volkstümliche Wunderbüchlein „Albertus Magnus bewährte und approbierte sympathetische und natürliche egyptische Geheimnisse für Menschen und Vieh“ handelt, das weite Verbreitung fand und sich bis in die Gegenwart bei der Landbevölkerung großer Beliebtheit erfreute.

Wenn man einen Stein, auf den man sich eine Krankheit übertragen dachte, wieder ins fließende Wasser zurücklegte, so wollte man natürlich damit das Leiden hinwegschwemmen (S. 192 f.). Das „Wegschwemmen“ ist eine sehr beliebte Praktik in der Volksmedizin, man

hätte also nur z. B. bei G. Jungbauer, Deutsche Volksmedizin, Berlin u. Leipzig 1934, S. 131, nachlesen müssen.

Lateinische Fachausdrücke der Medizin wären dort, wo der Verfasser sie gar nicht verwendet, besser weggeblieben. V. Fossel spricht in seiner 1886 in 2. Auflage erschienenen Studie „Volksmedizin und medicinischer Aberglaube in Steiermark“ (auch hier wird der Titel falsch zitiert) nicht von „Ascites“ (Bauchwassersucht), sondern schlicht und einfach von der Wassersucht (S. 175).

Unter „Teufelsdreck“ versteht man *Asa foetida*, ein übelriechendes Gummiharz und nicht Theriak (S. 203 f.). *Asank* oder *Asa foetida* wurde als Krampf- und Wundmittel verwendet, spielte aber auch in den Schauernärle, die sich um die medizinische Verwertung von menschlichen Leichen ranken, eine gewisse Rolle (Vgl. E. Grabner, „Menschenfett“ und „Mumie“ als Heilmittel. Neue Chronik zur Geschichte u. Volkskunde der österr. Alpenländer, Nr. 64, Graz 1961).

Das Literaturverzeichnis, das dem Bande beigegeben ist, weist ebenfalls viele Ungenauigkeiten und Fehlzitate auf. Außerdem fehlt ein Register, wodurch der Band nur sehr mühsam zu benützen ist.

Leider wurden die Erwartungen, die die österreichische Volksmedizinforschung in die Arbeit von Frau Möckli setzte, nicht erfüllt. Wir haben uns so sehr eine wissenschaftlich einwandfreie und exakte Studie über die Schweizer Volksmedizin gewünscht. Das wäre für die Volksmedizin des Ostalpenraumes, um die sich die Rezensentin schon jahrelang bemüht, eine wertvolle Ergänzung gewesen. Vielleicht könnte da eine allenfalls in Frage kommende zweite Auflage eine gewissenhaftere und sachkundigere Überarbeitung der durchaus guten Befragungsmaterialien bringen.

Elfriede Grabner

Festschrift für Hans Georg Wackernagel (= Basler Zeitschrift für Geschichte und Altertumskunde, Bd. 65, Basel 1965, Nr. 1). 136 Seiten. Basel 1965, Verlag der Historischen und Antiquarischen Gesellschaften, Universitätsbibliothek Basel.

Wenn einem bedeutenden Vertreter der Volkskunde eine Festschrift gewidmet wird, so muß doch wohl darauf hingewiesen werden, und sei der Band noch so versteckt erschienen. Hans Georg Wackernagel, Historiker an der Universität Basel und einer der wichtigsten Vertreter einer speziellen Art historischer Volkskunde in der Gegenwart, hat seinen 70. Geburtstag gefeiert, und Basler Kollegen und Freunde haben ihm das vorliegende Heft der „Basler Zeitschrift“ gewidmet, das man also wirklich nicht übersehen darf. Außer verschiedenen, jeweils sehr lesenswerten Studien zur Basler Kultur- und Geistesgeschichte enthält es noch einige Abhandlungen, die direkt auf Wackernagel als Lehrer zurückgehen. Er hat die bei ihm studierenden Historiker und Kunsthistoriker nachdrücklich auf die oft sehr merkwürdigen Möglichkeiten der volkskundlichen Interpretation hingewiesen, und man sieht nun hier einige Ergebnisse davon.

Besonders deutlich kommt die Einstellung zu den kriegerischen Männerbünden, die Wackernagel in der Geschichte der Schweiz verfolgt hat, in dem Beitrag „Mittelalterliche Höhlenburgen“ von Werner Meyer-Hofmann zur Geltung. Der Verfasser meint, die Erbauer solcher Höhlenburgen seien „von urtümlichen, instinkthaften Traditionen gelenkt worden“. Umgekehrt konnten derartige Burschenbünde aber auch wieder von ihren Traditionen zum Erstürmen von Burgen bewegt

werden, wie Christian Padrutt in seinem Beitrag „Bündner Burgenbruch“ dartut. Und mit verwandten Überlieferungen wird wohl auf Anregung Wackernagels immer wieder bei der Tellsage geredet; Hans Trümpy behandelt hier in sehr korrekt philologischer Weise das „Alte Tellenlied“, dessen Entstehung im 15. Jahrhundert offenbar immer umstritten bleibt, ebenso wie die Übereinstimmung der Tellingmotive mit skandinavischen Parallelen, auf die Trümpy letztenendes (S. 132) doch wieder wie schon so manche Vorgänger zurückgreift.

Andere, für uns auch wichtige Beiträge gewähren andere Einblicke in die mittelalterliche Volkskultur der Schweiz und des benachbarten Elsaß, mit dem sich ja Wackernagel auch stets gern beschäftigt hat. Francois-J. Himly handelt über „La Confrérie des léproseries de Basse-Alsace au XV^e siècle“, ein für die elsässische Wallfahrtsvolkskunde wichtiger Beitrag. Und Hans Reinhardt behandelt „Die Schutzheiligen Basels“, nicht zuletzt die Heiligen der Basler Zünfte. Ich benütze die Gelegenheit, um auf eine Arbeit zur Basler Heiligenverehrung hinzuweisen, die auf unserer Seite sonst wohl übersehen werden dürfte: Carl Pfaß, Kaiser Heinrich II. Sein Nachleben und sein Kult im mittelalterlichen Basel (= Basler Beiträge zur Geschichtswissenschaft, Bd. 89) Basel und Stuttgart 1963, eine vorzügliche Dissertation, aus der man viel zur städtischen Volksfrömmigkeit des Mittelalters lernt.

Die Festschrift für Wackernagel aber wird man direkt zu unserer Literatur rechnen dürfen, und einmal mehr die bedeutenden Anregungen, die Wackernagel als Forscher und Lehrer zu geben verstanden hat, achtungsvoll zur Kenntnis nehmen. Leopold Schmidt

Festschrift Alfred Bühler. Herausgegeben von Carl A. Schmitz und Robert Wildhaber (= Basler Beiträge zur Geographie und Ethnologie, Ethnologische Reihe Bd. 2). 466 Seiten, 93 Abb. auf Tafeln, Zeichnungen im Text. Basel 1965, Pharos-Verlag Hansrudolf Schwabe AG.

Der hochverdiente Direktor des Basler Völkerkundemuseums hat auch auf dem Gebiet der Volkskunde gewirkt. Er ist mehrere Jahre hindurch auch Vorsitzender unserer schweizerischen Schwesterngesellschaft gewesen, weshalb auf die ihm gewidmete Festschrift auf jeden Fall hingewiesen werden mußte, auch wenn sie zufällig keine Beiträge zur Volkskunde enthalten würde. Sie enthält aber einige, auf die also besonders hingewiesen werden muß, da sie sonst leicht übersehen werden könnten.

Der Band beginnt mit dem schönen biographischen Überblick über Leben und Werk Alfred Bühlers von Karl Meuli. An volkscundlichen Studien ist hervorzuheben: Edith Fél und Thomas Hofer, „Über monographisches Sammeln volkscundlicher Objekte“, eine sehr aufschlußreiche Skizze der beiden bedeutenden Budapester Museumskollegen über ihre Art, das in einem einzigen Dorf gesammelte Gerät nach allen Seiten, auch menschlich-biographisch sozusagen, zu erfassen. — Sehr wichtig ist für uns auch der Beitrag von Max Gschwend über „Köpfe und Fratzen an schweizerischen Bauernhäusern“, der mit verwandten Arbeiten von Ernst Burgstaller (z. B. „Maskenschnitzereien an oberösterreichischen Bauernhäusern“, in: Volk und Heimat, Festschrift für Viktor von Geramb, Graz 1949, S. 127 ff.) korrespondiert. Bei den gekreuzten Windbrettern mit Pferdeköpfen (S. 144 ff.) wird mit Recht auf die starke ostalpine Geltung dieser Erscheinung hingewiesen.

die Graubündner Beispiele hängen wohl direkt mit jenen in Südtirol zusammen; man muß da sicherlich auch an die Wanderung von Zimmerleuten in diesem Bereich denken. — Der soziologischen Richtung unseres Faches gehört die Abhandlung von Hans Trümper „Jahrgängervereine“ an, welche diese harmlosen späten „Männerbünde“ für die Nordschweiz dem 18. Jahrhundert zuzuweisen vermag, wogegen sie im benachbarten Württemberg anscheinend erst im frühen 19. und in Vorarlberg vielleicht erst im 20. Jahrhundert aufgekommen sind.

Außer diesen volkswissenschaftlichen Arbeiten enthält der stattliche Band eine Fülle von vorzüglichen Abhandlungen aus verschiedenen Gebieten der Völkerkunde, nicht zuletzt im Fach der Textilienforschung, der Alfred Bühler große Teile seiner Lebensarbeit gewidmet hat. Von diesen Arbeiten sind einige auch für uns sehr interessant, so beispielsweise die konservatorisch eingestellte von Renate Jaques „Denkmalpflegerische Überlegungen beim Ausstellen von Textilien“ mit den Erfahrungen der Verfasserin im Museum von Krefeld, ferner die Studie der norwegischen Spezialistin Marta Hoffmann über den „Isländischen Gewichtwebstuhl in neuer Deutung“. Weit über solche rein ergologische Arbeiten führt die bescheiden als „vorläufige Skizze“ betitelte höchst aufschlußreiche Studie „Gedanken zum islamischen Gebets-teppich“ von Hermann Landolt hinaus. Mit unserem Glückwunsch an Alfred Bühler zum 65. Geburtstag verbinden wir die Gratulation zu einer so inhaltsreichen Festschrift. Leopold Schmidt

Hirtenkulturen in Europa. Führer durch das Museum für Völkerkunde und Schweizerische Museum für Volkskunde, Basel, Sonderausstellung Mai 1966—Januar 1967. Gestaltung: R. Hiltbrand, Text und Bibliographie von R. Wildhaber.

Zu den vielen, immer hervorragend kommentierten und reich illustrierten Ausstellungskatalogen des Schweizerischen Museums für Volkskunde in Basel gesellt sich nunmehr jener über die „Hirtenkulturen in Europa“. Damit hat Robert Wildhaber einen tiefen Griff in die gerade von ihm in etwa zwei Jahrzehnten zwischen Balkan, Polen und Irland gesammelten Materialien getan und in der Einleitung (S. 3—26) eine kleine Kulturgeschichte und Volkskunde der letztlich sehr verschiedenenartigen, aber im Geistigen untereinander nahe verwandten „Hirten“ im Sinne von nichtackerbaubetriebenden Viehzüchtern gegeben. Um die Geisteswelt (nicht primär die Wirtschaftstätigkeit) dieser Gruppen in Europa, einschließlich ihres Zusammenhanges früher Verwandtschaft zu uralt-altäischen Schafhaltern und Pferdezüchtern, Steppenhirten, Halb- oder Vollnomaden, transhumant oder standortgebunden Alpenwirtschaft Treibenden geht es ihm, zumal um ihr Kulturerbe. Sie gehören eben nicht in eine Evolutionskette, hatten vielmehr immer neben Jägern und Ackerbauern ihre Lebensform, die sich zumal in Reliktgebieten des Berg-hirten-tums, in den Alpen und den Karpaten (hier dzt. von der polnisch-slowakisch-rumänischen Volkskunde mit Schwerpunkt erforscht), auf dem Balkan, in den Pyrenäen, auf manchen Hochflächen der übrigen Iberischen Halbinsel, in Skandinavien, auf Korsica und in Schottland mit relativ archaisch anmutenden Erscheinungsformen erhielt. Zumal vom frühen 18. Jhd. an läßt Wildhaber die Beispiele der Begegnung von Philosophen, Dichtern und Wirtschaftlern etwa mit dem Schweizer Berg-hirten-tum sprechen und den Wandel der Einstellung zu ihnen deutlich werden: A. v. Haller, *Die Alpen*, 1729; S. Geßner, *Idyllen* 1756; K. v. Bon-

stetten, Briefe über ein Schweizer Hirtenland, 1793 usw. Mit vielen Beispielen, die aus einer in sorgfältiger Auswahl erstellten Bibliographie (S. 27—36) belegt werden, zeichnet Wildhaber das Bild einiger Wesensmerkmale eurasiatischer Hirtenkulturen mit ständigen Hinweisen auf die sozusagen klassische Schilderung dieser Lebenshaltung und Weltbzw. Gottesschau in der alttestamentlichen Bibel: Sippenverfassung in Gentilität und Patriarchalität, Freiheitssinn und (oftmals politisch wirkenden) Wagemut, Blutrachepflicht und Viehraub als Erwerb und heidische Bewährung, oft zu sozialem Ausgleich, wie als Teil des Erziehungssystems im Sinne des „Agoon“, der sich in Wortstreit und Rätselweckkampf ebenso ausspricht wie in den vielfältigen Formen des Kampfspiels der reitenden Pferdezüchter (aus denen sich vielleicht das Rittertum samt seiner späteren Standesexklusivität herleitet), des Wettlaufes, Steinstoßens und des Ringens (Schwingens) in den Alpen wie im Norden. Frühformen des Folklorismus zeigen sich in den (von städtischen Kreisen organisierten) Hirtenfesten zu Unspunnen bei Interlaken 1805, 1808 wie in der oft genug erfolgten sentimentalischen Überzeichnung solch einer Art „Heroische Lebensform“ wie sie G. Gesemann Berlin 1943 für die Crna Gora (Montenegro) geboten hatte. (Übrigens ist dies eine erweiterte Umarbeitung seiner hier nicht genannten Rektoratsabhandlung „Der montenegrinische Mensch“, Inaugurationsgabe der Deutschen Universität in Prag 1943. Die Studie von 222 Seiten beschränkt sich im wesentlichen auf eine Deutung dinarischer Lebensform und Geisteshaltung der Hirtenstämme im Spiegel ihrer Kurzgeschichten, wie sie Marko Miljanov und Milčun M. Pavičević u. a. beibrachten. Daß sich Gesemann dabei auf die in steigendem Maße romantisierenden, gezielt stilisierenden und Realverhältnisse dichterisch überhöhenden montenegrinischen Anekdoten des M. M. Pavičević (12 Bände zw. 1928—1932; dazu 2 Bde. Schwänke 1931/32) verließ, wird heute von maßgeblichen Kennern der Dinariden bedauert.) Alpfahrt und Almabtrieb mit ihren Terminen und Brauchtumserscheinungen, dazu die Alpweide sozusagen als „Sakrallandschaft“ mit Verehrung besonderer Heiliger, mit Alpsegen im Gehalt zwischen Zauberspruch und kirchlicher Benediktion, mit Beispielen zwischen dem deutschen Mittelalter und schottischen Texten aus neuester Volkskundeliteratur beschließen mit einer Beigabe von 32 Lichtbildtafeln auf Kunstdruckpapier den wertvollen Katalog.

Leopold Kreizenbacher

Richard Horna, *Der Pranger in der Tschechoslowakei* (= Grazer Rechts- und Staatswissenschaftliche Studien, Bd. 16) 80 Seiten, 22 Abb. auf Tafeln. Graz 1965. Leykam Verlag. S 69,—.

Die Denkmale der Rechtsgeschichte, die Rolande, Pranger usw. sind für die Volkskunde immer wichtig, landschaftliche Zusammenstellungen vermögen weitgehend klärend zu wirken. Es ist daher zu begrüßen, daß die 1941 in tschechischer Sprache erschienene Zusammenstellung von Horna nunmehr, leider erst nach dem Tod des Verfassers, auch in deutscher Sprache zugänglich gemacht erscheint. Die fleißige Arbeit bietet vor allem einen Katalog aller dem Verfasser bekanntgewordenen Pranger in Gebieten, die er „Westliche Gruppe“ (= Böhmen), „Mittlere Gruppe“ (= Mähren) und „Östliche Gruppe“ (= Slowakei) betitelt. Daß es sich im wesentlichen um die einstmals deutsch besiedelten Gebiete von Böhmen, Mähren und Oberungarn handelt, wird nicht gerade auffällig betont. Auch die Ortsnamen werden zunächst immer in der slawischen Form gegeben, bei den Abbildungen überhaupt nur in dieser, was bei

einem in Graz erschienenen Buch recht merkwürdig erscheint. Eine Karte wäre nützlich gewesen. Dennoch wird man die von Karl Treimer stammende Übersetzung begrüßen.

Im Anschluß daran sei darauf hingewiesen, daß wir besonders in Nieder- und Oberösterreich auf die Angaben im Buche Hornas neugierig waren, und durch die zu kurzen Ausführungen hinsichtlich der „Rolande“ unserer nördlichen Grenzbezirke doch etwas enttäuscht bleiben mußten. Einige Ausblicke auf unsere Markt-Freiungs-Schwerter haben sich aber doch ergeben. Da ist es nun erfreulich, daß eine soeben erschienene österreichische Arbeit ergänzend wirkt: Gustav Brachmann beschäftigt sich ausführlich mit der „Markt-Freyung“ (Oberösterreichische Heimatblätter, Bd. 20, Linz 1966, S. 3—62), und dieser schönen Arbeit sind nicht weniger als 46 Abb. beigegeben.

Leopold Schmidt

Jiri Uhlir, Die Bethlehemmalerei von Třebíč. Photographien von Josef Stava. 16 Seiten, mit 11 Abb. im Text. Třebíč 1965, Bezirkskommission für den Touristenverkehr und das Westmährische Museum.

Die ausgeschnittenen und bemalten Papierkrippen, die sich um und nach 1800 steigender Beliebtheit erfreuten, sind zwar weit verbreitet, aber verhältnismäßig wenig untersucht. Es ist daher erfreulich, hier eine kleine deutsche Darstellung der bekannten Papierkrippen aus Třebíč von der mährischen Seite des böhmisch-mährischen Höhenzuges vorgelegt zu bekommen, in der auch die bisher erschienenen tschechischen Arbeiten darüber genannt werden. Was die Krippenmaler Franz Hartmann (1791—1855), Georg Plott (geb. 1792), Thomas Weigner (1822—1879), Antonín Celoud (1839—1918), Karl Krämer (1859—1905) und andere dort geleistet haben, ist hier nun schön verdeutlicht. Vermutlich lassen sich anhand dieser Darstellung auch manche alte Sammlungsbestände in verschiedenen Krippenmuseen usw. genauer zuweisen.

Bei dieser Gelegenheit soll auch an die verschiedenen sudeten-deutschen Krippenveröffentlichungen von Alfred Karasek und Josef Lanz erinnert werden, welche das Krippenwesen aller Sprachvölker und Sprachgruppen im böhmisch-mährisch-schlesischen Raum aufschlußreich zu verdeutlichen begonnen haben.

Leopold Schmidt

Das weiße, das schwarze und das feuerrote Meer. Finnische Volksmärchen. Übersetzt und herausgegeben von Robert Klein. (= Das Gesicht der Völker, o. Nr.). 224 Seiten. Kassel 1966, Erich Röth-Verlag.

An deutschen Übersetzungen von finnischen Märchen mangelt es ja gerade nicht. Aber es ist begreiflich, daß die zweite große Serie von Märchensammlungen, die es im deutschen Sprachgebiet zur Zeit gibt, eben die Sammlung des Verlages Erich Röth, einmal auch eine derartige Sammlung von finnischen Märchen vorlegen wollte. Der Herausgeber griff zu den alten guten Sammlungen von Eero Salmelainen (eigentlich Erik Rudbeck) und Kaarle Krohn, also Werken aus der Frühzeit der finnischen Märchensammlung, und wählte je 12 ausführliche, inhaltsreiche Fassungen aus. Die zum Teil recht altertümlichen Stücke, die aber dennoch auch am mittelalterlichen Motivgut legendenhafter Art kräftigen Anteil haben, geben einen beachtenswerten Querschnitt durch die finnische Volkserzählung zur Zeit ihrer Erschließung in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Dieter Röth hat den Märchen Anmerkungen und ein Typenverzeichnis nach Aarne-Thompson beigegeben, so daß auch für den Gebrauch der vergleichenden Forschung gesorgt ist.

Leopold Schmidt

Wolfram Eberhard, **Erzählungsgut aus Südost-China**. Gesammelt, übersetzt und bearbeitet (= Supplement-Serie zu Fabula, Zeitschrift für Erzählforschung, Reihe A: Texte, Bd. 6). 300 Seiten. Berlin 1966, Walter de Gruyter & Co. DM 56,—.

Die Märchenforschung verdankt Wolfram Eberhard zweifellos die wichtigsten neueren Arbeiten über das Märchen in China. Es ist hier bloß an seine „Typen chinesischer Volksmärchen“ (= FFC Nr. 120) von 1937 und an seine Volksmärchen aus Südost-China (= FFC Nr. 128) von 1941 zu erinnern. Man ist praktisch auf seine Übersetzungen angewiesen, welche einen sehr weiten Bereich dessen einbeziehen, was man als „Volkserzählung“ bezeichnen kann, und worin Märchen, Sagen, Schwänke, Lokalgeschichten usw. Platz haben. Auch der vorliegende Band bietet derartiges Erzählgut, und zwar nach mehreren, von Chinesen zusammengestellten Sammlungen, deren Originaltexte übrigens leider im letzten Krieg zugrundegegangen sind. Es waren meist Sammlungen, die Lehrer durch ihre Schüler zusammenschreiben ließen. Manche Gruppen wie die „Von den Tricks der Handwerker“ erklären sich so am besten. Sie liegen von den eigentlichen Schwänken, die im zweiten Teil des Bandes wiedergegeben werden, nicht weit ab. Diese rund 150 Schwänke der Sammlung Tsao geben nach Eberhards Ausführungen ein gutes Bild des chinesischen Schwanks überhaupt. Sie tragen übrigens entschieden dazu bei, daß hier ein sehr lesbares und unterhaltsames Buch vorliegt, das man eigentlich einem weit größeren Kreis als dem der engsten Märchenforschung empfehlen möchte.

Für uns ist auch die Einleitung Eberhards noch von ganz besonderem Interesse, welche die wechselnden Schicksale der chinesischen Volkskunde unter den verschiedenen politischen Regimen kennzeichnet. Die heutigen Verhältnisse weisen eine beachtliche Ähnlichkeit mit jenen im östlichen Deutschland auf, nicht zuletzt jenen innerhalb der Volkserzählforschung. Hier wie dort werden Schwank und Sage vor allem dann erforscht, wenn sie sozialkritische Züge aufweisen. Da ist dann bei Textveröffentlichungen ohne weiteres auch mit „Bearbeitung“ zu rechnen. Nun, Eberhards Texte sind sicherlich nicht bearbeitet, sondern bieten einen sehr anschaulichen Einblick in die Geisteswelt der chinesischen Volkserzähler. Die knappe Kommentierung erschließt die Texte noch genauer.

Leopold Schmidt

Duden Wörterbuch geographischer Namen. Europa (ohne Sowjetunion). (= Duden-Wörterbücher, o. Nr.) XL und 740 Seiten. Mannheim 1966, Bibliographisches Institut. DM 32,—.

In der Volkskunde ist die genaue Festlegung örtlicher Herkunft von Überlieferungsgut aller Art von hervorragender Wichtigkeit. Die herkunftsmäßige Aufarbeitung der Bestände unseres Museums beispielsweise in Form einer eigenen Ortskartothek in den Jahren nach dem zweiten Weltkrieg hat uns die erstaunlichen Schwierigkeiten vor Augen geführt, die sich auf diesem Gebiet ergeben können. Vor allem freilich bei uns, die wir in einer Sammlung unserer zweiten Republik ein beachtliches Erbe der alten Donaumonarchie zu verwalten haben. Für dessen geographische Erschließung waren die alten Ortsrepertorien längst zu wenig geworden, wir griffen und greifen noch nach jedem Behelf, der die exakte Nachbestimmung und damit auch die Benutzbarkeit des Materials für die gegenwärtigen Forschungen möglich macht. In diesem Sinn haben wir beispielsweise zu den geläufigen Ortsverzeich-

nissen auch Behelfe wie „Müllers Verzeichnis der jenseits der Oder-Neiße gelegenen unter fremder Verwaltung stehenden Ortschaften“ angeschafft, das in der Bearbeitung durch M. Kaemmerer 1962 in Wuppertal-Barmen erschienen ist.

Sehr viel Nachschlagearbeit in derartigen Behelfen wird man sich künftig durch die Benützung des soeben erschienenen neuen „Duden“ ersparen können. Der Band ist vom „Ständigen Ausschuß für geographische Namen“ unter dem Vorsitz von Emil Meynen bearbeitet und herausgegeben. Das bundesdeutsche „Institut für Landeskunde“ hat in Verbindung mit zahlreichen, auch österreichischen Geographen, auf eine denkbar hohe Genauigkeit gesehen. Man findet die Namen immer sowohl in der deutschen wie in der fremdsprachigen Form, mit genauer politischer Lokalisierung, und vorsichtshalber auch der geographischen Längen- und Breitenangabe. Es sind nicht nur Orts-, sondern auch Gegend-, Fluß- und Bergnamen, und schließlich auch Landschaftsnamen aufgenommen, was für uns besonders wichtig erscheint. Die knappen, vorzüglich genauen Bestimmungen werden in den meisten Fällen ein weiteres Nachschlagen ersparen. Ein Hilfsbuch also auch für uns von hohem Wert.

Leopold Schmidt

*

Das „Lexikon für Theologie und Kirche“ ein Nachschlagewerk der Religiösen Volkskunde

(Mit einem alphabetischen Verzeichnis der volkswissenschaftlichen Nomenklatur der 2. Auflage von 1957—1965)

Von Klaus Beitz

Die Religiöse Volkskunde, die sich im dritten Jahrzehnt unseres Jahrhunderts aus verschiedenen Ansätzen heraus zu einer Spezialdisziplin der allgemeinen Volkskunde entwickelt hat, fand entsprechend ihrer Stellung zwischen zwei Wissenschaften sowohl in volkswissenschaftlichen, als auch in theologisch-religionswissenschaftlichen Nachschlagewerken lexikographische Behandlung. Verwiesen sei hier besonders auf den Artikel „Volkskunde, rel.“, den Hanns Koren für das „Religionswissenschaftliche Wörterbuch“¹⁾ verfaßt hat. Dieser lexikographische Beitrag, der eine erste Übersicht über die innere Entwicklung und den Stoffbereich dieses volkswissenschaftlichen Teilgebietes gewährte, scheint in Volkskunde-Kreisen jedoch weithin unbekannt geblieben zu sein, da sich der Zugang zur Literatur und zu den Arbeitsbehelfen der Nachbarwissenschaften immer wieder als schwierig erweist. Unter diesem Gesichtspunkt mag es angebracht sein, hier auf ein großes wissenschaftliches Lexikon hinzuweisen, dessen Bedeutung für die Religiöse Volkskunde wohl anerkannt ist, anläßlich der nun vorliegenden zweiten, neubearbeiteten Auflage aber wieder unterstrichen werden soll.

Vor mehr als zweiundeinhalb Jahrzehnten erschien die erste Auflage des von Bischof Dr. Michael Buchberger in den Jahren 1930 bis 1938 herausgegebenen, zehnbändigen Nachschlagewerkes der katho-

¹⁾ Religionswissenschaftliches Wörterbuch. Die Grundbegriffe. Herausgegeben von Franz König, Wien, Verlag Herder, 1956. Sp. 920—922.

lisch-theologischen Wissenschaft und des kirchlichen Lebens; in gut achtjähriger Arbeit konnte Ende des Jahres 1965 die zweite, zur Gänze neu bearbeitete Auflage des „Lexikon für Theologie und Kirche. Begründet von Dr. Michael Buchberger. Zweite, völlig neu bearbeitete Auflage unter dem Protektorat von Erzbischof Dr. Michael Buchberger †, Regensburg, Erzbischof Dr. Hermann Schäufele †, Freiburg im Breisgau, und Erzbischof Dr. Eugen Seierich, Freiburg im Breisgau, herausgegeben von Josef Höfler, Rom, und Karl Rahnner, Innsbruck, Band I—X. Freiburg im Breisgau, Verlag Herder, 1957—1965“, abgeschlossen werden. Die Neubearbeitung des „Buchberger“ war notwendig geworden, nicht nur weil dieses vielbenützte Lexikon zwanzig Jahre nach dem Abschluß der ersten Auflage völlig vergriffen war, sondern die Enzyklopädie der theologischen Wissenschaften auch mit der neueren Entwicklung Schritt halten mußte. Besonders mit dem zweiten Weltkrieg hat sich ja ein so tiefgreifender Wandel in der Welt, im Leben der Völker und in der Organisation der Kirche und in ihrer Hierarchie vollzogen, daß dieser seinen Niederschlag in der Weiterentwicklung des wissenschaftlichen Nachschlagewerkes, d. h. in einer Ausweitung des Stoffes und der Darstellung sowie in der Berücksichtigung der Fortschritte der Forschung und neuerer theologischer Fragestellungen, finden mußte. Diese Aufgabe, die den Herausgebern der nun vorliegenden zweiten Auflage des LThK gestellt war, konnte nur durch die völlige Neugestaltung und Vergrößerung der zehn umfangreichen Bände erreicht werden: Die 21.996 Artikel (ohne Verweistichworte), die auf 13.550 Spalten von 2677 Mitarbeitern zum LThK² beigesteuert worden sind, entsprechen sachlich somit der doppelten Bandzahl der ersten Auflage.

Schon die erste Auflage des „Buchberger“ brachte der Volkskunde einen großen Gewinn. Unter dem Einfluß der besonders nach dem ersten Weltkrieg stärker einsetzenden theologischen Beschäftigung mit den Erscheinungen der Volksfrömmigkeit war dort das Teilgebiet der Religiösen Volkskunde weitgehend berücksichtigt und in zahlreichen Beiträgen aus der Feder von Fachleuten und Spezialforschern behandelt worden. Der volkskundlichen Forschung stand somit schon in der 1. Auflage des LThK ein wichtiges und weit verbreitetes Nachschlagewerk für einen speziellen Stoffbereich zur Verfügung. Mit Genugtuung stellt man fest, daß die Religiöse Volkskunde nun in der Neubearbeitung des LThK² im Gefüge der theologischen Disziplinen ihren Platz nicht nur sichern, sondern im Verhältnis der Vergrößerung des Gesamtwerkes durch den Zuwachs an Lemmata noch weiter ausbauen konnte. Diese stärkere Berücksichtigung des volkskundlichen Stoffes ist vor allem dem Wirken von Georg Schreiber zu danken, der als Fachberater für „Religiöse Volkskunde“ dem Unternehmen von Anfang an zur Verfügung stand und die einschlägige volkskundliche Nomenklatur für die Bände I bis X, von denen die letzten drei Bände jedoch erst nach dem Tod Georg Schreibers erscheinen konnten (Leopold Schmidt, Georg Schreiber †, in ÖZV XVII/66, 1963, S. 119—120), ausgearbeitet hat. Sowohl die Koordinierung der volkskundlichen Lexikonarbeiten durch einen prominenten Fachberater als auch die Anwendung straffer redaktioneller Richtlinien sind der einheitlichen Konzeption der Beiträge zur religiösen Volkskunde im LThK² sehr zugute gekommen.

Es soll hier nicht Aufgabe des Schreibers sein, die ungefähr 360 Stichworte, die den volkskundlichen Beitrag zum LThK² ausmachen, im

Sinn einer Buchrezension zu besprechen. Eine alphabetische Liste sämtlicher Artikel, die entweder als rein volkskundlich anzusprechen sind oder ein eigenes volkskundliches Kapitel (z. B. Aberglaube, II. Volkskunde; Abgaben, II. Volkskundliche etc.) bzw. starken volkskundlichen Gehalt besitzen, soll genügen, um die Leistung der Volkskunde für das LThK² herauszuheben. Umgekehrt kann dieser Liste der volkskundlichen Nomenklatur auch entnommen werden, was das LThK² für die Religiöse Volkskunde im besonderen und die Volkskunde ganz allgemein geleistet hat und fortan zu leisten imstande sein wird. Das aufwendige Verzeichnis der volkskundlichen Stichworte im LThK², das im Anhang zu diesem Bericht abgedruckt ist, mag darum als ein echter Forschungsbehelf von allen jenen betrachtet werden, denen das große Lexikon zur unmittelbaren Benützung nicht zur Verfügung steht und die sich doch eine Übersicht verschaffen wollen, welche volkskundlichen Auskünfte vom LThK² zu beziehen sind.

In mehreren umfangreichen Dachartikeln und einer großen Anzahl von Einzelartikeln wurden im wesentlichen alle Sachgebiete und Themen der Religiösen Volkskunde behandelt und, was besonders hervorgehoben werden darf, reichlich mit Angaben der einschlägigen älteren und neueren Literatur versehen. Es würde zu weit führen, in diesem Rahmen eine systematische Zusammenordnung der volkskundlichen Stichworte vorzunehmen, doch soll darauf hingewiesen werden, daß neben den großen Stoffbereichen des Volksglaubens im weitesten Sinn (Mythisches, Kultisches und Magisches; Volksglaubensliteratur; Volksglaubensbildwesen; Volkswallfahrtswesen: Wallfahrtsorte, Opferwesen, Devotionalwesen, Wallfahrtsbrauch) und des religiösen Volksbrauches (Lebensbräuche: Geburt und Taufe, Hochzeit, Tod und Begräbnis, Schulbräuche; Kirchliche Feste und Bräuche; Kalenderbräuche im Jahresablauf) auch die volksreligiösen Stoffe aus den Gebieten der Musik und des Liedes (Kirchenlied, geistliches Volkslied), des Schauspielers (geistliches Schauspiel), der Erzählüberlieferung (Legende), der Volksdichtung (Gebete), der Volksliteratur und des Bauwesens (Kultische Volksbauten: Kapellen, Friedhof, Wallfahrtsstätten) berücksichtigt worden sind. Darüberhinaus wird der Volkskundler bei seinen Arbeiten im LThK² auch immer wieder in den Beiträgen zu anderen Fachgebieten der theologischen Wissenschaft wie etwa der Christlichen Archäologie, der Hagiographie, Homiletik, Hymnologie, des Katholischen Vereinswesens, der Kirchengeschichte, Kirchenmusik, des Kirchenrechtes, der kirchlichen Geographie und Statistik, der kirchlichen Kunst und Literatur, der Klostergeschichte und Liturgiewissenschaft etc. „erste Hilfe“ suchen.

Für die Bearbeitung der volkskundlichen Artikel standen den Herausgebern etwa 130 Fachgelehrte zur Verfügung. Die Durchsicht der Artikel zeigt, daß die Hauptlast des Unternehmens jedoch von einem Dutzend Autoren getragen worden ist. Neben Georg Schreiber, der als Fachberater selbst an dreißig wichtige Schlagworte bearbeitet hat, treten vor allem der Paderborner Theologieprofessor und Volkskundler Heinrich Schauerte und der bekannte Innsbrucker Volkskundler Anton Dörner mit jeweils mehr als vierzig Beiträgen hervor; der Verfasser dieses Berichtes konnte selbst 20 Artikel zum LThK² beisteuern.

Je ein Dutzend volkskundlicher Artikel im LThK² tragen die Signaturen von Mathilde Ha in, Frankfurt/Main, sowie der Kirchenhisto-

riker Friedrich Zoepfl, Dillingen/Donau, und Berhard Kötting, Münster. Unter den anderen Mitarbeitern am LThK², die jeweils mit einer größeren Anzahl von Artikeln hervortreten, seien die Österreicher Alois Closs, Graz, Ferdinand Grass, Hans Hoehenegg, Josef Andreas Jungmann, alle Innsbruck, und Leopold Schmidt, Wien, besonders erwähnt, wie überhaupt der Anteil der österreichischen Volkskunde an diesem großen wissenschaftlichen Nachschlagewerk hier hervorgehoben werden darf.

Verzeichnis der volkskundlichen Artikel im Lexikon für Theologie und Kirche, 2. Auflage:

BAND I

Aachen, 2. Aachenfahrt
(J. RAMACKERS)
Aberglaube, II. Volkskunde
(H. SCHAUERTE)
Abgaben, II. Volkskundlich
(F. GRASS — H. HOCHENEGG)
Ablassfeste (A. DÖRRER)
Absam (H. HOCHENEGG)
Advent, III. Volkskunde
(M.-L. LECHNER)
Aegidius (A. M. ZIMMERMANN)
Agatha, Mart. in Catania
(B. KÖTTING)
Agnus Dei, III. Volkskunde
(H. SCHAUERTE)
Albertitafeln (W. STAMMLER)
Allerseelentag, II. Rel. Volkskunde
(A. DÖRRER)
Almosen, IV. Volkskundlich
(G. DÜMPELMANN)
Altötting (M. A. KÖNIG)
Amulett, II. Rel. Volkskunde
(M. HAIN)
Andachtsbild, kleine, II. Rel. Volkskunde (H. AURENHAMMER)
Andreas, II. Volkskundlich
(H. SCHAUERTE)
Angelusläuten (Th. SCHNITZLER)
Angstläuten (Th. SCHNITZLER)
Annaberg (Wallfahrtsorte)
(K. ENGELBERT, E. KLEBEL,
G. SCHREIBER)
Antlaß (H. SCHAUERTE)
Antonios, Abt, III. Verehrung
(A. KLAUS)
Antonius v. Padua, II. Verehrung
(L. HARDICK)
Aparecido do Norte (G. MÜLLER)
Apostel, IV. Rel. Volkskunde
(G. SCHREIBER)
Auge, II. Volkskundlich (A. WEIS)
Auto sacramental (F. KARLINGER)

Banneux (P. ERNST)
Barbara (H. BENDER)

BAND II

Bartholomäus, Apostel (B. KRAFT)
Bauer (J. HÖFFNER)
Baum, III. Volkskundlich
(G. SCHREIBER)
Bäumler, Wilhelm (W. SALMEN)
Bauopfer (G. SCHREIBER)
Befana (A. DÖRRER)
Begräbnis, VI. Volkskundlich
(G. SCHREIBER)
Beinbrecher (N. GRASS)
Beinhaus (H. SCHAUERTE)
Benedikt v. Nursia, Rel. Volkskunde
(St. HILPITSCH)
Bergwerk und Bergwerkspatrosinien
(G. SCHREIBER)
Bernhard v. Clairvaux, II. Verehrung (B. OPFERMANN)
Besprechen (M. HAIN)
Bibel, II, In der rel. Volkskunde
(H. SCHAUERTE)
Biene (M. HAIN)
Bittgang (Balth. FISCHER)
Bittprozession, II. Rel. Volkskunde
(H. SCHAUERTE)
Blasios, II. Rel. Volkskunde
(P. WIERTZ)
Blitz (A. CLOSS)
Blut, IV. Rel. Volkskunde.
(F. ZOEPFL)
Blutwunder (A. WINKELHOFER)
Boehm, Joh. (F. MELZPFL)
Bonifatius, Rel. Volkskunde
(G. SCHREIBER)
Bornhofen (L. BÖER)
Brant, Seb. (V. MELZPFL)
Brautsegen (A. STIEGLER)
Brief und Briefsammlung, Rel.
Volkskunde (K. BEITL)

Brot, Rel. Volkskunde
(H. SCHAUERTE)
Brotschutzen (H. SCHAUERTE)
Bruderschaft, I. Geschichte und
Brauchtum (F. GRASS,
G. SCHREIBER)
Brunnenheilige (M. BRINGEMEIER)
Buchstabe (M. HAIN)
Bürgertum (H. RAAR)
Bürglen (H. SCHMIDINGER)
Buße, III. Rel. Volkskunde
(A. DÖRRER)
Bußtage (J. A. JUNGSMANN)
Butterbrief (H. SCHAUERTE)

Canindé (V. WILLEKE)
Caravaca-Kreuz
(H.-O. MÜNSTERER)
Caesarius von Heisterbach
(G. BAADER)
Chiromantie (Ph. SCHMIDT)
Chrischona (G. BONER)
Christkönigsfest (W. DÜRIG)
Christophorus, Rel. Volkskunde
(F. GRASS)

BAND III

Coloman, Rel. Volkskunde
(G. SCHREIBER)
Corona, Rel. Volkskunde)
(L. SCHMIDT)
Corporale, Rel. Volkskunde
(G. SCHREIBER)
Covadonga (D. MANSILLA)
Cyriacus, Rel. Volkskunde
(G. SCHREIBER)
Czenstochowa (V. MEYSZTOWICZ)

Dämon, Rel. Volkskunde
(B. KÖTTING)
Daniel, III. Rel. Volkskunde
(G. SCHREIBER)
David, Rel. Volkskunde
(G. SCHREIBER)
Davidschild (M. HAIN)
Demetrios (Thessalonike), Rel.
Volkskunde (G. SCHREIBER)
Dettelbach (A. WENDEHORST)
Deutschum im Ausland
(Th. GENTRUP)
Devotionalien (M. HAIN)
Diebessegen (H. SCHAUERTE)
Dienstag (G. SCHREIBER)
Dietrichswalde (A. TRILLER)

Dolmen (J. HAEKEL)
Donner (A. HAMP)
Donnerkeile (H. SCHAUERTE)
Donnerstag (G. SCHREIBER)
Drache, IV. Rel. Volkskunde
(A. DÖRRER)
Drei Ähren (A. SIEFERT)
Dreieichen (H. PAULHART)
Dreifaltigkeit (W. BRAUNFELS)
Dreifrausensegen (H. SCHAUERTE)
Drei gute Brüder (A. DÖRRER)
Drei heilige Frauen (A. DÖRRER)
Drei Könige, Volksglaube
(A. DÖRRER)
Drei Lebende und drei Tote, Über-
lieferung und Legende
(F. BRUNHÖLZL)
Dreißiger (R. ERNST)

Ecce homo (A. LEPINSKY)
Echo (A. DÖRRER)
Edelsteine (Ph. SCHMIDT)
Eduard, Rel. Volkskunde
(G. SCHREIBER)
Ei (K. BEITL)
Einhorn (H. BRETZLER)
Eisheilige (H. SCHAUERTE)
Elende Heilige (R. BAUERREISS)
Elias, Rel. Volkskunde
(G. SCHREIBER)
Eligius, hl. (A. DÖRRER)
Elmsfeuer (M. HAIN)
Engel, Rel. Volkskunde
(A. DÖRRER)
Erbärmdebild (M. HARTIG)
Erhard, hl. (R. BAUERREISS)
Erl (A. DÖRRER)
Erntedankfest (G. REINWALD)
Eßzettel (A. DÖRRER)
Eucharistie, III. Rel. Volkskunde
(H. GESCHER)
Ewiger Jude (O. MÜLLER)
Exempel (A. DÖRRER)
Externsteine (A. FUCHS)

BAND IV

Farben (M. HAIN)
Fastenzeit, II. Rel. Volkskunde
(A. DÖRRER)
Fastnacht (A. DÖRRER)
Fátima (R. ERNST)
Feuer, Religiöses Brauchtum
(M. HAIN)
Fischart (K. LAZAROWICZ)

Florian (R. BAUERREISS)
 Fluch, Rel. Volkskunde
 (H. SCHAUERTE)
 Franck S. (J. STABER)
 Franziskaner, IV. Volkskunde
 (L. HARDICK)
 Frau, Rel. Volkskunde (M. HAIN)
 Frautragen (K. BEITL)
 Freitag (G. SCHREIBER)
 Fridolin hl. (J. HENNIG)
 Friedhof, V. Religiöse Volkskunde
 (K. BEITL)
 Fronleichnam, II. Prozession
 (J. A. JUNGMAHN)
 Fußfälle, sieben F. (G. SCHREIBER)

Gabriel, III. Rel. Volkskunde
 (H. SCHAUERTE)
 Gangolf, hl. (F. DRESSLER)
 Gebärdbröte (H. SCHAUERTE)
 Geburtstag (K. BEITL)
 Geistliches Lied (W. LUEGER)
 Genovefa von Brabant
 (R. KLAUSER)
 Georg, I. Leben und in der rel.
 Volkskunde (B. KÖTTING)
 Georgstaler (H. HOCHENEGG)
 Gertrud von Nivelles (R. FORGEUR)
 Gespannwunder (A. DÖRRER)
 Gesundbeten (A. DÖRRER)
 Glocke, III. Volkskundlich
 (K. BEITL)
 Glück, II. Volkskundlich
 (A. DÖRRER)
 Gold (G. SCHREIBER)
 Goldene Samstage (G. ZINKL)
 Goldene Sonntage (L. FISCHER)
 Gregoriusmesse (A. THOMAS)
 Guarionius H., (F. GRASS)
 Gugel (A. DÖRRER)

Haar (V. HAMP)
 Hakenkreuz (J. HASENFUSS)
 Handwerkspatrone
 (K. ROCKENBACH)

BAND V

Hausandacht (A. BARTH)
 Hedwigsgläser, -sohlen
 (A. DÖRRER)
 Heiligenattribute, I. In der abend-
 ländischen Kunst (J. H. EMMING-
 HAUS)
 Heiligenbildchen (H. SCHAUERTE)

Heiligenverehrung, IV. Die volks-
 tümliche H. (H. SCHAUERTE)
 Heiliges Grab, II. Liturgie
 (J. A. JUNGMAHN)
 Heimat (F. SCHOLZ)
 Heimatvertriebene (G. MAY)
 Heiratspatrone (A. DÖRRER)
 Helene, hl. (H. HOMEYER)
 Herbergsuche (A. DÖRRER)
 Herder J. G. (G. ROHRMOSER)
 Heribert v. Salurn (A. DÖRRER)
 Hexe (F. MERZBACHER)
 Hexenprozesse (F. MERZBACHER)
 Himmel, IV. Volkskundlich
 (A. DÖRRER)
 Hirt, volkskundlich (G. SCHREIBER)
 Hochzeit, Hochzeitsbräuche, III. Rel.
 Volkskunde (K. BEITL)
 Hölle, VI. Volkskundlich (K. BEITL)
 Hubertus, II. Rel. Volkskunde
 (W. LAMPEN)
 Hülfsenberg im Eichsfeld
 (L. HARDICK)
 Hungertuch (J. EMMINGHAUS)

IHS (F. RÖHRIG)
 Ikonographie (F. RÖHRIG)
 Ilga, sel. (L. WELTI)
 Inkantationen (M. HAIN)
 Inkubation (A. CLOSS)
 Irminglaube (A. CLOSS)

Jakobus der Ältere, 2. Volkskund-
 lich (A. WIKENHAUSER)
 Januarius v. Neapel (A. P. FRUTAZ)
 Jesuskind, wundertätiges (H. KIENE)
 Jodok, hl. (U. TURCK)
 Johannes, Apostel und Evangelist,
 III. Verehrung (W. DÜRIG)
 Johannes der Täufer, IV. Rel. Volks-
 kunde (K. BEITL)
 Jonas, III. Rel. Volkskunde
 (G. SCHREIBER)
 Julfest (A. CLOSS)

Kaisersage, deutsche
 (J. ALLENDORF)
 Kalender, christlicher (W. BÖHNE)

BAND VI

Karwoche, II. Volkskundlich
 (G. SCHREIBER)
 Kelter, II. Rel. Volkskunde
 (G. SCHREIBER)
 Kerzen (Balth. FISCHER)

Kettenkirchen (A. DÖRRER)
 Kevelaer (D. COENEN)
 Kinderbischof, Bischofsspiel
 (K. BEITL)
 Kirchenjahr, I. Liturgisch
 (Balth. FISCHER)
 Kirchenlied (W. LUEGER)
 Kirchweihe, III. Rel. Volkskunde
 (K. BEITL)
 Klöpfelnächte (K. BEITL)
 Klosterhöfe (G. SCHREIBER)
 Kolumba(n). Segen
 (H. SCHAUERTE)
 Kosmas u. Damianos, hl.
 (G. SCHREIBER)
 Krankenpatrone (R. SVOBODA)
 Kräuterweihe, II. Volkskundlich
 (H. SCHAUERTE)
 Kreuz, I—X
 Kreuzzeichen, II. Volkskundlich
 (H. SCHAUERTE)
 Krippe (H. SCHAUERTE)
 Kümmernis (A. DÖRRER)

Labyrinth (J. SAUER)
 Längen, heilige (K. BEITL)
 Lebensbaum (A. LEGNER)
 Legende (H. BÖHME)
 Leonhard (A. M. ZIMMERMANN)
 Licht, V. Volkskundlich
 (L. SCHMIDT)
 Lichterprozession
 (Th. SCHNITZLER)
 Lied, II. Kulturgeschichtlich
 (E. SEEMANN)
 Limbus (P. GUMPEL)
 Limpas (K. LECHNER)
 Löffel (A. THOMAS)
 Loreto, II. Marien-Wallfahrtsort
 (R. BAUMER)
 Los, II. Rel. Volkskunde
 (H. SCHAUERTE)
 Luciatag (M.-L. LECHNER)
 Lufthildis (J. TORSY)
 Magnus v. Füssen (F. ZOEPFL)
 Maiandacht (W. FORSTER)

BAND VII

Maria, VI. Rel. Volkskunde
 (H. SCHAUERTE)
 Maria Plain (M. SCHELLHORN)
 Maria-Saal (J. PLONER)
 Maria Schein b. Teplitz
 (A. KINDERMANN)

Mariastein (M. FÜRST)
 Maria Taferl (J. WEICHSELBAUM)
 Maria Wald i. d. Eifel
 (A. SCHMIDT)
 Mariazell (J. RISBEK)
 Marienlegenden (X. v. ERTZDORFF)
 Marienthal b. Hagenau
 (A. M. BURG)
 Marschälle, Die 4 heiligen M.
 (J. TORSY)
 Martinstag (M.-L. LECHNER)
 Märtyrer, III. Verehrung
 (J. BECKMANN)
 Masken (A. CLOSS)
 Matthäus, Apostel, 2. Rel. Volks-
 kunde (H. SCHAUERTE)
 Matthias, Apostel, 2. Rel. Volks-
 kunde (H. SCHAUERTE)
 Medaille (J. H. EMMINGHAUS)
 Medaille, wundertätige M.
 (J. RATH)
 Messe, VIII. Volkskundlich
 (Balth. FISCHER)
 Mette (J. A. JUNGSMANN)
 Michael, Erzengel, III. Rel. Volks-
 kunde (A. DÖRRER)
 Minnetrinken (K. BEITL)
 Mirakel (A. DÖRRER)
 Mirakelspiele (L. SCHMIDT)
 Mittwoch (G. SCHREIBER)
 Montag (G. SCHREIBER)
 Montserrat (A. MUNDO)
 Möser, Justus (H. KANZ)
 Muttersegen (Balth. FISCHER)
 Mysterienspiele (A. DÖRRER)

Nägel, heilige N. (J. BLINZLER)
 Name, III. Kirchl. Brauchtum
 (W. DEINHARDT)
 Namenstag (W. DÜRIG)
 Naogeorgus (A. FINGERLE)
 Narrenfest (H. SCHAUERTE)
 Negro Spirituals (W. LUEGER)
 Neujahr, III. Liturgisch (W. DÜRIG)
 Nikolaus v. Myra (A. DÖRRER)
 Notburga, hl. (J. BAUR —
 A. DÖRRER)
 Not Gottes (L. LENHART)

BAND VIII

Parkratius (B. KÖTTING)
 Pantaleon (J. OSWALD)
 Paradies (F. ZOEPFL)
 Pate, II. Volkskundlich (K. BEITL)

Patricius, hl., 4. Volkskunde
(L. BIELER)
Patron, Patrozinium, IV. Rel. Volks-
kunde (W. DÜRIG)
Peregrinatio ad loca sancta
(B. KÖTTING)
Pest (J. STABER)
Petrus, IV. Verehrung (R. BAUMER)
Pferdekult (R. GRUNDLACH)
Pfingsten, IV. Rel. Volkskunde
(A. ARENS)
Pflanze, III. Rel. Volkskunde
(H. SCHAUERTE)
Philippsdorf (H. LAIS)
Physiologus (E. SAUSER)
Portiunkula (G. FUSSENEGGER)
Primizbräuche (J. EGER)
Prozession, II. Rel. Volkskunde
(G. SCHREIBER)

Quatember, II. Rel. Volkskunde
(L. SCHMIDT)
Quelle, heilige (G. LANCZKOWSKI)
Quirinus v. Neuß (A. FRANZEN)

Rast Unseres Herrn (A. THOMAS)
Rauhnächte (K. BEITL)
Reinhildis (H. SCHAUERTE)
Reisegebete, Reisesegen
(B. LÖWENBERG)
Reliquien, IV. Rel. Volkskunde
(B. KÖTTING)
Ritualmord in Judenspielen,
II. R. beschuldigung (K. HRUBY)
Rochus, hl. (J. OSWALD)
Rock, heiliger R. (E. ISERLOH)

BAND IX

Romedius hl.
(J. BAUR — G. HEPPEGER)
Rosalia (W. SCHATZ)
Rose (E. SAUSER)
Rosenberg (L. STAMER)
Rosenkranz, IV. R. bilder
(E. SAUSER)
Rosenthal (F.-J. HEYEN)
Runen (J. de VRIES)
Rupert v. Salzburg (J. WODKA)

Saintes-Maries-de-la-Mer
(K. HOFMANN)
Sachs, Hans (H. L. MÜLLER)
Saga (W. BÖHNE)
Samstag (H. SCHAUERTE)

Satorformel (J. H. EMMINGHAUS)
Säule (A. DÖRRER)
Schatzgräberei (H. SCHAUERTE)
Schauspiel, geistl. (A. DÖRRER)
Scheibensonntag (J. WÖRLE)
Schnürer, Gustav
(H. SCHMIDINGER)
Schreiber, Georg (E. HEGEL)
Schützenbruderschaften
(H. SCHAUERTE, H. ERPENBACH)
Schutzmittel
(J. B. LECHNER — K. BEITL)
Sebald, hl. (A. BAUCH)
Sebastian (A. AMORE)
Seele, IV. Rel. Volkskunde
(A. DÖRRER)
Selbdrittbilder (F. ZOEPFL)
Severin, hl., in Noricum (J. RUNGG)
Siebenschläfer (F. ZOEPFL)
Simon v. Trient (I. ROGGER)
Skapulier (G. MEISTERS)
Sonntag, III. Rel. Volkskunde
(A. DÖRRER)
Sonntagberg (A. UNTERHOFER)
Spiegel (Jos. SCHMID)
Spottmessen (H. SCHAUERTE)
Steine, hl. (O. BIEHN)
Stephanus, II. Verehrungsgeschichte,
III. Volksverehrung (K. BEITL)
Sterbekerbe (Th. SCHNITZLER)
Sterbekreuz (Th. SCHNITZLER)
Sterne, Sternenkult
(F. M. Th. de LIAGRE BÖHL)
Stierkult
(F. M. Th. de LIAGRE BÖHL)
Stuhlfest (A. STIEGLER)
Symbol i. d. rel. Volkskunde
(H. SCHAUERTE)

Taufe, VII. Volkskundlich
(K. BEITL)
Taufkleid (A. STENZEL)
Telgte (H. BÖRSTING)

BAND X

Teufel, IV. Rel. Volkskunde
(E. KREBS)
Thekla (B. KÖTTING)
Theophiluslegende (A. DÖRRER)
Thomastag (K. BEITL)
Toke (R. BAUMER)
Totenbräuche, IV. Rel. Volkskunde
(A. DÖRRER)

Torenkult (F. HERRMANN)
Totentanz (F. ZOEPFL)
Türkenkriege, Rel. Volkskunde
(H. SCHAUERTE)

Ulrich v. Augsburg, II. Verehrung
(F. ZOEPFL)

Umritze (H. SCHAUERTE)
Urban, Volkskunde
(H. SCHAUERTE)

Ursula, hl. (V. HOPMANN)
Ursula von Lienz (J. BAUR)

Valentin in Rom (A. AMORE)
Vesperbild (A. THOMAS)
Vierzehnheiligen (F. DRESSLER)
Vinzenz von Saragossa
(L. SCHMIDT)

Vilau (A. LOHMÜLLER)
Vitus, hl. (J. OSWALD)
Volksandachten (Th. SCHNITZLER)
Volksbrauch (H. SCHAUERTE)
Volksfrömmigkeit (F. DOMMANN)
Volkslied (K. G. FELLNER)
Volkskunde, religiöse (K. BEITL)
Volkskunst, religiöse
(L. KRISCH-RETTENBECK)

Vorzeichen (H. SCHAUERTE)
Votive, Votivbilder
(J. H. EMMINGHAUS)
Votiv- und Weihgaben
(H. SCHAUERTE)

Waage (Jos. SCHMID)
Wahrsagen (H. L. MÜLLER)
Walburga (A. BANG-KAUP)
Walldürn (A. WENDEHORSS)

Wallfahrt (B. KÖTTING)
Walsingham (A. SCHMITT)
Wasser, IV. Rel. Brauchtum
(L. INTORP)

Weihnachten, III. Brauchtum
(A. DÖRRER)

Wein, IV. Rel. Volkskunde
(A. THOMAS)

Weingarten (G. SPAHR)
Weissagung, II. Rel. Volkskunde
(H. SCHAUERTE)

Wendelin (A. SELZER)
Wenzel (W. WEGENER)
Werl P. PREISING)
Wessobrunner Gebet (W. BETZ)
Wetter (L. INTORP)

Wetterkreuz (K. WELKER)
Wies (F. ZOEPFL)
Wilsnack (J. ALLENDORF)
Wochentage (J. A. JUNGSMANN)
Wolfgang (H. KELLER)
Wunden Christi (E. SAUSER)

Xaverius, Xaveriusöl, Xaverius-
wasser (H. SCHAUERTE)

Zahlensymbolik (J. HASENFUSS)
Zauberei (J. G. ZIEGLER)
Zeiten, hl. (J. HASENFUSS)
Zell/Harmersbach (H. GINTER)
Zillertaler Protestanten
(E. SAUSER)

Zufluchten, Sieben Z., (F. ZOEPFL)
Zünfte (F. ZOEPFL)
Zwölftzeit (A. DÖRRER)

Selbstverlag des Vereines für Volkskunde
Alle Rechte vorbehalten
Druck: Holzwarth & Berger, Wien I
Wien 1966

Die Wallfahrt zur kleinen hl. Theresia auf der Hungerburg / Innsbruck

(Mit 2 Abbildungen, 1 Diagramm und einer Karte)

Von Dietmar Assmann

So wie alle volkstümlichen Äußerungen einem steten Wandel unterworfen sind¹⁾, sind auch in der religiösen Volkskunde immer wieder Veränderungen festzustellen. Nicht nur, daß die Religiosität zu gewissen Zeiten, etwa in Kriegsnöten oder bei großen Katastrophenfällen, intensiver wird, auch in der Art und Weise, in der das religiöse Leben für uns faßbar wird, lassen sich nicht nur von Volk zu Volk, sondern auch im Laufe der Zeit die verschiedensten Wandlungen beobachten.

Einen ersten Einblick in den verschiedenartigsten Wechsel der Kultobjekte bieten uns die Kirchenpatrozinien. Besonders gut können wir diese Änderungen in der volkstümlichen Heiligenverehrung und dem damit zusammenhängenden Wallfahrtswesen feststellen. Gerade dieses liefert mit seinen vielen Begleiterscheinungen der religiösen Volkskunde besonders reichhaltiges Material²⁾.

Wie groß diese Veränderungen sein können, zeigt uns beispielsweise ein Blick in das „Topographische Handbuch zur religiösen Volkskunde“ von G. Gugitz³⁾, das uns den Stand vor etwa 25—30 Jahren schildert. Viele kleine, lokale Kultstätten sind seither fast völlig in Vergessenheit geraten, ehemals bedeutende Wallfahrtsziele haben heute nur mehr eine geringe lokale Bedeutung. Umgekehrt aber entwickelten sich auch neue Wallfahrtsstätten zu ansehnlichen Kultzentren, von denen aber bis jetzt noch kaum Untersuchungen vorliegen.

*

¹⁾ Vgl. Karl Ilg, *Brauchtum und Brauchtumspflege* — Über die Definition von Sitte und Brauch, (Schönere Heimat, 51. Jg., München 1962, S. 532).

²⁾ Hermann Wopfner, *Wallfahrtsort und Volkskunde*, (Tiroler Heimat, Heft IX 1927, S. 5—19). — Karl Ilg, *Alter Legendenschatz und Wallfahrtskult in Nordtirol und Vorarlberg*, in: *Festschrift für M. Enzinger* (= Schlern-Schriften 104), Innsbruck 1953, S. 71—85.

³⁾ Gustav Gugitz, *Österreichs Gnadenstätten in Kult und Brauch*, 5 Bde., Wien 1955—58.

Einer diesen neuen Wallfahrtsorte in Tirol befindet sich auf der **H u n g e r b u r g** oberhalb Innsbrucks, wo sich erst in diesem Jahrhundert eine Fremdenverkehrs- und Villensiedlung entwickelte. Seit dem Jahre 1905 durch eine Standseilbahn und später auch durch eine Straße mit dem Stadtgebiet verbunden, bildet sie ein beliebtes Ausflugsziel der Innsbrucker.

Während wir des öfteren bereits aus dem Namen eine Beziehung mit einer Kultstätte feststellen können, ist uns in diesem Falle kein derartiger Anhaltspunkt gegeben. Die Erwähnung über die Entstehung des Namens „Mariabrunn“, der heute noch in einem Hotelnamen auf der Hungerburg weiterlebt, hat mit der späteren Wallfahrt nichts gemeinsam:

Der Name „Mariabrunn“ wird darauf zurückgeführt, daß der Erbauer des ersten Ansitzes auf der Hungerburg in seiner Not mit der Wasserversorgung die Muttergottes um Hilfe angerufen und daraufhin eine ausgiebige Quelle entdeckt habe⁴⁾. Es sei darauf hingewiesen, daß schon 1910 ein „Kirchenbauverein für Maria-Brunn“ gegründet wurde, der aber in den Kriegsjahren seine Tätigkeit einstellen mußte.

Die Wallfahrt hängt vielmehr mit dem Patrozinium der zwischen den beiden Weltkriegen erbauten Kirche zusammen, die der kleinen hl. Theresia geweiht wurde. Knapp ein Jahr nach ihrer Heiligsprechung (17. Mai 1925) wurde vom neuen Kirchenbauverein beschlossen, ihr ein Kirchlein auf der Hungerburg zu bauen. Zunächst mußte man sich mit einer Notkapelle in einem Gartenhaus begnügen, in der eine Reliquie der Heiligen aufbewahrt und in der ab Sommer 1928 auch die hl. Messe gelesen wurde. Es ist übrigens die erste der kleinen hl. Theresia geweihte Kultstätte in Österreich⁵⁾. Über die damalige Bedeutung lesen wir in einem Zeitungsbericht:

„Der Ruhm der Notkapelle wuchs von Tag zu Tag, das bezeugten die ständig sich mehrenden Votiv- und Danktafeln an den Wänden, das bezeugte der starke Besuch, das bezeugte aber auch die Ziegelaktion des Kirchenbauvereins“. ⁶⁾

Mit Hilfe einer Ziegelsteinaktion wurde nämlich wesentlich zur Kostendeckung des Kirchenbaues beigetragen. Nach derselben Zeitungsmeldung wurden auf diese Weise 46.000 Ziegel — nach anderen Berichten waren es noch weit mehr — auf die Hunger-

⁴⁾ Über die Geschichte und den Namen der „Hungerburg“ vgl. Rudolf Sinwel, Hungerburg, (Tir. Hmtbl., 13. Jg. 1935, S. 423 ff. und 14. Jg. 1936, S. 229 ff.); Hugo Klein, Erst spät „entdeckten“ die Innsbrucker das Hungerburg-Plateau, (Tir. Tageszeitg. 1964, Nr. 128 u. 134).

⁵⁾ Die Theresienkirche in Wien-Starchant wurde 1929, in Langen/Arlberg 1929/30 erbaut.

⁶⁾ Tiroler Anzeiger, 1935, Nr. 197. — Vgl. dazu auch Hans H o c h e n e g g, Die Kirchen Tirols, Innsbruck 1935, S. 21.

burg gebracht, und zwar von jung und alt, aus allen Ständen. Wir erinnern uns dabei an Steinopfer aus früherer Zeit, die schon M. Andree-Eysn für einige alte Wallfahrtsorte im Alpenraum und in Böhmen belegt, seither aber auch anderswo an alten Kultstätten nachweisbar sind. Eine schöne Parallele führt Andree-Eysn von der Hohen Salve an, wo um 1860 der Mesner geklagt hätte, „daß die Leute nicht mehr so fromm wären und das Holz, das man zu diesem Zwecke am Fuße des Berges in Scheiten bereit legte und das für die Heizung oben dienen sollte, ruhig liegen ließen . . .“⁷⁾).

Nach Plänen von Siegfried Thurner wurde die Kirche von der Baufirma Huter in reizvoller Lage nordwestlich der Talstation der Nordkettenbahn im Sommer 1931 begonnen. Bereits am 19. Juni 1932 konnte der fertige Rohbau benediziert und seiner Verwendung übergeben werden. In feierlicher Prozession wurde das Gnadenbild, dem inzwischen eine von einer leiblichen Schwester der hl. Theresia gestiftete Reliquie der Heiligen eingefügt worden war, in die neue Kirche übertragen⁸⁾. 1935 schuf Ernst Nepo das große Fresko der Titelheiligen an der Südfassade der Kirche — der Altarraum ist hier ausnahmsweise nach Norden gerichtet — und die Fresken am Chorbogen.

Die neueren Fresken von Max Weiler an den Langhauswänden wurden das Ziel zahlreicher Anfeindungen. Sein Kreuzigungsfresko — die römischen Legionäre sind in der Tracht Tiroler Bauern dargestellt — war fast zehn Jahre lang verhüllt und wurde erst 1958 wieder freigelegt. Die Ablehnung eines großen Teiles der Bevölkerung galt nicht zuletzt auch den Bestrebungen des damaligen Seelsorgers der Kirche, der das Theresienkirchlein zu einer Herz-Jesu-Gelöbniskirche umgestalten wollte und in diesem Sinne die neuen Fresken in Auftrag gab.

Der rechte Seitenaltar der Kirche ist als Gnadenaltar gestaltet (vgl. Abb. 1): unter dem Fresko von Nepo das Gnadenbild mit einer eingelassenen Reliquie, der Tabernakel, in dem in einer kleinen Monstranz ebenfalls ein Partikel ihrer Reliquien aufbewahrt wird, und eine Nachbildung des Leichnames in Wachs.

So wie die meisten Darstellungen dieser heiligen Karmelitin (geb. 1873 in Alençon, gest. 1897 im Karmel zu Lisieux), die sich in vielen unserer Kirchen befinden, ist gerade auch diese figurale

7) Marie Andree-Eysn, *Volkskundliches aus dem bayrisch-österreichischen Alpengebiet*, Braunschweig, 1910, S. 14.

8) Friedrich Göhlert (derzeitiger Pfarrseelsorger auf der Hungerburg): *Hoch über dem Tal des Inn*, (Theresienkalender 1964, hrsg. in Kirsch-Villingen, S. 63 f.).

Darstellung vom künstlerischen Standpunkt aus mit Recht als Kitsch zu bezeichnen. Als Ausdruck des religiösen Empfindens wäre jedoch auch all diesen im Volk zumeist sehr beliebten Statuen und Bildern weit mehr Beachtung zu schenken. Zur Verkitschung dieser Darstellungen trug neben den vielen versüßlichten Schriften und dem herrschenden religiösen Zeitgeist, aus dem so viele heute abgelehnte Werke entstanden sind, nicht zuletzt das Attribut der kleinen hl. Theresia bei. Bekanntlich versprach sie kurz vor ihrem Tode, vom Himmel aus einen „Rosensegn“ zu senden.

Dank des Reliquienbesitzes wurde die Theresienkirche auf der Hungerburg zu einem bedeutenden Zentrum ihres Kultes, der sich infolge der vielen vorhergesagten und durch ihre Fürsprache auch erwirkten Wunder rasch über die ganze christliche Welt verbreitete. Aus Zeitungsnotizen aus dem Jahre 1935 erfahren wir über die damalige Beliebtheit dieser neu entstandenen Wallfahrt:

„Wer allsonntäglich die Wallfahrer auf die sonnigen Gelände der Höttinger Höhenstraße hinaufziehen sieht ... , der staunt, in welcher kurzen Zeit sich die St. Theresienkirche fast zum beliebtesten Wallfahrtsort Tirols aufgeschwungen hat ... Die Hilfe der Kleinen hl. Theresia vom Kinde Jesu stellt sich sicherlich ein. Wers nicht glaubt, der sehe sich nur die vielen Tafeln beim Kircheneingang an, auf welchen nicht nur einfache Leute, sondern auch Ärzte der Heiligen ihren Dank für Hilfe darbringen.“⁹⁾

Aus der gleichen Zeit berichtet z. B. S. Sterner-Rainer aus Natters, daß „am Ostermontag die Erwachsenen nachmittags in Gruppen spazieren gehen, meist an einen nahegelegenen Wallfahrtsort; Absam, Arzler Kalvarienberg und seit neuester Zeit zur hl. Theresia auf die Hungerburg“¹⁰⁾.

*

In einer Zeit, in der das Unpersönliche immer mehr um sich griff und der persönliche Gestaltungswille einer billigeren Konfektion wich, werden wir — ähnlich wie bei fast allen anderen Gnadenstätten — keine Votivbilder alten Stils erwarten können. Damit sind uns aber auch all jene reizend geschilderten Details der persönlich gestalteten Votivbilder vorenthalten, die nicht nur der Volkskunde wertvolles Material bieten.

Die in der Theresienkirche auf der Hungerburg an den Langhauswänden und in einer rückwärtigen kleinen Seitenkapelle angebrachten knapp tausend Votivtafeln sind als weiße,

⁹⁾ Tiroler Anzeiger 1935, Nr. 12 u. 197.

¹⁰⁾ Sylvia Sterner-Rainer, Heimatkunde von Natters, (Tir. Heimat, N. F. Bd. 6, 1933, S. 155).

quadratische Keramikfliesen (Seitenlänge 15 oder 10 cm) mit eingetragener Schrift gestaltet (vgl. Abb. 2). Wenngleich die Ausführung dieser Tafeln nicht gerade als formschön bezeichnet werden kann, so sind sie uns doch ebenfalls ein bedeutendes Zeugnis der Volksfrömmigkeit und bieten im speziellen ein wertvolles Material zur Geschichte und Volkstümlichkeit dieser neuen Wallfahrt.

Eine eingehendere Darstellung dieser anscheinend von Frankreich ausgehenden Ersatzmittel für das Votivtafelwesen, das uns aber gleichfalls die Lebendigkeit des Grundgedankens der Votivgaben bestätigt, worauf bereits L. Schmidt ¹¹⁾ hinweist, wäre ebenso wünschenswert wie notwendig. Ansätze dazu sind bereits vorhanden ¹²⁾.

Die meisten Tafeln sind noch erhalten und berichten ab 1928 zumeist von auffallenden Gebetserhörungen. Mit vollem Namen und Anschrift ist aber auch eine Tafel mit folgendem Text unterzeichnet: „Aus Dankbarkeit, — wurden zu Ehre der hlg. Theresia 1.000 kg Kalk gespendet“ (1934). Seit Mitte 1959 werden die Kirchenwände nicht mehr weiter „verkachelt“, sondern die Gebetserhörungen in ein Gnadenbuch eingetragen, das im Pfarramt aufliegt.

Da auf den meisten Tafeln auch eine Jahreszahl angegeben ist, läßt sich sehr gut ihre Verteilung innerhalb des Zeitraumes von 32 Jahren aufzeigen; desgleichen auch die Zahl der jährlichen Gnadenbucheintragungen. Nach einem sprunghaften Anstieg ab 1933 (nach dem Kirchenneubau) bis zum Maximum im Jahre 1942 folgt ein kleiner Rückgang und 1945 ein neuerlicher Höhepunkt. Der große Einschnitt zwischen 1947 und 1953 steht in Zusammenhang mit dem Streit um die neuen Weiler-Fresken (siehe oben). Die genaue jährliche Anzahl der gespendeten Tafeln ist auf dem Diagramm angegeben; die Gnadenbucheintragungen, deren Zahl seit 1964 stark zurückging, sind dabei gestrichelt.

Zur „gewissermaßen klassischen Ausprägung“ des Votivbildes gehört nach L. Schmidt ¹³⁾ die Motivdreiheit von Kultobjekt (Gnadenbild), intendiertem Objekt (Opferobjekt oder Opfermotiv) und Opfersubjekt (Stifter). Dieser Motivdreiheit wird — wenn auch in anderer, unpersönlicher Form — auf den Votivtafeln weitgehend entsprochen.

¹¹⁾ Leopold Schmidt, Das deutsche Votivbild, in: Volkskunde als Geisteswissenschaft (= Handbuch der Geisteswissenschaften, Bd. 2), Wien 1948, S. 125 f.

¹²⁾ Vgl. z. B. Edgar Krausen: Votivbilder und Weihegaben in Münchener Kirchen, (Bayer. Jb. f. Völkde. 1958, S. 74 ff.).

¹³⁾ Leopold Schmidt, a. a. O., S. 109.

1. Kultobjekt:

Zwar finden wir nur in 26 Fällen ein Bild der kleinen hl. Theresia, doch ist auf fast jeder Tafel das Attribut dieser Heiligen (Rosen) dargestellt. Die spezielle und ziemlich gleichmäßig durchgeführte Gestaltung des Attributes entspricht der Darstellung eines bestimmten Gnadenbildes auf den gemalten Votivbildern.

2. Stiftungsgrund:

Wie aus der nachfolgenden Aufstellung ersichtlich, sind die angeführten Votationsanlässe sehr unterschiedlich. In seinem Handbuch der Namen und Heiligen bezeichnet O. Wimmer¹⁴⁾ die kleine hl. Theresia auch als Patronin „bei allen Anliegen des Leibes und der Seele“, die auch auf den Votivtafeln der Hungerburgkirche immer wieder genannt werden (Gnadenbucheintragungen in Klammer):

Dank (ohne weitere Angabe)	112	(9)
Erlangte Hilfe	123	(12)
Erlangte Hilfe (mit der Bitte um weitere)	118	(20)
Erhörung eines nicht näher bezeichneten Anliegens	175	(14)
Gebetserhörung	10	
Errettung aus Kriegsnöten	52	
Erfüllung eines Wunsches	9	(3)
Ex voto	1	
Genesung	233	(35)
Bestandene Prüfung	140	(24)
Errettung aus dem Krieg	68	(2)
Heimkehr aus dem KZ	3	
Heimkehr aus dem Krieg	68	(24)
Berufsangelegenheiten	48	(2)
Wohnungsanliegen	25	(4)
Familienangelegenheiten	16	(2)
Eheanliegen	2	
Glückliche Geburt	20	(3)
Priesterberuf	3	(1)

Die größte Gruppe hat also nur allgemeine Dankesformulierungen wie „Aus Dankbarkeit“, „Dank für erlangte Hilfe“ — meist in Verbindung mit der Bitte um weitere Hilfe¹⁵⁾, die auch bei vielen anderen Formulierungen nicht fehlt, — oder „Dank für Erhörung eines Anliegens“ zum Inhalt; z. B.: „Der hl. Theresia vielen Dank für die Hilfe in verschiedenen Anliegen. Bitte hilf weiter!“

¹⁴⁾ Otto Wimmer, Handbuch der Namen und Heiligen, Innsbruck 1966⁸, S. 489.

¹⁵⁾ Ähnlich wie bei gemalten Votivbildern, auf denen manchmal nicht nur der Votant, sondern seine ganze Familie dargestellt und damit unter den Schutz des Gnadenbildes gestellt wird.

Bei den genannten Opfermotiven stehen die Danktafeln für Genesung und wunderbare Heilung in meist nicht näher bezeichneten Krankheitsfällen an erster Stelle; mehrmals werden Hals-, Fuß- und Lungenleiden und Kinderlähmung erwähnt. In 51 (11) Fällen werden gut überstandene oder nicht notwendig gewordene Operationen genannt, z. B.: „Aus Dankbarkeit der kl. hl. Theresia für auffallende Hilfe bei einer schweren Operation“ oder „Durch außerordentliche Hilfe der hlg. Theresia konnte eine Operation unterbleiben. Dafür Dank!“

In der Reihenfolge der Häufigkeit folgen jene Tafeln bzw. Eintragungen, in denen für eine bestandene Prüfung gedankt wird. Soweit genauer angeführt, wurden 37 (8) für bestandene Matura, 10 (2) für eine Meister- oder Gesellenprüfung und 10 (1) für ein erfolgreich abgelegtes Rigorosum oder Staatsexamen gespendet. Für Hochschulstudien ist nach wie vor das nahe gelegene „Höttinger Bild“ zuständig. Meist heißt es nur: „Aus Dankbarkeit der hl. Theresia für gut bestandene Prüfung.“

Den jeweiligen Zeitumständen entsprechend, finden wir vor allem in den Dreißigerjahren viele Votivtafeln, in denen Berufsorgen und Existenzgründungen genannt werden: „Herzlichen Dank der lieben hl. Theresia für wunderbare Hilfe in Arbeitslosigkeit“ (1936), „Herzinnigen Dank der hlg. Theresia für erlangte Aufträge und Verdienstmöglichkeiten“ (1936) oder „Aus Dankbarkeit! der kl. hl. Theresia v. K. J. für auffallende Hilfe in Berufsangelegenheiten“ (1935).

In den letzten Kriegsjahren steht die Errettung aus Kriegsnöten und ab 1945 die Heimkehr aus dem Krieg im Vordergrund: „Innigen Dank für Rettung aus Kriegsgefahr — Ostfront 1942“ oder „Eine Mutter dankt der hl. Theresia für wunderbare Rettung ihres Sohnes im Felde“ (1942).

Besonders in der Nachkriegszeit begegnen wir des öfteren auch folgenden Inschriften: „Der hl. Theresia innigen Dank für Hilfe bei Wohnungsbeschaffung. Bitte um weitere Hilfe“ (1955). Nach wie vor wird aber auch immer wieder, auch in den Gnadenbucheintragungen, für Hilfe bei Krankheitsfällen, Prüfungsnöten, Familienangelegenheiten, schweren Geburten etc. gedankt.

Besonders auffallend ist, daß in keinem einzigen Fall ein Anliegen aus dem bäuerlichen Wirtschaftsleben eigens genannt wird, einer der häufigsten Stiftungsgründe bei älteren Votivbildern. Dies verwundert aber weiter nicht, da auch in Tirol der Anteil der Bauern an der Gesamtbevölkerung stark zurückging und außerdem mehr als die Hälfte aller Votanten aus dem heutigen Gemeindegebiet von Innsbruck stammt. In bäuerlichen Anliegen

werden also lieber die „altbewährten“ Gnadenstätten aufgesucht. Desgleichen finden wir nur auf einer einzigen Tafel die bei gemalten Votivbildern so häufig wiederkehrende Formel „Ex voto“¹⁶⁾, und zwar aus dem Jahre 1957.

Auf einigen Tafeln scheint mehr als ein Votationsanlaß auf, z. B.: „Dir kl. Theresia danke ich für die Rettung meines Kindes und für die glückliche Rückkehr meines Mannes aus dem Felde“ (1942).

3. Stifter:

Das Opfersubjekt tritt auf den Tafeln meist nur in Form der Initialen des Votanten auf; manchmal wird nur der Vorname genannt. Dafür ist aber bei 92% der Votivtafeln bzw. Gnadenbucheintragungen der *Herkunftsort* des Stifters angegeben. Dadurch ist es möglich, den Einzugsbereich der Wallfahrt genauer darzustellen, der sich nicht nur auf den Raum um Innsbruck beschränkt, sondern in verhältnismäßig vielen Fällen auch ins Ausland reicht.

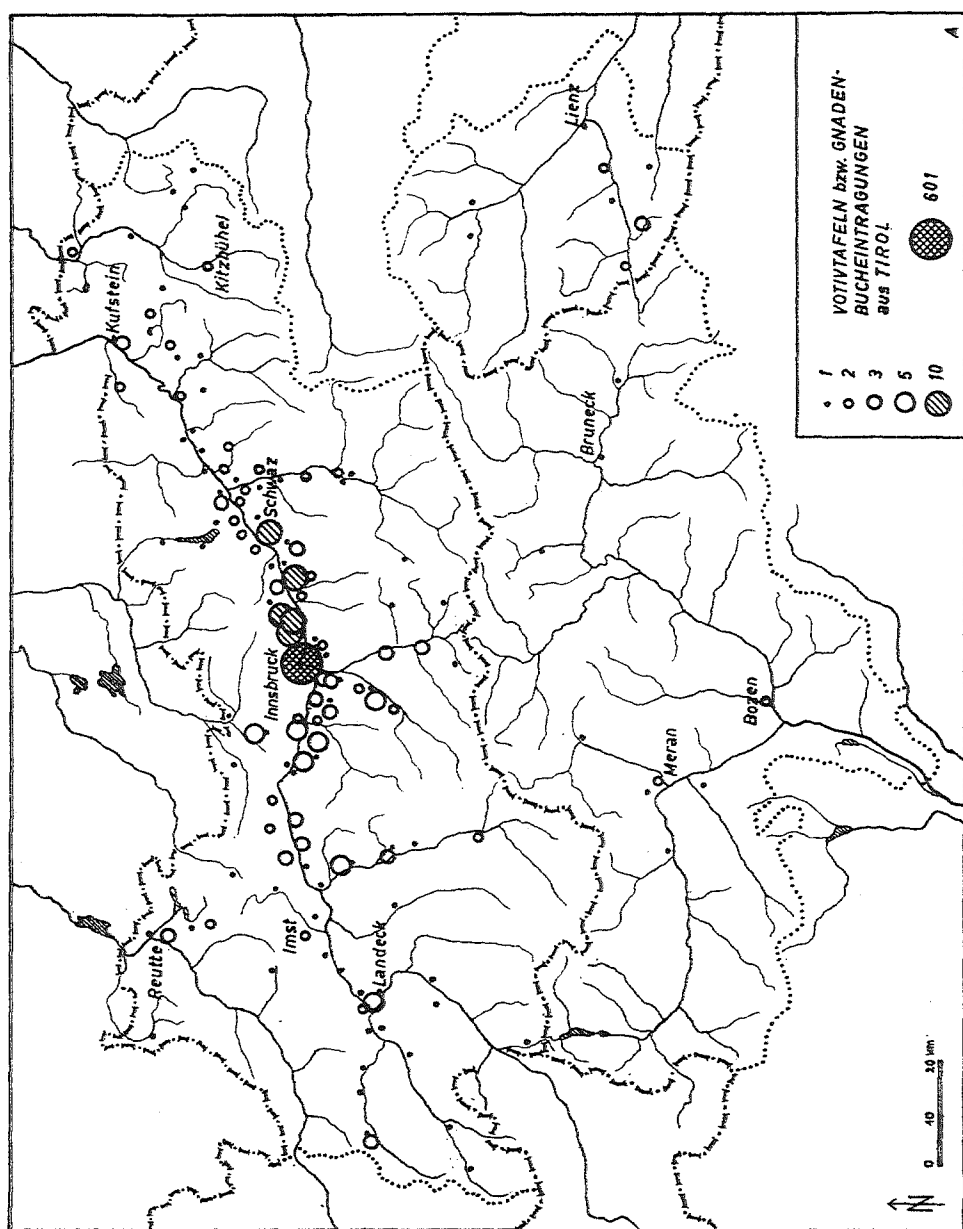
Dementsprechend finden wir auch einige italienische, französische, englische und eine slawische Inschrift, z. B.: „Alla piccola Santa Teresa del Bambino Gesu, Per grazia ricevuta — Riva 1935“, „Glory be to God on high and thanks to his little flower for her powerful intercession — London 1956“, „Reconnaissance — 1942“ oder auch nur „Merci“.

Die Masse der Votivtafeln stammt selbstverständlich aus Nordtirol (881, davon 98 Gnadenbucheintragungen), und hier wieder allein 601 (62) aus Innsbruck. Hierbei ist es bezeichnend, daß als Ortsangabe häufig nicht die heutige Großgemeinde, sondern auch noch nach der jeweiligen Eingemeindung die frühere Bezeichnung gewählt wird (Hötting, Mühlau, Arzl, Amras, Pradl etc.); die Hungerburg selbst wird 15 mal genannt.

Die starke Streuung über ganz Nordtirol wird auf beigegebener Kartenskizze veranschaulicht. Die herrschenden Zeitumstände brachten es mit sich, daß aus Südtirol nur relativ wenige Votanten kamen; von den 11 Angaben stammen 6 erst aus der Zeit nach dem Krieg. Osttirol ist mit 12 (1) Fällen vertreten.

Von den anderen österreichischen Bundesländern steht Wien mit 34 (5) Angaben an der Spitze, gefolgt von Salzburg mit 18 (1) und Vorarlberg mit ebenfalls 18 (3) Ortsangaben. Im weiteren: Steiermark 12 (1) — davon 8 aus Graz —, Niederösterreich 9 (1), Oberösterreich 8 und Kärnten 6 (1).

¹⁶⁾ Vgl. Lenz Kriss-Rettenbeck, Das Votivbild, München 1958. S. 99 f.



Aus Deutschland stammen 51 (10) Belege, und zwar häufig auch aus der Zeit vor und nach dem Weltkrieg, und aus dem übrigen Ausland 28 (3), die bereits kurz erwähnt wurden. Wie aus einigen angegebenen Familiennamen ersichtlich, handelt es sich dabei aber manchmal um ausgewanderte Tiroler (z. B. Tafeln aus Philadelphia, Rio de Janeiro, Catania). Einige Belege, vor allem aus der letzten Zeit — etwa eine Gnadenbucheintragung aus Adelaide/Australien —, sind wahrscheinlich auf den Einfluß durch den Fremdenverkehr zurückzuführen.

*

Auf mehreren Votivtafeln wird nicht nur die kleine hl. Theresia genannt, auf deren Fürsprache eine Anliegenhöhung zurückgeführt wurde, sondern auch noch eine Reihe anderer Heiliger, die zum Teil in keiner Weise eine Beziehung mit dem Gnadenort haben.

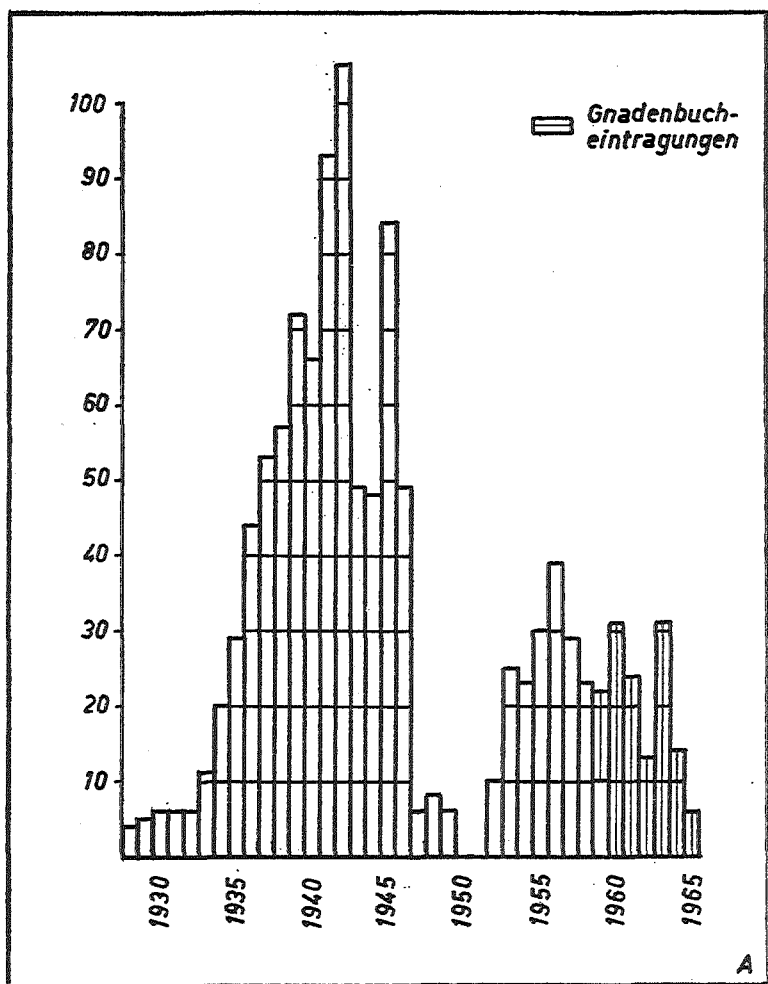
An der rechten Seitenwand der Kirche steht eine Antoniusstatue, in der rückwärtigen Kapelle befinden sich eine Pietà (Plastik) und neuere Gemälde des hl. Judas Thaddäus und des hl. Antonius v. P. Dementsprechend wurden auch die (meist: schmerzhaftes) Muttergottes und diese beiden Heiligen am öftesten erwähnt. Manchmal scheinen auch gleich mehrere Heilige nebeneinander auf; die Tafel mit folgender Inschrift ist auch ein schönes Beispiel für die „volkstümlichsten“ Heiligen unserer Zeit: „Der lieben hl. Theresia, dem hl. Josef, dem hl. Judas Thaddäus und dem hl. Antonius sei herzlich gedankt für ihre Hilfe in meinem schweren Anliegen“ (1942).

Mit Abstand am häufigsten, nämlich 81 mal, wird der hl. Judas Thaddäus, dessen Verehrung erst seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts volkstümlich wurde und der seither als allgemeiner Nothelfer gilt, genannt. Die Muttergottes scheint insgesamt 38 mal auf, darunter je einmal Herz Mariä und Mutter von Fatima. In 21 Fällen wird neben der Titelheiligen der hl. Antonius von Padua erwähnt. Es folgen der hl. Josef¹⁷⁾ und die Armen Seelen mit je 10 Belegen.

Das besonders in Tirol viel verehrte Herz Jesu scheint dreimal, der Göttliche Heiland, Unser Herr im Elend¹⁸⁾ und die Hl. fünf Wunden Christi je einmal auf. Ebenfalls nur in je einem Fall werden die hll. Vierzehn Nothelfer, Monika, Johannes Nepo-

¹⁷⁾ Über die verhältnismäßig erst spät volkstümlich gewordene Verehrung des hl. Josef, der seit 1772 Landespatron von Tirol ist, siehe Hans Hochenegg, Heiligenverehrung in Nord- und Osttirol (= Schlern-Schriften 170), Innsbruck 1965, S. 29—43.

¹⁸⁾ Nach dem einst viel besuchten Gnadenbild in Matrei am Brenner.



muk, der erst 1934 kanonisierte Bruder Konrad und der bei uns ziemlich unbekannte Redemptoristen-Laienbruder (Schneider) Gerard Majella († 1755 bei Neapel), sowie der gottselige P. Jelu-schek genannt.

Darüber hinaus finden wir in 23 bisher unberücksichtigt ge-blichenen Fällen nicht die kleine hl. Theresia, sondern einen ande-

ren Heiligen als einzig aufscheinendes Kultobjekt. Die Gestaltung dieser Tafeln entspricht im wesentlichen den anderen, auch das Rosenattribut ist fast immer verwendet. Sie stammen aus der Zeit zwischen 1939 und 1958.

Allein 17 Votivtafeln dieser Gruppe wurden dem hl. Judas Thaddäus, vier der Gottesmutter und je eine dem hl. Antonius v. P. und dem Lokalheiligen Romedius von Thaur (aus Düsseldorf, 1944) dargebracht. An Votationsanlässen wird meist nur der Dank für eine nicht genannte Hilfe oder eine Anliegenanhörung genannt, drei Tafeln beziehen sich auf einen Krankheitsfall (Judas Th., Muttergottes 2 mal), auf je einer werden Kriegsnot (Judas Th.) und ein Unfall (Judas Th.) erwähnt.

Wie eingangs kurz erwähnt, unterliegt auch die Heiligenverehrung einem steten Wandel. Wie die hier angeführten Statuen und Bilder und die damit zusammenhängenden Nennungen auf den Votivtafeln zeigen, finden wir kaum Heilige, die uns nach wie vor volkstümlich scheinen, deren Kult aber bereits einer früheren Epoche angehört. Mit dem derzeitigen „Bildersturm“ auf künstlerisch wertlose Heiligenfiguren und -bilder in vielen unserer Kirchen — eine von bereits mehreren vorangegangenen Entrümpelungszeiten — wird auch hierin ein neuerlicher Wandel eintreten und eine entsprechende Darstellung der volkstümlichen Heiligenverehrung in den letzten Jahrzehnten erschwert.

*

Wenngleich festzustellen ist, daß die Zahl der Gnadenbucheintragungen nachläßt, bezeugt aber der nach wie vor rege Besuch der Gnadenstätte die anhaltend starke Verehrung der kleinen hl. Theresia auf der Hungerburg. Vor dem Gnadenaltar brennen fast immer mehrere Kerzen und die aufgelegten Andachtsbildchen erfreuen sich regen Zuspruchs. An ihrem Festtag (3. Oktober) bzw. am darauffolgenden Sonntag ist die Zahl der Andächtigen und Hilfesuchenden besonders groß. Als Abschluß der nachmittäglichen Andacht mit Predigt, Litanei zu Ehren der Titelheiligen und sakramentalem Segen wird die Reliquienmonstranz (siehe oben) zum Adorationskuß²⁰⁾ gereicht. Im vergangenen Jahre beteiligten sich an dieser Kulthandlung immerhin nahezu 250 Personen!

Für die kommenden Jahre plant der derzeitige Pfarrseelsorger auf der Hungerburg den Anbau einer eigenen Gnadenkapelle, in die auch die Votivtafeln übertragen werden sollen, sowie eine stilgerechte Restaurierung der Kirche.

¹⁹⁾ Vgl. Handwörterbuch d. dtsh. Aberglaubens, Bd. V, Sp. 845 ff.

zu Assmann, Hungerburg

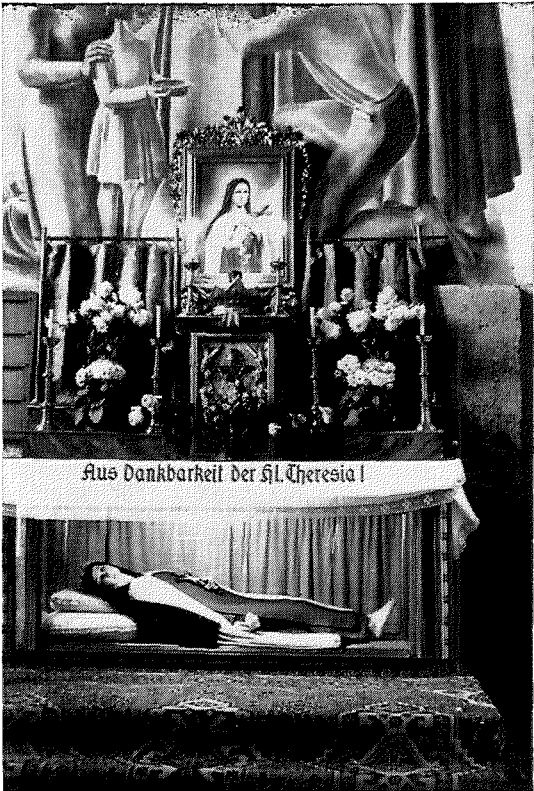
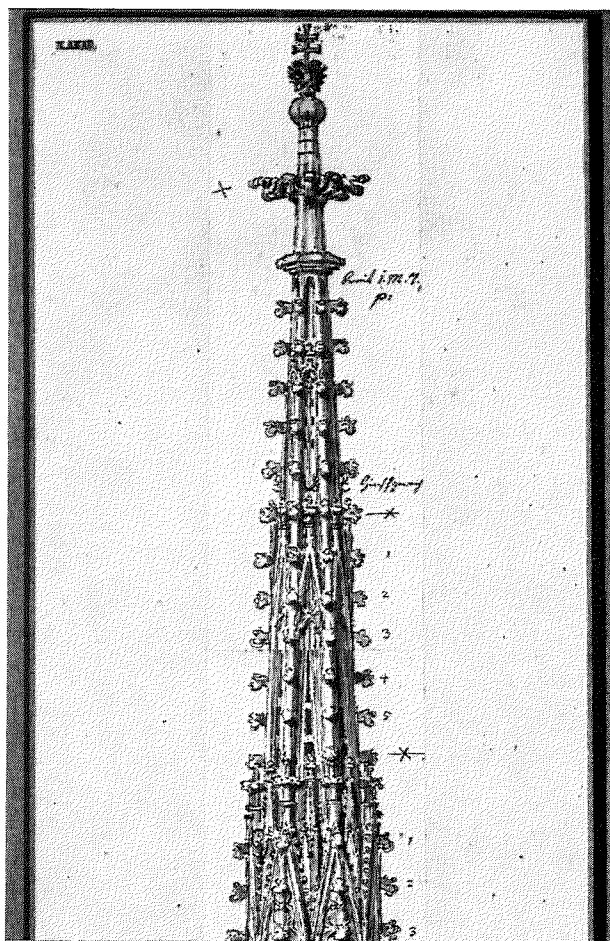


Abb. 1:
Der Gnadenaltar mit
Reliquien der klei-
nen hl. Theresia in
der Hungerburg-
kirche.
(Aufnahmen: D. Assmann)

Abb. 2:
Votivtafeln in der
Hungerburgkirche.





Franz Jäger d. J. (1780—1839)
Aufriß des oberen Drittels des Stephansturmes
mit Hinweisen auf die Hirschgeweihe
(Kupferstichsammlung der Akademie der
bildenden Künste in Wien)

Die Hirschgeweihe von St. Stephan in Wien

(Mit einer Abbildung)

Von Viktor Flieder

An der Spitze des Wiener Stephansturmes, über den obersten Wimpergen des Helms, waren bis in die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts Hirschgeweihe angebracht. Im Jahre 1779 berichtet Ogesser¹⁾, daß unterhalb der Turmspitze an den vier Ecken Hirschgeweihe eingesetzt seien und sich unweit davon ein Relief befinde, das eine Viehweide darstelle. Nach seiner Vermutung handelt es sich dabei um Erinnerungen an die ehemals in dieser Gegend befindlichen Waldungen und Weiden. Darauf führt er ferner den noch zu seiner Zeit geübten Brauch zurück, daß am Kirchweihfest, das am ersten Sonntag nach Ostern begangen werde²⁾, an den von vier Seiten der Türmerstube herausgesteckten Fahnen Schafglocken angebracht seien.

Dieselben Angaben über die Hirschgeweihe und das Relief finden sich bei einem Anonymus vom Ende des 18. Jahrhunderts³⁾ und im Werke Hormayers von 1824⁴⁾. Besonders aufschlußreich aber sind die Angaben von Geusau⁵⁾, nach dessen Bericht um das Jahr 1551 auf die oberen acht Spitzen des Stephanssturmes Hirschgeweihe „wider das Einschlagen des Donners“ aufgesetzt wurden, weil man damals geglaubt habe, diese seien Verwahrungsmittel gegen den Blitz, da man noch niemals gehört hätte, daß ein Hirsch vom „Donner“ getroffen worden sei. In der

¹⁾ J. Ogesser, Beschreibung der Metropolitankirche zu St. Stephan in Wien, 1779, S. 42. Im Jahre 1685 erwähnt bereits J. M. Testarello della Massa die Geweihe, welche er als Erinnerung an eine ehemalige Jagdgegend auffaßt und die zum Kirchweihfest ausgesteckten Fahnen, die mit an kurzen Ketten befestigten Kuh- und Gaisschellen behängt seien (Wiener Dombauvereinsblatt, 2. Serie, 13. Jg., Nr. 24/25 vom 15. VI. 1893, S. 9).

²⁾ Zur Erinnerung an die Chorweihe vom 23. IV. 1340.

³⁾ Anonym, Die Merkwürdigkeiten des St. Stephansdomes in Wien (1797) S. 29.

⁴⁾ J. v. Hormayr, Wien — seine Geschicke und seine Denkwürdigkeiten II, 1, 1 (1824) S. 71 f.

⁵⁾ A. v. Geusau, Geschichte der Haupt- und Residenzstadt Wien IV (1793) S. 182 f.

Anmerkung dazu bringt er eine bisher in der neueren Domliteratur unbekannte Stadtturkunde vom 2. X. 1551: „Bürgermeisters und Rath's Befehl an H. Christoph Enzianer, des inneren Rath's und Ober Stadt Kamerer. Dem Herrn Obersten Jägermeister der N. Oester. Landen Hr. Erasmen von Liechtenstein zu Karnaydt ein Dreiling guten Most in drein Vaslein im Nahmen gemeiner Stadt zu verehren. Nachdem dieser 8 Hirschen Gestiemk gutwillig dargegeben, welche auf den St. Stephansturn oben auf die 8 Schäft oder Eck aufgemacht worden, die für Einschlahung des wilden Feuers und Donners dienstlich seyn sollen.“

Dieser Quelle zufolge wurde also die Anbringung der Geweihe vom Bürgermeister und Rat der Stadt Wien angeordnet, die damals mit Hilfe des ihrer Aufsicht unterstehenden Kirchenmeisteramtes die „Kirchenfabrik“ des Domes, die das Kirchengebäude mit dem dazugehörigen Vermögen umfaßt, verwalteten ⁶⁾).

Während die älteste Einzelabbildung des Domes, der Holzschnitt im Wiener Heilthumbuch von 1502 ⁷⁾, noch keine Geweihe am Turm zeigt, ist auf dem van Dalenschen Stich von 1645 ⁸⁾ das an der Südseite des Helms angebrachte Geweih zu sehen, das auch der Stich von Salomon Kleiner aus dem 18. Jahrhundert ⁹⁾ zeigt.

Besonders aufschlußreiche Bilddokumente sind zwei in jüngster Zeit im Rahmen kunsthistorischer Untersuchungen aufgedeckte Baupläne auf dem Anfang des 19. Jahrhunderts, die mich zu dieser Untersuchung überhaupt anregten.

In der Kupferstichsammlung der Wiener Akademie der Bildenden Künste befindet sich ein Aufriß des oberen Drittels des Stephansturmes, der von Franz J ä g e r d. J. (1780—1839) gezeichnet wurde ¹⁰⁾. Jäger war leitender Steinmetzwerkmeister bei der von Hofarchitekt Johann A m a n durchgeführten Restaurierung des Turmhelms ¹¹⁾, die — entgegen der bisher in der Literatur ¹²⁾ vertretenen Ansicht, die sie nur in das Jahr 1810 setzte, in den Jahren 1810 bis 1816 erfolgte ¹³⁾. Auf diesem Plan sind drei Geweihe zu sehen, wovon die auf der Nord- und Südseite befindlichen unmittelbar über den Kreuzblumen der obersten Wimperge sitzen, während das der Westseite (im Bild vorne) etwas höher

⁶⁾ L. D o n i n, Der Heilige Stefan und die Stefaner (1873) S. 198 f.

⁷⁾ Österr. Kunsttopographie XXIII (1931) S. 41, Abb. 11.

⁸⁾ Kunsttop. XXIII, S. 61, Abb. 21.

⁹⁾ Einzelneudruck (1965) „Stephansdom“.

¹⁰⁾ Skizze, Feder, Tusche laviert, 478 × 96 mm, Ak. Nr. 16167, s. Abb.

¹¹⁾ H o r m a y r, a. a. O., S. 85.

¹²⁾ Kunsttop. XXIII, S. 66.

¹³⁾ Fasz. „St. Stephans Turmbaulichkeiten 1810—1816“, Wien, Archiv des Kirchenmeisteramtes von St. Stephan, L. Curhaus.

angebracht ist. Rechts davon steht sogar der Vermerk „Hirschgeweih“.

Im Bildarchiv der Österreichischen Nationalbibliothek¹⁴⁾ befindet sich eine photographische Platte, die einen Bauplan mit einem Aufriß und Durchschnitt des Stephansturmes von der Uhr bis zur Spitze zeigt. Er trägt die Bezeichnung „Nach der Natur gezeichnet von Johann P o r s c h n o p f s k y Maurerpolier bey der Thurm Reparation“. Der Katalog des Bildarchivs, der die Herkunft des Photos leider nicht nennt, führt, wohl irrtümlich, das Datum der Restaurierung Paul Sprengers 1839—1842 an. Das Original ist nicht auffindbar, es befindet sich weder in der Nationalbibliothek, noch im Historischen Museum bzw. im Archiv der Stadt Wien oder in der Akademie der Bildenden Künste. Im Historischen Museum der Stadt Wien befindet sich eine zweite originale Ausfertigung dieses Planes, die aber unserem Photo nicht zugrunde liegt. Sie zeigt kleine Abweichungen, so ist der Fensterbogen unter der Uhr spitzer, vor allem aber zeigt sie keine Hirschgeweihe. Diese grau und braun lavierte, 96 × 62 cm große Federzeichnung trägt am unteren Rand die Inschrift „Von Preschnopfsky gezeichnet“. Nicht auf dem Plan selbst, aber im Katalog des Historischen Museums und im Katalog des Archivs der Stadt Wien, aus dem der Plan in das Museum gelangt ist, wird als Jahr der Zeichnung 1814 angegeben. Bei der Restaurierung unter Aman 1810—1816 läßt sich zwar Johann Preschnopfsky nicht nachweisen, aber ein Mathias P r e s c h n o w s k y wird als mitarbeitender Zimmermeister genannt¹⁵⁾. Es ist anzunehmen, daß letzterer unserem Meister, als seinem Verwandten, den Auftrag zu dieser, wohl wegen des eingetragenen Gerüstes angefertigten Zeichnung gab. Somit ist die Datierung 1814 für die Preschnopfskypläne zutreffend.

Der Plan des Bildarchivs zeigt deutlich die drei auch auf dem Plan Jägers in der Akademie zu erkennenden Geweihe.

Da Hormayr noch 1824 die Hirschgeweihe beschreibt, überdauerten sie somit die Restaurierung von 1810—1816, fielen aber der Abtragung der Turmspitze unter Hofbaurat Paul S p r e n g e r, die vom 19. August 1839 bis zum 25. August 1840 durchgeführt wurde¹⁶⁾, zum Opfer. Damals wurde sicher auch das wohl bereits stark verwitterte Relief der „Viehweide“, von dem sich

¹⁴⁾ Sign. St. 3030. Für die Mitteilung danke ich Frl. M. Z y k a n, cand. phil., Wien, von der die kunstwissenschaftliche Bearbeitung dieser Pläne durchgeführt wird.

¹⁵⁾ H o r m a y r, a. a. O., S. 85 u. zit. Fasz. des Kirchenmeisteramtes.

¹⁶⁾ Kunsttop. XXIII, S. 67.

keinerlei Spuren mehr vorfinden, entfernt. Da dieses Relief auf den vorhandenen Plänen nicht eingezeichnet ist, läßt sich sein genauer Standort nicht feststellen, vielleicht war es unterhalb der Geweihe am breiter werdenden Teil des Helms angebracht. Ein Plan der am 20. Oktober 1842 vollendeten neuen Turmspitze¹⁷⁾ zeigt die Geweihe nicht mehr. Sie finden sich auch nicht in der sehr ausführlichen Beschreibung des Domes von 1843¹⁸⁾.

Nach der Urkunde von 1551 wurden acht Geweihe angebracht. Die Abbildungen des 17., 18. und 19. Jahrhunderts lassen jedoch nur auf vier Geweihe schließen, ebenso die Beschreibungen von Ogesser und Hormayr. Es ist daher anzunehmen, daß die ursprünglich an den Eckdiensten befestigten, besonders exponierten Geweihe schneller verwitterten und deshalb bald wieder entfernt werden mußten, was vielleicht im Zuge der durch das Erdbeben von 1590 notwendig gewordenen umfangreichen Turmrestauration von 1590/91¹⁹⁾ erfolgte.

Auf Grund der Urkunde ist anzunehmen, daß die Geweihe erstmals im Jahre 1551 angebracht wurden. Ob spätere Auswechselungen erfolgten, ist nicht feststellbar.

Der Anlaß zur Anbringung der Geweihe waren die wiederholten Blitzschläge, durch die der Turm, z. B. in den Jahren 1449 und 1514²⁰⁾ schwer beschädigt wurde. Der durch sie erwartete Blitzschutz kann nur auf eine ihnen zugeschriebene apotropäische Wirkung zurückgeführt werden. So trägt man mancherorts in Österreich ein Stück Geweih als Amulett gegen den Blitz bei sich²¹⁾. Im Altertum wurden Geweihe als Opfer oder Weihegeschenke der Jagdgöttheit aufgehängt, ihnen kam in urgeschichtlicher Zeit bei den Griechen, in romanischem und germanischem Gebiet eine apotropäische Bedeutung zu.

Auf dem Kirchendach von St. Michael in der Wachau, dessen Firstfiguren als Darstellung der Wilden Jagd gedeutet werden, ist auch eine Hirschfigur angebracht.

Bei der Hochzeit des Herzogs Georg von Brieg im Jahre 1582 wurden auf alle Giebel Hirschhörner gesetzt²²⁾, was aber vielleicht nicht hierher gehört.

¹⁷⁾ J. T r o s t, Der Umbau der oberen Pyramide des Wiener Stephans-turmes (L. Försters Allg. Bauzeitung 1843, Taf. II).

¹⁸⁾ F. T s c h i s c h k a, Die Metropolitankirche zu St. Stephan in Wien, 1843, pass.

¹⁹⁾ O g e s s e r, a. a. O., S. 34 f.

²⁰⁾ O g e s s e r, a. a. O., S. 32 f.

²¹⁾ Österr. Zeitschrift für Volkskunde, Bd. 33, S. 21.

²²⁾ Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens IV, Sp. 101.

Der mittelalterlichen Sage nach reiten dem Tode Verfallene auf Hirschen, ebenso dämonische Wesen. Nach einer Schwarzwaldsage reitet der Wilde Jäger auf einem Hirsch²³⁾.

In hessischen, sächsischen und bretonischen Sagen erscheint der Hirsch als Todesbote²⁴⁾.

Der Hirsch als chthonisches Tier stellt somit ein altes Wissen dar, von dem eine Linie zu den Hirschgottheiten, z. B. dem keltischen, hirschköpfigen Gott Cernunos, führt²⁵⁾. — Die Hirschmasken der Teilnehmer an dem aus dem Totenkult hervorgegangenen „horne-dance“ in Abbots Bromley in Staffordshire wurden noch im 19. Jahrhundert im Kirchturm aufbewahrt²⁶⁾.

In christlicher Zeit wurde die Bedeutung des Tieres seit den Kirchenvätern, entsprechend der Lehre des alexandrinischen Physiologus, dadurch motiviert, daß der Hirsch ein Feind des Drachens sei und somit ein Symbol des Herrn, der den großen Drachen, Satan, besiege²⁷⁾.

In diesem Zusammenhang sei auf die Sturmsagen von St. Stephan hingewiesen. Alte Wiener Sagen geben mehrere Erklärungen dafür, warum einen großen Teil des Jahres ein mehr oder minder heftiger Wind den Dom umbrause. Es soll dies das Wirken des Wind- und Regenteufels sein, der einst den Bau der alten (d. h. ersten) Kirche verhindern wollte. In diesem Sturm sei das Ächzen und Stöhnen menschlicher Stimmen zu vernehmen²⁸⁾.

Diese Sagen deuten darauf hin, daß man im Mittelalter die Kirche von Dämonen, darunter den Geistern Abgeschiedener (man denke an den das Gotteshaus umgebenden Friedhof), umbraust dachte. Von der Beziehung des Hirsches zu den Toten und der Wilden Jagd wurde bereits berichtet. Es ist somit anzunehmen, daß, wenn auch vielleicht unbewußt, die Anbringung von blitz- und damit überhaupt wetterabwehrenden Geweihen zu St. Stephan auf solche Vorstellungen zurückzuführen ist. Das Relief der sogenannten „Viehweide“ war wohl, ähnlich den Dachfiguren zu St. Michael in der Wachau, eine Darstellung der Wilden Jagd. Solchen Darstellungen liegt ein apotropäischer Gedanke zugrunde. So wissen wir z. B. vom Aufstecken eines aus einem Buschen ausgeschnittenen Abbildes des Wilden Jägers zur Abwehr der Wil-

²³⁾ Handwörterbuch IV, Sp. 93.

²⁴⁾ Handwörterbuch IV, Sp. 102.

²⁵⁾ J. de Vries, Keltische Religion, 1961, S. 104 ff.

²⁶⁾ R. Stumpf, Kultspiele der Germanen, 1936, S. 187, Anm. 173.

²⁷⁾ Handwörterbuch IV, Sp. 97.

²⁸⁾ F. Kießling, Die Stefanskirche, der Stock im Eisen und der Rote Turm in Wien, 1924, S. 19.

den Jagd und des Schimmelreiters²⁹⁾. Gerade das eigene Abbild sollte ihn vertreiben bzw. zum Weiterziehen veranlassen. — Den Glöcklein der alten Turmfahnen wurde wohl auch eine dämonenabwehrende Kraft zugeschrieben³⁰⁾.

Es sei noch darauf hingewiesen, daß sich die Giebelkanten der Ziergiebel des dritten Geschoßes an der Westseite der beiden Heidentürme des Domes (aus der 1. Hälfte des 13. Jh.) hakenförmig überschneiden. Wir haben es dabei m. E. mit stilisierten Pferdeköpfen zu tun. Auch sie stehen dann vielleicht in Zusammenhang mit der Abwehr der Dämonen, die man sich besonders von Westen her anstürmend dachte. Der über die bösen Geister siegende hl. Michael war deshalb Patron der Westwerke mittelalterlicher Kirchen. Zu St. Stephan steht sein Standbild am oberen Abschluß der Westfassade. Ferner war ihm ursprünglich die später dem hl. Bartholomäus dedizierte obere Südwestkapelle geweiht.

Das Vorkommen von Hirschgeweihen und Pferdeköpfen am gleichen Bauwerk in der frühgeschichtlichen Sage zeigt Beowulfs Hirschhalle (heort, heorat)³¹⁾

Die Hirschgeweihe von St. Stephan gehen somit auf die vorzeitliche kultische Bedeutung der Hirsche als chthonische Tiere zurück. Gerade durch ihre Weihe an die Totengeister sollten sie diese zum Weiterziehen veranlassen, um so das Gebäude vor Beschädigungen durch sie zu bewahren. Ob diese Vorstellungen zur Zeit ihrer Anbringung (1551) noch klar bewußt waren, läßt sich nicht mit Sicherheit feststellen. Möglicherweise zeigt die Brieger Hochzeit von 1583, daß im 16. Jahrhundert noch den Geweihen eine schützende, glückbringende Bedeutung zugeschrieben wurde³²⁾.

²⁹⁾ W. K r i e c h b a u m, Unsere Volkssagen und ihre Bedeutung für die Heimatkunde (Rieder Heimatkunde 19, 1932, S. 88 f.).

³⁰⁾ Vgl. Handwörterbuch III, Sp. 869.

³¹⁾ J. G r i m m, Deutsche Mythologie, Bd. III, 4. Aufl., S. 190.

³²⁾ Der Einfluß des alten Hirschkultes auf den Volksglauben wird noch weiter zu untersuchen sein.

Für sehr wertvolle Aussprachen und Literaturhinweise danke ich Herrn Univ.-Doz. Dr. E. Burgstaller, Linz a. d. D.

Das Begräbnis parodierende Spiele in der ungarischen Volksüberlieferung

(Mit 6 Abbildungen)

Von Zoltán Ujváry

Die das Begräbnis nachahmenden, die Leichenfeier parodierenden Spiele waren im ungarischen Sprachgebiet außerordentlich beliebt. Der Brauch hat sich in einigen Gegenden bis in die jüngste Zeit erhalten. Das Spiel ist in der ungarischen Volksüberlieferung bei verschiedentlichen Gelegenheiten vorzufinden. Laut Aufzeichnungen aus dem 17. Jahrhundert wurde es bei der Gelegenheit einer richtigen Leichenfeier mit Tanz und Musik um einen sich tot stellenden Burschen teils im Hause des wirklichen Toten, teils im Friedhof vorgeführt. In dem aus 1683 stammenden „Ungarischen oder Dacianischen Simplicissimus“ wird der Brauch folgendermaßen beschrieben: „Sonsten habe ich auch in jeder ungarischen Stadt bei einer Leiche einen sonderbaren Tanz gesehen, da legte sich einer mitten in die Stube, streckte Hand und Fuß von einander, das Angesicht war ihm mit einem Schnupftuch verdeckt, er lag da und regte sich gar nicht. Da hieß man den Spielmann den Toten-Tanz mit dem Bockpfeiffer machen. Sobald dieser anhub, giengen etliche Manns- und Weibspersonen singend und halb weinend um diesen liegenden Kerl, legten ihm die Hände zusammen auf die Brust, banden ihm die Füß, legten ihn bald auf den Bauch, bald auf den Rücken, und trieben allerhand Spiel mit ihm, richteten auch solchen nach und nach auf und tanzten mit ihm, welches gar abscheulich zuzusehen, weil sich dieser Kerl im geringsten nicht regte, sondern eben wie sie ihm die Glieder richteten, also gleichsam erstarrt dastand.“¹⁾

Bei Gelegenheit einer richtigen Beerdigung ist der Tanz um einen sich tot stellenden Burschen schon völlig unbekannt. Umso

¹⁾ Arnold Ipolyi, *Magyar Mythologia* (Ungarische Mythologie). Pest 1854. S. 561. — Marián Réthelyi Prikel, *Magyar halottas tánczok* (Ungarische Totentänze). (Ethnographia, 12. Jg., Budapest 1906. S. 167 bis 172). — Péter Morvay, *A templomkertben, temetőben és halotti toron táncolás, s a halottas-játék népszokásához* (Zum Brauch des Tanzes im Kirchhof und beim Leichenschmaus und der Totenspiele). (Ethnographia, 62. Jg. Budapest 1951. S. 76).

größer war aber noch in jüngster Vergangenheit die Popularität des Begräbnisspieles bei der Hochzeit und zu Fastnacht. Im Laufe meiner eigenen Forschungen in den Dörfern der Großen Ungarischen Tiefebene und Ostungarns zeichnete ich mir viele Totenspiele auf und beobachtete sie an Ort und Stelle. In den Dörfern der Großen Ungarischen Tiefebene ließ es sich schwerlich vorstellen, daß eine Hochzeit ohne das Aufführen des das Begräbnis parodierenden Spieles beendet werden könne. Vor einem halben Jahrhundert wurde dieses Spiel auch noch in Debrecen bei Vorstadthochzeiten aufgeführt. Der Text des Spieles ist stark obszön. Die Obszönität kommt auch in Hinsicht der Form zum Ausdruck. Wahrscheinlich ist dies die Ursache, weshalb die Beobachter des Volkslebens dieses Spiel des Aufzeichnens nicht würdig hielten und so davon bis zu den jüngsten Jahren keine eingehendere Beschreibung publiziert wurde.

In den Dörfern der Großen Ungarischen Tiefebene wurde das die Leichenfeier parodierende Spiel zumeist zur Mitternachtsstunde aufgeführt. Mitwirkende des Spieles waren nur Männer. Die Frauenrollen wurden auch von Männern dargestellt. Der sich tot stellende Bursche wurde auf eine Bank oder auf eine Leiter gelegt. Sodann deckte man ihn mit einem Leintuch oder einem Kotzen zu. Ein Bursche verkleidete sich als Geistlicher und ein anderer als Kantor. Sie waren es, die das Zimmer als erste betraten.

Nach ihnen wurde der „Tote“ gebracht. Nach dem „Toten“ schritten seine Frau und seine Kinder. Die Hochzeitsgäste und ihre Kinder. Die Hochzeitsgäste machten den Mitwirkenden des Spieles, welche die einzelnen Momente der Leichenfeier immer mit tiefstem Ernst zu Ende spielten, in der Mitte des Zimmers Platz. Der als Kantor verkleidete Bursche begann das Zeremoniell mit einem Lied obszönen Inhalts. In einigen Varianten bestand das Eingangslied aus dem Anführen der Namen der Monate. Der Kantor begann mit schleppender singender Stimme: Januar. Die die Totenklage Singenden sangen ihm nach: Januarius. Der Kantor ergänzte den „Text“ immer mit dem Namen eines neuen Monats, die Klagenden antworteten immer mit dem Wort „Januarius“. Nachdem der Kantor die Namen aller zwölf Monate hergesungen hatte, hielt der Geistliche seine Leichenrede und betete sein Gebet. Das wichtigste Moment des Spieles, durch das bei den Anwesenden das größte Interesse hervorgerufen wird, ist die Predigt des Geistlichen. Der vom Geistlichen hergesagte Text wurde so zusammengestellt, daß die Wendungen und der Aufbau der bei wirklichen Leichenbegängnissen gehaltenen Leichenreden

in Betracht gezogen wurden, doch die gebrauchten Ausdrücke waren so drastisch und obszön, daß keine einzige Variante dieser Reden im vollen Umfange veröffentlicht werden kann. Aus den publizierbaren Teilen möchten wir hier einige Beispiele vorlegen:

„Betrübte Gemeinde! Unsere frohe Laune ist dahin, alles wendete sich zum Jammer! Doch es wäre kein Jammer über uns gekommen, wenn das Fundament unseres Hauses nicht zusammengestürzt wäre. Varga Pál selig ist heimgegangen. Die Worte unserer Leichenrede stehen in der Bibel, im Evangelium des Matthäi folgendermaßen geschrieben: Würmer und Krähen mögen beide Augen dieses unseren Bruders herausfressen. Er hatte den Ehebund mit seinem klagenden Weib gebunden, das von ihm zahlreiche Sprößlinge gebär. Außer den Anwesenden brüllen noch neun in der Herde. Tretet also näher, ich will das Erbe des Verstorbenen unter Euch verteilen! Sein erster Sohn bist du, Peter. Du hast deinen Vater oft betrogen, deshalb mögen deinen runden Hintern die Hunde zerbeißen. Sein anderer Sohn wärest du, Jóska. Die Grabrede für dich steht schon fertig geschrieben. Der Henker soll dich erhängen! Sein dritter Sohn bist du, Pál. Möge dir die Krähe die Augen aushacken! Tritt auch du näher, du sein lieber Sohn Lajos. Dein Körper soll von Läusen übersät sein! Die erste Tochter bist du, Eszter. Wenn du dich balgst, fällst du immer untenhin. Die zweite Tochter bist du, Zsuzsánna, so oft ich dich bat, gabst du mir immer, legtest dich sofort auf den Rücken. Die dritte Tochter bist du, Piroska. Leg' dich nieder mit dem Geistlichen des Toten.“ Und so weiter.

Während der Rede des Geistlichen werfen sich die Angehörigen auf den Toten und jammern. Seine Frau sucht den Penis des Toten. Der den Toten darstellende Bursche steckt durch die ins Leintuch oder den Kotzen geschnittene Öffnung einen Maiskolben oder eine Möhre heraus. Die Frau streichelt das Ding, und hin und wieder ertönt ihr Aufschrei während der Rede: „Oh, nur um das eine ist mir leid!“

In mehreren Varianten erscheint der den Toten „auferstehen“ lassende Wunderdoktor. Der Versuch, um den Toten vom Tode zu erwecken, der Moment, wenn sich der Tote in die Luft erhebt, war für die das Spiel nicht kennenden Zuschauer immer sehr eindrucksvoll. Das **W i e d e r b e l e b u n g s m o m e n t** schien in der Mitte des vorigen Jahrhunderts in Szentes einem reformierten Geistlichen gelegentlich einer Hochzeit, an der er teilnahm, derartig wahrheitsgetreu und wirklich zu sein, daß er sich angeblich im Zusammenhange mit dieser beobachteten Erscheinung an einen naturwissenschaftlichen Fachmann um Erklärung wandte. Bei dieser Spielvariante geschah das Moment der Belebung folgendermaßen. Die an beiden Seiten des Toten stehenden Burschen heben die Ränder des den Toten bedeckenden Kotzens oder Leintuches ein wenig in die Höhe und blasen Luft darunter. Nach einer Zeit erhebt sich der Tote in die Luft. Die das Spiel nicht kennenden Zuschauer verfolgen diese Szene sehr beeindruckt. Das sich Er-

heben des Toten wird so gelöst, daß während der Zeit, während die Luft unter das Leintuch geblasen wird, ein Bursche behutsam unter die Bank, worauf der Tote liegt, kriecht, und diese Bank mit seinem Rücken in die Höhe hebt.

In mehreren Varianten des Spieles kommt der Wunderdoktor zum Toten. Seine Injektionsnadel hatte er von einem Sonnenblumenstengel verfertigt. Er hob das Innere eines 40 bis 50 cm langen Sonnenblumenstengels aus und stopfte den ausgehöhlten Stengel mit Mehl voll. Das Mehl blies er ins Gesicht des den Toten Darstellenden, worauf dieser sofort aufsprang. Der Arzt blies auch auf die Zuschauer Mehl, wodurch eine große Heiterkeit, Lachen und ein mächtiges Durcheinander entstand.

Das Begräbnisspiel wurde in der Großen Ungarischen Tiefebene auch bei Gelegenheit der Ernte gespielt. Wenn zur Erntezeit wegen des Regens eine Zwangspause eingeschaltet werden mußte, trugen die Erntearbeiter in ihrer Unterkunftstätte das Leichenbegängnis zwecks ihrer eigenen Unterhaltung vor. In Nádudvar (Komitat Hajdu-Bihar) müssen die Garbenbinderinnen den zugedeckten Toten anschauen. Der mit dem Kotzen zugedeckte Bursche machte inzwischen seine Hose auf, so daß, als die das Spiel bis dahin nicht kennenden Mädchen den Kotzen aufhoben, um den Toten zu besichtigen, nicht nur den imitierten Phallus, sondern den Penis des Burschen zu sehen bekamen. Diese Szene war immer von viel Gekreisch und Lachen begleitet. Oft wurde dem Burschen, der seinen Penis zeigte, ein Streich gespielt. Eine ältere Frau warf ihm Wagenschmiere auf sein Geschlechtsorgan, die er dann nur mit großer Mühe wegbringen konnte.

Das Totenspiel, wie darauf hingewiesen wurde, ist oder war auf dem ungarischen Sprachgebiet beinahe überall bekannt. Auf der Großen Ungarischen Tiefebene ist es nicht mit kalendarisch vermerkten Gelegenheiten verbunden. Demgegenüber wurde es auf anderen ungarischen Sprachgebieten in erster Reihe zur Fastnacht aufgeführt. Begräbnis-parodierende Spiele konnten aber auch bei Hochzeiten im Dunántal (hauptsächlich im Komitat Banya) gefunden werden.

Die zur Fastnacht aufgeführten Totenspiele sind außerordentlich abwechslungsreich. Unter den Fastnachts-Totenspielen gibt es einen viel größeren Unterschied als unter den Hochzeits-Totenspielen. Zur Faschingszeit ist der Tote nicht immer eine lebende Person, sondern sehr oft nur eine Strohfigur, oder ein verendetes Tier, ja sogar nur ein den Sarg ersetzender umgestürzter Trog. Auch in den Momenten der Totenbestattung zeigen sich große Unterschiede. Einigen Varianten der Totenspiele

zu U j v á r y, Begräbnisparodierende Spiele



1. Die Klage um den „Toten“
Panyola, Komitat Szabolcs-Szatmár



2. Der „Tote“ wird aus dem Haus getragen
Panyola, Komitat Szabolcs-Szatmár

kann man nur bei den Fastnachtsumzügen finden. In diesen kommen in erster Reihe die Momente des Begrabens, des Vorübergehens vom Winter, vom Fasching zum Ausdruck. Dem Spiel schließt sich kein Text an, Leichenpredigt gibt es nur eine ganz kurze, oder sie fehlt völlig. Die den Toten darstellende Person, die Strohuppe, der Trog oder irgendeine andere Imitation wird durch das Dorf getragen und am Dorfe im Schnee vergraben, die Strohuppe wird verbrannt oder in Stücke gerissen. Die Vorlegung der hierher gehörenden Typen, der Varianten, kann in dieser Publikation nicht vorgenommen werden. Hier beschäftige ich mich noch mit denjenigen Spielen, die zur Faschingszeit in den Spinnstuben, das Leichenbegängnis parodierend, in entsprechender Rollenverteilung mit Text und Gesang aufgeführt wurden.

Die Faschings-Leichenbegängnisparodien weisen eine überraschende Ähnlichkeit, ja sogar Analogie mit den Hochzeits-Totenspielen auf. In Ostungarn, im Komitat Szatmár haben die Mädchen im vorigen Jahrzehnt zur Faschingszeit noch in mehreren Dörfern gemeinsam im Hause je eines Landwirtes gesponnen. Während der Faschingsperiode besuchten die Burschen die Spinnstuben der Reihe nach bei mehreren Gelegenheiten, und führten verschiedene Spiele vor. Beliebt waren die Spiele mit Tiermasken; solche waren z. B. die Ziege, das Pferd, der Bär, der Storch. Die Zahl der ohne Tiermasken gespielten Spiele und Szenen ist sehr hoch. In einem Teil der hierher gehörenden Spiele wird die Szene von mehreren Darstellern vorgeführt. Bevor aber das Schauspiel vorstellungsreif wird, wird tüchtig organisiert, gelernt, geübt, da das mit einem Text verbundene Spiel eine genaue, kollektive Zusammenarbeit erfordert. Unter die größten Spiele mit mehreren Darstellern gehören in den Dörfern von Szatmár die folgenden: die die Hochzeit nachahmende Szene, das Betyáren-Spiel, das Zigeunerhauptmann-Spiel und die das Leichenbegängnis parodierende Szene. Ich hatte Gelegenheit all diese an Ort und Stelle beobachten und von den Szenen Photoaufnahmen machen zu können.

Darsteller des Faschings-Totenspieles sind: der Geistliche, der Kantor, der Tote, die Frau des Toten, seine Kinder, Klageweiber, Totengräber und der Glöckner. Gespielt wird ausschließlich von Burschen. Der Glöckner tritt in die Spinnstube und bittet um Erlaubnis das Stück aufführen zu dürfen. Der Tote wird von den Totengräbern auf einer Leiter oder auf ihren Schultern getragen. Nach dem Toten kommen: die Frau des Toten, seine Kinder, der Kantor und die Klageweiber. Der Tote wird in der Mitte der Spinnstube auf einen Tisch gelegt. Das Leichenbegängnis beginnt

damit, daß sich die Angehörigen des Toten auf den Leichnam werfen, die Klageweiber aber laut jammern. In der Leichenrede des „Geistlichen“ gibt es schlüpfrige, obszöne Ausdrücke, Sätze. Als Parallele zum oben gezeigten Beispiel zitieren wir aus dem Teilen, die vorgelegt werden können:

„Es komme Segen und Hilfe vom großäugigen Juppiter, der den Amboss und den Hammer, die verschiedenen Werkzeuge schuf. Amen. Die heiligen Worte, auf Grunde deren ich an diesem betrübten Trauertage meine Betrachtungen anzustellen wünsche, stehen geschrieben in der siebenundsiebzigsten Rockfalte der alten Weiber und lauten folgendermaßen: Schon lange stehen wir gebeugt vor der Bahre, auf der wir den erkalteten Leichnam Petykó Szopodi's sehen. Meine lieben Kinder, zu Euch spreche ich jetzt, nehmet von mir meinen letzten Segen. Möge die Krähe euch allen die Augen aushacken. Damit soll sie das ganze Komitat Szatmár durchziehen. Aus eurem Haar baue sich der Storch ein Nest, das der Sturmwind kreuz und quer zerschlepe. Taub sollt ihr werden, einanders Wort nie verstehen! Zu guter letzt hol euch der Teufel, der Henker soll euch den Strick umbinden“, u. s. w.

Unerläßlich sind die sich auf den Penis des Toten beziehenden Bemerkungen und die Darstellung desselben durch irgendeinen Gegenstand. Das Spiel wird damit beendet, daß die zwei Totengräber den Toten aus der Spinnstube tragen. (Abb. 1—6.)

Eine beliebte Variante der im Zimmer vorgetragenen Totenszenen ist diejenige, in der die Hauptrolle von einem sich stumm stellenden Darsteller gespielt wird. Sie wurde bei Hochzeiten, hauptsächlich in der Großen Ungarischen Tiefebene gespielt. Der mit Ruß, Marmelade, Mehl und Federn maskierte Darsteller setzt sich an die Hochzeitstafel und schickt sich an, mit dem Essen zu beginnen. Er schneidet sich Brot und steckt es zerstückelt an die Spitze seines Messers. Er schenkt sich Wein in sein Glas ein. Während er das Brot zerschneidet, stiehlt man ihm seinen Wein. Wenn er sich wieder einschenkt, nimmt man ihm sein Brot von der Messerspitze. Nach einer Weile wird der Stumme der Sache überdrüssig, er sucht sich den Dieb, den er mit seinem Stock „erschlägt“. Er ist von seiner Tat entsetzt, rennt davon, wird jedoch gefaßt und vor Richter gestellt, die ihn dazu verurteilen, daß er den Toten regelrecht begraben müsse. Jetzt folgen belustigende Momente der Szene. Der stumme Darsteller faltet die Hände des Toten über dessen Brust. Während er seine Füße zurechtmacht, legt der den Toten spielende Darsteller seine Hände neben sich. Der Stumme beginnt von Neuem und so geht das Spiel eine Zeit lang weiter. Nach einer Weile wird der Stumme „wild“. Er nimmt seinen Stock und versetzt damit eins auf den Kopf des sich ständig bewegendem Toten. Da nehmen ihm aber die Zuschauer seinen Stock weg. Der Stumme beginnt das Ausstrecken des Toten von

zu Ú j v á r y, Begräbnisparodierende Spiele



3. Die „Bestattung“ des „Toten“
Panyola, Komitat Szabolcs-Szatmár



4. Die Leichenrede des „Geistlichen“
Panyola, Komitat Szabolcs-Szatmár

neuem, bis er ihn dann endlich zusammenbindet, auf die Schultern nimmt und mit ihm aus dem Zimmer läuft²⁾).

Die Parallelen der auf ungarischem Sprachgebiete bekannten Totenspiele können in den Überlieferungen der Nachbarvölker aufgefunden werden. Im Rahmen dieses Artikels fehlt mir die Möglichkeit zu einem eingehenderen Vergleich. Ich möchte daher nur kurz auf die Richtung der Parallelen, in erster Linie im Zusammenhange mit den slawischen Völkern, hinweisen.

In der Einleitung hatte ich erwähnt, daß die Totenspiele in früheren Jahrhunderten auch bei Gelegenheit des richtigen Begräbnisses gespielt wurden. Bei den Ukrainern war es noch in den ersten Jahrzehnten unseres Jahrhunderts Sitte, daß im Trauerhaus während der nächtlichen Totenwache mit einem sich tot stellenden Burschen das Begräbnis nachahmende Spiele gespielt wurden. Die Angaben zeigen, daß es bei den den Ungarn benachbarten Ukrainern die Nächte der Totenwache waren, die eine bedeutende Gelegenheit zur Aufführung dieser Volksspiele boten. Die Zahl der gespielten Spielvarianten ist ebenso groß, wie die der gelegentlich der Hochzeit aufgeführten. Dieses das Leichenbegängnis parodierende Spiel meldet sich also nicht selbständig, sondern gehört einem Spielkomplex an.

Das ukrainische Totenspiel stimmt in seinen Hauptmomenten mit dem ungarischen überein. Der den Toten darstellende Bursche wird auf eine Bank gelegt. Ein als Frau verkleideter Bursche bejammert ihn, während er etwa so spricht: „Er ist gestorben und mich schmerzt nur, daß er ein Scheffel Bohnen gegessen hat. Geht nicht in die Nähe des Toten, denn wenn er aufsteht, ergreift er eine Stange und verdrischt euch alle.“ Aus der Rede des als Geistlichen verkleideten Burschen:

„Immer ging er hin und her, zu Hause war er selten. In die Kirche pflegte er nicht zu gehen, denn wenn er in die Kirche hätte gehen müssen, schrie er seine Frau an, sie solle ihm etwas zum Essen kochen. Dann zündete er sich seine Pfeife an, ging ins Wirtshaus und nur von dort in die Kirche. In der Kirche hörte er Gottes Worte nicht, denn er war betrunken

²⁾ Die Beschreibung der die Bestattung nachahmenden und parodierenden Spiele s. in meinen anderen Studien, die in ungarischer Sprache veröffentlicht wurde. So z. B. Zoltán Ujváry, *Egy farsangi játék funkciójának kérdésehez* (Zur Frage der Funktion eines Fastnachtsspiels) (Ethnographia, 68. Jg. Budapest 1957. S. 143—160). — Imre Ferenczi und Zoltán Ujváry, *Farsangi dramatikus játékok Szatmárban* (Fastnachtsspiele aus den Dörfern im Gebiet von Szatmár) (Műveltség és Hagyomány, 4. Jg. Budapest 1962. S. 33—37, 116—128). — Imre Ferenczi und Zoltán Ujváry, *Népi dramatikus játékok alkalmi és típusai az Alföldön* (Anlässe und Typen des Volksschauspiels in der Großen Ungarischen Tiefebene) (Műveltség és Hagyomány 8. Jg. Debrecen 1966. S. 181 bis 195).

und döste vor sich hin. Jetzt kommen die bösen Geister, holen seine Seele und fahren mit ihm zur Hölle. In der Hölle wird er ununterbrochen auf einem Wagen Steine fahren, die Teufel werden ihn mit der Heugabel schlagen, stechen“, u. s. w.

Nach Beendigung der Predigt wird der Tote aus dem Zimmer gebracht, und von der Bank geworfen, oft auch mit Wasser begossen ³⁾).

Das Leichenbegängnis nachahmende Spiele kamen in der Tradition der Ostslawen auch gelegentlich des Weihnachtsfestes vor. Russische Forscher haben neuestens darauf hingewiesen, daß die Totenspiele in die Bräuche des Weihnachtsfestkreises hineingehört hatten. Das Wesentliche des Spieles ist, daß ein als Toter verkleideter Mensch, der auf einem Brett oder Schlitten lag, ins Haus gebracht wurde. Er wurde unter lautem Lachen und Singen beweint, die kirchliche Zeremonie aber parodiert. In nordrussischen Gebieten waren die Totenspiele in weitem Kreise verbreitet. An manchen Orten wie z. B. im Bezirk Nikolskij waren sie so populär, daß am Spiel nicht nur die Burschen, sondern auch die verheirateten Männer teilgenommen hatten. In einzelnen Varianten spielte die Rolle des Toten ein in ganz Weiß verkleideter Mann, dessen Gesicht mit Mehl eingesmiert wurde. Aus seinem Mund ragten große, aus Möhren gemachte Zähne hervor. Er wurde in einem Sarg oder auf einer Bank liegend ins Haus gebracht. Ihm folgte der Geistliche im Meßgewand, mit einer aus Papier verfertigten Mitra und einem als Beweihräucherungspfanne dienenden Topf, in dem mit Moos und trockenem Mist vermengte glühende Kohle rauchte. Zu den Darstellern gehören noch der Küster, die Klageweiber und die Anverwandten. Der Verlauf des Spieles stimmt in seinen Hauptzügen mit den oben erwähnten überein.

Bei den Ostslawen wurden begräbnisnachahmende Spiele in dem Zeitabschnitt zwischen Weihnachten und Fastnacht vorgetragen. Betont werden muß aber, daß sich die Form der Totenspiele, wie sie uns zur Faschingszeit entgegentritt — wie schon oben erwähnt wurde — von den im Zimmer aufgeführten Spielen in nicht nur einer Beziehung unterscheidet. In der Überlieferung der Ostslawen wurde in der letzten Faschingswoche eine Stoff- oder Strohuppe im Dorfe umgetragen, und dieselbe wurde sozusagen hingerichtet, in Stücke zerrissen. Der Brauch einer solchen Zere-

³⁾ Oreszt Szabó, A magyar oroszokról (Über die ungarischen Russen). Budapest 1913. S. 172—174. — I. F. Simonenko, Bit nasebenije Zakarpatskoj oblasti. (Sovjetskaja Etnografija, Moskva 1948. Nr. 1. S. 78—86).

zu U j v á r y, Begräbnisparodierende Spiele



5. „Geistlicher“ und „Kantor“ beim Totenspiel
Panyola, Komitat Szabolcs-Szatmár



6. Ein maskierter Darsteller,
„Totengräber“ beim Totenspiel,
Panyola, Komitat Szabolcs-Szatmár

Aufnahmen: Dr. Zoltán Ujváry, Debrecen

monie wurde auch zu Pfingsten und gelegentlich der Sommer-sonnenwende, am Tag des Hl. Iwan gepflegt⁵⁾).

Zur Zeit der Winter-Frühlingswende, der Sommersonnenwende bilden die zerstückelten, begrabenen, ins Wasser geworfenen Stroh-puppen eine Sondergruppe. Die Parallelen dieser Bräuche sind in Mittel- und Osteuropa in weitem Kreise bekannt⁶⁾. In den hierher gehörigen Spielen tritt nicht das Schau-spielerische in den Vordergrund, nicht dieses Moment wird betont. Diese Tatsache wird auch durch die funktionellen Untersuchungen der Forscher bewiesen. Die Erklärung dazu wurde in der Brauchgelegenheit gesucht. So wurde in diesen Varianten des Spieles der Tote, die Stroh-puppe zum Symbol des Winters, des Todes der Vegetation, des Faschingsendes, usw. Ganz klar kommt dies z. B. im slowakischen, tschechischen Brauch „vynášení smrti“ (Todaustragen) zum Ausdruck. Auf dem Gebiete Oberungarns gehören die Totenspiele in diesen Kreis und ihr Zusammenhang richtet sich in die Richtung slowakischer, tschechischer Gebiete. Die eine Leichenfeier parodierenden Spiele mit mehreren Darstellern aber weisen in die Richtung der Ostslawen.

In der Großen Ungarischen Tiefebene und in Ostungarn sind in erster Linie die Formen der Totenspiele bekannt, die das Leichenbegängnis parodieren. Sie sind es, die für die Überlieferung dieses Brauchkreises charakteristisch sind. Es sind keine mit Umzug verbunden aufgeführten Spiele, sondern im Zimmer dargestellte Szenen. Es sind Spiele, die vorherige Vorbereitung, Lernen, Organisierung, eine kollektive Zusammenarbeit der Darsteller erfordern, wobei die Aufgabe des Organisators in den Vordergrund tritt. Das Wesentliche und das Ziel des Spieles bildet die gutgelungene Aufführung, die Unterhaltung der Zuschauer.

4) Vladimir Jakovlevič Propp, *Russkije agrarnöje prazdniki*. Leningrad 1963. S. 68—70. — V. I. Čičerov, *Zimnij period russkogo zemledělčeskogo kalendarja XVI—XIX vv.* (Institut Etnografii Krátkije Soobsčenija, 8. Jg. Moskva 1949. S. 69—79).

5) Vladimir Jakovlevič Propp, *Az orosz agráritusok tanulmányozásának módszerei* (Untersuchungsmethoden der russischen Agrarbräuche) (*Műveltség és Hagyomány*, 5. Jg. Budapest 1963. S. 62). — F. Sz. Krasilnikov, *Malorossia i malorussia*. Moskva 1904. S. 54—55.

6) L. pl. James George Frazer, *Der goldene Zweig*. Leipzig 1928. S. 439—453. — George A. Megaw, *Greek Calendar Customs*. Athen 1963. S. 74. — Gustav Gugitz, *Das Jahr und seine Feste im Volksbrauch Österreichs*, Bd. I. Wien 1949. S. 86—91.

Jakobs-Segen, Himmelsbrief und ein Käfer

Von Robert Hesse

Nur mehr wenige steirische Bauernhäuser verfügen über einen sogenannten „Troadkasten“, anderswo auch Feldkasten genannt, einen kleinen Holzbau, der abseits des Wohnhauses steht und zur Aufbewahrung der Getreidevorräte dient. Nach Mißernten oder anderen Katastrophen mußte dieser Vorrat sogar für mehrere Jahre ausreichen, und zwar nicht nur für die Aussaat, sondern auch für die Ernährung von Mensch und Tier. Kein Wunder, wenn so ein „Kasten“ von seinem Besitzer gleichsam als Schatzkammer gehalten und behütet wurde. Heute, wo der Bedarf an Getreide durch den Handel jederzeit gedeckt werden kann, haben die Feldkasten viel von ihrer Bedeutung verloren, sind zum Teil abgebrochen oder einer anderen Verwendung zugeführt worden.

Bei solch einem Umbau im Jahre 1961 fiel dem Semriacher Bauern vulgo Greitlois aus einem Loch in der massiven Holzwand, in welches der Träger für den Zwischenboden eingesetzt gewesen war, ein kleines Bündel Papier in die Hände. Die mit den Jahreszahlen 1650 und 1651 bezeichneten Handschriften stellten einen sogenannten „St. Michaels-Himmelsbrief“ und einen „St. Jakobs Haus- und Feuersegen“ dar. Beide waren zusammen mit einem etwa 2 cm langen grün-schillernden Käfer in einem handbeschriebenen Papier eingeschlagen, das sich als Teil eines alten Schuldbriefes erweist. Der Jakobs-Segen, das Umschlagpapier und der Käfer weisen Spuren von Insektenfraß auf.

Die Bekanntschaft und nähere Beschäftigung mit solchen, gemeinhin mit dem abwertenden Schlagwort „Aberglauben“ bezeichneten Zeugen alten Volksglaubens lohnt sich nicht nur wegen des Inhalts, sondern verhilft auch zur Herstellung eines geschichtlichen und geographischen Zusammenhanges.

In der deutschsprachigen Literatur war eine Beschreibung unseres Jakobs-Segens nicht aufzufinden, was den Verfasser zur wortgetreuen Wiedergabe veranlaßt hat.

Der St. Jakobs Haus- und Feuerseggen

ist engzeilig auf einem 32 × 20 cm großen Doppelbogen aus weißem Schöpfungspapier geschrieben, welches sonst keine besonderen Kennzeichen aufweist. Stempel- und siegelartige Darstellungen des Jerusalemer-Kreuzes¹⁾ und der bekannten Buchstaben-Ligaturen von Jesus und Maria in symmetrischer Anordnung und eine gleichförmige Verkürzung der Zeilen bis zum letzten alleinstehenden „Amen“ deuten darauf hin, daß es sich um die Abschrift einer gedruckten Vorlage handelt. Die vierte, unbeschriebene, Seite dient als Deckblatt des gefalteten Bogens und trägt auf einer derart entstandenen Viertelseite den Titel:

Sannct Jacobs Hauß Und feuer Sögen

IHS

Naceremuß

Anno 1651

gsten Jahr

M

RIA

Am oberen Rand der ersten Seite ist zwischen zwei in 3 cm große Kreise gestellte Jerusalemer-Kreuze ein Hoch-Oval von ähnlicher Größe angeordnet, mit der Inschrift: „Sanctus Jacobus ora pro nob.“ Dieses weist in den beiden Ellipsenpolen je ein kleines Kreuz und rundherum einen kurzen Strahlenkranz auf. Die Kreise um die Jerusalemer-Kreuze hingegen haben an den Schnittpunkten mit gedachten Schräg-Diagonalen Fortsätze nach Art eines kurzen Bandes.

Der durch Insektenfraß zum geringen Teil unleserliche handschriftliche Text lautet:

„Das ist der heillig Sannct Jacobs hauß Und Feuer Sögen diesen Sögen hat man herGepracht jnn ain daußendts Sechs hundert Vihr und vierzigsten Jahr ain H: Ainsidel auß dem gelobten landt Vonn Denn H: Sanct Jacob dem größeren Darinnen hat gewannndt der h: zwölf podt Sannct Jacob er hat in den selbigen Umligenden lanndten Vill daussendts Menschen Zum Christichen Glauben bekehrt Er hat Vill große Wunderzeichen . . . er hat Vill khrannkhen gesundt gemacht er hat Vill . . . Und Zauberey verdriben er hat denn pößkenn Wötter Schauer Und Hagl gebotten daß sie khainen schadten habenn mögenn dhain wo dißser h: Sögenn inn ainnen hauß ist da khämbt khain feuer nit auß + deß mag auch khaine Wassergiß khainen schaden dhain + es khumbt auch khain pestylenz khrannkhaith oder Zauberey inn das selbige hauß + darumben solt . . . denn H: Sanct Jacob in . . . (eine Zeile fehlt ganz) . . . H: Sannct Jacob . . . (Rest der Zeile unleserlich).

hie höbt sie ann der h: Sögen welichen gott dem h: Sannct Jacob Geoffenbardt der Sögen gottes allmechtigenn Welicher mit ain ainzigen

¹⁾ Gleichseitiges Kreuz, dessen Balken in ihrer Mitte durchkreuzt sind, mit Querstrichen an allen Enden. Eigentlich „Wieder-Kreuz“, (Brockhaus 1960).

Wordt himmel und erdtenn Und alle Kreadurenn im Himmel und auff erdtenn mit Seiner Göttlichen Krafft und macht und allmechtigkeith gemacht und beschaffen hat . . . über daß . . . und sögenn alles waß da geth ein Und auß + O herr Jesu Kristus ain gewaltiger Regierer himels Und der erdten Jesus Vonn Nacereth Ain khönig der Jutten du allmechtigster herr Jesus Kristus du Sohnn davits Erparmb dich Über den Volkh daß durch alle zeith ehrenn dueth inn gebeth deiner heilligkheith + O du heylliges Kreiz darann Jësus gestorben ist behieth Und pedökh daß hauß + Und der Sögenn deß allerhöchstenn der außgangen ist Vonn gott dem Vatter Vom gott des Sohnn Von gott des h: Geist die bewennedeyen Und sögenenn daß hauß + Und alles waß da geth ein Und auß + auch waß innerhalb Und auserhalb daß hauß ist Das liebe Viech

(Seite 3 der Handschrift)

Und andere Eßen idter Speiß sey alles Von der allerhöchsten dreyfaltigkheith gesögnert Gott der Vatter Sohnn Und h: Geist wollen deß Hauß hietter sein der aller Glorwirdigiste Namen Jesus Der Versichere das hauß +.

Vom Beginn der zweiten Seite an ist das Schriftbild in sechs Zeilen so angeordnet, daß bis zu dem zuletztstehenden Wort „hauß“ die Zeilen immer kürzer werden. Dadurch bleiben zu beiden Seiten dreieckige freie Felder, welche die schon an der Außenseite sichtbaren Zeichen für Maria und Jesus einnehmen, jeweils in einem Kreis mit angedeuteten kleinen Blumen an den schrägen Diagonalen. Unter der Text-Mitte das Jerusalemer-Kreuz ohne Kreis. Dieses entspricht offenbar dem unteren Rand der gedruckten Text-Vorlage. Im oberen Drittel der zweiten Seite der Handschrift heißt es weiter:

„Und die Kraft deß allerhöchsten . . . daß hauß + und der frith Unseres liebn herrn Jesu Christy der pleib in dem hauß + so chumbt Nimermehr khain Umgluëkh Wötter feuer oder Wasßer auß + daß Verpindtenn die h: Wordt Jesu Christy mit 9 Chör der h: Enngl die h: wierdige mutter gottes Maria bit . . . perkheith der h: Jung . . . (eine Zeile fehlt ganz) . . . Und . . . feuer + lög + Und haimb Feuer + die h: Zwölf pottenn Und Euangelistenn gottes wöllenn des hauß anschaffer seinn damit alle sachen Zun pöstenn annghewendt werdte + die h: Süben Engl fuirstenn gottes wöllenn daß hauß wachter seinn + daß Kreiz Jesu Christy sey deß hauß dach + die h: drey nnagl Jesu cristy Seyenn des hauß Rigl und geSpör + die Khronn Jesu Cristy sey deß hauß schilt + also mueß daß hauß gesögnert seinn mit den Wordt Gottes Jesus Naceremus Reg Jutorum iesus Autem misere nobis h:h:h: Jungkh: Maria Gottesgeberrerin bit gott für Unß h: Johannes bit für Unß h: Jacob bit gott für Unß h: floryann aller feier ain fürbiter bit gott für Unß un beschließ gott der Vatter die hauß dhir + Und gott der Sohn die Innerlichen gemacht Und gott der h: geist verspörth alle Zauberey Und pössen geister Und die allerhochheiligste dreyfaltigkheith der Umb Rigl oder Umbringe daß hauß + so chumbt Nimermehr khain Umgluëkh Wötter feuer oder Wasßer Gisß + helffe der Sögn gottes Vatters + und der frith Gottes Sohnn + Und die gnnat gottes h: geist (Kreuz)

(Seite 3 der Handschrift)

Von Jez Unnd bisß In Ebigkheith amen + feuer und Glueth du Seist beschördt durch Unnsers herrn Jesu Chrsty plueth + daß du Inn disenn hauß nichts mögest Verprinnen alles wennig Jesus Christus im alle ebigkheith Nimermehr mehr khain khindlein Thueth gewinnen + daß helffe Gott der Vatter + Und gott der Sohnn + Und gott der h: Geist + Amen“

Die letzten 10 Zeilen werden nach der Mitte hin kürzer, zuletzt steht nur „Geist + Amen“, rechts und links im freien Dreieck je ein Jerusalemer-Kreuz ohne Kreis. Offenbar ist damit der untere Rand der zweiseitig bedruckten Vorlage verziert gewesen.

Wenn auch früher wie heute durch die kirchliche und weltliche Obrigkeit die Verbreitung solcher Schriften verboten worden ist²⁾, so hat ihre Beliebtheit bis zu den Jahrmärkten jüngstvergangener Zeit nicht abgenommen. Man bedenke: Diesen Haussegens soll ein Einsiedler erst 6 Jahre zuvor aus dem Gelobten Land gebracht haben, wo der Heilige Jakob Krankheit, Feuer und Hagel abgewandt hat! Und allein durch das Vorhandensein dieses Schriftstückes sind Haus und Bewohner vor Feuer, Wasser, Pest und Zauberei geschützt!

Handelt es sich also bei diesem Haus- und Feuersegens um ein Erzeugnis, bei welchem der Verkaufserlös Hauptzweck und die Erziehung zum Gebet Nebensache zu sein scheint, so trägt unser zweites Schriftstück, unter dem Namen

St. Michaels-Himmelsbrief

in der Volkskunde vieler Länder bekannt³⁾, alle Kennzeichen eines alt-überlieferten religiösen Erziehungsmittels.

Die vorliegende Handschrift hat die Form eines aus 9 Blättern gefalteten und im Rücken mit einer feinen Hanfschnur durchgenähten Heftes von 18 Seiten. Das kleine Format von 10×8 cm sollte offenbar da Mit-sich-Tragen (wie es im Text empfohlen wird) erleichtern.

Der Text stimmt mit dem bei Spamer⁴⁾ abgebildeten „Himmelsbrief“ des Jahres 1500 überein, weshalb sich seine wörtliche Wiedergabe an dieser Stelle erübrigt. Auch er enthält als Kernstück das Gebot der Sonntags-Heiligung⁵⁾. Es findet sich lediglich ein Text-Unterschied, der uns einen möglicherweise zur Zeit der Abschreibung der Handschrift (1650) noch gebräuchlichen Ausdruck vor Augen führt. Im Originaltext heißt es: „Ihr sollt euer Antlitz an dem Sonntage auch nicht waschen . . .“

²⁾ Schon 789 durch die Admonitio generalis Karls d. Gr. (vgl. Spamer).

³⁾ Adolf Spamer, Die deutsche Volkskunde. 1934, 2. Bd., S. 2.

⁴⁾ Spamer, ebendort Faksimiledruck, S. 4.

⁵⁾ Bildlich dargestellt im „Feiertags-Christus“, vgl. L. Kretzenbacher (Neue Chronik, Graz, Nr. 37/1956).

Der Abschreiber hat aus dem Antlitz einen „Anlügen“ gemacht, was nach Schmeller⁶⁾ soviel bedeuten könnte, wie feiner Schmutzüberzug. Der übrige Text, vor allem die mehrmals zitierte Formel, daß „von Gott gepannt und verflucht“ sein solle, der dies oder jenes nicht tue oder glaube, entspricht dem gedruckten Vorbild. Am Schluß folgen die Buchstabensymbole für Jesus und Maria sowie die zwischen Kreuzen stehenden Großbuchstaben C + W + M (Caspar, Walthasar, Melchior), und zuletzt: „Anno in 650sten Jahr“.

Der Käfer

im grün-schillernden Gewand war leider — wie auch unser Jakobsegen — angefressen, es fehlte ihm der Hinterleib. Immerhin war es möglich, ihn als *Lytta vesicatoria*, im Sprachgebrauch des Volkes auch „Spanische Fliege“⁷⁾ zu identifizieren.

Es entsteht nun die Frage, ob dieses Insekt schon ursprünglich mit den Handschriften deponiert worden oder erst später auf irgendeinem natürlichen Wege dorthin gelangt ist, um im finsternen Gefüges des Holzes seine vorläufig letzte Ruhestätte zu finden. Letztere Annahme erscheint nur auf den ersten Blick denkbar, wenn man liest, daß Canthariden auch in unseren Breiten vorkommen⁸⁾.

Das Tier wurde innerhalb der Papierumhüllung gefunden. Um lebend dorthin zu gelangen, hätte es die Löcher selbst fressen müssen und dazu ist wiederum nur die Larve imstande. Und Larven kommen — auf Grund des komplizierten Entwicklungsganges dieser Insekten — überhaupt nur in den Honigzellen der Erdbeienen⁹⁾ vor, wohin sie in ihrem ersten Stadium als „blinde Passagiere“ von den Wiesenblumen aus gelangen und von wo sie erst als flugfertige Käfer hervorgehen¹⁰⁾. Es ergibt sich also eindeutig, daß unser Käfer bereits mit den Schriftstücken hinterlegt und dort seinerseits ein Opfer jener Larven geworden sein muß, deren Eier vor der Hinterlegung des Briefes im Körper des toten Tieres deponiert worden sind.

Daß im Altertum und noch im Mittelalter lebende Tiere als Bau-Opfer in die tragenden Teile eines Baues eingemauert wor-

⁶⁾ Andreas Schmeller, Bayrisches Wörterbuch, Bd. II, S. 1468, Lüh.

⁷⁾ Erich und Beitzl, Wörterbuch der deutschen Volkskunde. Stuttgart 1955.

⁸⁾ E. Gilg und Schürhoff, Aus dem Reiche der Drogen: Die Canthariden. Dresden 1926.

⁹⁾ Daher *Méloe* = lausartige Biene; andere Namen: Pflasterkäfer, Maiwurm, Ölkäfer, Ölmutter.

¹⁰⁾ Reitter, Fauna Germanica: Käfer, Stuttgart 1911, S. 386.

den sind, ist bekannt. Von den Insekten kamen bisher nur Bienen zu solchen „Ehren“¹¹⁾. Die schon bei Plinius beschriebene Kenntnis der Canthariden¹²⁾ hat sich bis ins Mittelalter mit seiner Vorliebe für Zauberei und mystische Vorgänge weiter verbreitet und sie zu einem Bestandteil von allerlei Zauber- und Liebestränken gemacht. Während in der Volksmedizin die Canthariden selten und — vermutlich wegen der damit verbundenen Gefahren — innerlich nicht verwendet wurden¹³⁾, gibt es in der alten Schulmedizin eine schier unerschöpfliche Liste von Krankheiten und Zuständen, bei welchen sie in irgendeiner Zubereitungsform zur Anwendung kommen¹⁴⁾. Es ist daher naheliegend anzunehmen, daß einzelne Exemplare, gesucht oder zufällig gefunden, auch in Bauernhäusern „für alle Fälle“ aufbewahrt und so wie andere Gegenstände organischer oder anorganischer Herkunft als Amulett verwendet wurden¹⁵⁾.

Der unbekannte Erbauer des Semriacher Feldkastens ist also mit größter Umsicht und Voraussicht zu Werke gegangen, indem er alles, was zu seiner Zeit nur irgendwie als heil- und segensbringend galt: Einen Jakobs-Segen, einen Himmelsbrief und einen geheimnisvollen Käfer, mit einbaute. Die lange Lebensdauer des Baues, der heute noch am selben Platz steht, scheint ihm Recht gegeben zu haben.

¹¹⁾ K. Klusemann, Das Bauopfer, Selbstverlag Graz-Hamburg 1919.

¹²⁾ Plinius, Naturgeschichte, lib. 11, Cap. 41.

¹³⁾ Hovorka und Kronfeld, Volksmedizin, Bd. I, Stuttgart 1908, erwähnt sie nur kurz; bei Gustav Jungbauer, Deutsche Volksmedizin, Berlin-Leipzig 1934 und Viktor Fossel, Volksmedizin und med. Aberglaube in der Steiermark, Graz 1885, werden sie nicht erwähnt.

¹⁴⁾ Gottlob Kühn, Arzneimittellehre, Leipzig 1817, II. Abschn., S. 15.

¹⁵⁾ F. Netolitzky, Käfer als Nahrungs- und Heilmittel (Koleopterolog. Rundschau, VII. Bd., S. 124, Wien 1918—1919).

Vornehmer Bandit mit Ohrgehänge

Eine kleine Ergänzung zu dem Buch von Leopold Schmidt, *Der Männerohrring im Volksschmuck und Volksglauben* (Wien 1947) findet sich in einem hessischen kriminalistischen Heft mit einer Liste von Räubern und ihren Genossinnen. Die „Actenmäßige Beschreibung derer von denen hiesigen Inquisiten entdeckten meistens zur sogenannten Oberländischen oder Wetterauischen Räuber- und Spitzbuben-Bande gehörigen Personen beyderley Geschlechts . . .“ erschien 1781 in Darmstadt und hat 26 Druckseiten. Der folgenden Mitteilung ist das Exemplar des Staatsarchivs Marburg/Lahn zugrundegelegt. Unter Nr. 6 wird über den vornehmsten Banditen (auf S. 7) gesagt: „Der Drucker Heinrich, welcher Leinwand drucke, habe eine buckelige spitze Nase und hohe Brust. Er trage in dem linken Ohr ein Ohrgehänge und führe seine Waaren auf einem Maulesel mit sich. Er habe zwey Mäden und einen Buben, der lahme Hände habe. Unter andern vielen Diebstählen habe er im Hanauischen ein Pferd gestohlen . . . Bey der Bande seye er der Vornehmste und werde auch der kleine Henrich genannt“. Es verdient wohl hervorgehoben zu werden, daß bei über 70 Namen nur hier vom Gehänge im linken Ohr berichtet wird. Trägt es der „Drucker Henrich“ als „der Vornehmste“ der Bande? Man wird sich jedenfalls vor Augen halten, daß L. Schmidt (S. 75 f.) auf die asozialen Elemente als mögliche Träger des Männerohrrings hinweist und amulettartige Verwendung hervorhebt (S. 73). In der Zeit um 1780 ist das eigenartige Schmuckstück bei Adligen wie in der kleinbürgerlichen Schicht und bei Bauern verbreitet; aber auch eine „schwer greifbare Unterschicht“ kennt es (S. 33). Jedenfalls ist es interessant, daß eine Generation später, d. h. nach dem hier mitgeteilten Beleg, Angehörige einer hessischen Bande einen dünnen Ring im Ohr trugen (S. 40 f.). In dem wichtigen Aufsatz über Räuber- und Gaunerbanden in Hessen (Ztschr. f. hess. Gesch. u. Landeskunde 75/76, Kassel 1964/65, S. 275—348) erwähnt Hermann Bettenhäuser Ohrringe oder Gehänge übrigens nicht.

Alfred Höck

Chronik der Volkskunde

Österreichisches Freilichtmuseum 1966

Die Zweckvereinigung „Österreichisches Freilichtmuseum“ hat im Vorjahr damit begonnen, die Berichte über die jeweiligen Jahresversammlungen in Form eines stattlichen Heftes zu veröffentlichen. Auf diese Weise haben wir jetzt schon den Jahresbericht für 1966 vorliegen, der in der Hauptversammlung am 21. September vorgelegt wurde. Wieder geht der Bericht weit über einen trockenen Rechenschaftsbericht hinaus. Selbstverständlich ist ganz genau über die Unkosten und Ausgaben berichtet worden, über die Beiträge der einzelnen Bundesländer, über die Kosten der notwendig gewordenen Wasserleitung usw. Aber den Hauptteil des Heftes nimmt doch wieder der Vortrag des Leiters dieses Museums, Viktor Herbert Pöttler, ein, der ausführlich und gründlich über die vergangenen, gegenwärtigen und zukünftigen Arbeiten berichtet. Was an Gebäuden erworben wurde, ist auch wieder durch die prächtigen Zeichnungen von Wilhelm Reisinger erläutert. Sie werden sicherlich auch die geplanten Einzelführer zu den einzelnen Höfen schmücken, auf deren Erscheinen Pöttler uns jetzt vorbereitet. Aus den Einzelführern soll später auch der zusammenfassende Katalog erstellt werden. Auf beides kann man sich freuen, denn es ist keine Frage, daß bei der Anlage dieses Freilichtmuseums sehr ordentliche Arbeit geleistet wird. Der Bericht (Vervielfältigt, mit den Zeichnungen in Lichtpausen) umfaßt 39 Seiten.

Leopold Schmidt

2. Seminar für Volksliedforschung an der Akademie für Musik und darstellende Kunst in Wien

Das 2. Seminar, das vom 10. bis zum 15. Oktober 1966 stattfand, war dem Gebiet der Volksmusikinstrumentenforschung gewidmet. Sein Anfang wurde durch den knapp zuvor erfolgten Tod von Karl M. Klier überschattet. Klier, der bedeutendste Kenner und Erforscher der Volksmusikinstrumente in Österreich, hatte noch maßgebenden Einfluß auf die Planung von Walter Deutsch nehmen können. Nun mußte ich zu Beginn meines Eröffnungsreferates „Die Stellung der Instrumentenkunde innerhalb der Volksliedforschung“ auf sein Lebenswerk hinweisen. Auch dieses 2. Seminar, das sich der Teilnahme vieler älterer und jüngerer Hörer erfreute, stand unter dem Eindruck der kräftig fortschreitenden Volksliedarbeit im Rahmen der Wiener Musikakademie. Die einführenden Worte ihres Präsidenten, Prof. Dr. Hans Sittner, ermutigten zweifellos zu weiterem Ausgreifen in diesem Rahmen.

An Einzelvorträgen seien die von Hofrat Hans Commanda (Linz), von Tobi Reiser (Salzburg), von Dr. Bertl Petrei (Klagenfurt) und von Prof. Karl Horak (Schwaz) besonders genannt. An rein musikalischen Beiträgen sind die von Prof. Eibner und Prof. Paul zu nennen, ferner der Volkstanz-Vortrag von Prof. Herbert Lager. Zur Praxis führte der Beitrag von Günter Richter (Wien) hinüber.

Mit der Aufführungspraxis hatten sich ja auch die meisten der den einzelnen Instrumenten gewidmeten Vorträge zu beschäftigen, beispielsweise über die Maultrommel (Josef Klima), über die Ziehharmonika (Walter Maurer), über die Gitarre (Sepp Karl). Fritz Stradner erzählte von seinen instrumentenbauerlichen Erfahrungen „Vom Scheitholz zur Zither“. Wolfgang Suppan berichtete ausführlich über das Spezialthema „Blasmusik zwischen Dorf und Stadt“ und Erwin Schaller über „Die Spielpraxis des Landlageigens“, womit die ältere und die jüngere ländliche Spielmusik gut vertreten war. Sie wurde freundlicherweise ja auch immer wieder vorgeführt, beispielsweise durch die „Volksmusikgruppe des Wiener Landfunks“ unter Prof. Ernst Paul, oder durch die Simon-Geigenmusi aus Bad Goisern.

Führungen in dem neu gestalteten Raum „Volksmusik“ des Österreichischen Museums für Volkskunde (durch Dr. Maria Kundegrabner) und in dem Volkslied-Archiv für Wien und Niederösterreich (durch HObl. Franz Schunko) ergänzten die Vorträge des 2. Seminars in erfreulichem Ausmaß. Die Teilnehmer haben zweifellos einen bedeutenden Eindruck von dem Umfang und der Reichweite wie der auf die Instrumente eingestellten Volksmusikforschung erhalten. Die Referate sollen im nächsten Band des Jahrbuches des Österreichischen Volksliedwerkes veröffentlicht werden. Schdt.

Alltag und Festbrauch im Biedermeier

Unter diesem Obertitel veranstaltete das Niederösterreichische Landesmuseum im Altonaer Museum in Hamburg eine kleine Ausstellung von Gemälden und Aquarellen, die zu guten Teilen erst in den letzten Jahren angekauft worden sind. Ich muß auf diese Ausstellung an dieser Stelle hinweisen, obwohl ich der Einladung des Landesmuseums gefolgt bin, und einen kleinen Einleitungsbeitrag zur Verfügung gestellt habe, freilich ohne Kenntnis der tatsächlich gezeigten Objekte. Der Beitrag steht nun in dem schönen Katalog, den Rupert Feuchtmüller in gewohnter Sorgfalt gestaltet hat. Er bemerkt in seinem Vorwort, daß die Bilder vom Landesmuseum schon auch erworben wurden, um die darauf dargestellten „Realien“ auch der Volkskunde zu erschließen. Dementsprechend beschränkt sich Feuchtmüller in seiner nun folgenden Einleitung darauf, „Über das Wesen des Biedermeier“ zu schreiben, und hat es dem Kustos für Volkskunde am Niederösterreichischen Landesmuseum, Hermann Steininger, überlassen, „Alltag und Festbrauch im Bild des Biedermeier“ darzustellen. Die vorzüglich reproduzierten Bilder, (6 in Farben, 6 schwarzweiß) geben nicht nur einen willkommenen Querschnitt durch die Ausstellung mit ihren 62 Objekten, sondern stellen zum Teil Erstveröffentlichungen der Neuerwerbungen dar. Ihre Interpretation in dem reichhaltigen Katalogteil (92 Seiten) beschränkt sich demgemäß mehr auf eine Detailschilderung der vom Beschreiber wahrgenommenen Objekte, als daß bereits eine Einordnung der Gegenstände wie ihrer Zusammenhänge gegeben wäre. Das gilt beispielsweise für Nr. 60, ein Bild von J. M. Ranftl, das vom Landesmuseum unter dem Titel „Die Haber-geiß“ erworben und auch schon ausgestellt worden ist. Auf meinen nur mündlich vorgebrachten Hinweis, daß es sich offenbar um ein Sommer- und Winterspiel handle, erscheint das Bild nun ungetauft, und die Katalogbemerkung beschreibt die dargestellte Handlung, ohne die Tatsache, daß das Bild durch mich bestimmt wurde, auch nur zu erwähnen, dafür aber nun auch ohne Kenntnis, worum es bei diesem Sommer- und

Winter-Spiel nun eigentlich gehen könnte, beispielsweise ob es sich überhaupt um ein Motiv aus Niederösterreich handelt. Es wird also eine sachgerechte Untersuchung des Bildes erfolgen müssen.

So dankbar man also einer derartigen Ausstellung und der Herausgabe eines gutbebilderten Kataloges sein muß, die fachliche, womöglich quellenkritische Nacharbeit wird nicht ausbleiben dürfen.

Leopold Schmidt

Schloßmuseum Linz

Wir haben in den letzten Jahren mehrfach auf das Oberösterreichische Landesmuseum, auf seine reiche Volkskundliche Abteilung und die Neuaufstellung aller kunst- und kulturhistorischen Abteilungen im Linzer Schloß hingewiesen. Nunmehr ist das ganze Gebäude durchrestauriert worden, es konnte eine Gesamtaufstellung geschaffen werden, und bei dieser Gelegenheit ist nunmehr auch ein neuer „Führer durch die Sammlungen“ (Linz 1966, 252 Seiten, mit 11 Abb. und 3 Plänen) vorgelegt worden. Die sehr begrüßenswerte Übersicht, praktisch angelegt, abschnittsweise von den jeweiligen Kustoden bzw. Sachbearbeitern verfaßt und mit farbigen und schwarzweißen Abbildungen zureichend erläutert, zeigt nunmehr dieses reiche Museum mit allen seinen Abteilungen, von denen für uns nicht nur die direkt volkskundliche wichtig ist. Auch die archäologischen Sammlungen sind bedeutend, dann die der mittelalterlichen Kunst und jene des frühzeitlichen Kunstgewerbes. Ferner wird man das von Franz Lipp eigens gestaltete Mostmuseum besonders betonen müssen, aber auch die Sammlungen alter Fahrzeuge, Wagen und Schlitten, deren Bedeutung erst durch die jetzige Aufstellung klar wird. Man kann also den Gestaltern des Linzer Schloßmuseums nur gratulieren, ihr jetzt vollendetes Werk bedeutet eine ganz wesentliche Bereicherung des österreichischen Museumswesens überhaupt. Daß die reichhaltige und vielgestaltige oberösterreichische Volkskultur dank der intensiven Tätigkeit von Franz Lipp dabei so ausgezeichnet zur Geltung kommt, darf noch einmal dankbar unterstrichen werden. Die vom Gesichtspunkt der Volkskunde ausgesammelten Gegenstandsgruppen bedeuten doch auch schaumäßig, wie jeder Besucher spürt, eine hervorragende Bereicherung des Schaugutes des Museums. Daß sie außerdem auf der Basis einer gediegenen wissenschaftlichen Forschung gesammelt und nunmehr auch ausgestellt wurden, braucht nach außen hin nicht in Erscheinung zu treten. Für den Kenner wird dies sicherlich stets fühlbar bleiben, er wird seinen Dank für das Geleistete mit dem Wunsch nach weiterer fruchtbarer Ausgestaltung verbinden.

Leopold Schmidt

Gottfried Henßen zum Gedenken

Am 25. Jänner 1966 starb in Marburg an der Lahn Gottfried Henßen, der Gründer und langjährige Leiter des Zentralarchivs der deutschen Volkerzählung. Wer das schlichte Heft durchblättert, in das er mit flinker Hand seine Publikationen als Marksteine eines arbeitsreichen Lebensweges eingetragen hat, vermag daraus vieles zu entnehmen. Veröffentlichungen allein sind jedoch nur bedingt als Maß zu werten, wie es sichtlich auch der Verewigte getan hat. Denn er faßt seine zahlreichen Beiträge über Märchen und Volksbücher, die er 1952 bis 1957 für den „Großen Brockhaus“ schrieb, in einer einzigen Nummer zusammen. Eine vollständige Bibliographie, die sein Schüler und späterer

Assistent Joachim Schwebe in den „Hessischen Blättern“ bringen wird, enthebt uns auch der Aufgabe, hierüber erschöpfend zu referieren.

G. Henßen studierte Germanistik und Geschichte in Tübingen, Bonn und Berlin. Er heiratete eine Studienkollegin, die Finnin Toini Saraste, ihr ist es wohl mit zu verdanken, daß zu seinen vielseitigen Kenntnissen auch finnisch und russisch gehörten. Er wäre wohl den üblichen Berufsweg eines Studienrates gegangen, wenn er nicht schon in Kindheitstagen von seinem Großvater Märchen und Schwänke aus mündlichem Herkommen empfangen und ein Kriegserlebnis sich ihm unvergeßlich eingeprägt hätte. Im kalten wohnynischen Winter 1916/17 hörte er von einem Kriegskameraden seines Geburtsjahrganges 1889 im Schützengraben eine Anzahl Geschichten in münsterländischer Mundart. Henßen schrieb die bunte Lese von Sagen, Schwänken und Märchen auf, verlor jedoch später die Aufzeichnungen. Nach langem Suchen fand er 1924 seinen Frontgefährten wieder und hielt ein zweites Mal dessen Erzählungen fest.

Sobald er in Elberfeld das Lehramt ausübte, begann er Reime, Rätsel und Sprichwörter zu sammeln. Von der Großstadt ausgehend, entdeckte er in deren Umgebung, ja in ihr selbst eine Fülle von Volkserzählung, und schon damals zeigte sich seine Gabe, das Vertrauen der einfachen Überlieferungsträger zu gewinnen. Seine Funde schufen die wesentliche Grundlage der Dissertation „Zur Geschichte der bergischen Volkssage“, mit der er 1928 bei Friedrich von der Leyen promovierte. Neben dem Berufe unermüdlich weiter sammelnd, berichtete er 1935 in dem Werke „Volk erzählt“ Grundlegendes über die Träger der Überlieferung und die Lebenswelt der Volkserzählung. Er hatte im Regierungsbezirk Münster zwischen 1927 und 1932 von 100 Männern und 30 Frauen über 1000 Geschichten aufgeschrieben. In der ergebnisreichen Abhandlung „Volkstümliche Erzählkunst“ (1935) zeigte er mit der ihm eigenen künstlerischen Einfühlungsgabe, wie sehr sich die Erzähler in der Fähigkeit bildhaften Darstellens voneinander unterscheiden und wie weit sich manche Theorien von der Wirklichkeit der Erzählkreise entfernen.

Nach einem Jahrzehnt zielbewußter Tätigkeit konnte er 1936 mit Unterstützung der Deutschen Forschungsgemeinschaft in Berlin das „Zentralarchiv der deutschen Volkserzählung“ errichten. Unbehindert durch sonstige berufliche Bindungen vermochte er sich nun ganz seinem Lebenswerke zu widmen. Durch die Übernahme der Bibliothek Bolte schuf er von Anfang an auch die Unterlagen für einen vergleichenden Überblick. Nachlässe, wie der Heinrich Hoffmanns (vgl. Sagen, Märchen und Schwänke des Jülicher Landes 1955) wurden geborgen, verzettelt und ausgewertet, und sobald wie möglich suchte der unermüdliche Archivleiter den damals siebenundachtzigjährigen Richard Wossidlo auf, mit dem er schon früher in Briefwechsel gestanden hatte. Im nächsten Sommer verarbeitete er in täglicher Aussprache mit dem greisen Sammler dessen zumeist ins 19. Jahrhundert zurückreichende Märchenhandschriften, doch erst zwei Jahrzehnte später war ihm die Veröffentlichung gegönnt (Mecklenburger erzählen, 1957).

Nur unter Schwierigkeiten gelang es nach Ende des zweiten Weltkrieges, das schon auf 42.000 Aufzeichnungen angewachsene Erzählarchiv in seinem Bestande zu sichern. Henßen brachte es nach Marburg an der Lahn (während des Krieges war es nach Bayern verlagert), wo er 1946 einen Lehrauftrag erhielt und 1951 Honorarprofessor wurde.

Eine Reihe volkskundlicher Dissertationen ging aus seinem Schülerkreise hervor, das Archiv wuchs über 70.000 Varianten hinaus (darunter aus Südtirol 2000 Aufzeichnungen). Einem einzigen Erzähler gilt sein umfangreiches Werk „Überlieferung und Persönlichkeit“, einem zweiten verdankte er größtenteils die „Ungardeutschen Volksüberlieferungen“.

Henßens Publikationen haben schon deshalb besonderen und bleibenden Wert, weil sie auf eigener Feldforschung beruhen, die er stets auch ergänzend einsetzte, wenn er Aufnahmen anderer herausgab. Das verlangte nicht nur die besondere Begabung, sondern auch viel Zeit und Mühe, die sonst meist den wenig bedankten Fragebogenmitarbeitern aufgehastet wird. Dafür konnte er hieb- und stichfeste Erkenntnisse gewinnen, vor allem auch über die Träger der Überlieferung, mit denen sich in vorbildlicher Weise auch Männer wie Asadowski, Campbell, Jahn, Makarenko und Zender befaßt hatten. In jüngster Zeit haben Arbeiten von Dégh, Kovacs, Tillhagen, u. v. a. die Wichtigkeit dieser Forschung bestätigt. Darüber hinaus hat Henßen eine verhältnismäßig große Zahl von Volksmärchen aus mündlichem Herkommen festgehalten, eine Erzählgattung, die seit der Jahrhundertwende in allen deutschen Landschaften immer mehr zur Seltenheit geworden ist. Auch eine beträchtliche Anzahl von Schwänken und Sagen hat er noch bergen können. Was er und viele selbstlose Helfer in Marburg zusammengetragen haben, wird noch in den Werken zahlloser künftiger Forscher fruchtbar werden.

Auswahl aus den Veröffentlichungen von Gottfried Henßen

1. Neue Sagen aus dem Deilbachgebiet (Irrlichtsagen, Schatzsagen, Teufel und Teufelsbündner, Luft- und Erdgeister). (4 Aufsätze im Generalanzeiger für Elberfeld-Barmen 1926.)
2. Neue Sagen aus Berg und Mark. 160 Seiten, Elberfeld 1927.
3. Bergische Märchen. (Zschr. f. rhein.-westf. Volkskunde, Festschrift zum 70. Geburtstag von O. Schell. März 1928.)
4. Zur Geschichte der bergischen Volkssage (= Beiträge zur rheinischen und westfälischen Volkskunde in Einzeldarstellungen, Heft 3), Elberfeld 1928.
5. Till Eulenspiegel in westfälischen Volkserzählungen. (Z. für rhein.-westfälische Volkskunde 1930, H. 3/4.)
6. Volksmärchen aus Rheinland und Westfalen. 172 S., Elberfeld 1931.
7. Anfragen über Totenbräuche und Segenformeln. (Mitt. d. Bayerischen Geschichtsvereins Nr. 1, 1932.)
8. Predigtparodien. (Z. f. rhein.-westf. Vkd. 1932.)
9. Bergische Volksrätsel. (Gen.-Anz. d. Stadt Wuppertal, 16. Dezember 1933.)
10. Rheinische Volksüberlieferung in Sage, Märchen und Schwank. 58 Seiten, Düsseldorf 1934.
11. Finnische Volksrätsel. (Zschr. f. Vkd. n. F. V, Berlin 1934, S. 47—81.)
12. Der deutsche Volksschwank. 72 Seiten, Leipzig 1934.
13. Volk am ewigen Strom. Bd. II: Sang und Sage am Rhein. 340 Seiten, Essen 1935.
14. Volk erzählt. Münsterländische Sagen, Märchen und Schwänke. 1. Aufl. Münster 1935, 2. Aufl. 1954. XII und 408 S.

15. Volkstümliche Erzählkunst. (= Beiträge z. rhein.-westfäl. Vkd. H. 4.) Wuppertal-Elberfeld 1936. 34 Seiten.
16. Deutsche Volksmärchen. Stuttgart 1938.
17. Schelme und Narren im Volksmunde. München 1938.
18. Stand und Aufgaben der deutschen Erzählforschung. (Festschrift R. Wossidlo, Neumünster 1939.)
19. In der Uhlenflucht. Plattdeutsche Schwänke und Märchen aus Westfalen. Münster 1939, 2. Aufl. 1940, 3. Aufl. 1952.
20. Vom singenden, klingenden Baum. Volksmärchen. Stuttgart 1942.
21. Sammlung und Auswertung volkstümlichen Erzählgutes. (Hessische Bl. f. Vkd., Jg. 43, 1952, S. 5—29.)
22. Überlieferung und Persönlichkeit. Die Erzählungen und Lieder des Egbert Gerrits. Münster 1951.
23. Neue Funde Grimmscher Märchen. (Oberhessische Presse vom 20. November 1952.)
24. Deutsche Schreckmärchen und ihre europäischen Anverwandten. (Z. f. Vkd. 1953, S. 84—97.)
25. Deutsch-niederländische Sagenzusammenhänge. (Zschr. f. rhein.-westfäl. Vkd. 1952, H. 2.)
26. Sagen, Märchen und Schwänke des Jülicher Landes. Bonn 1955.
27. Zur Methodik der Erzählforschung. Eine Antwort an Werner Braun. (Rhein.-westfäl. Zschr. f. Vkd., 2. Jg. 1955, S. 183—189.)
28. Die güldene Kette. Märchen der europäischen Völker. Gütersloh 1957.
29. Mecklenburger erzählen. Märchen, Schwänke und Schnurren aus der Sammlung Richard Wossidlos, hg. und durch eigene Aufzeichnungen vermehrt. Berlin 1957, 2. Aufl. 1958.
30. Erzählformen in volkscundlicher Sicht. (Hess. Bl. f. Vkd., Band 48, 1957, Seiten 76—85.)
31. Das Singemärchen vom klagenden Lied in der ungardeutschen Volksüberlieferung. (Festschrift f. H. Hepding. Hess. Bl. f. Volkskunde, Bd. 49/50, 1958, Seiten 83—87.)
32. Ungardeutschen Volksüberlieferungen (= Bd. 7 der Schriftenreihe des Archivs für Volkskunde.) Marburg 1959.
33. Märchen und legendenartige Geschichten aus den Sammlungen des Zentralarchivs der deutschen Volkserzählung. 167 S. Rheine 1959.
34. Knoist un sine dre Sühne. (Festschrift für Friedrich v. d. Leyen, München 1963, S. 35—37.)
Karl Haiding

Friedrich von der Leyen †

Am 6. Juni 1966 ist nach kurzer Krankheit der Nestor der deutschen Germanistik und Volkskunde Friedrich von der Leyen im Alter von fast 93 Jahren verschieden. Mit ihm ging der letzte große deutsche Gelehrte, der noch im vorigen Jahrhundert promoviert und sich habilitiert hatte. Wenn auch von der Leyen seiner Venia und seinem Lehrstuhl nach primär Germanist war, so widmete er doch fast mehr als die Hälfte seines Forschens und Schaffens der Volkskunde, vor allem der Erzähl- und Mundartforschung. Angefangen von seiner Habilitationsschrift „Die Märchen in den Göttersagen der Edda“ (1899), der bereits zwei kleinere Veröffentlichungen zum indischen Märchen vorgegangen waren, bis in seine letzten Tage hinein, da die Betreuung der auf über fünfzig Bände angewachsenen Sammlung „Die Märchen der Weltliteratur“ seine liebste Beschäftigung darstellte, blieb er der Erzählforschung verbunden. Als wichtigste äußere Stationen nennen

wir die Bücher: „Das Märchen“ (1911, 4. Aufl. 1958), „Deutsches Sagenbuch“ (1909/19), „Das deutsche Märchen“ (1917), „Lesebuch der deutschen Volkssage“ (1933), „Lesebuch des deutschen Märchens“ (1934), „Die Welt der Märchen“ (2 Bde., 1953) und „Das deutsche Märchen und die Brüder Grimm“ (1964).

Die Reihe der Untersuchungen und Deutungsversuche zu Märchen und Sage, in denen von der Leyen den großen Komplex umstrittener Fragen mit der ihm eigenen konzilianten Betrachtungsweise aufgegriffen hat, ohne selbst den verschiedenen Schulen eine weitere anzureihen, stellen aber nur einen Teil seiner Beschäftigung mit der volkskundlichen Disziplin dar. Er hat nicht nur in langjähriger, stiller, organisatorischer Arbeit Entscheidendes zur Planung und zum Aufbau der bayerischen Volkskunde beigetragen, deren archivalische und bibliotheksmäßige Sammlung er mitbegründete, sondern er hat auch den „Bayerischen Heften für Volkskunde“ und den nachfolgenden Zeitschriften wichtige Impulse gegeben und vielseitige Beiträge überlassen. Es genügt einen Titel unter vielen herauszugreifen — „Ein Heimatmuseum. Kurze Betrachtung über Aufgabe und Zukunft deutscher Volkskunde in Bayern“ (in „Bayerischer Heimatschutz“ 1925) — um zu zeigen, daß von der Leyens Interesse nicht nur der Volksliteratur galt. Auch in einem Heft „Volkskunde im Unterricht“ (1917) hat er sich anregend für das Fach eingesetzt.

Von der Leyens aufrechte Haltung und Gesinnung kostete ihn 1935 seinen Lehrstuhl in Köln. Nach dem Kriege kehrte er noch einmal dorthin zurück, um ein Jahr zu lehren. Von 1947—1953 las er dann wieder als Honorarprofessor für Volkssage und Volksdichtung an der Universität München, wo er bereits von 1899—1921 gewirkt hatte.

Mit von der Leyen hat die deutsche Volkskunde einen profilierten Wissenschaftler und einen liebenswerten Menschen verloren, aber sein Werk wird fortbestehen, zumal er noch für Jahre über seinen Tod hinaus den weiteren Weg der von ihm geschaffenen Serie „Die Märchen der Weltliteratur“ plante und festlegte. Felix Karlinger

Don Sebastião Pessanha †

25. 9. 1892—18. 2. 1966

Mit dem Tod D. Sebastian Pessanhas (Mitglied des Vereines für Volkskunde), der ihn plötzlich und grausam am 18. Februar dieses Jahres durch einen Autounfall aus dem Leben riß, verschwand eine der anerkanntesten Figuren der alten Garde portugiesischer Ethnographen aus der Reihe der Pioniere der Zeitschrift „Lusitânia“ und „Portugália“.

In der hervorragenden Persönlichkeit D. Sebastians, welche die größte Sympathie ausstrahlte, zeigte sich eine Vornehmheit hauptsächlich in der edlen Einfachheit seines Benehmens und seiner unverkennbaren taktvollen Liebenswürdigkeit.

Das Studium der traditionellen Kultur seines Volkes, dem er sich mit der Sicherheit seiner gut fundierten Erfahrung, Kompetenz und größter Rechtschaffenheit widmete, war seine ihn ganz erfüllende Leidenschaft. D. Sebastian Pessanha kannte, verstand und liebte sein Land und besaß — wie wenige unter uns — den Sinn für die kulturellen Dimensionen, welcher den unscheinbarsten Objekten, wie z. B. einem Hirtenwerkzeug, Tonkrug, Spinnrocken, Tamburin oder einem Loden-

umhang der Gebirgler, den Wert von kostbaren Dingen gibt, da er sie als eine Äußerung seines Volkes inmitten der Buntheit seiner regionalen Vielfältigkeit versteht, aber vor allem auch als Zeugen der universalen Geschichte der Zivilisation des Menschen im Allgemeinen.

Sein literarisches Werk, angefangen vom 1914 veröffentlichten Artikel über die berufliche Schulung, umfaßt mehr als 40 obwohl meist kurze Arbeiten über die verschiedensten Themen, welche in der Mehrzahl in den wichtigsten Fachzeitschriften der Epoche verstreut sind. Im Jahr 1916 begründet D. Sebastian Pessanha aus eigenen Mitteln, zusammen mit Vergílio Correia und Alberto de Sousa als literarische und künstlerische Leiter, die Zeitschrift „A TERRA PORTUGUESA“, deren sichtlich vom Geist der „PORTUGALIA“ und der „ARTE PORTUGUESA“ inspiriertes Programm die regionale Ästhetik, das Studium der Kunst und der angewandten Künste, diese oder jene geschichtlichen Berichte über rituelle und aussterbende Gebräuche, und schließlich das ganze weite Feld der Ethnographie, als beschreibenden Teil der Ethnologie, und damit die Gesamtheit der Manifestationen archaischen Charakters des Lebens unseres Volkes umfaßt. Es ist dazu noch zu bemerken, daß dies im Geist einer, von der Systematik Leite de Vasconcellos beeinflussten Auffassung und in, im Verhältnis zum Stand der damaligen Wissenschaft, bemerkenswert ausgearbeiteter Weise geschehen ist.

Die Zeitschrift „TERRA PORTUGUESA“ ist, ohne alle Zweifel, eine der besten Fachzeitschriften, die unter uns herausgegeben wurden und unter deren Mitarbeitern, — außer den Begründern —, sich Namen wie Claudio Basto, Tudo de Sousa, Eugenius Frankowski, Vieira Natividade, Mesquita de Figueiredo und Manuel Silva etc. hervorheben. Die Zeitschrift veröffentlichte fünf Bände, gab aber im Jahre 1927 ihr Bestehen auf.

Don Sebastians Leidenschaft, sich für die portugiesische Ethnographie einzusetzen, war jedoch damit nicht beendet.

Im Jahr 1951, trotz der langen, auf alle Fälle bedauerlichen Pause, welche die Zerstreuung und Stagnierung der portugiesischen Forschung in Bezug auf Archäologie, Kunst und Ethnographie verursachte, machte D. Sebastian Pessanha, ebenfalls auf eigene Kosten, einen neuen Versuch und bringt „A TERRA LUSA“ heraus, welche praktisch die Fortsetzung der „TERRA PORTUGUESA“ bedeutete, und welche leider auch nicht über die 3. Nummer, im Jahre 1953 veröffentlicht, hinauskam.

Außer dem Artikel über „O Ensino Profissional“ (Die berufliche Schulung) (1914), auf welchen 1915 ein ebensolcher über die „Industrielle Schulung“ (O Ensino Industrial) folgt, veröffentlichte D. Sebastian Pessanha kurze Beiträge zu folgenden Themen: „Bonecos de Estremoz“ (Tonfiguren aus Estremoz), „Escultura Popular em Madeira“ (Volkstümliche Holzschnitzerei), „Tapetes de Arraiolos“ (Teppiche aus Arraiolos), „Açafates Pintados“ (Bemalte Körbe), „Cobertas de Urros“ (Bettüberwürfe aus Urros), „Lenços marcados“ (Gestickte Ziertücher), „A Feira de Castro Verde“ (Der Markt in Castro Verde), „O Trajo do Maioral“ (Die Tracht des „Maioral“), „Doçaria Portuguesa“ (Portugiesische Bäckereien), „Rolhas de Infusa“ (Verzierte Korkstöpsel für Wassergefäße), „A Fiação e Tecelagem em Portugal“ (1916) (Spinn- und Webarbeiten in Portugal): „Jaezes ornamentados“ (Verziertes Pferdegeschirr), und „A „Coca“ ou Mantilha de Portalegre“ (Die „Coca“ oder „Mantilha“ aus Portalegre), „Um Enterro em Portalegre“ (Eine Beerdigung in Portalegre), „Tecidos Medievais Portugueses“ (Mittelalterliche, portugiesische Gewebe) (1918)

und „Tecidos Medievais“ (Mittelalterliche Gewebe) (1924); alles kleine Artikel in „TERRA PORTUGUESA“. Weiters: „Um núcleo de Tecidos“ (Eine Sammlung alter Gewebe) 2 Bände — 1918 und 1919), ein beschreibender Katalog zu der ausgezeichneten Sammlung alter Gewebe des Autors; „Teares e Tecedeiras“ (Webstühle und Weberinnen) in „Vida e Arte do Povo Português“ (Lisboa 1940); „Museus Etnográficos“ in „Mensários das Casas do Povo“ (Lisboa I-7, II-9, III-13, 1947, IV-19, V-22 (1948), VII-33 (1949), IX-48 (1950)); „Os Museus Etnográficos e as Casas do Povo“ (1951) und „Colchas de Castelo Branco e Tapeçarias de Portalegre“ (Bettüberwürfe aus Castelo Branco und Teppichwebereien von Portalegre) (1952), beides Beiträge zur „TERRA LUSA“; „Fechos de Coleira de Gado na Beira Beixa e no Alentejo“ (Halsbandverschlüsse der Herdentiere in der Beira Baixa und im Alentejo) (1951) und „A Arte Popular e a Moderna Etnografia“ (1959), beide in: *Trabalhos de Antropologia e Etnologica*, Porto, XIII-1/2, und XVII-1/4; „O Ferrado, o Picheiro e a Ferrada“ (Melkgefäße im Alentejo und in Beira), in: *Cidade de Évora, Boletim da Comissão Municipal de Turismo*, X, 33 bis 34, 1953; „Crenças e Superstições ligadas ao Gado no Concelho de Sintra“ (Glaube und Aberglaube im Bezug auf das Vieh im Bezirk Sintra) (1954), „Defesa das Paisagens e das Aldeias Portuguesas“ (Verteidigung der portugiesischen Dörfer und der Landschaft) (1957), „Pás de Moleiro“ (Müllerschaufeln) (1958), „O Dornalho“ (= Korkgefäß aus der „charneca“ der Beira) (1959), alle drei veröffentlicht in: *Estremadura, Boletim da Junta da Província* (Lisboa, 35—37, 41—43, 50—52); „Os Trajes Populares e os Estudos de Etnografia“ (Die Volkstracht und die ethnographischen Studien) (Lisboa 1956); „Doçaria Popular Portuguesa — Estudo Etnográfico“ (Volkstümliches, portugiesisches Gebäck) (Lisboa, 1957); „Fogo de Artificio“ (Feuerwerk), in „A Arte Popular em Portugal“ (Vol. 3, Lisboa 1960); „Mascarados e Máscaras Populares de Traz-os-Montes“ (Maskenträger und Masken in Portugal) (Lisboa 1960); „O Tenor“ (= ein Auffanggerät bei der Destillation) (Lisboa 1965).

Neben der langen Liste der ebengenannten, veröffentlichten Beiträge existieren noch verschiedene Mitteilungen für Kongresse oder ähnliche Unternehmungen, welche nur in den diesbezüglichen Akten publiziert wurden, wie z. B.: „Áreas Geográficas e Áreas Etnográficas“ in „Actas do Colóquio de Estudos Etnográficos Dr. Leite de Vasconcellos“ (Porto 1959); „Focos de Irradiação das Manifestações Etnográficas“ (Ausstrahlungsherde ethnographischer Manifestationen) in „Actas do I. Congresso de Etnografia e Folclore de Braga“ (Lisboa 1963); und „A Etnografia do Museu Português do Vinho“ — Comunicação a XI Secção das „Jornadas Vitivinícolas“, Lisboa 1963. Außer diesen veröffentlichten Arbeiten verwahrte D. Sebastian in seinem Archiv auch noch Material, das er als Ausgangspunkt für zukünftige Arbeiten zusammengetragen hatte und von welchem einiges schon sichtbar Form annahm, besonders das über Hirten und Herden, über das Brot, über die eßbare Kastanie, über die verschiedenen Formen der „alminhas“ (Marterl), über religiöse Volkskunst, primitive Beleuchtungsformen, Votivtafeln der Seefahrer etc., etc. Alles Pläne, die der plötzliche Tod unterbrach und die — hätte er sie vollenden können — sicher der portugiesischen Ethnographie wertvolle Beiträge geliefert hätten.

Er unterhielt eine rege Korrespondenz nicht nur mit portugiesischen, sondern besonders auch mit einer Anzahl von Spezialisten verschiedener anderer europäischer Länder, wobei er jederzeit bereit war,

irgendwelche Informationen, zu erteilen und nicht selten sogar Duplikate aus seiner privaten Sammlung an wissenschaftliche Institutionen oder ausländische Museen großzügig zu verschenken.

Damit sind jedoch noch lange nicht die vielseitigen Facetten seiner Persönlichkeit erschöpft. Er war außerdem nicht nur der Leiter der ethnographischen Sektion des städtischen Museums in Sintra, sondern — und sogar vor allem — schuf er für sich und in seinem eigenen Haus eine ganz außerordentliche Sammlung (sicher eine der besten von dieser Art im ganzen Land), in der er die verschiedensten Objekte, sehr oft seltene Exemplare oder Exemplare von einzigartiger Schönheit, vereinigte; zusammen gleichzeitig mit anderen einfachen, bescheidenen, aber auf kultureller Ebene ebenso bedeutenden Gegenständen wie zum Beispiel Erzeugnisse der Hirtenkultur, verzierte Hörner, Korkbehälter, Holzlöffel, Gebäckstempel und andere Gegenstände aus diesen Materialien, aber ebenso auch Töpferei, Trachten, etc., und noch dazu oft in praktisch kompletten Serien, welche auf diese Weise alle existierenden Formen dieser Art dokumentieren (Zeichen des wissenschaftlichen Geistes, der D. Sebastians Sammlung orientierte und sie zu einem wertvollen Studienelement macht). Zu diesen Serien-Sammlungen gehören z. B. die Verschlüsse der Herdentierhalsbänder, und vor allem die heute einzigartige Sammlung transmontaner Masken. D. Sebastian Pessanhas Sammlung, wohl die größte Tat seines Lebens ist von unschätzbarem Wert; unschätzbar weder wegen des Materials, aus dem die Dinge hergestellt sind, noch auf Grund glanzvoller Namen ihrer Autoren welche im Volk zu suchen sind, sondern auf Grund ihrer kulturellen Bedeutung. Don Sebastian Pessanha hat uns mit ihr ein Instrument von fundamentaler Wichtigkeit für das Studium der sozialen Traditionen des portugiesischen Volkes hinterlassen, was seinen Namen unvergänglich machen wird.

Ernesto Veiga de Oliveira

Viktor Theiß †

Am 2. Jänner 1967 ist in Graz Hofrat Dr. Viktor Theiß nach langem schweren Leiden gestorben. Er war am 11. April 1894 in Bruck an der Mur geboren worden, studierte Geographie, Geschichte und Volkskunde, und trat nach dem ersten Weltkrieg, der ihm schwere Verwundungen eintrug, in den steiermärkischen Landesdienst. Von 1924 bis zu seiner Pensionierung wurde er im Personalstand des Steirischen Volkskundemuseums geführt, auch als er nach 1945 ganz für seine Arbeit an der umfassenden Biographie des Erzherzogs Johann freigestellt wurde. Während seiner Dienstzeit am Museum hat er sich besonders mit dem Gebiet der steirischen Volkskunst beschäftigt, der er auch seinen Band „Steiermark“ in der Reihe „Deutsche Volkskunst“ (Weimar 1941) widmete. Seine Freunde und Kollegen werden dem gütigen Menschen und bedeutenden Wissenschaftler ein dankbares Angedenken bewahren.

Schdt.

Institut für Landeskunde von Oberösterreich

Mit Datum vom 17. November 1966 ist Univ.-Dozent Dr. Ernst Burgstaller zum definitiven Leiter des Institutes für Landeskunde von Oberösterreich ernannt worden. Dozent Burgstaller hatte bisher die volkskundliche Abteilung dieses Institutes geleitet, und ist nun nach dem Tode des bisherigen Leiters des ganzen Institutes, Dir. Dr. Franz Pfeffer, dessen Nachfolger geworden.

S. I. E. F.

Die Nachfolge-Organisation der CIAP, die Société Internationale d'Ethnologie et de Folklore, läßt nunmehr ein Nachrichtenblatt erscheinen: S. I. E. F. Informations. Die Redaktion hat Prof. Roger Pinon als Generalsekretär dieser Organisation inne (Lüttich-Liège, Quai de Rome 10, Belgien). Für die europäische Zusammenarbeit auf dem Gebiet der Volkskunde ist sowohl die Organisation selbst wie ihr nunmehr erscheinendes Nachrichtenblatt wichtig. Schdt.

Ein zweites Brüder Grimm-Museum

Wir haben bereits mehrfach auf die sachlich reiche, vorzüglich gestaltete Sammlung hingewiesen, die als „Brüder Grimm-Museum in der Murhardschen Bibliothek der Stadt Kassel und Landesbibliothek“ in Kassel gezeigt wird. Ihr sorglich bemühter Leiter, Ludwig Denecke, hat vor kurzem die zweite Auflage des Kataloges vorgelegt (48 Seiten, 8 Tafeln, Kassel 1965), die auch Neuerwerbungen nachweist.

Nun ist aber 1966 noch eine zweite derartige Sammlung eröffnet worden. Im Kindheitsstädtchen der Brüder, in Steinau an der Straße, ist nämlich das stattliche Renaissanceschloß endlich restauriert worden, und bei dieser Gelegenheit hat man dort auch eine „Brüder Grimm-Gedenkstätte“ eingerichtet. Die Stadt Steinau hatte sich eine derartige Einrichtung gewünscht, und die Verwaltung der Staatlichen Schlösser und Gärten in Hessen ist diesem Wunsch durch die Gestaltung einiger Räume des seines alten Mobiliars gänzlich beraubten Schlosses nachgekommen. Die Erinnerungsstücke aus der Familie Grimm werden durch Bildzeugnisse, vielfach Reproduktionen, unterstützt. Vergleiche Heinz Biehn, Das Schloßmuseum in Steinau an der Straße mit Brüder Grimm-Gedenkstätte (Museumskunde, Bd. 35, Berlin 1966, Heft 2, S. 103—108, mit 4 Abb.). Schdt.

Literatur der Volkskunde

Festschrift für Alphons A. Barb (= Wissenschaftliche Arbeiten aus dem Burgenland, H. 35) 632 Seiten, mit zahlreichen Abb., Karten und Plänen. Eisenstadt 1966, Burgenländisches Landesmuseum.

Auf diese umfangreiche und gut ausgestattete Festschrift für den seinerzeitigen ersten Direktor des burgenländischen Landesmuseums muß hier eigens hingewiesen werden, weil sie neben historischen und archäologischen Abhandlungen auch einige volkskundliche enthält, die sonst wohl kaum einer größeren Öffentlichkeit bekannt werden dürften.

Als direkt volkskundlich sind folgende Artikel zu bezeichnen: Stephan Aumüller, Das Güllwurzel-Einziehen. Ein volkstümliches Heilverfahren bei Tieren im Burgenland (S. 291—312); Károly Gaál, Die bemalte Truhe im südlichen Burgenland (S. 365—389, mit mehreren Zeichnungen und 2 Farabbildungen); L. Schmidt, Das Frisch- und Gesund-Schlagen im Burgenland. Aus der Arbeit am Atlas der burgenländischen Volkskunde (S. 522—564, mit 1 Karte), und Clara Wassitzky, Bäuerliche Siegelringe und Petschafte aus dem Burgenländischen Landesmuseum (S. 565—581, mit mehreren Abb.).

Es wäre aber undankbar, würde man nicht wenigstens einige andere Artikel des staatlichen Bandes noch nennen, die für uns gleichfalls wichtig sind. Das gilt beispielsweise für Rudolf Egger, Kostbares Zaubergehärt (die Lesung der Inschrift einer antiken Achatschüssel im Kunsthistorischen Museum); für Bernhard Koch, Über den „arpadenzeitlichen“ Münzfund von Marz; für Gyula Novaki, Überreste des Eisenhüttenwesens in Westungarn; für Balduin Saria, Der römische Herrnsitz bei Parndorf und seine Deutung; für Hermann Veters, Intercidona, Pilumna, Deverra, also die drei bei Augustinus genannten Glaubensgestalten (drei Schutzgeister, welche die Wöchnerin vor den Nachstellungen des Waldschrates Silvanus schützen sollen); aber auch für Harald Prickler, Alte Getreidemaße im österreichisch-ungarischen Grenzraum, sowie für die umfangreiche Besprechung des Werkes von Edith B. Thomas über die römischen Villen in Pannonien durch Alois Ohrenberger.

Der bei weitem größte Teil der in dem Band veröffentlichten Abhandlungen steht auf bedeutender fachlicher Höhe. Nur manchmal sind vielleicht Arbeiten aufgenommen worden, die entweder stofflich oder auch stilistisch nicht ganz dem Niveau der anderen Beiträge entsprechen. Man wird dies aber im Zusammenhang mit der besonderen Lage der burgenländischen Forschung verstehen müssen, wo neben den amtlichen Vertretern doch noch manche freiwillige Sammler und Forscher am Werk sind, die zwischen privater Meinung und öffentlicher Bekundung nicht immer ganz unterscheiden können. Das volkskundliche Gebiet zeigt sich davon glücklicherweise nicht betroffen.

Der Jubilar wird sich also an dem reichhaltigen Band wirklich freuen können, und die vielen sachlichen Beiträge ebenso wohlgefällig

aufnehmen wie die ehrende Einleitung von Alois Ohrenberger samt der angeschlossenen Barb-Bibliographie, die auch für uns wichtig ist, da sie die vielen sonst fast unbekannten kleinen Arbeiten des Jubilars zum antiken Amulettwesen namhaft macht. Und ebenso wird sich Barb über die persönlichen „Eisenstädter Reminiszenzen“ freuen, die Richard Pittioni als Einleitungsbeitrag bietet. Er war einstmals Barbs Nachfolger in Eisenstadt und hat in wenigen Jahren dessen reiches Erbe so glücklich erweitern und ausstellungsmäßig darbieten können, daß Adalbert Riedl nach dem zweiten Weltkrieg weitgehend darauf aufbauen konnte. Es zeichnet sich also in dem Band auch das Kontinuum einer Museums-geschichte ab, die allezeit ihre Eigenart besessen hat.

Leopold Schmidt

Luise Wache, Die Täuflingstrachten in Österreich. Mit 53 Bildern. Wien — München, Manutiuspresse (A 1011 Wien I., Postfach 587), 1966. — 96 Seiten. (= Niederösterreichische Volkskunde, Band 2). — S 88,—.

Ein Buch über die Täuflingstracht setzt auch die Kenntnis der Taufhandlung und der Taufbräuche voraus. Die Verfasserin ging mit gründlicher Vertrautheit an die Materie heran; schon die ersten Kapitel des Buches zeigen das deutlich. Räumlich und historisch ausgreifend führen sie uns in die Geschichte der christlichen Taufe sowie ihrer Parallelen und Vorgänger in anderen Religionen ein. Aber Luise Wache schildert auch die Kinder- und Säuglingskleidung seit dem Mittelalter, die wesentlichen Anteil an der Ausgestaltung der Täuflingstrachten hatte. Ein volks-glaubensmäßig wesentlicher Zug ist die sogenannte „Glückshaube“ des neugeborenen Kindes, Reste der Eihaut, das Amnium; eine Karte zeigt die Verbreitung des Glaubens an den positiven oder negativen Einfluß dieser Glückshaube. Diese Vorstellung führt zu ihrer Aufwertung zum Amulett, aber vermag auch nach Meinung der Verfasserin die Bedeutung, die der Kopfbedeckung des Täuflings zukommt, aufzuhellen. Wie bei jeglicher Kleidung kam es auch bei dieser „ersten Festkleidung des Kindes“ zu übertriebener Prunksucht, in deren Gefolge die Kleiderordnungen und -verbote auftraten, die wir als willkommene Quellen über die Taufkleidung begrüßen.

Die eigentliche Taufkleidung hat die Verfasserin anhand der Museumsbestände in Österreich behandelt. Die einzelnen Kleidungsstücke wurden nach Art und Schnittform und nach der Differenzierung für Buben und Mädchen betrachtet. Aus der Bindung an das Brauchtum ergibt sich die symbolische Bewertung von Zierformen. Besonders an den bäuerlichen Stücken fällt der Zug zur Farbigkeit auf, obwohl von kirchlicher Seite das symbolische reine Weiß bevorzugt wird.

Das abschließende Kapitel, „Die Täuflingstracht lebt weiter“, bringt bedauerlicherweise wenig Material aus der bäuerlichen Welt; es zeigt sich vielmehr ein bewußtes Festhalten oder Wiederaufnehmen einer Tradition namentlich in bürgerlichen Familien oder von dort her angeregt, nicht zuletzt wohl auch unter kirchlichem Einfluß. Durch ausgiebige Befragungen ließe sich dieses Kapitel aus der Gegenwart sicher noch vermehren und würde auch manches Familienstück zur Kenntnis bringen. So könnte man auch die beigegebene Karte über die Verbreitung der einzelnen Kleidungsstücke und ihre Formen (S. 51) über die Musealbestände hinaus deutlich machen. Aber ein schweres Geschick hat die Verfasserin der schönen Arbeit allzu rasch entrissen; es war ihr nicht mehr vergönnt das Manuskript druckfertig zu machen.

Es ist daher ein wirkliches Verdienst zu nennen, daß sich eine Stelle gefunden hat, die sich dieser Arbeit angenommen hat und ein Verlag, der das Buch so liebevoll betreute und für eine schöne Ausstattung Sorge trug. Das alles ist auch ein Verdienst von Helene Grün n, welche die Schlußredaktion des Buches übernahm und sich mit dem Verleger auch um die gute Qualität der beigegebenen Abbildungen kümmerte, die zeitlich von der Wende vom 12. zum 13. Jahrhundert bis in die jüngste Zeit reichen.

Maria K u n d e g r a b e r

Gertrud Hess-Haberlandt, Zur Krippe her kommet. Ein Weihnachtssbuch über Krippen, Krippenspiele, Lieder und Brauchtum in Niederösterreich. Mit Zeichnungen von akad. Malerin Erna Moser-Piff l und zwanzig volkstümlichen Singweisen. Wien, Österreichischer Agrar-Verlag, 1965. 142 Seiten, Illustrationen, 43 Abb. auf Tafeln. S 120,—.

Im ersten umfangreichen Kapitel geht die Verfasserin den frühen Spuren der Weihnachtsdarstellung in Niederösterreich nach, die mit den romanischen Fresken im Tullner Kärner beginnen und über die Geburt Christi — Szenen in den Marienaltären zu der schönen Krippendarstellung des Johann Schmidt im Kreuzgang zu Dürnstein führen. Aus Klöstern und Kirchen gingen wie anderwärts die Anregungen in Bürger- und Bauernhäuser über, die freilich in Niederösterreich nicht so fruchtbar wurden, wie in den Alpenländern. Hess-Haberlandt hat die verhältnismäßig bescheidenen Früchte dieser Saat zusammengetragen und die Besonderheiten des bodenständigen wie der importierten Krippengutes aufgezeigt und führt uns bis zu den Papierfiguren der Fensterkrippen im Weinviertel, die der Verehrung durch die Kinder vorbehalten blieben. Auch in dem an Hausindustrie reichen Waldviertel fehlt die Schnitzerei und damit eine volkstümliche Weihnachtskrippe. Trotz dieser Umstände kann die Verfasserin zu einem Krippenbesuch in Niederösterreich einladen, viele andere im Südwesten des Landes, der am meisten Krippen aufzuweisen hat, die freilich auch dort meist in Kirchen und Museen zu finden sind; dazu hilft ein ausführlich beschreibender und umfassender Katalog der erhaltenen Krippen, der in einem Hinweis auf die alten Wiener Vorstädte und den Einfluß des Wiener Christkindlmarktes ausklingt.

Diesem Kapitel über die niederösterreichischen Weihnachtskrippen schließt sich ein kürzerer Abschnitt über „Wachs-Christkindl und andere Gegenstände weihnachtlicher Andacht“ an, in dem auch von kleinen Wallfahrtsandenken mit dem Christkind und den Lebzeltmodellen mit Weihnachtsdarstellungen die Rede ist.

Dem Sinn des Buches entsprechen die beigegebenen Weihnachtslieder, über deren Bindung an das Advents- und Weihnachtsbrauchtum und über deren „Geschichte“ die Verfasserin manches zu berichten weiß.

Neben den vielen kleinen Weihnachtsspielen, die eigentlich vielsrophige Hirtenlieder waren, die im Wechselgesang vorgetragen wurden, waren in Niederösterreich früher zahlreiche andere Weihnachtsspiele bekannt, so die Christkindlspiele im Südosten und die Hirtenspiele, viele andere im Westen des Landes, die uns freilich nur durch Textaufzeichnungen und nicht mehr durch die lebendige Überlieferung erhalten sind. Einem Überblick über diese Spiele folgen kurze Texte, die die Autorin entweder unverändert übernommen oder unserer Zeit angepaßt hat. Die Noten der Lieder und eines Zwischenspieles sind abgedruckt, so daß

die kleinen Spiele in der Familie oder bei Adventfeiern einen guten Dienst leisten können.

Die beiden berühmten niederösterreichischen Krippenspiele, jenes von Traismauer und das von St. Pölten sind Puppenspiele, die als lang erhaltene Zeugnisse der barocken Volkskultur gelten dürfen und eine starke Bindung an die Weihnachtsskrippe aufweisen; sie werden anschaulich geschildert und beschrieben und durch ausdrucksvolle Bilder, die im übrigen das ganze Buch zieren, verdeutlicht.

Dreikönigslieder und -spiele mögen in unserer Zeit der lebhaften Pflege des Sternsingers besonders willkommen sein.

Der Reichtum weihnachtlichen Brauches in Niederösterreich spricht aus dem letzten Kapitel des Buches. Die Verfasserin verstand es, das schönste und stimmungsvollste Fest des Jahres in inniger Weise zu schildern und hat dabei die gediegene wissenschaftlich fundierte Genauigkeit und Verlässlichkeit nicht versäumt.

Das Buch will ein Hausbuch sein, das immer wieder in die Hand genommen wird, das anregt und erfreut. Zu diesem Zweck sind Schilderungen der Weihnacht aus früherer Zeit, der auszugsweise und in hochdeutscher Übertragung wiedergegebene Weihnachtsgesang des niederösterreichischen Minnesängers Konrad von Fussesbrunnen und die abschließend gesammelten Weihnachtsgeschichten „zum Vorlesen“ aufgenommen worden.

Die gut fotografierten und großformatigen Bilder und die Zeichnungen, für deren Qualität der Name Erna Moser—Piffl bürgt, geben dem Buch den rechten äußeren Rahmen. Ein Schriftumsverzeichnis hilft dem Leser weiter, der sich mit der Materie näher befassen will.

Die Verfasserin hat uns also ein Hausbuch im besten Sinn beschert, das einen breiten Leserkreis ansprechen will und es auch tun wird. Daneben darf aber eben nicht übersehen werden, daß dahinter die ernsthafte Arbeit steht, die ein gut fundiertes, sorgfältiges Werk entstehen ließ, das auch den Volkskundeforscher durchaus befriedigt. Nicht oft geschieht es in unserer Zeit, daß ein derartiges Werk also mit gutem Recht nicht nur Eingang in die Familie und in die Schulbüchereien, sondern auch in volkskundliche Bibliotheken finden möge.

Maria Kundgraber

Die Inschriften Niederösterreichs. I. Teil. Die Inschriften der politischen Bezirke Amstetten und Scheibbs. Gesammelt und bearbeitet von Herwig Hans Hornung (= Die deutschen Inschriften, Bd. 10, Wiener Reihe Bd. 3) XII und 289 Seiten, mit 148 Abb. und 4 Tabellen sowie 1 Karte. Graz-Wien-Köln 1966, Hermann Böhlau Nachf., Kommissionsverlag der Österreichischen Akademie der Wissenschaften. S 480,—.

Das Corpus-Werk der deutschen Inschriften, einstmals von Friedrich Panzer gegründet, hat eine österreichische Abteilung, die „Wiener Reihe“. Von dieser ist 1953 der Band „Die Inschriften des Burgenlandes“ erschienen, die Rudolf Zimmerl gesammelt hatte. Nunmehr beginnen die von Herwig Hornung auf Grund der verschiedenen alten Vorarbeiten topographischer Art und seiner eigenen Aufnahmen gesammelten und interpretierten Inschriften des großen, denkmaltreichen Landes Niederösterreich zu erscheinen. Das Gebiet mag zunächst für die Volkskunde abgelegen erscheinen. Wenn man den Band jedoch durcharbeiten beginnt, wird man nicht so bald mehr aufhören. Sind doch außer den Grabplatten, Taufsteinen, Glocken, Wegkreuzen usw. auch alle anderen Denk-

mäler aufgenommen, die eben mittelalterliche und frühneuzeitliche Inschriften, und seien es auch nur Jahreszahlen tragen, und dabei ergeben sich wichtige, oft geradezu überraschende Einblicke. Selbstverständlich sind Inschriften auf Kastenspeichern festgehalten. Aber es fehlen auch die an Zunftkrügen, Schützenscheiben und Waffeisen nicht, und mit der Zeit bemerkt man, daß nicht weniger als 65 datierte Durchzugbalken aufgenommen wurden. Da es sich durchwegs um Stücke des 16. und 17. Jahrhunderts handelt, stellt die genaue Feststellung dieser „Urkunden“ von Bauernhäusern einen ganz wesentlichen Zuwachs unserer Kenntnisse auf dem Gebiet der Haus- und Stubenforschung dar. Und wenn man die Lesungen und Deutungen überprüft, wird man auch feststellen, daß Hornung vorzüglich historisch-philologisch kritisch gearbeitet hat. Mehr als einmal setzt er das erforderliche Fragezeichen genau dort, wo es auch der Leser setzen würde, also beispielsweise bei Nr. 420, einem Durchzugsbalken in St. Anton an der Jeßnitz, der die Jahreszahl 1416 tragen soll. Es würde sich um den ältesten datierten Durchzug im ganzen Land handeln. Aber es dürfte sich doch um eine andere Jahreszahl, vielleicht 1646 handeln. Bei den ebenfalls von den Durchzugsbalken abgelesenen sehr aufschlußreichen Sprüchen merkt Hornung einmal (bei Nr. 412) an, daß das Haus von einem Evangelischen erbaut worden sein soll. Ich glaube, alle hier gebotenen Haussprüche stammen von Protestanten, es muß sich geradezu um eine (aus anderen Landschaften übernommene) Sitte der internen Haussegnung gehandelt haben. Eine breitere Landarbeitung des Stoffes dieser Balkeninschriften aus dem ganzen Land dürfte darüber näheren Aufschluß geben.

Das Buch ist daher von uns aus nicht nur sehr zu begrüßen. Es gehört vielmehr zu jenen Fleiß- und Geduldarbeiten — wie sie fast stets nur nebenberuflich geleistet werden! — die man eigentlich nur mit dem Hut in der Hand respektvoll ankündigen darf. Der Dank aller Benützer ist dem Verfasser, der auch für eine vortreffliche Aufschließung des Bandes durch Register Sorge getragen hat, absolut sicher.

Leopold Schmidt

Franz Lipp, Oberösterreichische Stuben. Bäuerliche und bürgerliche Innenräume. Möbel und Hausgerät. 290 Seiten, mit 33 Skizzen im Text und 68 ein- und 27 vierfarbigen Bildtafeln. Linz 1966, Verlag J. Wimmer. S 290,—.

Unser verehrter oberösterreichischer Kollege legt hier ein umfangreiches, reich bebildertes Werk über das alte Haus- und Wohnwesen in Oberösterreich vor. Es geht dabei im wesentlichen von den Ergebnissen seiner Stubenforschung aus, die er vor kurzem in unserer Zeitschrift (ÖZV Bd. XIX/68, 1965, S. 225 ff.) erstmalig veröffentlicht hat. Dieser Studie entsprechend versucht er die Hauptwohnräume der alten bäuerlichen Wohnhäuser in Oberösterreich mit den Haustypen der gleichen Landschaft in Beziehung zu setzen, ein Grundsatz, über den sich die Bauernhausforschung vermutlich noch eingehender wird aussprechen müssen. Dieser Einstellung nach weist Lipp vorerst die „Kulturlandschaften“ auf, die er nach seinen Vorgängern Kriechbaum, Heckl usw. in Oberösterreich namhaft machen kann, und stellt dann „Die Hauslandschaften als Folge der Kulturlandschaften“ dar. Innerhalb dieser neun Hauslandschaften haben sich also die „Entwicklungen“ vollzogen, wie Lipp das Kapitel „Zur Vorgeschichte und Geschichte des volkstümlichen Wohnens in Oberösterreich“ überschreibt. Der ganzen bisherigen Forschung entsprechend

handelt es sich um ein Kapitel mit vielen problematischen Stellen. Ihm folgt der Hauptteil: „Die Stuben und Innenräume der oberösterreichischen Hauslandschaften“. Den sieben Unterabschnitten sind jeweils sehr instruktive (auch künstlerisch ansprechende) Zeichnungen und Grundrisse von Reinprecht Schöber beigegeben. Es folgt das kleine, aber wichtige Kapitel „Die Stube in Sitte und Brauch“, und eine Zusammenfassung gestattet noch einen „Blick auf das Ganze“, wobei unter anderem die Betonung der Zugehörigkeit des Landes ob der Enns zum „Kochhofen-kulturkreis“ auffallen dürfte.

Diesem Hauptteil des Buches ist ein knapper Ergänzungsteil angehängt, der die „Bürgerlichen Innenräume“ behandelt, die land-bürgerlichen nämlich, also gute Stuben der Sensengewerken, der Salzfertiger usw., deren kulturelles Erbe gerade in Oberösterreich bedeutsam erscheint.

Dieser Erweiterung auf das Schaubare entspricht auch die Ausstattung des Buches, die man in ihrer Reichhaltigkeit gewiß begrüßen wird. Es sind die von Lipp bearbeiteten Räume und ihr Hausrat im Bild dargetan und gleich auch auf den gegenüberstehenden Textseiten ausführlich kommentiert, wobei manches Kommentarwort abfällt, das nicht im Gesamttext vorkommt; übrigens auch manches problematische wieder, das vermutlich fachintern noch diskutiert werden mußte.

Die Bilder sind verschiedener Herkunft und Qualität. Neben den neuen Farbaufnahmen von Innenräumen stehen zahlreiche Aquarelle, die Max Kislinger vor etwa dreißig Jahren geschaffen hat. Der Vergleich fällt nicht selten zugunsten dieser Aquarelle aus, da die modernen Farbaufnahmen durch die Weitwinkeltechnik die Räume unnatürlich groß erscheinen lassen, und durch die Ausleuchtung mitunter auch zu „filmisch“ in den Farben. Die zum Teil in Museen aufgestellten und aufgenommenen Räume wirken außerdem zu leer, zu sauber, sozusagen entkeimt, oder manchmal auch theatralisch. Dennoch freut man sich am Reichtum des gebotenen Materials, beispielsweise an den „Rüstbäumen“ (die nach Lipp eher „Rösbäume“ heißen sollen), an den Möbeln, und schließlich an den vielen nicht unbedingt zum Thema gehörenden Stücken, den Godenschalen etwa oder den Roßkummeten.

Die Erforschung der Innenräume der alten bäuerlichen Häuser, die vor einigen Jahren durch die „Stubenwanderungen“ des Vorarlbergers Wolfgang Rusch in neue Bewegung gebracht worden war, hat durch das Buch von Lipp jedenfalls eine beträchtliche Bereicherung erfahren. Es steht zu hoffen, daß das schöne Gebiet auch weiterhin über die von manchen Verlagen immer wieder vorgelegten Bildbücher über „Bauernstuben“ hinaus gefördert wird.

Leopold Schmidt

Otto Kampmüller, *Oberösterreichische Kinderspiele*. (= Schriftenreihe des Instituts für Landeskunde von Oberösterreich, hg. v. Franz Pfeffer, Nr. 19) O.-Ö. Landesverlag in Kommission, Linz 1965.

Schon nach Jahresfrist läßt der Herausgeber der „Mühlviertler Volksspiele“ (siehe meine Rezension ÖZV 1965, S. 109–112) sein nächstes Buch „Oberösterreichische Kinderspiele“ folgen. Er führt zwar einleitend meine Ratschläge aus der Besprechung an, hat sie aber zu einer Ergänzung des ersten Bandes nicht verwertet und auch im zweiten nur gelegentlich berücksichtigt, den er hauptsächlich aus den Einsendungen zusammengestellt hat, die er Schulkindern auf Grund seiner neuen Umfrage verdankt. Allzu hastig hat er aus der schwer überblickbaren Menge

von 24.800 Beiträgen eine Auswahl getroffen und die „Kinderreime und -lieder“ für einen dritten Band bereitgestellt.

Die Freude, daß sich jemand der spärlich gesammelten Kinderspiele annimmt, wird schon nach einem kurzen Einblick in das Buch getrübt, denn die Zettelmassen befriedigen wie zu erwarten inhaltlich nicht. K. hätte seine eigentliche Aufgabe, gründlich zu sammeln und vor allem die schwer zu beschreibenden Spiele selbst aufzuzeichnen, erfüllen müssen. Seine ergänzenden Aufnahmen an Orten mit unvollständigen oder unklaren Einsendungen halten sich anscheinend in engen Grenzen und sind auch nicht als solche gekennzeichnet. Obwohl von den achtzehn oberösterreichischen Bezirken nur zwölf mitwirkten (und diese nicht gleichmäßig), hat er nicht einmal versucht, die landschaftlichen Lücken zu schließen. Auch die sachlichen, die er allerdings nur teilweise zu erkennen vermochte, ließ er bestehen. So schreibt er S. 139, daß ich in einem Aufsatz auch aus Oberösterreich das Spiel „Henne und Geier“ erwähne, „das uns leider nicht gemeldet wurde“. Danach oder nach anderen einst sehr häufigen Spielen auf Suche zu gehen, ist um einer verfrühten Veröffentlichung willen unterlassen worden. Aus der Menge der Einsendungen sind für den Druck samt allen Varianten und mit den Rätseln nur 468 Nummern als „Kinderspiele“ geblieben, obwohl K. solche augenfällige Machwerke wie „Wir kommen aus dem tiefen Wald, hu-hu-hu!“ abdruckt (von dem er ausnahmsweise noch hervorhebt, daß er dieses Spiel selbst beobachten und aufnehmen konnte).

Auch die wirtschaftliche Möglichkeit, das Buch mit einer beliebigen Zahl von Bildern auszustatten, ist nicht richtig genutzt worden. Sachliche Lichtbilder können volkskundlichen Zeugniswert haben und die Spielbeschreibungen ergänzen (vgl. Haiding, Kinderspiel und Volksüberlieferung; das Buch ist in den Literaturhinweisen angeführt, aber nicht verwertet). Statt dessen hebt K. „eine gut gelungene Fotoreportage (!) über das Bewegungsspiel der Kinder unserer Zeit“ hervor. Diese ansprechenden Bilder machen den Eindruck „veranstalteter“ Aufnahmen, besitzen keinen Quellenwert und sind, wie leider auch viele Spiele, ohne Ortsangaben. Namhafte Mittel wurden für Wiedergaben älterer Zeichnungen und Gemälde aufgewendet, die in einem Buche, das Neuaufzeichnungen bekannt machen soll, durchwegs entbehrlich sind. Die historischen Bilder sind immerhin bis auf einige Fehlinterpretationen für einen allgemeinen Leserkreis nicht so irreführend wie die zahlreichen Deutungen.

Der burgenländische Sammelband von Riedl und Klier, den ich für die Anlage als Vorbild empfohlen hatte, beruht auf einer in vielen Jahrzehnten erworbenen Vertrautheit mit der lebendigen Volksüberlieferung. Daher konnten die Ergebnisse einer Umfrage gut verwertet werden. Klier beschränkte sich trotz seinen Literaturkenntnissen bei jedem Abschnitte auf kurze Hinweise; er wußte die Besonderheit des Quellenwerkes zu wahren und hat damit eine Stoffsammlung von großem und bleibendem Werte geschaffen. Kammüller brachte nicht die Geduld auf, wenigstens einige Jahre lang während der Ferien planmäßig selbst aufzuzeichnen und verwendete andererseits viel Mühe und kostbaren Raum, um zwischen die Spieltexte und -beschreibungen historische Belege, oftmals haltlose Deutungen und auch andere längst überholte Irrtümer einzustreuen. Die angeschlossenen Literaturhinweise, die nach seinen Angaben 566 Nummern umfassen, ließen sich leicht um weitere 1000 Nummern vermehren, die dem Thema näher liegen als manches, was jetzt eingereiht ist, doch damit wie mit den Deutungen be-

eindrückt man nur Fernstehende. Bei genauerem Zusehen werden Flüchtigkeiten offenbar, die schon mit den Namensschreibungen beginnen. Umlaute sind häufig falsch wiedergegeben. Der verdienstvolle F. M. Böhme taucht auch als Boehme auf, Möller ist S. 13 im Text richtig geschrieben, in der zugehörigen Fußnote jedoch Moeller. Statt Künßberg müssen wir meist Kuenssberg lesen, auch anderen ergeht es wie ihm, nur der Name des Herausgebers ist nicht in Mitleidenschaft gezogen. Noch unangenehmer ist es, wenn statt Kühnau Kuehnach steht, R. Much fälschlich Musch heißt, Bartsch als Batsch oder Castle als Cästle erscheint. Der vertraute Mannhardt tritt uns als Manhardt entgegen, Frommann als „Frommans: Die deutschen Mundarten“ ohne Hinweis darauf, daß es sich um eine Zeitschrift oder deren Jahrgang handelt. Bei Preen steht ein gänzlich falscher Titel für seine Publikation in der ZfV 1914, von Vernalcken wird behauptet, daß die zweite Auflage seiner Sammlung unter dem Titel „Handbibliothek für Lehrer und Schulfreunde . . .“ erschienen sei, doch ist dies der Titel der Reihe. Die „Deutschösterreichische Literaturgeschichte“ von Nagl-Zeidler-Castle wird mit dem Erscheinungsjahr 1914 angeführt, ohne Angabe, daß es sich in diesem Jahre um den 2. Band eines mehrbändigen Werkes handelt. Wir lesen ferner: Spamer, A.: Volkskunde. Der „Hinweis“ ohne Jahreszahl, Erscheinungsort usw. dürfte sich auf das Gemeinschaftswerk beziehen, das Adolf Spamer unter dem Titel „Die deutsche Volkskunde“ herausgegeben hat, der darin enthaltene einschlägige Beitrag von Hansen fehlt im Literaturverzeichnis.

I. V. Zingerle hat in seiner grundsätzlich so wichtigen Abhandlung „Das deutsche Kinderspiel im Mittelalter“ (2. Aufl. 1873, S. 45) eine Stelle in Otfrieds Evangelienbuch vorsichtig mit dem Spiele von der „Blinden Kuh“ in Verbindung gebracht: „Schon Otfried scheint dies Spiel im Sinne zu haben, wenn er bei der Verspottung des Heilandes IV. 10,73 sagt: ‚thiu ougun si imo buntun, thaz in zi spile funtun‘“. F. M. Böhme übernimmt dieser Vermutung mit der gleichen Vorsicht, nur daß in seinem an Druckfehlern gesegneten Werk augen, bunten und funten steht (Deutsches Kinderlied und Kinderspiel, 2. Aufl. 1924, S. 628). Mit den gleichen Fehlern bringt dann K. Wehrhan, Kinderlied und Kinderspiel 1909 S. 67, die Textstelle, wobei er entschiedener sagt: „Das Spiel ‚Blinde Kuh‘ kennen schon Fischart, Geiler von Keisersberg und selbst der Weißenburger Mönch Otfried“. K. führt das Zitat wie bei Zingerle an, sagt aber S. 146: „Während in der Bibel bei der Schilderung der Leiden Christi nicht erwähnt wird, daß Jesus die Augen verbunden wurden, sondern es nur heißt: ‚Die Männer aber, die Jesus hielten, verspotteten ihn und schlugen ihn‘, hat der Weißenburger Mönch Otfried bei der Schilderung der gleichen Begebenheit schon das Spiel ‚Blinde Kuh‘ in der Vorstellung,“ zitiert dazu Lukas 22,63. Nun hat Kurt Ranke in seiner Abhandlung „Meister Altwerts Spielregister“ (Schweizer Archiv für Volkskunde Bd. 48, 1952, S. 137 ff.), die zu dem Wertvollsten zählt, was die Spielforschung in den letzten Jahrzehnten vorzuweisen hat, S. 174 und 188 dargelegt, daß es sich bei Otfried um ein anderes Spiel handelt. Der anschließende Vers, den Zingerle nicht anführte, weshalb er auch später wiederholt übersehen wurden, heißt nämlich: „Ich frage-tu ginuagi, uer inan thanne sluagi?“, und dem entspricht Lukas 22,64: „Weissage, wer ist's, der dich schlug?“, auch zahlreiche Passionsspiele enthalten die Szene (Ranke a. a. O., S. 175). Rankes Untersuchung ist zwar ebenfalls in K.s „Literaturhinweisen“ zu finden, jedoch weder zur Beseitigung des so oft weitergeschleppten Irrtums noch zu anderen Er-

kenntnissen genutzt worden. Das Spiel von der „Blinden Kuh“ hat J. Bolte aber (Zeugnisse zur Geschichte unserer Kinderspiele, ZfV, Bd. 19, 1909, S. 383 f.) in dem Egerer Fronleichnamspiel (um 1480) in der Wendung „Kopauff ins Licht“ bezeugt gesehen. Die Juden spielen mit dem verurteilten Heilande zuerst das grobe „Butzbirnen“, dann „Kippe den Kopf zurück“ (um unter dem Tuche ein wenig Lichtschein zu erschassen). Sadoch sagt: „Do will ich gar pald ein tuch zu finden, Domit ich im wil verpinden Seine augen klar und zarte. Nun raufft in wol bei seinem barte!“

Statt etwa auf diese Stelle des ebenfalls im Verzeichnis angeführten und nicht verarbeiteten Bolte zu verweisen, fährt K. fort: „Vielleicht aber spielt in Otfrids Schilderung noch ein Überbleibsel aus dem alten Dämonenkult in vorgeschichtlicher Zeit herein, wonach die Person mit den verbundenen Augen geopfert werden sollte.“ Ohne Bedenken übernimmt er die Deutungen Anna E. Möllers (Das Kinderspiel in Hessen, Gießen 1935, S. 24), die ferner schreibt: „In Gestalt der blinden Kuh übt das Kind in christlicher Zeit spielend diesen heidnischen Brauch und, reich wie das Spiel Hessens ist, hat es neben der blinden Kuh, die blinde Maus, das jüngere ‚Jakob, wo bist du?‘ und . . .“ (der „Reichtum“ besteht nur aus einigen hundert Einsendungen auf Fragebogen, die ihr zur Verfügung standen). K. greift diese Bemerkung S. 148 auf. Er beschreibt eine Spielform des „Brüaderl, wo bist?“ (Kopp, Alpenländische Bauernspiele, S. 41 f.), zu der es eine Fülle von Varianten gibt, die er ebenso übersieht, wie das von Kopp angeführte oberösterreichische „Jogerl, wo bist denn?“ K. entdeckt dagegen eine Ähnlichkeit mit dem „Hahnenschlagen“ (!) und schreibt weiter: „Das von uns angeführte Kinderspiel ‚Simpe(r)l wo bist?‘ verlangt noch eine weitere Deutung. Es kann wohl sein, daß Simpel hier einfach als Spottname gebraucht wird, ähnlich wie das in Hessen für das Spiel ‚Blinde Kuh‘ in neuerer Zeit entstandene ‚Jakob, wo bist du?‘ Simpel wird ja allgemein für Dummkopf und Einfaltspinsel gebraucht . . .“ Beim ahnungslosen Leser entsteht die Meinung „Jakob, wo bist du?“ sei in Hessen entstanden; das hatte aber nicht einmal Möller behauptet. Die auf S. 147 abgebildete Darstellung auf einer griechischen Weinkanne bezeichnet K. als „Kombination zwischen Blinde Kuh und Tempelhüpfen“. Beide Spiele hängen jedoch damit nicht zusammen.

Zu Nr. 139 „Farben erraten“ (einer ungenauen Aufzeichnung Hellers aus dem Jahre 1914) nennt K. Seite 55 irrtümlicher Weise als ähnliche altgriechische Spiele „Ostrakinda“ oder „Tag und Nacht“. Es handelt sich aber um eine Variante zu Kampmüllers Nr. 395! Die Hallstätter Spielform hat er unter die Rate- und Rätselspiele eingereiht, die aus Grieskirchen 112 Seiten später unter die „Rollenspiele“. Doch genug davon.

Schließlich sei noch erwähnt, daß A. de Cock und Is. Teirlinck keine Holländer, sondern Flamen sind. Für den dritten Band möchten wir uns ein sorgfältig bearbeitetes Quellenwerk wünschen.

K. Haiding

Mathias Altmann, Oberösterreichisches Georgicon. Ein Lehrgedicht dargestellt in einem Familiengemälde. Wien 1845. Neudruck 1966, Linz, Oberösterreichischer Landesverlag. 127 Seiten, 2 Abb. S 78,—.

Eine liebenswürdige Überraschung: Das so gut wie unbekannte vormärzliche Lehrgedicht des als „Besitzer des Nigel-Guts in Damberg, Pfarre Taufkirchen“ lebenden Mathias Altmann, das bereits 1828 entstan-

den ist, aber erst durch die Vermittlung von Erzherzog Johann 1845 veröffentlicht wurde, hat eine sehr hübsche Neuausgabe erfahren. Es handelt sich um eine Schilderung des bäuerlichen Lebens im Innviertel, wo der aus einer Wiener Familie stammende Verfasser, der Offizier gewesen war und die Schlacht bei Aspern mitgemacht hatte, jahrzehntelang tatsächlich sein Nigel-Gut, den heute noch bestehenden Altmann-Hof bewirtschaftete. Das harmlose Hexameter-Epos schildert also den Gerstenbau, die Osterfeiertage samt den Eierspielen, Hausvatersorgen mit unterlaufenden Trachtenbeschreibungen, die regelmäßig wiederkehrenden Arbeiten wie Futterschneiden, Zaunflechten, „Einheugen“, dann Düngen, Flachsbrechen, Kartoffelanbau, ferner Klee- und Heumahd, den Johannestag mit den Johannes-Feuern, samt dem Feuersprung der jungen Paare. Der 11. und 12. Gesang ist dem Kornschnitt gewidmet, der 13. der Kornzufuhr, der 14. dem Drusch, und im 15. wird die Weizen- und Gerstenernte zu Ende geführt. Die Gesänge sind selbstverständlich voll von Andeutungen oder auch Beschreibungen von Geräten, Arbeitsbräuden, aber auch von Liedern, wobei es sich offenbar um Mundartdichtungen auf Grund von Volksliedern handelt.

Dem Neudruck des „Georgicon“ ist erfreulicherweise auch einer der ebenfalls von Altmann stammenden „Beschreibung der Commisariats-Bezirke Erlach und Riedau in der Filiale Neumarkt im Hausruck-Kreise“ angeschlossen. Diese „Beschreibung“ bringt recht ausführliche Mitteilungen über „Menschenschlag, Kulturzustand, Kleidung, Sitten, Aberglaube, gewöhnliche Nahrung“, so daß ein wertvoller Beitrag zur Frühvolkskunde von Oberösterreich vorliegt. Bei den „Gebäuden“ bemerkt man unter anderem, daß der „Industrieverein“ damals eine „Sammlung oberösterreichischer Bauernhof-Pläne“ gehabt haben muß (S. 118). Eine Frühform der Bauernhaus-Forschung, von der sonst kaum etwas bekannt sein dürfte.

Angesichts dieser vielen wertvollen Aufzeichnungen und Hinweise wäre wohl eine sachliche Kommentierung des Textes nützlich gewesen. Die ist freilich unterlassen worden, und man muß sich mit einem Auszug aus dem recht wenig besagenden Artikel des Pfarrers Johann Weidenholzer von 1910 begnügen, der hier im Anhang abgedruckt ist. Es bleibt aber die Tatsache des Neudruckes dieser längst verschollenen lebenswürdigen Biedermeierdichtung auf jeden Fall dankenswert.

Leopold Schmidt

Jahrbuch des Oberösterreichischen Musealvereines. 111. Band. 544 Seiten mit zahlreichen Abb. im Text und auf Tafeln. Linz 1966, Oberösterreichischer Musealverein.

Dieses nunmehr bereits im 111. Jahrgang vorliegende Jahrbuch liegt vielleicht nicht in allen volkskundlichen Instituten und Museen auf, es soll deshalb hier einmal ausdrücklich darauf aufmerksam gemacht werden. Es enthält nämlich seit langem und zwar recht regelmäßig auch Beiträge zur Volkskunde, nicht zuletzt die wichtigen Berichte über Neuerwerbungen. Außerdem umfaßt es aber auch regelmäßig kleinere und größere Abhandlungen. Aus dem vorliegenden stattlichen Band seien wenigstens die wichtigsten, das heißt sowohl fachlich belangreichen wie auch nachbarlich interessierenden Beiträge herausgehoben: Amilian und Georg Kloiber haben „Eine alte Handmühle aus Auhof“ behandelt, Hermann Steininger beschäftigt sich mit den „Münzdatierten Tongefäßen von

Moosham und Oed“. Eine köstliche Gruppe alten Hausgerätes behandelt Franz Lipp in seiner Studie über „Figurale Brautschaffel aus Oberösterreich. Zu einer Neuerwerbung des Oberösterreichischen Landesmuseums“. Es sind aber nicht die Schaffeln selber figural, sie wurden nur in Brandstempelung figural verziert. Das Wiener Museum verfügt seit langem über ein gutes Stück aus dieser Gruppe (abgebildet bei M. Haberlandt, Österreichische Volkskunst, Tafel 80/6—7, und jetzt L. Schmidt, Volkskunst in Österreich, Abb. 52). Die Stücke sind offenbar vor und um 1800 in der Gegend von Grieskirchen gemacht worden. — Trude Pretrechner behandelt kurz einige „Stückdekorationen des 19. Jahrhunderts im Bauernhaus“.

Angesichts dieser fördernden Aufsätze wird man es bedauern, daß die Redaktion die nachgelassene Arbeit von Heinrich L. Werneck „Die heiligen drei Jungfrauen von Brunnenthal bei Schärding, ihre Vorläufer und Nachfolger“ aufgenommen hat. Dieser eingefrorene und nunmehr aufgetaute Posthornklang aus einer längst vergangenen Pseudoromantik hätte ruhig ungedruckt bleiben können, auch wenn es sich offenbar nur um einen Akt der Pietät gegenüber dem vor kurzem verstorbenen Verfasser gehandelt haben dürfte. Leopold Schmidt

Anna Maria Achenrainer, *Frauenbildnisse aus Tirol*. Innsbruck, Universitätsverlag Wagner, (1966). 200 Seiten, XVIII Bildtaf., 2 Farbtaf. (= Heimatreihe des Innsbrucker Turmbundes, Band 2).

Anna Maria Achenrainer, Autorin mehrerer Gedichtbände, hat eine Anzahl von Frauenbiographien, die mit Einfühlungsvermögen und spürbarer Anteilnahme erzählt sind, in einem Band vereinigt. Einige dieser Frauengestalten aus Tirol, die hier in ihrem Leben und in ihrem Wirken vorgestellt werden, interessieren auch uns. Die Autorin gibt wohl selbst die Begründung für ihre Abhandlungen und die Gesichtspunkte für ihre Auswahl auf Seite 38 an: „... daß sie im Gedächtnis des Volkes fortlebt ...“ (über Magdalena Annunziata, Erzherzogin von Österreich und Gründerin des adeligen Damenstiftes in Hall in Tirol, das für manche Tradition, die seither volkstümlich wurde, den Anstoß gab).

Die Reihe der Darstellungen beginnt mit einer Gestalt, die so vielen Sagen, auch weit jenseits der Grenzen Tirols, Stoff gegeben hat: mit Margarete Maultasch. Katharina Lanz, dem Mädchen von Springes, jenem schlichten Südtiroler Bauernmädchen, das 1797 gegen die Franzosen gekämpft hat, ist ein eindrucksvolles Kapitel gewidmet. Rosina Straub und Anna Ladurner, Andreas Hofers Ehefrau, sind zwei weitere volkstümliche Frauengestalten aus den Freiheitskriegen. Eine Persönlichkeit von ganz konträrer Wesensart war die Stigmatisierte Maria Mörl, das „Kalterer Fräulein“, das auch heute noch im Volk nicht vergessen ist.

Mit Therese Prantl treten wir in den Kreis der berühmten Zillertaler Sängerfamilie Rainer ein, in deren Truppe sie durch Jahre als gefeierte Zitherspielerin und Sängerin wirkte. Josefine Weiß war es beschieden, das Geschick des Pradler Theaters zu leiten. Als letzte aus dem Reigen der 21 Frauengestalten sei Maria Schlenz genannt, ein Gottscheer Bauernmädchen, das später als Lehrerin in Tirol wirken sollte und, aus dem Volk kommend, durch ihre Kenntnis volkstümlicher Heilmethoden, die sie in Notzeiten an ihren eigenen Kindern anwendete, zu einer auch wissenschaftlich anerkannten Naturärztin wurde.

Maria Kundegraber

Josef Ringler, Tiroler Krippen unserer Zeit. Ein Bildwerk, ausgewählt und eingeleitet. 143 Seiten mit 112 Bildern. Innsbruck 1966, Tyrolia-Verlag.

Der vorliegende sehr schöne Bildband zeigt Ringler wieder mit seinem alten Lieblingsgebiet, der Krippe beschäftigt, und zwar mit einem ihm besonders lieben Abschnitt daraus, nämlich der modernen Tiroler Krippe. Es handelt sich dabei nicht um Volkskunst, sondern um die Weiterführung der Krippe als einer besonderen Erscheinung religiöser Kleinkunst durch bewußte, wenn auch fast durchwegs aus dem Tiroler Bauernum stammende Plastiker.

Ringler hat das Werden der modernen Krippe, die sich außerhalb der Traditionsgruppen der „Krippenfreunde“ vollzog, persönlich miterlebt und beschreibt beispielsweise das Auftreten des Künstlers, der die neue Tiroler Krippe eigentlich geschaffen hat, nämlich des Bildhauers Ludwig Penz aus dem Stubaital sehr lebensvoll. Es kommen alle Persönlichkeiten in Nord- und Südtirol, die an diesem Neuwerden beteiligt waren, zur Geltung, die neuere Grödner Krippenkunst ist ebenso berücksichtigt wie die keramische Krippe, mit der Maria Delago einst begonnen hat. Das feine künstlerische Empfinden Ringlers drückt sich auch in der Auswahl und Art der Abbildungen aus, deren einheitliches Schwarz-Weiß wahrscheinlich der objektiven Erfassung der ganzen Erscheinung zugutekommt.

Leopold Schmidt

Ingrid Kretschmer, Die thematische Karte als wissenschaftliche Aussageform der Volkskunde. Eine Untersuchung zur volkswissenschaftlichen Kartographie (= Forschungen zur Deutschen Landeskunde, Bd. 153) 95 Seiten, Bad Godesberg 1965, Selbstverlag der Bundesanstalt für Landeskunde und Raumforschung.

Aus dem weiten Bereich der kulturräumlichen Volkskunde hat die Verfasserin ein wichtiges Problem herausgegriffen, nämlich die Eignung der verschiedenen Lebensbereiche für die kartographische Darstellung. Diese Frage wurde bisher noch nicht zusammenfassend bearbeitet. Leider hat sie das Thema etwas zu pauschal angefaßt. In ihren Darlegungen vermißt man vielfach die Sachnähe, also die genaue Kenntnis der spezifischen Probleme und darauf fußende konkrete Lösungsversuche. Sicherlich ist es unbillig, von einer Doktorarbeit tieferes Eindringen in die Eigenarten aller Lebensbereiche und zudem noch reiche kartographische Erfahrung zu verlangen, damit die anstehenden Fragen wirklich sachgerecht und einleuchtend behandelt werden können. M. E. wurde das Thema einfach zu umfassend gewandt. — In den Abschnitten über praktische Fragen der volkswissenschaftlichen Kartographie faßt d. V. die Resultate älterer Arbeiten zusammen. Doch vermag man ihren Schwerpunkten und Wertungen nicht immer zuzustimmen. Es ist ein anregendes Buch, auf das man in der weiteren Diskussion häufig zurückkommen wird, wenn auch oft in kritischer Auseinandersetzung.

Günther Wiegelmann, Bonn

Matthias Zender, Sagen und Geschichten aus der Westeifel. Gesammelt und herausgegeben. 656 Seiten, 45 Abb. auf Tafeln, 1 Karte. Bonn 1966, Ludwig Röhrscheid Verlag. DM 36,—.

Das vorliegende stattliche Werk ist eigentlich die zweite Auflage von Zenders „Volksagen der Westeifel“, erschienen 1935. Man konnte diese Sammlung schon damals als eine der „besten Sagensammlungen der letzten Jahrzehnte“ bezeichnen, ich habe das auch getan (WZV Bd. XL,

1935, S. 54 f.), und ich freue mich wirklich, dies nach dreißig Jahren und post tot discrimina rerum noch einmal sagen zu dürfen. Die vorliegende Neuausgabe ist selbstverständlich ein viel wuchtigerer Band geworden. Zender hat aus seinem so vorzüglich gesammelten Material, das seiner eigenen engsten Heimat entstammt und alles in allem ungefähr 10.000 Nummern umfaßt, die Auswahl der wichtigsten Sagen getroffen, immerhin eintausendachtundsechzig Stücke, die von den geschichtlichen Sagen „Aus vordristlicher Zeit“ bis zu den „Prophezeiungen“ reichen. Eine Nachbefragung in der Gegenwart hat ergeben, daß sich auch in der Eifel besonders in den letzten zwanzig Jahren viel verändert hat. Zender konnte bei seinen in den Jahren 1929 bis 1936 erwanderten und erfragten Geschichten bleiben. Die Erzähler, die ihn schon damals interessiert haben, werden auch jetzt wieder betont, nicht nur durch die Beigabe einer Namensliste, sondern auch durch die beigefügten schmucklosen Photos, die auch gleich ein eindrucksvolles Bild von Dorf, Haus und Mensch in der Westeifel geben.

Der Aufschließung des Bandes dient außer dem sehr gut gegliederten Inhaltsverzeichnis ein Personen- und Sachregister sowie ein von Fritz H a r k o r t erstelltes Motiv- und Typenregister. Aus diesem an sich selbstverständlich verdienstlichen Register im Sinn der vergleichenden Märchenforschung erfährt man also die Nummern in den Sagentypenregistern für Flandern oder für Finnland oder für Polen usw. Ich bin aber doch sehr froh, daß inzwischen die Neuauflage der großartigen alten Sagensammlung des Luxemburger Landes von Nikolaus G r e d t (1885 bzw. 1963) erschienen ist. Wenn man die Sagen der Westeifel mit denen des Luxemburger Landes zusammenhält, lernt man nämlich beispielsweise über Motivverbreitung wirklich etwas. Die für diese ganze Landschaft so bezeichnenden merkwürdigen Tempelherrensagen (Zender, S. 39 ff.) z. B. gibt es dort tatsächlich hüben und drüben, aber sonst in der gleichen Form eben nirgends.

Zender ist in den wenigen beigegebenen „Anmerkungen“ auf diese Verhältnisse kaum eingegangen. Er plant ja, wie er im Vorwort versichert, eine „Untersuchung über Motivbestand, Erzählart und Verhältnis des Erzählers zu Sage und Volksglaube“ und ich hoffe auch diesmal, wie auch schon expressis verbis vor dreißig Jahren, daß er nunmehr das Werk herausbringen und damit seine so stattliche Sammlung abschließen wird.

Leopold S c h m i d t

Almut Amereller, **Votivbilder** (aus dem Kloster Andechs). Volkskunst als Dokument menschlicher Hilfsbedürftigkeit. Quartformat, 76 Seiten mit 9 Farbtafeln, 14 Kunstdrucktafeln und 17 Abb. im Text und 1 Karte. München 1965, Heinz Moos Verlag. DM 20,—.

Die Entdeckung des Votivbildes schreitet immer weiter fort. Nach den letzten Endes für unsere Zeit bahnbrechenden wallfahrtstopographischen Arbeiten von Rudolf Kriss folgen nun immer wieder Ausstellungen und kleinere wie größere Veröffentlichungen, die sich meist topographisch an Kriss, der Ausdeutung nach an Lenz Kriss-Rettenbeck anschließen.

Zu den hübschesten Erscheinungen dieser Art gehört der vorliegende Band, in dessen Titel ursprünglich das Kloster Andechs vergessen wurde, so daß es erst auf einer „Bauchbinde“ nachgetragen werden mußte. Dafür kann die Verfasserin sicherlich nichts, die sich im Gegenteil redlich bemüht hat, die große Bedeutung von Andechs zu verstehen und darzustellen. Sie hat dies sogar durch die Karte mit den „Herkunfts-

orten der Votivbilder“ (S. 58 f.) bekundet; gemeint sind freilich nicht eigentlich die Bilder, sondern die Votanten, die ihre Bilder ja nicht unbedingt zuhause haben malen lassen. Es handelt sich um 386 „Exvotos“, welche die Verfasserin auch nach den „Anlässen“ aufgeschlüsselt hat. Ihr Text versucht diesen reichen Bestand nach den „Anlässen ihrer Entstehung“ aufzugliedern, und „Aussage und Gestaltung der Votivbilder“ im engen Anschluß an die Sprachregelung durch Kriss-Rettenbeck darzutun. Es folgt ein kurzer Abschnitt über die „Gnadenmittler“ und schließlich „Deutung und Anliegen der Votivbilder“. Man kann sich bei soviel übernommener Gliederung und Theorie beruhigt an die Bilder halten, und wird vor allem für die ganz ausgezeichneten Farbtafeln dankbar sein. Der Brand eines Bauernhauses in Öpfach, 1681, die Krankheit einer Tapeziererin in München, 1748, das kranke Vieh einer Bauernfamilie, 1834, sie und alle anderen derartigen Anlässe haben interessante, gut gemalte Tafeln zur Folge gehabt, aus denen sich viel anschaulicher Gewinn für die Erkenntnis des bayerischen Volksbarock ergibt.

Leopold Schmidt

Liselotte Hansmann und Lenz Kriss-Rettenbeck, Amulett und Talisman. Erscheinungsform und Geschichte. Optische Präsentation: Claus Hansmann. 270 Seiten, 844 Abb. München 1966, Verlag Georg D. W. Callwey. DM 86,—.

Es ist sicherlich merkwürdig, daß das besonders von Privatsammellern so sehr geschätzte Gebiet der Amulette seit dem Buch von Elisabeth Villiers und A. M. Pachinger (Amulette und Talismane und andere geheime Dinge, München 1927) keine zusammenfassende Darstellung erfahren hat. Fast vierzig Jahre später wird mit dem vorliegenden Band ein Werk vorgelegt, das fast den gleichen Titel führt, aber über das Gebiet im ganzen wie in den so mannigfaltigen Einzelheiten in ganz anderem Ausmaß zu unterrichten weiß.

Das Buch ist eigentlich seinem Kern nach der Katalog der Amulett-Kollektion der Sammlung Rudolf Kriss. Lenz Kriss-Rettenbeck gestaltet nun einmal die Kataloge der von ihm verwalteten Sammlung anders als man dies bei Museumskatalogen gewohnt ist. Das war bei den Votivbildern schon so, bei den Objekten der Volksdevotion ebenfalls, die man in dem Band „Bilder und Zeichen“ (München 1963) suchen muß. Für das Spezialgebiet der Amulette hat der Verlag dem kenntnisreichen Gestalter des Kataloges eine Autorin beigegeben, die offenbar einigermaßen allgemein verständliche Texte schreiben sollte, während ihr Ehemann die Ausstattung des Buches besorgte, jene „optische Präsentation“, die das Buch zu einem der merkwürdigsten, sicherlich aber auch optisch reizvollsten in unseren Jahren macht. Innerhalb dieser Arbeitsteilung also hat Kriss-Rettenbeck die Einleitung, unter dem Titel „Exercitatio“ übernommen, und die ihm zusagenden Kapitel „Sacra und Charaktere“ sowie „Gestalt“, und Liselotte Hansmann hatte die handfesteren Abschnitte „Stein“, „Baum und Kraut“ und „Tier und Mensch“ zu schreiben sowie das zusammenfassende Schluß-Feuilleton „Situation“.

Angesichts der überaus reichen Fülle von Abbildungen nicht nur von Objekten der Sammlung Kriss, sondern von erläuterten alten Bildern, amulettwertigen Stücken aus Schatzkammern usw. ist anzunehmen, daß die Texte, die durch diese Bilder wie durch eingedruckte Seiten aus alten Amulett-Traktaten usw. dauernd unterbrochen werden, kaum viel gelesen werden dürften. Der Fachmann wird es freilich tun

müssen, und sich dann auch mit den nicht eben leicht verständlichen Gedankengängen von Kriss-Rettenbeck auseinanderzusetzen haben. Die größte Schwierigkeit für jeden, der dieses Gebiet betritt, besteht wahrscheinlich darin, daß sowohl das Sammelgut wie die seit Jahrhunderten darüber veröffentlichte Literatur alle Zeiten und Länder mit ihren eventuell als Amuletten verwendeten Gegenständen dauernd durcheinander bringt. Während die gesamte übrige Volkskunde sich redlich bemüht, die Erscheinungen in ihrer örtlich-zeitlichen Bindung darzustellen und zu verstehen, liegen hier Indien, Pompeji und Salzburg eng nebeneinander, man hat wie in Vorweltkriegszeiten den Eindruck, daß es so wieso überall „menschelt“. Nur das Gebiet der mit dem katholischen Devotionalbrauch zusammenhängenden Objekte hat Kriss-Rettenbeck bewußt daraus herausgehalten, das Kapitel „Sacra und Charaktere“ zeigt sein Bestreben, wenigstens hier das Erbgut einer eigenständigen Welt darzutun, ungefähr im Sinn seines Satzes (S. 125): „Der nutznießende Gebrauch der Abbildungen, sei es in Form der kleinen Andachtsbilder, von kleinen Schnitzwerken, Medaillen usw., kann aber in eine derart herzliche, innige und das ganze persönliche Leben umflutende Frömmigkeit eingetaucht sein, daß die Verdammung eines solch handfesten Gebrauchs schon wieder unmenschlich werden kann.“ Es handelt sich um den von Kriss-Rettenbeck in vielen Arbeiten herangezogenen Bereich des „Sakramentalen“, der hier zwar, der Sammlung entsprechend, in die Darstellung einbezogen werden mußte, der aber eben doch seinen geschichtlichen Werden nach selbständig ist. Wir haben in Wien dieser Erscheinung bei der Gestaltung unserer Sammlung „Religiöse Volkskunst“ Rechnung getragen.

Das soll aber kein Einwand gegen das Buch als solches sein, das man trotz der verwirrenden Fülle und Anordnung seiner Bild- und Schriftzeugnisse als sehr wertvoll und nützlich wird ansprechen dürfen. Jede Katalognotiz, jede Bildbeschreibung ist wohl erwogen und sachlich genau, das reiche Literaturverzeichnis führt weitüber das hinaus, was beispielsweise das Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens bieten konnte, freilich nicht zuletzt eben durch die Einbeziehung der Forschungen in den letzten zwanzig Jahren, von denen mancher Zeitgenosse vielleicht erst bei diesem Anlaß erfährt, daß sie vorgenommen wurden und gewirkt haben. Der „Dank“ auf S. 251 bekundet einiges davon in knappen, aber vielleicht gerade deshalb eindrucksvollen Worten.

Leopold Schmidt

Zauberei und Frömmigkeit (= Volksleben, Bd. 13) 133 Seiten, 1 Farbtafel. 1 mehrteilige Photokopie. Tübingen 1966, Tübinger Vereinigung für Volkskunde e. V.

Die Schriftenreihe des Tübinger Instituts umfaßt wohl hauptsächlich Dissertationen und andere Institutsarbeiten, zeichnet sich aber doch immer durch eine gewisse Originalität aus. So konnte es nicht ausbleiben, daß der Band 13 der Serie Themen gewidmet wurde, die mit dem Volksglauben zu tun haben, und daß die drei in dem Bändchen enthaltenen Arbeiten auch durch einen kleinen Vorspruch über die Zahl 13 von Hermann B a u s i n g e r zusammengehalten erscheinen. Da geht es, wie fast selbstverständlich, um „den Zusammenhang zwischen Glaube und Aberglaube“, und wie man immer eben über solche Themen allgemein reden und schreiben mag.

Die drei in dem Bändchen enthaltenen Abhandlungen dagegen sind durchaus konkreter Natur. Zunächst behandelt Regine Grube-Ver-

hoeven „Die Verwendung von Büchern christlich-religiösen Inhalts zu magischen Zwecken“, ein Thema also, das besonders im protestantischen Bereich wichtig erscheint. Dann veröffentlicht Barbara Oertel „Ein Rezept- und Zauberbüchlein vom Ende des 18. Jahrhunderts“. Die aus der Zeit um 1800 stammende Handschrift erliegt im Heimatmuseum Kirchheim unter Teck in Württemberg, und enthält alle jenen volksmedizinischen Gebrauchsanweisungen, die in ähnlichen Büchlein auch bei uns üblich waren. — Der dritte Beitrag schließlich stammt von Irmgard Hampp, der bewährten Kennerin dieses Gebietes, und behandelt unter dem Obertitel „Sigilla Salomonis“ eine sogenannte „Zauberrolle“ aus dem 17. Jahrhundert. Ähnliche lange beschriebene Pergamentstreifen gibt es in mehreren Sammlungen. Die hier publizierte „Zauberrolle“ interessiert uns nicht zuletzt deshalb, weil sie sich um 1700 im Besitz eines österreichischen Landadeligen, des Veit Constantin von Seeau in Oberösterreich, befand. Ein älteres, vorzüglich erhaltenes Gegenstück besitzt die Sammlung Kriss, vgl. die Abb. 400 in Kriss-Rettenbeck, Amulett und Talisman, München 1966, S. 146. Leopold Schmidt

Willi Wechs, Bergbubenjahre — wolkig bis heiter. Erinnerungen eines Bergführers. 221 Seiten mit mehreren Abb. auf Tafeln. Stuttgart 1966. Franksche Verlagshandlung W. Keller Kosmos-Verlag. DM 12,80.

Bücher wie das vorliegende pflegen kaum in den Gesichtskreis der wissenschaftlichen Zeitschriften der Volkskunde vorzudringen. Gerade deshalb sei hier ausdrücklich darauf aufmerksam gemacht: Mit den Jugenderinnerungen des Allgäuer Bergführers Willi Wechs liegt nämlich endlich wieder einmal ein Lebenszeugnis eines alpenländischen bäuerlichen Menschen vor, von denen wir bekanntlich recht wenige besitzen. Der Band reiht sich ohne weiteres an Veröffentlichungen wie die des Kärntners Michael Unterlercher „In der Einsicht“ (St. Rupert bei Villach 1932) oder die des Tirolers Franz Josef Gstrein „Die Bauernarbeit im Ötztal einst und jetzt“ (Innsbruck 1933) an. Nur ist er infolge der hellen Intelligenz des Allgäuers, der jahrzehntelang Bergführer und Skilehrer, dann Hüttenwirt gewesen ist, und der heute als Wirt der Hochvogel-Stuben in Hinterstein lebt, vielleicht noch anschaulicher, und eben ungefähr dreißig Jahre jünger als die beiden genannten Gegenstücke.

Die flüssig erzählten Erinnerungen aus den Bergbauern-Kinderjahren um Hindelang gewähren vor allem vorzügliche Einblicke in das Hirten- und Holzerdasein, das der Verfasser von klein auf miterlebt hat. Gute Schilderungen der verschiedenen Arbeits-, der Wohn-, Schlaf- und Bekleidungsverhältnisse werden durch knappe Darstellungen des Brauchtums ergänzt. Keine Abhandlungen, sondern die Eindrücke der Feste, wie sie der kleine Bub einstmals erlebt hat, und ab und zu auch noch ein gutes Photo von der heutigen Brauchaufführung dazu. Selbstverständlich hat der heranwachsende Bub eine zeitlang auch in einer der bekannten, heute fast zur Gänze verschwundenen Ostrachtaler Nagelschmieden gearbeitet. Die lebensvolle Darstellung ergänzt sicherlich auf ihre Weise die museale Darbietung, die eine solche Nagelschmiede bekanntlich im Deutschen Museum in München gefunden hat. Nicht uninteressant auch die Darstellung des Lebens als Treiber bei den damals noch üblichen Hoftreibjagen. Bei der Schilderung der Gemeinschaftsunterkunft im Hochgebirge fällt auch der dort übliche Name für die Schlaf-

pritsche, die „Bugrad“ ab. Es ist meines Wissens der inneralpenländischen Hausforschung bisher kaum bekannt gewesen, daß der alte slavische Ausdruck für diese „Pogratten“ auch so weit von jeder slavischen Siedlung, eben im Allgäu, verbreitet war und ist. Man hätte es zwar aus der Mundart-Lexikographie entnehmen können (Hermann Fischer Schwäbisches Wörterbuch, Bd. I, Sp. 1510), ist aber vermutlich doch erst durch die neueste Darstellung des Bauernhauses in Schwaben darauf aufmerksam geworden (Heinrich Hötzger und Helmut Prechter, Das Bauernhaus in Bayern, Bd. I: Regierungsbezirk Bayerisch-Schwaben. München 1960. S. 284, Abb. 214). Hier bei Wechs findet sich nun der lebendige Beleg wieder, und daß es sich gerade um ein Wortzeugnis aus einer Holzknecht- und Treiber-Unterkunft handelt, mag auch darauf hinweisen, auf welchem Weg das Wort bis hierhin, an den Nordrand der Ostalpen gewandert sein dürfte. Diese armen Leute sind nämlich merkwürdig viel gewandert und weit herumgekommen. Wechs schildert beispielsweise einen davon, den „Liehard den Geißer“: Im Sommer war er im heimatlichen Allgäu Ziegenhirt, im Winter aber wanderte er bis in den Bayerischen Wald, und verdingte sich dort als Störchuster. Solche kleinen Geschichten von unbekannten Volksmenschchen machen das Buch besonders wertvoll.

Leopold Schmidt

Jahrbuch für musikalische Volks- und Völkerkunde. Bd. II. Berlin 1966. 132 Seiten, mit Noten, und 1 Schallplatte. Verlag Walter de Gruyter & Co. DM 38,—.

Der zweite Band dieses neuen, für das Staatliche Institut für Musikforschung und die Deutsche Gesellschaft für Musik des Orients von Fritz Bose herausgegebenen Jahrbuches macht einen vorzüglichen Eindruck. Die zahlenmäßig wenigen Beiträge sind nicht nur einzeln offenbar wohl fundiert, sondern auch sorgfältig aufeinander abgestimmt. Besonders wichtig ist sicherlich der Beitrag von Kurt Reinhard „Musik am Schwarzen Meer“, der „Erste Ergebnisse einer Forschungsreise in die Nordost-Türkei“ darbietet. Auf einer anderen Ebene liegen die Studien von Walter Graf über „Verwendung von Geräuschen in der außer-europäischen Musik“. Direkt in den Bereich der europäischen Volksliedforschung gehört die Kurzfassung eines Vortrages von Ernst Hilmar „Die Volksmusikforschung in Italien“. Das ist ein Gebiet, das besonders für uns wichtig erscheint, und noch bedeutend stärker ausgebaut werden sollte, schon um die gegenseitigen Beziehungen objektiv erkennen zu lassen.

Leopold Schmidt

Jahrbuch des Deutschen Heimatbundes 1965/66. 447 Seiten, mit zahlreichen Abbildungen im Text und auf Tafeln. Neuß 1966, Deutscher Heimatbund.

Der neueste Band dieses vorzüglichen, höchst lesenswerten Jahrbuches gibt vor allem die Ausführungen bei der Tagung der deutschen Heimatpflege in Marburg an der Lahn 1964 wieder. Uns interessieren davon hauptsächlich die Beiträge von Torsten Gebhard, Dorferneuerung und Denkmalpflege, Justinus Bendermacher, Die Inventarisierung ländlicher Bau- und Siedlungsformen, zu dem der Bericht von Werner Jansen über die Wanderausstellung „Dorfinventarisierung“ gehört. Man bekommt gewaltigen Respekt vor der dort geleisteten Arbeit. Auswirkungen dieser behutsamen, inventarisierenden und landschaftspflegerischen Arbeit lassen sich in den Beiträgen von Tassilo Tröschner, Die Gestaltung des ländlichen Raumes, von Martin Ehlers, Schutz und

Entwicklung des ländlichen Raumes, und von Karl Brunne, Wandlungen in Ortskernen, feststellen. Die Überleitung zu den weiteren Beiträgen bringt die Betrachtung von Wilhelm Landzettel, Mensch — Bauwerk — Landschaft. Der Bauernhausforschung im volkskundlichen Sinn steht schließlich der umfangreiche und vorzüglich bebilderte Beitrag von Friedrich Bleibaum, Zum hessischen Fachwerk und seiner Pflege, besonders nahe.

Drei weitere Vorträge sind auf einem anderen Gebiet, nämlich dem des Brauchtums angesiedelt. Adolf Flecken beschäftigt sich mit „Brauchtumspflege und Schule“, Oskar Golombek hat aus seiner Sicht als katholischer Seelsorger „Heimatliches Brauchtum auf fremdem Boden“ beobachtet, und Max Weber überlegt „Möglichkeiten für die Behandlung des Brauchtums in Gymnasien“, ein sicherlich auch hinsichtlich unserer künftigen Lehrplangestaltung wichtiger Artikel.

Die letzten sechs Beiträge befassen sich im wesentlichen mit dem modernen Bauwesen und gehören daher weniger unserem Interessenbereich an. Die gedankenvolle Studie von Josef Lehmbröck „Die Wandlung der Umwelt“ mit ihren vielen instruktiven Bildern wird man jedoch auch innerhalb unseres Faches mit Gewinn zur Kenntnis nehmen.

Leopold Schmidt

Christa Pieske, **Das freudige Ereignis** und der jungen Kindlein Aufzucht. 76 Seiten. Mit 70 einfarbigen Abbildungen und 10 Farbtafeln. München, F. Bruckmann, 1963.

Den Wert des kleinen Büchleins mag man in der Sammlung der Bilddokumente zum Thema Geburt und Kind finden, ob es sich nun um Bilderbogen, Glückwünsche, Scherzbilder oder Reklamen handelt. Vor allem wird man die Zeugnisse älterer und jüngerer Graphik und Druckgraphik, sowie von Taufbriefen und Taufmedaillen begrüßen, die allesamt in ausgewählten Beispielen vertreten sind, nicht zuletzt aber auch Textstellen aus einigen Jahrhunderten. Da all diese Dinge zu allen Zeiten brauchtmäßig gebunden waren, ist die Ankündigung in unserer Zeitschrift berechtigt, auch wenn wir außer einem spärlichen Literaturverzeichnis keine Quellenhinweise finden. Aber das lag wohl auch nicht im Plan dieses Büchleins, das in die Reihe der kleinen und hübsch ausgestatteten Bildbändchen des Verlages gehört.

Maria Kundegraber

Louis Dujardin-Troadec, **Les cartographes Bretons du Conquet**. La navigation en images 1543—1650. Ouvrage publié avec le concours du Centre National de la Recherche Scientifique. 116 Seiten, 44 Abbildungen. Brest (1966). F 25,—.

Der Verfasser ist Arzt und Altertumsforscher in Saint Renan, heute 81 Jahre alt. Er ist einer der wenigen, die sich mit den Bauernkalendern in Bilderschrift, sogenannten „Mandl-Kalendern“, befaßt haben. Man darf wohl den Dr. Dujardin mit dem dänischen Ärzte und Altertumsforscher Olaus Worm vergleichen, der 1620 die erste und 1643 die zweite Auflage seines Buches FASTI DANICI herausbrachte. Wie sehr dieses geschätzt wurde, geht daraus hervor, daß es in drei österreichischen Bibliotheken vorhanden ist. Wir in Österreich hätten allen Grund, uns mit den Holz- und den Mandl-Kalendern vertraut zu machen, denn der letzte Mandl-Kalender im ganzen deutschen Sprachraum wird noch in Graz gedruckt und von den 13 bekannt gewordenen Holzkalendern des Alpenraumes stammen 9 aus dem alten Österreich.

Der steirische Mandl-Kalender wird heutzutage mehr von den Städtern als von den Bauern gekauft, denn diese fürchten für rückständige Menschen und Analphabeten gehalten zu werden, wenn man sie mit einem solchen sieht. Ich selbst konnte bemerken, daß Leute, denen ich einen Mandl-Kalender zeigte und seinen Inhalt kurz erklärte, ganz verschieden reagierten: Beschränkte lächeln, so daß ich wußte, für wie dumm sie mich hielten, mich mit so kindlichen Bildern abzugeben; klügere unterdrückten das Lächeln, aber nur weise Menschen ahnen, daß hinter den „Mandln“ etwas stecken müsse. Ganz so ging es auch mit den bretonischen Seeführern (Guides nautiques), denen stets ein Mandl-Kalender beigelegt ist. Oberflächliche Vielschreiber (Franzosen und Engländer) sahen in den „Livres de mer des Conquetois“ nur „runische und hieroglyphische Zeichen“ oder „ein Rebus für des Lesens unkundige Bauern“ oder auch „Hefte, welche für Bauern sind, die Symbole an Stelle von Worten und Ziffern brauchen“. Ein Engländer ist der Ansicht, daß die „Bretons almanachs makers“ nur für analphabetische Seeleute arbeiteten, ein anderer hält es für zweifelhaft, ob diese Hefte je einen praktischen Nutzen hatten. In der *Histoire de la Cartographie* von André Libault (1959) werden wohl die Kartenmacher in Italien, in Spanien, in Portugal, in La Rochelle und in Dieppe genannt, nicht aber die bretonischen. Doktor Dujardin hat in langjähriger und mit Liebe getaner Arbeit ein Werk herausgebracht, das so übersichtlich und umfassend wie möglich ist. Sein Inhalt ist ohne Zweifel völlig neu. Es umfaßt 116 Seiten, enthält 44 ausgezeichnete scharfe Abbildungen, davon 13 Karten. Papier und Druck sind über Erwarten gut. Wir finden mehrere alte Mandl-Kalender, die im Gegensatz zu den unseren immerwährende sind, windrosenartige Zeichnungen für den Ausgang von Sonne und Mond, für die Gezeiten in den verschiedenen Häfen und Seekarten, von denen eine von Finnland bis Marokko reicht. So weit segelten eben einst die Bretonen von Le Conquet.

Robert Schindler

Műveltség és Hagymány. *Studia ethnologica Hungariae et centralis ac orientalis Europae. Kultur und Tradition. Jahrbuch des Ethnologischen Instituts der L. Kossuth-Universität Debrecen*, herausgegeben von Béla Gunda. Bd. VIII. Debrecen 1966. Gr. 8°, 224 Seiten.

Aus der Reihe der Aufsätze seien hervorgehoben: Zsoltán Ujváry, *Anthropomorphe mythische Wesen in den Agrartraditionen des ungarischen Volkes und der europäischen Völker*, und: József Szabadfalvi, *Nomades Winterungssystem in der Großen ungarischen Tiefebene*, beide mit reichem Literaturverzeichnis und deutschem Resümee. I. Ferenczi und Z. Ujvári geben eine Übersicht „Anlässe und Typen des Volksschauspiels in der Großen ungarischen Tiefebene“ und kündigen eine diesbezügliche Monographie an. Walter Hirschberg (Wien) steuert einen kritischen Beitrag „Kulturhistorie und Ethnohistorie“ bei. Eine Bücherschau mit gründlichen Referaten rundet den Band ab.

Karl M. Klier †

Edit Fél und Tamás Hofer, **Husaren, Hirten, Heilige. Menschen-darstellungen in der ungarischen Volkskunst**. 70 Seiten mit 17 Abbildungen im Text, dazu 40 Schwarz-Weiß- und VIII Farbtafeln. Budapest 1966, Corvina Verlag.

Wenn zwei so bewährte Kenner der ungarischen Volkskunst, denen wir unter anderem auch den wertvollen Band „Ungarische Volkskunst“ (Budapest 1958; in deutscher Sprache) verdanken, ein derartiges thema-

tisch bestimmtes Bändchen vorlegen, dann handelt es sich selbstverständlich um mehr als eine schöne Bildauswahl. Edith Fél und Thomas Hofer haben aus dem überaus reichen Material des Budapester Museums und einiger anderer Sammlungen Bildzeugnisse für alle mögliche Formen der Menschendarstellung ausgewählt, und ihnen eine vielseitige Interpretation gewidmet. Sie führen von den Grundfragen der Menschendarstellung in der Volkskunst zunächst zu einer kurzen Gegenüberstellung mit der Menschendarstellung in der hohen Kunst, gliedern dann die in Frage kommenden Gattungen und Gegenstände der Volkskunst aus, und wenden sich den auf Volkskunstgegenständen dargestellten Personen, eben den Husaren und Betyaren wie den Hirten und den Heiligen zu. Das Kapitel „Eigenart des künstlerischen Ausdrucks“ muß mit einer Mehrzahl, mit einer Vielzahl von „Eigenart“ rechnen, von der Stickerei bis zur Hirtenschnitzerei gibt es eben viele Möglichkeiten. Der Abschnitt über „Die Schöpfer der Menschendarstellungen“ belehrt in willkommener Weise, was sich von einzelnen einigermaßen bekannten Schnitzer- usw. -Persönlichkeiten eben sagen läßt, wobei die Frage der gar nicht seltenen Selbstdarstellungen besonders wichtig erscheint. Schließlich versucht ein kurzer Schlußabschnitt die Frage „Wie weit sind die Darstellungen ungarisch und bäuerlich“ zu beantworten, und zwar recht positiv. Daneben tritt vielleicht der Fragenkomplex nach den eventuellen Vorlagen dieser Darstellungen etwas zurück. Verzeichnisse der Literatur und der Abbildungen (mit Angabe der Standorte der Gegenstände in den verschiedenen Museen) runden das gute Büchlein zu einer schönen Leistung ab.

Leopold Schmidt

Janós Ákos und Solymos Ede, **Bács-Kiskun megye népművészete.** (Volkskunst des Komitates Bacs-Kiskun), 30 Seiten, 30 Tafeln, VIII Farbtafeln. Kecskemét 1966, Josef Katona-Museum.

In dem beinahe ununterbrochenen Reigen der ungarischen Volkskunstveröffentlichungen fällt dieses querformatige Heft auf, das eine abgerundete und vorzüglich illustrierte Darstellung der traditionellen Volkskunst aus dem Donau-Theiß-Gebiet bringt. Diese typisch ungarische Gegend, in der aber doch auch südslawische Schokazen, Slowaken und Deutsche leben, ist in ihrer alten Volkskunst wesentlich von der Hirtenkunst vergangener Zeiten bestimmt, die in den kleinen Museen der Gegend besonders liebevoll gesammelt wurde. Das Büchlein ist nicht zuletzt durch die Aufzählung der Museen in Kalosca, Kecskemét, Kiskunhalas usw. wichtig, aus der wir unter anderen erfahren, daß ein Museum in Kalosca den Namen des in der vorigen Generation berühmten ungarischen Volksforschers Károly Viski trägt. Der ungarische Text ist erfreulicherweise durch einen deutschen (wie einen englischen und einen russischen) Auszug erschlossen.

Leopold Schmidt

G. Calinescu, **Estetica Basmului.** Editura pentru literatura, Bukarest 1965. 397 Seiten.

Calinescu, dem wir schon ein wertvolles Buch über den rumänischen Märchenerzähler Jon Crenga verdanken (1964 erschienen), hat nun seine schon in früheren Heften der „Revista de Folclor“ veröffentlichten Studien zum Märchen herausgebracht. Es ist hier nicht möglich, mehr als Andeutungen über dieses umfangreiche und vielseitige Werk zu geben, da eine Auseinandersetzung damit eine eigene Abhandlung er-

fordern würde. Calinescu hat sich schon mehrfach als hervorragender Kenner der Volksliteratur ausgewiesen; die Ästhetik des Märchens ist sozusagen die Quintessenz seiner Erfahrungen und seiner Anschauung. Anders als Lüthi nimmt C. nicht den Ausgang von einem festen Erzähltypus in der Art Grimms, sondern er verwertet Erzählstoffe heterogener Herkunft und Eigenart. In mehr als sechzig selbständigen Abschnitten untersucht der Autor — teils unter psychologischen und soziologischen, stärker jedoch unter literarisch-volkskundlichen Gesichtspunkten — die unterschiedlichsten Bestandteile und Probleme des Märchens. Ausgehend von zauberhaften Tieren, den Drachen (die Rumänen unterscheiden zwischen zmei und balauri), Schlangen und Monstren, über Teufel und Hexen zu den heiligen Wochentagen, aber nicht nur auf Märchengestalten beschränkt sondern auch spezifischen Themen zugewandt (wie etwa der Psychologie des „Alten“ oder der Eifersucht von Vater oder Mutter, weiter dem Inzest, aber auch den Requisiten und der Architektur des Märchens) schlägt Calinescu einen weiten Bogen über den Bereich volkstümlichen Erzählens und gewinnt ein Mosaik, das in viele Teile zerfällt und teils bekannte Resultate zeigt, teils neue Erkenntnisse vermittelt.

Es ist lebhaft zu bedauern, daß diesem reichhaltigen Buch ein Sachindex fehlt, so daß man sich etwas mühsam durch die Fülle des gebotenen Materials hindurcharbeiten muß. Den umfangreichsten Abschnitt bildet das Kapitel „Stereotipia“, das siebzig Seiten umfaßt und in seiner vergleichenden Schau auch viel deutsches Material verwertet, während bei den meisten anderen Abschnitten das rumänische Märchen dominiert.

Das Buch könnte noch gewinnen, wenn die Summe der Einzelanalysen stärker in einer Synthese zusammengefaßt werden würde. Eine deutsche Übersetzung ist sehr zu wünschen. Felix Karlinger

Berichtigungen und Ergänzungen

Arbeiten aus dem Institut für Volkskunde und Veröffentlichungen des Österreichischen Volkskunde-Atlas können erfahrungsgemäß nicht rezensiert werden, ohne daß sich Berichtigungen und Ergänzungen einstellen würden. Auch diesmal haben sich zu den Besprechungen in der ÖZV Bd. XX/69, 1966, S. 210 f. und 212 f. solche Einsprüche eingestellt. Wir geben sie kommentarlos wieder, die Leser der betreffenden Veröffentlichungen, der Besprechungen und der Erwiderungen können sich wohl selbst ein Bild machen. Redaktion

Zu ÖZV Bd. XX/69, S. 212 f.

Erwiderung

In Heft 3 dieses Jahrganges der „Österreichischen Zeitschrift für Volkskunde“ (S. 212 f.) findet sich eine Besprechung von Leopold Schmidt über „Volkskundliche Beiträge“, Veröffentlichungen des Institutes für Volkskunde der Universität Wien, Bd. 1. In dieser Rezension werden die Beiträge dieses Bandes als nicht recht „erwachsen“ hingestellt, Schülerarbeiten, und der Publikationsanlaß zur Instituts-eröffnung „vielleicht nicht unmöglich“. Im übrigen müsse man abwarten,

was von den „mehr oder minder noch unsicheren Vorstudien“ der Beiträger „vielleicht zu echten Forschungen führen wird.“

Außer solcher Gesamtharakteristik enthält die Besprechung eine Aufzählung der einzelnen Beiträge. Was zu diesen gesagt wird, geht regelmäßig am Wesentlichen vorüber.

Der höchst gelehrte Beitrag von H. Birkhan, welcher den Band eröffnet und auf den Begriff „schülerhaft“ wirklich nicht angewendet werden kann, wird als nicht hierhergehörig bezeichnet, da Dr. Birkhan Assistent von O. Höfler sei. Dabei ist übersehen, daß Herr Dr. Birkhan auch mein Hörer war, nicht nur der Höflers.

Bei der Arbeit von H. Fielhauer über die Allerheiligenstriezel aus Stroh ist kein Wort darüber gesagt, daß sie einen bisher nur aus wenigen Einzelerwähnungen völlig ungenügend bekannten Brauch erstmals in landschaftlicher Übersicht nach neuen Erhebungen darbietet und in seine Zusammenhänge einordnet. Ähnlich ist es bei der Arbeit von Hannelore Fielhauer-Fiegel über „Die Nikolaushäuschen in Niederösterreich“. Hier wird nur darauf verwiesen, daß Edmund Frieß das Thema schon früher behandelt hat. Nun, Frieß kannte einen einzigen Belegort, Waidhofen a. d. Ybbs. Der Beleg ist aber umstritten und weder mit dem Namen „Nikolausturm“, noch der Form des mehrstöckigen Gestelles verifizierbar. Nicht gewürdigt ist aber, daß die Arbeit von Frau Dr. Fielhauer-Fiegel den Brauch in Niederösterreich erstmals auf Grund neuer, umfassender Bestandesaufnahmen darstellt und durch eine Verbreitungskarte mit 49 Belegen in drei Vierteln des Landes bezeugt. Außerdem wird den Quellströmen des Brauches mit großer Literaturkenntnis und sachlich klugem Abwägen nachgegangen. Ingrid Kretschmer mit ihrem Beitrag „Vom Fragebogen zur volkswissenschaftlichen Karte“ kann auch nicht als unsichere Schülerin bezeichnet werden. Sie ist nicht nur durch ihre Mitarbeit am Österreichischen Volkskundeatlas, sondern auch durch ihr Buch „Die thematische Karte als wissenschaftliche Aussageform der Volkskunde“, Forschungen zur deutschen Landeskunde Bd. 153, Bad Godesberg 1965, als ernste Wissenschaftlerin bestens ausgewiesen.

Vollends merkwürdig wäre es, auch Herrn Karoly Gaál unter die Schüler und Anfänger einzureihen. Dr. Gaál, ein Mann in den Vierzigern, ist ein erfahrener Volkskundler, war Museumsbeamter in leitender Stellung und hat fünf wissenschaftliche Bücher aus dem Bereiche der Volkskunde verfaßt. Seine im angezeigten Bande enthaltene Aufzeichnung der Stinitzer kroatischen Totenklage-Lieder (Burgenland) ist eine kleine Sensation und die erste Veröffentlichung über einen solchen Brauch auf österreichischem Boden.

Der Beitrag von Emil Schneeweis (auch er ein Mann über Vierzig, höchst kenntnisreich und erfahren) „Wandlungen und Wege der Heiligenverehrung“ ist keineswegs bloß schlichte Aufnahmearbeit mit Notizbuch und Kamera, wie es die Rezension hinstellt. Wohl ist der Stoff ganz neu gesammelt, aber der Hauptteil der Arbeit sind Wesensuntersuchungen und das Aufzeigen geschichtlicher Wandlungen. Also eine echte Forscherleistung.

Diese Proben genügen wohl um zu zeigen, daß ein Leser, welcher das Buch nicht kennt, aus der erwähnten Rezension keineswegs einen angemessenen Eindruck erhält.

Richard Wolfram

Ergänzung

Die vollständige Zitierung des Werkes lautet: Österreichischer Volkskundeatlas, unter dem Patronat der Österreichischen Akademie der Wissenschaften herausgegeben von der Kommission für den Volkskundeatlas in Österreich. 2. Lieferung, Richard Wolfram (Wissenschaftliche Leitung) und Egon Lendl (Kartographische Leitung) unter Mitarbeit von Ingrid Kretschmer, Wien 1965, 26 Karten auf 17 Blättern, 2 Bildtafeln und 12 Kommentare, Verlag Hermann Böhlau Nachf., Graz-Wien-Köln, erschienen 1966.

Rudolf Dechant

Vorankündigung

In nächster Zeit erscheint als 12. Band der Veröffentlichungen des Österreichischen Museums für Volkskunde der Katalog des neuen Dependance des Museums: Sammlung Religiöse Volkskunst mit der alten Klosterapotheke im ehemaligen Wiener Ursulinenkloster. Katalog von Leopold Schmidt, mit Beiträgen von Klaus Beitzl und Kurt Ganzinger. Wien 1967. 102 Seiten, 12 Abb., 2 Karten im Text. Preis voraussichtlich S 30,—.

Selbstverlag des Vereines für Volkskunde
Alle Rechte vorbehalten
Druck: Holzwarth & Berger, Wien I
Wien 1966